
3 1761 07758062 9

KAFKA

HANDBUCH DER VERGLEICHENDEN PSYCHOLOGIE

HANDBUCH
DER
VERGLEICHENDEN PSYCHOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON GUSTAV KAFKA

BAND I:
DIE ENTWICKLUNGSSTUFEN DES SEELENLEBENS

Abteilung 1: Tierpsychologie von Gustav Kafka
Abteilung 2: Psychologie des primitiven Menschen von Richard Thurnwald
Abteilung 3: Kinderpsychologie von Fritz Giese

BAND II:
DIE FUNKTIONEN DES NORMALEN SEELENLEBENS

Abteilung 1: Psychologie der Sprache von Hermann Gutzmann
Abteilung 2: Psychologie der Religion von Georg Runze
Abteilung 3: Psychologie der Künste von Richard Müller-Freienfels
Abteilung 4: Psychologie der Gesellschaft von Aloys Fischer
Abteilung 5: Psychologie der Berufe von Otto Lipmann

BAND III:
DIE FUNKTIONEN DES ABNORMEN SEELENLEBENS

Abteilung 1: Psychologie des Abnormen von Hans W. Gruhle
Abteilung 2: Kriminalpsychologie von M. H. Göring
Abteilung 3: Psychologie des Traumes von Sante de Sanctis
Abteilung 4: Psychologie des Geschlechtslebens von Rudolf Allers

1922

VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

HANDBUCH
DER
VERGLEICHENDEN PSYCHOLOGIE

UNTER MITARBEIT VON
R. ALLERS (WIEN), A. FISCHER (MÜNCHEN), F. GIESE (HALLE), M. H. GÖRING (GIESSEN), H. W. GRUHLE (HEIDELBERG), H. GUTZMANN (BERLIN), O. LIPMANN (BERLIN), R. MÜLLER - FREIENFELS (BERLIN), G. RUNZE (BERLIN), S. DE SANCTIS (ROM), R. THURNWALD (HALLE)

HERAUSGEGEBEN VON
GUSTAV KAFKA
IN MÜNCHEN

DRITTER BAND:

DIE FUNKTIONEN DES ABNORMEN SEELENLEBENS

MIT 15 ABBILDUNGEN IM TEXT UND II TAFELN



1922

VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

INHALTSVERZEICHNIS DES III. BANDES

1. ABTEILUNG:
PSYCHOLOGIE DES ABNORMEN VON HANS W. GRUHLE

2. ABTEILUNG:
KRIMINALPSYCHOLOGIE VON M. H. GÖRING

3. ABTEILUNG:

PSYCHOLOGIE DES TRAUMES VON SANTE DE SANCTIS

4. ABTEILUNG:

PSYCHOLOGIE DES GESCHLECHTSLEBENS

VON RUDOLF ALLERS

Seite

PSYCHOLOGIE DES ABNORMEN

VON

HANS W. GRUHLE

EINLEITUNG

In diesem Handbuch ist mir für die Psychopathologie ein enger Rahmen zugeschnitten. Der Beschränkung, der ich mich zu fügen habe, unterwerfe ich vor allem jenes, was irgendwie in die anderen Abschnitte des Werkes hinüberragt. Ferner schließe ich absichtlich alles aus, was in die Psychiatrie hineinführt[1]. So bleibt eine Psychologie des Abnormen übrig, d. h. eine Untersuchung der abnormen seelischen Phänomene, sofern sie für den Psychologen Wissenswertes fördert. Wenn man betrachtet, was die bekannten Lehrbücher der Psychologie zum Problem des seelisch Abnormen beitragen, so bleibt man recht unbefriedigt: man bemerkt die fehlende Anschauungskraft der Verfasser; man erkennt, daß sie sich das Abnorme, das sie erörtern, entweder theoretisch konstruiert oder aus der Literatur wirklichkeitsfremd zusammengestellt haben. Die Psychiater andererseits sind selten theoretisch orientiert, sie versinken zu leicht in der Fülle der Erfahrung, sie haften an den Konkretissimis und werden sich nicht genügend der Voraussetzungen der Betrachtung und der Gesichtspunkte ihrer Einteilung bewußt.

Ich versuche die goldene Mittelstraße zu gehen: aus der Fülle der Erfahrung zu schöpfen und doch dabei das Methodologische nicht außer acht zu lassen.

Wenn ein kritischer Leser manche Theorie abnormer Phänomene und besonders ihrer Entstehung vermißt, so erwäge er, daß die wenigsten in die Psychopathologie, die meisten in die allgemeine Psychiatrie gehören.

BEGRIFF DES ABNORMEN

An der Spitze des Versuchs stehe eine kurze Erörterung des Begriffs des Abnormen, wie er hier zugrunde gelegt ist. Man kann selbstverständlich die Abweichung von einer Norm recht verschieden orientieren, — vor allem aber muß die Norm selbst klar umschrieben sein, von der etwas abweicht. Es stehen sich im Seelischen zwei Gesichtspunkte gegenüber:

1. der Vergleich des seelischen Vorgangs mit dem Durchschnitt gleichartiger Vorgänge,
2. die Beziehung des seelischen Vorgangs auf eine Forderung, eine Wertung.

[1] Dahin rechne ich z. B. die Theorien über die Ursachen der seelischen Störungen.

In der Naturwissenschaft verwendet man meist beide Gesichtspunkte, ohne sich ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit bewußt zu sein. — Der Begriff des Durchschnittlichen ist rein erfahrungsmäßig, statistisch gewonnen.[1] Hier ergibt die Zählung, daß bei irgendeiner Versuchsreihe z. B. 50 Prozent mit einer Leistung von 10—20 reagieren, während 25 Prozent unter 10 bleiben, andere 25 Prozent 20 übersteigen. Es steht nun im Ermessen des Untersuchers, ob er jene 50 Prozent mit der Leistung zwischen 10 und 20 als den *Durchschnitt* bezeichnen will und also folgerichtig die Leistungen unter 10 als unterdurchschnittlich, diejenigen über 20 als überdurchschnittliche (unternormal und übernormal, aber beide abnorm) einschätzen will, oder ob er die Breite der Mittelzone weiter wählt und vielleicht erst diesseits 8 und jenseits 22 die Bezeichnungen abnorm verwendet.

Erhalte ich bei irgendeiner psychologischen Zeitmessung die Werte 1,2 — 5,4 — 6,2 — 2,2 — 4,2 — 4,2 — 4,2 — 2,6 — 6,8 — 2,6 — 3,2 — 2,8 — 3,2 — 14,4 — 2,4 — 16,2 — 3,6 — 3,6 — 2,4 — 4,2 und bringe ich diese Werte in eine ansteigende Reihe, so ergeben sich folgende Ziffern: 1,2 — 2,2 — 2,4 || 2,4 — 2,6 | 2,6 — 2,8 — 3,2 — 3,2 — **3,6** — **3,6** — 4,2 — 4,2 — 4,2 — 4,2 | 5,4 — 6,2 || 6,8 — 14,4 — 16,2.

In dieser Reihe ist 3,6 das Stellungsmittel; ich habe es nun nach den Erfahrungen mit anderen Reihen und sonstigen Erwägungen mit mir auszumachen, ob ich die *Breite der Norm* zwischen 2,6 und 4,2 annehme oder bis 2,4 und 6,2 hinausschiebe. Im letzteren Fall würde ich in der Sprache wissenschaftlicher Alltagsarbeit sagen, daß der Wert 2,2 der Norm noch „nahe stünde“, während der Wert 14,4 zweifelsfrei abnorm sei.

Der Umstand, daß man über die Breite einer solchen Normalzone verschiedener Meinung sein kann, begründet die so häufig wiederholte Behauptung der fließenden Grenzen. Und in der Tat: man wird im Seelischen nach diesen statistischen Gesichtspunkten häufig im Einzelfalle „streiten“ können, ob ein Phänomen schon als abnorm zu bezeichnen oder „noch in den Umfang des Normalen einzurechnen“ ist.

Mag der Einwand auch berechtigt sein, daß bei den seelischen Vorgängen im seltensten Falle von einer wirklichen Meßbarkeit und daher von einer zahlenmäßig genau abzugrenzenden Mittelzone gesprochen werden kann — mag man in den meisten Fällen also nur auf die allgemeine unmeßbare Erfahrung des Forschers angewiesen sein: — *die Methode ist klar*. *Dieser* Abnormitätsbegriff hat nichts mit einer Wertung, nichts mit einer Forderung zu tun. Man verwendet ihn in der Psychologie ebenso, wie man etwa in der Somatologie den Tatbestand einer blauen und einer grünen Iris, das Vorhandensein einer überzähligen Brustwarze usw. als abnorm bezeichnet. In diesen Abnormitätsbegriff ragt noch an keiner Stelle der Begriff der *Krankheit* hinein.

Man würde irren, wenn man annähme, daß auch der Krankheitsbegriff nur auf derselben Basis beruhe[2]. Man könnte vermuten, daß bei ihm nur *ein* Neues hinzukäme, nämlich das *Einsetzen* einer Veränderung. Man könnte die Behauptung aufstellen, daß man als krankhaft einen Vorgang bezeichnen müsse, der eine Form oder Funktion des Körpers oder der Seele derart *abändere*, daß Form oder Funktion nach der Hypo- oder

[1] Genaueres darüber bei *Rautmann* (255 a).

[2] Mit „Krankheit“ ist hier und in der Folge nicht Krankheitseinheit, sondern Krankhaftigkeit gemeint.

Hyperseite aus der Durchschnittsbreite hinausfielen. Man würde im Verfolg dieser Meinung also als abnorm etwa das Fehlen des Pigmentes bei einem Albino (angeboren, unveränderbar), als krankhaft die Zuckerkrankheit (Diabetes) bezeichnen (neu einsetzend, funktionsstörend, fortschreitend). Man könnte sich im Ausbau dieses Gedankens vorstellen, daß nicht nur für jede Funktion und Form eine Durchschnittsbreite ermittelt, sondern diese auch noch nach Geschlecht und Alter abgestimmt worden, und daß jede erhebliche irgendwann neu einsetzende Abänderung als krankhaft zu kennzeichnen wäre. Diesen Grundsatz könnte man auch auf die Lebensdauer ausdehnen, so daß jede Beeinträchtigung dieser Zeitspanne als Folge einer Krankheit anzusehen wäre.

Tatsächlich aber ragen bei der Feststellung des Inhalts des Krankhaftigkeitsbegriffes in jene naturwissenschaftlichen Gedankengänge andere Ideen hinein, die das Leben als Wert anerkennen. Sicherlich nicht unabhängig von den Erfahrungen über den Durchschnitt aber doch grundsätzlich anders orientiert, setzt sich hier der Glaube an einen Idealtypus durch, der für das gesunde Kind, das Weib, den Mann „gilt". Ein gewisses Optimum von Körperstärke, Widerstandsfähigkeit, Kraft, Energie, Aktivität usw. setzt man für den gesunden Mann voraus und ist geneigt, alles, was diese Eigenschaften vermindert, was also die Vitalität und Lebensdauer — den Lebenswert — zu beeinträchtigen vermag, als krank zu bezeichnen. — Mag der Idealtypus körperlicher Gesundheit noch relativ eindeutig sein, so wird das Ideal geistiger Gesundheit schon recht verworren. Hier entfernt sich der seelische Idealtypus schon erheblich vom Durchschnittstypus. Eine große Zahl der Verhaltungsweisen zu den Kulturwerten spielt herein. Vom „rechten", d. h. vom gesunden Mann erwartet man z. B., daß er seine feste Gesinnung habe und sich nicht im Wirbel wechselnder Zeitströmungen leicht mitreißen lasse. Von der „rechten" Frau fordert man eine gewisse Scheu, Zurückhaltung, Takt usw., und man ist geneigt, das gegenteilige Verhalten etwa der englischen Wahlrechtsweiber vor dem großen Kriege als krankhaft zu bezeichnen. Ja, man nennt hier in der Presse gelegentlich schon den Namen einer bestimmten „Krankheit", der Hysterie. Jeder Zeit ist also die Überzeugung eigen, daß eine Fülle der Kultureinstellungen — d. h. bestimmter dieser Zeit eigentümlichen Verhaltungsweisen zur Sphäre der Kulturwerte — als normal, die Abweichung davon als krankhaft (pathologisch) einzuschätzen sei[1]. Man löst sogar die Beurteilung eines Verhaltens als krankhaft von der Persönlichkeit ab, und bezeichnet eine Kulturbewegung oder eine Richtung als pathologisch. Aus diesem ungemein interessanten, hier aber nicht zu behandelnden Gedankenkreis sei nur beispielsweise der Symptome gedacht, die den angeblichen Verfall einer historischen Epoche zu begleiten pflegen, wie etwa des Rückgangs der Religiosität, der Vernachlässigung gesellschaftlicher Sitten, der Auflösung der Familie, des Aufkommens neuer (angeblich entarteter, ja oft als psychotisch bezeichneter) Kunstrichtungen. Hier gilt also ein Kultur-

[1] Bernhard (20) z. B. erklärt, der Verbrecher sei anormal, weil er „selten genug ist, um der (normalen) Mehrheit erheblich zu mißfallen". (Dabei käme es also gleichsam auf ein Abstimmungsergebnis an.) Er sei, wenn man das anormale Verhalten nur an der Schädigung der Gesellschaft messe, gleichsam nur ein spezieller Geisteskranker.

phänomen selbst als krankhaft. Man entwirft sich — je nach der Weltanschauung — von dem sozialen Körper einer Zeit und seiner Entwicklung ein gewisses Idealschema und schätzt die Abweichungen als krankhaft ein. Es ist klar, daß hier kein Häufigkeits-, kein Durchschnittstypus mehr hineinspielt: es handelt sich dabei lediglich um Wertgesichtspunkte. Man erlebt es nicht nur in der Tagespresse, sondern selbst in Arbeiten, die wissenschaftliche Maßstäbe für sich fordern, daß ein Arzt um ein Urteil über irgendeine Kulturerscheinung befragt wird, daß z. B. ein Psychiater ein Gutachten über den Expressionismus als krankhaftes Zeichen einer verfallenden Zeit abgeben soll. Welche Begriffsverwirrung! Woher soll denn dieser Arzt die Maßstäbe seiner Begutachtung nehmen? Mit Worten läßt sich das trefflich durchführen. Man braucht ja nur vom sozialen Körper, von dessen Lebenserscheinungen, Krämpfen, Wehen oder dergleichen zu sprechen, um auch den Arzt und die Heilung bei dieser Gelegenheit leicht und folgerichtig einzuführen. Aber welcher Einsichtige verkennt, daß es sich hier nur um analogische Wortspielereien, um Feuilletons handelt. Der Arzt, auch der Seelenarzt, hat mit der Beurteilung von Kulturerscheinungen als Arzt gar nichts zu tun. Die ganze Frage, ob ein Kulturvorgang als krankhaft zu bezeichnen sei oder nicht, ist müßig. Der Begriff „krankhaft" gehört aus diesen Gedankengängen ganz heraus[1]. Wenn die Zusammenstellung von Ausdrücken wie „pathologische Kunst", „krankhafter Mystizismus" usw. überhaupt einen Sinn haben soll, so kann er nur zweifach orientiert sein:

1. Entweder man versteht darunter die Kunst von Geisteskranken, den Mystizismus pathologischer Personen,
2. oder man will damit nur ausdrücken, daß das als krankhaft kritisierte Phänomen dem Ideal widerstreitet, das sich der Kritiker von Kunst, Mystik usw. gebildet hat.

Es wird klar genug geworden sein, daß ich also eine Anwendung des Begriffes „krank" auf Kulturphänomene entschieden ablehne. Und doch habe ich oben zugegeben, daß der Krankhaftigkeitsbegriff nicht rein naturwissenschaftlich, nicht rein statistisch begründet sei, sondern sich doch in die Sphäre der Werte irgendwie eindränge. Aber man beachte, daß es sich dabei nur um einen biologischen Wert handelt, nur um die Bejahung des Wertes des Lebens, seiner Intensität und seiner Dauer. Und wenn das Bild vom Volkskörper und seiner Gesundheit überhaupt gebraucht werden soll, so kann von ihm nur als von der Summe der einzelnen körperlichen und seelischen Individuen die Rede sein, und von seiner Gesunderhaltung nur als von der Hygiene gesprochen werden. Ein Hygieniker kann als Arzt von dem Einfluß der Frauenarbeit auf den Zeugungsvorgang, auf die Geburtenzahl usw. handeln, — sobald er sich aber anmaßt, über die allgemeine Kulturbedeutung der Frauenemanzipation als eines

[1] Man denke daran, daß Richard Wagners, daß Beethovens Musik seinerzeit für pathologisch gehalten wurde. Nicht aus der Kenntnis der Persönlichkeit, sondern nur der Musik (VII. Symphonie) erklärte Carl Maria von Weber: „Nun haben die Extravaganzen dieses Genius das Non plus ultra erreicht: B. ist nun ganz reif fürs Irrenhaus." (August Göllerich: Beethoven. II. Aufl., Berlin, Bard-Marquardt. S. 51.)

krankhaften Faktors zu sprechen, verleitet ihn seine Selbstüberschätzung zu bedenklichstem methodologischen Fehler.

Es hat sich in der Psychopathologie die Gewohnheit herausgebildet, das angeboren Abnorme als psychopathisch, das erworben Krankhafte als psychotisch zu bezeichnen, obgleich die Wortbedeutung selbst zu einer solchen Unterscheidung eigentlich nicht berechtigt. Aber es ist von verschiedenen Standpunkten aus empfehlenswert, diese Differenzierung streng durchzuführen. Dabei darf man jedoch nicht in den Fehler verfallen, in den der erste Autor geriet, der den psychopathischen Absonderlichkeiten eine eingehende Arbeit widmete: J. L. A. Koch (153). Er nannte seinen Gegenstand psychopathische Minderwertigkeiten, brachte also schon in der Überschrift ein Werturteil, welches er hauptsächlich soziologisch meinte. Sachlich ist gegen diese soziale Bewertung nicht viel einzuwenden, denn die überaus große Mehrzahl der Psychopathen ist sozial minderwertig, sei es, daß sie direkt antisozial (kriminell) werden, sei es, daß sie als lebensuntüchtige hilfs- und rücksichtsbedürftige Persönlichkeiten der Arbeit der andern nur zusehen. Aber mit dem Begriff der Psychopathie — wie Koch meinte — hat diese soziale Eigenschaft der meisten Psychopathen nichts zu tun: auch die Überbegabungen, selbst das Genie sind — wie später gezeigt wird — der psychopathischen Sphäre zuzumessen. Kronfeld (165 und 164) unternimmt neuerdings den Versuch, die Beziehungen methodologischer Art zwischen psychologischen und soziologischen Gesichtspunkten darzulegen.

Begehen schon die Fachleute den Fehler, soziale oder sonstige Werturteile mit dem Abnormitätsbegriff zu verknüpfen, so ist es kein Wunder, wenn das Volk in gleicher Weise verfährt[1]. Der Psychopath (noch mehr der Psychotische) wird nicht wie ein körperlich Kranker eingeschätzt: Jeder „Narr" hat bestenfalls nur etwas Lächerliches, meist aber etwas Verächtliches und Grauenvolles an sich. Geisteskrankheit ist dem Volk eine Schande. Diese Auffassung hat aber keineswegs nur der Ungebildete. Auch beim Literaten findet man häufig den affektbetonten Versuch, die geistige Abnormität eines kulturellen Führers zu behaupten, gleich als ob zugleich mit der Feststellung dieser Abnormität die Persönlichkeit oder die Werke dieses geistig Hochstehenden verunglimpft würden. Zahlreich sind die Versuche der Kulturwissenschaftler, bei der Behandlung des Genieproblems von vornherein jede Erörterung der seelischen Gesundheit des Genies abzulehnen; jene Forscher glauben meist, den Psychiater „in seine Schranken zurückweisen" zu müssen. Aber diese Schranken gibt es natürlich nicht: alles Seelische, auch das Geniale unterliegt der Untersuchung des Psychologen. Nur ist es leider noch nicht Gemeingut aller Gebildeten geworden, daß die Feststellung geistiger Abnormität sich mit kultureller Bewertung nirgends und niemals berührt.

Wie ich es soeben als einen Fehler bezeichnete, wenn Fachpsychologen mit dem Abnormitätsbegriff irgendwelche sozialen Urteile verbinden, so ist auch die Hineinbeziehung des Rassenmomentes fehlerhaft. In der

[1] Vgl. Mönkemöller (207).

Sprache der Psychiatrie herrscht noch vielfach das Wort Degeneration, Entartung[1]. Auch hinter diesem Begriff steckt ein Idealtypus, eine Forderung. Aber selbst wenn in ihn keine sonstigen Wertungen einbezogen werden, sondern lediglich der biologische Wert getroffen werden soll, so ist er für die Psychopathologie wenig brauchbar. Denn es gibt trotz der großen modernen Vererbungsliteratur noch keine einwandfreien Untersuchungen, die eine wirkliche Verschlechterung der Nachkommenschaft durch die geistige Abnormität der Eltern nachwiesen. Man kennt selbstverständlich Familien mit allmählich abnehmendem biologischen Wert, in denen auch geistige Abnormitäten reichlich vorkommen, doch sind auch Stammtafeln sehr wohl bekannt, in denen neben einzelnen Psychosen gar keine sonstige „Entartung“ festzustellen ist. Am besten läßt man den unklaren und vieldeutigen Degenerationsbegriff aus der Psychopathologie ganz heraus[2]. Die beste allgemeine Studie über Degeneration verdanken wir Bumke (36). Die gewissenhaftesten Sonderuntersuchungen über das Vorkommen seelischer Anomalien als ererbter Faktoren hat Rüdin (273, 274) angestellt. Seine und seiner Schüler Arbeiten stellen auch die zugehörige Literatur zusammen.

Wenn man den Versuch macht, die Fülle der Erscheinungen des seelisch Abnormen in eine Ordnung zu bringen, kann man nicht — gleichsam von außen — an das Material ein festes System von Fächern herantragen, in die man nun die einzelnen Erscheinungen unterbringt. Dies würde alles auseinanderreißen, was die Erfahrung doch vereint darbietet. Aber selbst wenn man bestrebt ist, die Gesichtspunkte der Ordnung dem Stoffe selbst zu entnehmen, läßt es sich nicht vermeiden, manches zu trennen, was dem Kundigen in der Natur doch zusammengehörig erscheint. Ich bin mir klar bewußt, daß die von mir gewählte Ordnung manchen unbefriedigt lassen wird — bin ich doch selbst mit ihr keineswegs zufrieden. Aber ich fand keine bessere. Jeder Bearbeiter des gleichen Materials dürfte je eine andere Anordnung wählen; ein consensus omnium ist ganz unmöglich, denn keines dieser Systeme ist irgendwie „verbindlich“. Am lebendigsten und anschaulichsten würde zweifellos jene Darbietung sein, die auf jede Systematik verzichtet und eine Folge von Essays aneinanderreiht, wie dies etwa Theophrast in seinen Charakterbildern versuchte, oder Pelman in seinen psychischen Grenzzuständen (235) in liebenswürdig anregender Weise durchgeführt hat. Jede wie immer geartete Ordnung rückt von der Lebendigkeit ab, und ich nehme daher von vornherein den Vorwurf des Kritikers als berechtigt, aber unumgänglich hin, daß manches in der Natur zeitlich einheitliche Phänomen in der hier gewählten Ordnung zerrissen wurde und

[1] Bei dieser Gelegenheit sei der sog. Degenerationszeichen gedacht, körperlicher Abweichungen in Form oder Funktion (schlechte Zahnbildung, zusammengewachsene Augenbrauen, Beweglichkeit der Ohren usw.), denen man früher (Lombroso) einen großen Wert als Merkmalen verborgener geistiger Anomalien zuschrieb. Heute wird ihre Bedeutung geringer eingeschätzt. Ich selbst halte sie für ganz unwichtig.

[2] Vgl. das anregende, sehr persönliche Buch von Hildebrandt über Norm und Entartung, zu dem ich in vielfachem bewußten Gegensatz stehe (121a).

unter verschiedenen Überschriften wiederholt wiederkehrt. Jede Wissenschaft ist Ordnung, und jede Ordnung tut den Tatsachen in irgend einer Weise Gewalt an. Welche der möglichen Ordnungen aber der Autor seinen Lesern darbieten soll, das hängt meines Erachtens gerade von diesen Lesern ab. Ich glaubte im Rahmen eines Handbuches der vergleichenden Psychologie eine Ordnung wählen zu sollen, die sich zumal für psychologisch geschulte Leser eignet.

ABNORMITÄT DES MASSES (QUANTITÄT)

A. AUF DER GEGENSTANDSSEITE

Seelische Inhalte und Zustände können in mannigfacher Weise abnorm sein. Ganz abgesehen von ihrer Bedeutung im seelischen Gesamtzusammenhang können sie selbst, isoliert, vom Durchschnitt abweichen. Man kann ihnen meist einen Grad, eine bestimmte Intensität zuschreiben. Und so ist es klar, daß eben dieser Grad abnorm sein kann. Dabei richtet sich die Betrachtung zuerst auf jene relativ einfachen seelischen Inhalte, die (nur bedingt richtig) als Elemente unter anderen Elementen angesehen werden können: auf die Empfindungen. Kann eine Empfindung (oder ein Komplex solcher, eine Wahrnehmung) einen abnormen Grad erreichen? Der Gedanke liegt nahe, die Empfindung bliebe sich wohl gleich, es sei die mehr weniger intensive Zuwendung, die Aufmerksamkeitsbesetzung, die abnorm werden könne. Beides ist richtig.

1. Empfindungen

Wenn hier von der Abnormität einer Empfindung die Rede ist, ist nicht die Abnormität des Reizempfängers, des Sinnesorgans gemeint, etwa in dem Sinne, daß z. B. ein Gehörorgan auf Schwingungszahlen schon anspricht, die für das Durchschnittsohr als unterschwellig bekannt sind. Also eine Unter- oder Überempfindlichkeit des Sinnesorgans bleibt hier ebenso außer Betracht, wie das vollkommene Fehlen mancher Sinnesempfindungen etwa bei dem extrem Rot-Grünblinden. Dies wäre ein Kapitel aus der Pathophysiologie der Sinnesorgane. Hier ist von jenen Tatbeständen die Rede, daß bei vollkommen normalen Sinnesorganen, normalen Reizleitungen und normalen Gehirnbahnen und -zentren irgendwelche Empfindungen abgeschwächt zum Bewußtsein kommen, ja in extremen Fällen überhaupt nicht erscheinen. Es handelt sich um das Problem der Hypästhesie, Anästhesie, ferner um die Hyperästhesie, und endlich um die Verfeinerung aller Sinnesqualitäten (Hypersthenie).

Es gibt Ausnahmezustände[1], in denen plötzlich bei nachweislich gleichbleibendem Reiz die Empfindungsintensität stark zunimmt. Das (objektiv gleichbleibende) Rauschen eines Baches schwillt zu gewaltigem Tosen an, — das einförmige Zirpen einer Zikade zerreißt wie mit gewaltsamen Schnitten die Stille der Natur, — die Stimme eines bekannten Menschen erschallt wie die Posaune des jüngsten Gerichts. Oder das wohlbekannte Gelb eines Trambahnwagens brennt plötzlich unerträglich grell in den Augen. In anderen Fällen klingt das längst gewohnte Schlagen der Zimmeruhr so, als

[1] Bei akuten schizophrenen Wahnerlebnissen, in epileptischen Verstimmungen, als „Aura“ epileptischer Anfälle, in hysterischen Entrücktheiten, bei beginnender Narkose und sonstigen Vergiftungen (Fieberdelirien). Auch bei Hirn-Herderkrankungen.

käme es aus weitester Ferne, — der helle Sonnenschein des Sommertages verändert sich wie bei einer Sonnenfinsternis, — der Geschmack einer sonst bevorzugten Speise wird fad und unbestimmt. Solche Phänomene lassen sich keineswegs nur derart auffassen, daß man bei einer scheinbaren Verstärkung der Intensität eine vermehrte, bei einer Abschwächung eine verminderte Beachtung annehmen könnte: — der normale Mensch kann ein Geräusch noch so energisch beachten, es wird dadurch nie zu einem donnernden Getöse anschwellen. Auch die Empfindungsformen (Anschauungen, Strukturen) zeigen sich in solchen abnormen Zuständen gelegentlich verändert:

Ein wohlbekanntes Gesicht erscheint plötzlich verzerrt, irgendeine Gestalt scheint zerstört zu sein. Oder die Gegenstände des Zimmers, in dem ich mich befinde, sind ganz weit weg, gleich als ob ich sie durch ein umgekehrtes Fernglas betrachte (Mikropsie). Der Löffel, mit dem ich in der Teetasse umrühre, wächst plötzlich an, als wolle er das ganze Zimmer erfüllen, — und doch werde ich in diesem Augenblick keineswegs an dem Eindruck irre, daß es ein Löffel ist (Makropsie). Auch die eigenen Körperempfindungen können sich derart verändern: die Mundhöhle nahm riesige Dimensionen an, die Hände erschienen auf die 3—4 fache Größe gewachsen[1]. Ob sich dabei ein im allgemeinen angenehmes oder peinliches Ergebnis herausstellt — die einfachen Töne eines Kinderliedes werden zu unendlich schönem Sphärengesang, das Tropfen der Wasserleitung dünkt dem Fiebernden wie eine Folge von Explosionen — hängt wohl von der begleitenden Grundstimmung ab, z. B. von der Euphorie mancher Vergiftungen.

In anderen Fällen kann man weniger gut sondern, was vom Erlebnis wirklich in der Empfindung begründet liegt, und was nur der Aufmerksamkeitszuwendung entstammt. Wenn man in Zuständen starker Ermüdung eine große Abschwächung mancher Wahrnehmungen, ja schließlich für gewisse Qualitäten eine völlige Unansprechbarkeit (Anästhesie) erlebt, so dürften hierbei wohl beide Komponenten, die Empfindungen selbst und die Schwäche der Zuwendung beteiligt sein[2]. Hiervon wird später bei dem Kapitel der Beachtung nochmals die Rede sein.

2. Vorstellungen und gedankliche Inhalte

Von den Vorstellungen, den mnestisch ekphorierten Empfindungsinhalten, gilt das gleiche: auch ihre Intensität kann über- oder unterdurchschnittliche Grade erreichen. Es ist ja eine wohlbekannte Tatsache, daß gegenüber den Originalempfindungen die wiederbelebten Engramme weniger merkmalreich, abgeblaßter, verschwommener, weniger vivid erscheinen. Es

[1] Schilder (279) S. 14. — Eine Kranke Josefsons (146): „Das Zimmer wird so groß", sie findet „den Arzt so hoch, sein Gesicht so vergrößert". Es handelt sich dabei übrigens nicht etwa um Akkommodationsstörungen. — Ein Fall Oppenheims (zitiert von Josefson 146) sah die Menschen konvex oder konkav. Baudelaire beschreibt im Haschischrausch sehr klar eine Mikropsie: er sieht die Schauspieler auf der Bühne außerordentlich klein und von einer scharfen, sorgfältigen Kontur umrissen. Trotz ihrer Kleinheit konnte er an ihnen die subtilsten Einzelheiten unterscheiden, selbst die Linie, welche die Perückenstirn von der richtigen trennt. (Werke II, Minden, Bruns, S. 45 u. 46). — Vgl. ferner Sittig (297a), Fischer (62a u. b), Heilbronner (104b), Liebscher (178a).

[2] Auch das Ausbleiben der Ermüdungsempfindungen bei großen Affekten, z. B. bei Tobsuchtsszenen, Tanzepidemien usw., gehört zum Teil hierher.

ist hier nicht der Ort, auf die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Empfindungen und Vorstellungen und die Streitfrage einzugehen, ob beide gradweise oder grundsätzlich verschieden seien[1]. Jedenfalls gibt es Persönlichkeiten, die die Fähigkeit haben, je nach ihrem Willen ihren Vorstellungsbildern eine besondere Lebhaftigkeit zu verleihen, — eine solche Lebhaftigkeit, daß sie selbst das Unterscheidungsvermögen dafür verlieren, ob sie Gebilde ihrer Einbildungskraft oder der Wirklichkeit vor sich haben. Ich denke dabei nicht nur an jene Menschen, von denen die Sprache des Alltags sagt, daß sie eine besonders lebendige Phantasie besäßen, sondern an jene Psychopathen, die unter ihren lebhaften Vorstellungen wie unter Sinnestäuschungen leiden[2]. Ein Gefangener, dessen Lebensweise durch die Verhaftung eine völlige Umwandlung erfährt, der allem Verkehr entzogen, der körperlichen Bewegung beraubt, ohne Anregung bei veränderter Ernährung in der Einzelhaft dahinvegetiert, glaubt allmählich nicht nur, aus den seltsamen Geräuschen der Strafanstalt alles mögliche „herauszuhören" (Pareidolien), sondern seine erregte Vorstellungstätigkeit zaubert ihm schließlich leibhaftige Gestalten ins Zimmer, auf die er vielleicht mit erhobenem Wasserkrug angsterfüllt losschlägt (Verfolgungswahn der hysterischen Haftpsychose), oder die ihn in seiner Einsamkeit trösten und ihm wunscherfüllend glücklichere Zeiten herbeizaubern. Man erinnere sich etwa der Szene aus Benvenuto Cellinis Kerkerhaft[3].

Der englische Dichter und Zeichner William Blake entnahm die Motive zu seinen Zeichnungen seinen Gesichten, war sich aber bewußt, daß diese wiederum seiner heftigen Einbildungskraft entstammten. (Freimark 75.) — Eine Kranke erzählt, sie habe im Halbdunkel einen Strauß von Ginsterblüten auf dem Tische stehen sehen. Sie habe sich nun so lange und so lebhaft vorgestellt, daß dies Kirschblüten seien, bis sie die Kirschblüten nicht nur, trotz der völligen Dunkelheit, ganz klar und hell gesehen, sondern auch deren Duft deutlich gerochen habe. (Psych. Klinik, Heidelberg. Mila Schild, 13. Mai 1915.) — Oder man denke der Worte Flauberts: „Die Gestalten meiner Einbildungskraft affizieren mich, verfolgen mich, oder vielmehr ich bin es, der in ihnen lebt. Als ich beschrieb, wie Emma Bovary vergiftet wird, hatte ich einen so deutlichen Arsenikgeschmack auf der Zunge, war ich selbst so richtig vergiftet, daß ich hintereinander davon zwei Indigestionen akquirierte, zwei reelle Indigestionen; denn ich habe mein ganzes Diner wieder von mir gebrochen[4]".

Manche Psychopathen geben sich ihren Wachträumereien jedesmal hin, wenn die Außenwelt ihnen nur Unerfreuliches beschert. Sie ziehen sich dann ganz in ihre Phantasien zurück. Bei einem Falle konnten Bouman und Grünbaum (31) interessanterweise feststellen, daß ein solcher stark Phantasiebegabter bei der Reproduktion visuellen Materials keineswegs Gutes leistete. — An die oft überaus lebhaften Vorstellungen der Kinder sei hier nur erinnert[5].

„Ich konnte lange nicht einschlafen, da betrachtete ich mir die im Zimmer hängenden Bilder. Die nahmen plötzlich alle Gestalt an, auch der Spiegel, Steckkontakt, Wasserflasche, und kamen auf mein Bett zu. Als ich versuchte, mir die Gestalten zu ver-

[1] Ich persönlich schließe mich im wesentlichen Stumpf (313) an und teile weitgehend die Meinungen Semons (290, 291 u. 292).

[2] Vgl. auch das altmodische aber interessante Buch von Hibbert (119).

[3] Rüdins Begnadungswahn (272).

[4] Zitiert nach Dilthey (49, S. 21).

[5] Siehe auch Ribot (264).

verschoben, da ich in ihnen bekannte Gesichter zu entdecken glaubte wichen sie zurück. sie bekamen zum Teil plattgedrückte Stirnen, lange Nasen, ganz hohe Stirnen, Köpfe ganz ohne Hals, dünne Leiber, zu kurze Beine. Die Gestalten lachten mich aus, streckten mir die Zunge heraus und liefen alle Hand in Hand." (Ein Fall aus der Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

Man pflegt solche überlebendigen Vorstellungen als reine oder illusionäre **Pseudohalluzinationen** von den echten Sinnestäuschungen zu sondern. Und in der Tat kann man in vielen Fällen letztere als andersartig unterscheiden: sie sind leibhaftig, stehen mir objektiv gegenüber und fügen sich in den umgebenden Sinnesraum ein, ähnlich, wie wenn ich ein fremdes Bild in ein wohlbekanntes Zimmer hänge. Demgegenüber haben die Pseudohalluzinationen nicht jene Leibhaftigkeit, sie erscheinen mir irgendwie als **meine** Gebilde und pflegen die Sinneseindrücke des Außenraums ganz zu verdrängen. Freilich gibt es eine große Zahl von Fällen, in denen die Ungewandtheit der ausgefragten Person eine Entscheidung verhindert, ob 1. echte Sinnestäuschungen oder 2. Umdeutungen der wirklich vorhandenen Reize der Außenwelt (sogenannte Illusionen oder Pareidolien) oder 3. Pseudohalluzinationen vorliegen. In anderen Fällen mischen sich aber alle drei Phänomene tatsächlich, so daß eine Analyse selbst bei feinster Selbstbeobachtung unmöglich ist[1].

Auch an die überaus lebhaften Vorstellungsinhalte im Traume sei hier erinnert. Schwächliche psychopathische Kinder träumen oft mit solcher Lebendigkeit ängstliche Szenen, daß sie schweißbedeckt, zitternd und schreiend aus dem Schlaf in die Höhe fahren (Pavor nocturnus)[2].

„Es kam mir nämlich vor, als ob ich durch einen Luftballon, der allmählich an Ausdehnung zunähme, in die Luft gehoben würde, hierauf aber, wenn ich bis an die Sterne gekommen, der Ballon platze und ich zur Erde stürze, worüber ich dann in unglaublicher Angst ein heftiges Geschrei ausstieß." (Z. f. Anthropologie 1825, Heft 3, S. 174.)

Nicht im Sinne der großen Leibhaftigkeit einzelner, sondern im vorzüglichen leichten, freien und raschen Ablauf **aller** Vorstellungen äußert sich eine andere Anomalie, die von Zuständen außerordentlicher Gefahr, unmittelbarer Todeserwartung beschrieben worden ist. Bei Erdbeben z. B. beobachtete man solche Vorstellungserleichterungen, und Livingstone erzählt von dem Augenblick, als er unter dem Löwen lag, Ähnliches (Baelz, 8).

Eine Abnormität der Intensität[3] der Vorstellungen nach der **negativen** Seite kommt vor allem in Zuständen der Erschöpfung und Schwermut vor.

---

[1] Anders Jaspers (139—140). Auf seine Ansichten geht auch Stumpf ein (313). Man erinnere sich des Versuches von Perky (236), der an die Stelle einer lebhaft vorgestellten Orange allmählich das reale Bild einer wirklichen Orange treten ließ, ohne daß die Versuchspersonen dies gewahr wurden.

[2] Über Träume vgl. das populäre, alle ernsteren Probleme vermeidende Werk des sehr belesenen Sanctis (277). Siehe auch S. 37 und 75. Vgl. ferner die Alpträume (Cubasch [41a], Roscher [268a].)

[3] Ich übersehe keineswegs, daß das Wort Intensität in diesem Zusammenhange vieldeutig ist, doch kann seine Abgrenzung von Lebendigkeit, Vividität usw. hier wegen Raummangels nicht erfolgen. Siehe dazu Stumpf (313) und Semon (290—291). — Hibbert (119) spricht schon 1825 von der *Vividness*. Die *Ideas* seien *less intense, less vivid or fainter* als *die sensations*. Vgl. auch Linke (184) an mancherlei Stellen, besonders S. 43 u. 170.

Die melancholischen Kranken klagen darüber, daß sie nicht mehr imstande wären, sich ihren Mann, die Kinder, das Haus vorzustellen. Alles schwebe wie in einer unendlichen Ferne, unbestimmt, unklar, verschwommen. Selbst einfache Sinnesqualitäten, wie die Farben, sind nicht mehr ekphorierbar: „Ich weiß gar nicht mehr, wie es in der Welt ausschaut."

Bei den soeben erwähnten Fällen von Abnormität der Intensität von Vorstellungen hatte ich Zustände im Auge, die als Ausnahmezustände dem gewöhnlichen Vorstellungsablauf gegenüberstehen. Das Vorstellungsleben kann jedoch auch an einem ganz anderen Maße gemessen abnorm sein. Der durchschnittlich Begabte bringt die Disposition mit auf die Welt, sich einen gewissen Schatz von Vorstellungen zu erwerben. Diese Dispositionen selbst können nun außerordentlich dürftig, die schließlich erworbenen Vorstellungsinhalte können ungemein gering und kümmerlich sein. Zahlreiche, von Geburt schwachsinnige (imbezille, debile) Persönlichkeiten vermögen sich viele Vorstellungen gar nicht zu erwerben, sie sind, wie schon die Luthersche Bibelübersetzung es treffend benennt, geistig arm[1]. Man verstehe dies nicht so, als wenn das Wesen ihres Schwachsinns allein in der Vorstellungsarmut beruhe; es kommen selbstverständlich auch Defekte der Denkvorgänge usw. hinzu. Aber jener Mangel an Quantität ist doch eines der wichtigsten Kennzeichen. Man denke dabei auch des Taubstummen, dessen geistige Struktur schon deswegen meist unternormal bleibt, weil ihm sein Gebrechen eine Fülle der geistigen Erwerbsmöglichkeiten unterbindet[2].

Schließlich gehören aber auch jene Gedächtniskünstler[3] hierher, die sich eine solche Fülle von Inhalten einzuprägen vermögen, daß der Durchschnittsmensch wie vor einem Wunder befangen steht. Wenn Herr Dr. Rückle im Kopfe 53116 in 4 Quadrate zerlegen kann, wenn Diamandi aus 2000 gelernten Zahlen z. B. die 310. herzusagen vermag, wenn Inaudi 6241×3635 im Kopfe in 21 Sekunden richtig ausrechnet, so sind diese Gaben natürlich abnorm. — Solche Spezialgedächtnisse finden sich gelegentlich auch bei Personen, die im übrigen minderbegabt, ja schwachsinnig sind. (Interessetypen [Van der Kolk, 159, und Wizel, 327]).

G. E. Müller (215) bringt in seinem dreibändigen Werk über das Gedächtnis ein großes Material dieser Überleistungen des Merkens und ihrer verschiedenen Typen zusammen. (Siehe dort auch die neuere Literatur.) Es ist eigentlich kein abnormes Phänomen, sondern eine normale Erscheinung, daß im Alter eine große Zahl der Vorstellungsinhalte unerweckbar wird: das Gedächtnis nimmt ab. Insofern dies darauf beruht, daß der Akt der Erweckung eines Gedächtnisinhaltes geschädigt ist, gehört dieses Moment nicht hierher. Aber die Vorräte selbst gehen allmählich verloren. Mir sind keine genaueren Untersuchungen darüber bekannt geworden, ob im Senium die Inhalte selbst dahinschwinden oder nur ihre sprachlichen

[1] Es findet sich auch bei sonst guter Entwicklung isoliert ein mangelhaftes „Gedächtnis" für geschriebene und gedruckte Wortbilder. Vgl. Schröck (285) mit guten Literaturangaben und eigenen Fällen.

[2] Über den sogenannten moralischen Schwachsinn siehe S. 25.

[3] Das Buch von Offner (232) bringt nur sehr wenig Abnormes.

Symbole. Die allgemeine, nicht an genauer wissenschaftlicher Forschung orientierte Erfahrung scheint dafür zu sprechen, daß die sprachlichen Vorstellungsinhalte zuerst ausfallen. Anfangs sind es die Bezeichnungen für die relativ selten wiederkehrenden (und also wenig geübten) Inhalte — die Eigennamen —, welche verlorengehen, dann folgen die sonstigen Hauptwörter und die Eigenschaftswörter für Anschauliches, dann die für Unanschauliches, ferner die Zeitwörter, Präpositionen, Konjunktionen, Grußformeln. Ribot nennt diese Regel die *Loi de la regression;* sie besagt das eigentlich Selbstverständliche, daß das wenigst Geübte (Eigennamen und jüngst Erworbenes) zuerst zugrunde geht. — Nicht nur im Alter, auch durch manche Erkrankungen des Gehirns verschwinden viele Gedächtnisinhalte allmählich [1]. Aber es kommt auch vor, daß das Gedächtnis plötzlich eines Teiles seines Materials beraubt wird. Es finden sich dann Lücken in der Erinnerung an den zeitlichen Ablauf der Erlebnisse, die ganz scharf umgrenzt sind (zeitliche Amnesie). Es handelt sich dabei stets um schwere plötzliche Schädigungen des Gehirns, teils durch innere (Gehirnblutung), vor allem aber durch äußere Umstände (Gehirnerschütterung, Schädelbruch). Das Interessante dabei ist nicht der Umstand, daß vom Augenblick der Schädigung an sich nichts Neues mehr einprägt. Denn der Radfahrer, der eine bergab führende Straßenkurve falsch genommen hat und mit dem Kopf gegen eine Mauer geprallt ist, ist von diesem Augenblick ab natürlich bewußtlos: er nimmt keine neuen Eindrücke mehr in sich auf, und es ist selbstverständlich, daß er für die Zeit vom Unfall bis zum Erwachen aus seiner Bewußtlosigkeit keine Erinnerung hat (einem Narkotisierten vergleichbar). Interessant ist vielmehr, daß auch die Ereignisse, die dem Sturz unmittelbar vorausgingen, häufig ganz vergessen worden sind (retrograde Amnesie). So vermag er sich z. B. nicht mehr daran zu erinnern, von welchem Ort er denn am frühen Morgen weggefahren ist, wo er zuvor übernachtet hatte usw. Alles weiter Zurückliegende ist ihm jedoch dann wiederum wohlbewußt [2]. Ganz andersartig sind jene Amnesien zu

[1] Arteriosklerose des Hirns, progressive Paralyse u. a. Diese Kranken pflegen die zahlreichen Lücken ihres Gedächtnisses dann häufig durch beliebige, immer wechselnde kleine Erfindungen auszufüllen, sogenannte Konfabulationen.

Es ist höchst seltsam, wie Schopenhauer auf den Störungen des Gedächtnisses eine Theorie des Wahnsinns aufbaut (Welt als Wille und Vorstellung. II. § 32, und III. § 36): Die eigentliche Wurzel des Wahnsinns sei die Störung des Gedächtnisses. Die Gesundheit des Geistes bestehe vor allem in vollkommener Rückerinnerung jedes eigentümlichen oder bedeutsamen Vorganges. Werde die Verbindung des Gegenwärtigen mit dem Abwesenden und Vergangenen, aus welcher allein ein lückenloses und richtiges Weltbild hervorgehe, zerstört oder verfälscht, so trete jene Erscheinung ein, die wir Wahnsinn nennen. Der Faden des Gedankens sei zerrissen, der fortlaufende Zusammenhang sei aufgehoben, keine gleichmäßig zusammenhängende Rückerinnerung der Vergangenheit sei möglich. Die Lücken der Rückerinnerung würden mit Fiktionen ausgefüllt, die entweder, stets dieselben, zu fixen Ideen würden: dann ist es fixer Wahn, Melancholie; oder jedesmal andere sind, augenblickliche Einfälle, dann heißt es Narrheit. — „Meine vieljährige Erfahrung hat mich auf die Vermutung geführt, daß Wahnsinn verhältnismäßig am häufigsten bei Schauspielern eintritt." (!)

[2] Man stellt sich vor, daß die Gehirnerschütterung besonders diejenigen Engramme auslöscht, deren „Spur" noch sehr jung, frisch war. Welche materiellen Vorgänge solchen „Auslöschungen" zugrunde liegen, kann nicht einmal geahnt werden. Vgl. zu den organischen Amnesien auch das alte Werk (1822) von Prichard (249).

beurteilen, bei denen nicht eine Zeitstrecke, diese aber mit allen ihren Inhalten, ausgelöscht ist, sondern bei denen ein innerer Erlebniszusammenhang (ein Komplex) vergessen worden ist: z. B. alles, was im Leben einer Frau mit ihrem Geliebten zusammenhängt. Hierüber wird später bei der Frage der psychogenen Ausschaltungen gesprochen werden.

Es ist seltsam und dabei nicht unwichtig für die Lehren der Psychologie des Normalen, daß gelegentlich nicht die Gedächtnisinhalte selbst verlorengehen, sondern in sich nur gleichsam eine Unordnung erfahren. Wenn man in solchen Fällen auch nicht eigentlich von einer Abnormität der Quantität oder Intensität reden kann, so liegt doch auch keine eigentlich qualitative Änderung vor. Nur die Vorstellungsformen sind gestört, die raumzeitliche Anordnung, die Struktur hat gelitten. So erwähnen die Spezialstudien gern das Beispiel Ludwig Tiecks.

Tieck ging von Berlin aus seiner Braut entgegen, die von Hamburg zurückkehrte. Bei einer Waldschenke jenseits Tegel wollte er sie erwarten. Allein schon ehe er diesen Ort passiert hatte, sah er in erregter Stimmung die Schenke. Zwar lag sie auf der unrechten Seite der Straße; allein sie war so deutlich, der bekannte Wirt stand unter der Tür, die Hühner liefen auf dem Hofe, daß er nicht weiter zweifeln konnte. Da er keinen Steg über den längs der Straße laufenden Graben fand, entschloß er sich zum Sprunge, und erst, als er nach zu kurzem Sprunge im Graben lag, verschwand die Erscheinung. Das Bild war offenbar von der aufgeregten Phantasie hervorgebracht; aber es erschien nur an einer bestimmten Stelle, was ohne Zweifel durch eine passende Umgebung und durch den richtigen Ton des Hintergrundes vermittelt wurde [1].

Man kann die Störungen in der Struktur (Gestalt) von Vorstellungskomplexen deshalb nicht scharf von denen der Wahrnehmungstrukturen trennen, weil in die letztere stets die früher erworbenen Vorstellungen mit Eingehen (in einer Weise, die hier nicht näher erörtert werden kann [2]). Es ist interessant, daß im wirklichen Erleben irgendwelche Eindrücke ganz richtig einander zugeordnet sein konnten, aber in der Erinnerung steht dann alles auf dem Kopf (*Paramnésie à images renversées*). Es handelt sich z. B. im Falle Jules von Lemaître (172, S. 115) um ein Erlebnis des *déjà vu* (siehe später), bei dem der Kranke glaubt, die im Augenblick erlebte Situation schon einmal erlebt zu haben, aber mit allen umgekehrten Einzelheiten („*les enfants ayant la tête en bas, le pied des arbres et l'herbe étant en l'air*" usw.) [3].

Auch ein Fall Janets gehört hierher [4]: (135) Eine Frau glaubte bei allen ihren Körperbewegungen verkehrt zu gehen 'oder umgekehrt bewegt zu werden. Alles kam ihr rechts und links vertauscht vor. Beim Laufen schien es ihr also, als ginge sie umgekehrt. Bewegte sie sich nicht, oder war sie in fremder Umgebung, so fiel das seltsame Phänomen weg. — Auch manche Medien (Flournoy, 66) verlieren im Ausnahmezustand die Orientierung über die Körperlage und über rechts und links. Wenn man Flournoys Helene z. B. in den rechten Zeigefinger stach, bewegte sie den linken. (Allochirie). — Eine seltsame Drehung der Objekte in der Horizontalen um 180° beschreibt Pick (246a) bei Geisteskranken.

[1] Naegeli, S. 530 (221). Siehe auch den Fall von Saint-Paul, zitiert von Pick (242).

[2] Über die Vorstellungstopik der Blinden vgl. Müller (215), II, 350.

[3] Vgl. auch Müller (215), II, S. 118.

[4] Vgl. auch Müller (215), II, S. 207.

Teils in Beziehung zur geistigen Armut, teils zur Pathologie des Gestaltcharakters stehen die Abnormitäten des Erwerbs der „Zahlmomente“ und die Störungen des Operierens mit Zahlen. Auch in den sogleich noch zu erörternden Agnosien und Agraphien haben die Zahlen ihre Sonderstellung. Einen Versuch, in die Psychopathologie des Zahlenverständnisses einzudringen, macht Otto Sittig (297).

Unter besonderen körperlichen Umständen kann es dahin kommen, daß bestimmte einzelne Vorstellungen oder Gruppen solcher verlorengehen, die zu den Sinnesorganen oder zu den Bewegungsmechanismen nahe Beziehungen haben. Vor allem ist hierbei der Sprache zu denken. Es geschieht, daß bei völlig normal arbeitendem Gehörorgan plötzlich der Sinn des Gehörten entfällt (sprachliche Agnosie [Pick 246b, Knauer 152b, Liepmann 179]). Die Bedeutung der deutlich vernommenen Worte ist verloren gegangen. Es ist, als wenn der Erkrankte eine ihm unbekannte Sprache sprechen höre. Diese Störungen (sensorische Aphasien) sind sehr vielgestaltig, und es würde den Rahmen dieser Abhandlung völlig sprengen, wollte ich näher auf dieses Gebiet eingehen. So gibt es Fälle, bei denen der Kranke nur einzelne Worte (besonders anschaulichen Inhalts) nicht mehr versteht; dann findet man andere Kranke, die den Sinn des Zusammenhangs der gehörten Rede durchaus nicht mehr begreifen können, obwohl sie noch ein Urteil darüber haben, ob die Reden z. B. französisch oder deutsch sind, und endlich kommen Erkrankungen vor, bei denen die gehörte Sprache sinnlos wie ein Geräusch der Natur zum Bewußtsein kommt. Bei manchen Kranken hat neben der Verständnisstörung der gehörten Rede (oder auch allein) der „Sinn“ für Musik Schaden gelitten: sie vermögen nicht mehr eine Melodie als diese Melodie zu erkennen, oder sie vermögen nicht die einzelnen Töne zu einer Melodie zusammenzuschließen (Amusie [1]).

Ein Leser, dem die systematisch genaue Einordnung der Phänomene sehr am Herzen liegt, könnte hier einwenden, daß solche Erscheinungen doch zur Pathologie der Empfindungen gehören. Er würde irren, denn die Empfindungen treten hier richtig in den seelischen Gesamtzusammenhang ein; was hier gestört ist, ist etwas hinzukommendes Vorstellungsmäßiges: die assoziierten Engramme des Sinnes der Worte. Ähnlich ist es auf dem Gebiete des Optischen: es gibt Störungen, bei denen das Auge in jeder Weise richtig funktioniert, bei denen aber die Zuordnung der Vorstellungsinhalte zu den Wahrnehmungsinhalten wegfällt: ein bestimmter Form-Farb-Komplex wird zwar optisch aufgenommen, doch bleibt die sonst als selbstverständlich verknüpfte Vorstellung (z. B. „Tisch“) aus. Die ganze optische Welt ist plötzlich sinnlos, unverständlich. Auch ein Erfassen und Merken der Gestaltkomplexe ist oft nicht mehr möglich (Seelenblindheit, Gestaltblindheit) [2]. Es sind Fälle beschrieben, bei denen nur in einem Teile des

[1] Vgl. hierzu Förster (71), Alt (4b), Rohardt (268), Mingazzini (203) mit 48 Literaturangaben, Bronislawski (33), Edgren (56), und von der älteren Forschung (mit guten Literaturangaben bis 1899) Probst (250). — Ferner Knauer (152a).

[2] Vgl. hierzu Henschen (114a), Pick (246b), Adler (1a), Liepmann (182a) und besonders Stauffenberg (304) mit 169 Literaturangaben, auch Mann (195) und Goldstein (87). — Ferner Redlich-Bonvicini (258 u. 259), Bychowski (38), Albrecht (2) zum interessanten Problem des Fehlens der Wahrnehmung der eigenen Blindheit.

Gesichtsfeldes die Erfassung der Bedeutung der Wahrnehmungsinhalte Schwierigkeiten macht, obwohl das Sehorgan und seine rücklaufenden Nervenbahnen unverändert sind[1].

Ja, es kommen sogar Erkrankungen vor, bei denen nicht die Auffassung der räumlichen und bedeutungsmäßigen Qualität in bestimmten Bezirken des Gesichtsfeldes Not gelitten hat, sondern bei denen die Aufmerksamkeit den Objekten dieser Bezirke nur mangelhaft zugewendet werden kann. Z. B. zeigte sich einmal bei großer Enge der Aufmerksamkeit (ohne Seelenblindheit) eine Einschränkung des Aufmerksamkeitsfeldes nach rechts um 35—40^0 bei normalem Gesichtsfeld[2].

Gelegentlich vermag ein Kranker zwar Gegenstände seiner Umgebung und allerlei Abbilder richtig zu erkennen, doch versagt sein Verständnis teilweise oder vollkommen gegenüber der Bedeutung von geschriebenen Worten und Sätzen (Alexie). Vielleicht erkennt er noch die Tatsache, daß bei einem Wortzusammensetzspiel das eine Wort mit dem großen Anfangsbuchstaben an den Anfang des Satzes gehört, oder er erkennt noch die Symbolbedeutung eines Wappens: die Sinnbedeutung von Worten selbst vermag er jedoch nicht mehr zu vollziehen[3]. Auch die Farbinhalte können in seltenen Fällen isoliert, zerstört oder vielmehr von den ihnen erfahrungsgemäß zugeordneten Vorstellungen geschieden sein[4].

Auch in der Körperempfindungssphäre können solche Störungen erscheinen. Die einzelnen Berührungs-, Druck-, Schmerz-, Temperatur-, Spannungsempfindungen usw. sind peripher durchaus vorhanden, aber ihre zentrale Zuordnung bzw. Bedeutung ist gestört[5]. Der Erkrankte erkennt nicht mehr, was ich ihm, dessen Augen verbunden sind, für einen Gegenstand in die Hand gedrückt habe (Stereoagnosie). Für Geruch und Geschmack gilt Ähnliches.

In anderen Fällen haben die Bewegungsvorstellungen Not gelitten[6]: der Kranke vermag vielleicht vorgesprochene Worte richtig zu wiederholen, aber er ist außerstande, selbsttätig die Worte für vorgezeigte Gegenstände zu finden, obwohl er sehr wohl weiß, was es für Gegenstände sind. Ein anderer ist nicht mehr fähig, aus eigner Initiative zu sprechen; er vermag

---

[1] Lenz (175) und Mann (195).

[2] Vgl. Balint (6). Freilich gehört diese Störung eigentlich nicht in diesen Zusammenhang.

[3] Schröck (285) über angeborene Wortblindheit. Heilbronner (104).

[4] Eine Übersicht über die gesamte neuere Literatur dieses Problems gibt Sittig (296). Man muß die Farbamnesie von der Farbennamenamnesie unterscheiden! — Siehe auch G. E. Müller (215), II, 639 ff., Adler (1a).

Lewandowsky (177) beschreibt einen solchen Kranken, der zwar zu gezeigten Gegenständen die Farben sprachlich und aus einem Farbenkasten auswählend bezeichnen konnte, der aber sofort versagte, wenn z. B. die Frage an ihn gestellt wurde, was eine (nicht gezeigte) Erdbeere für eine Farbe habe (nicht nur sprachlich). Weder für vorgelegte noch für genannte Farben vermochte er passende Objekte zu benennen. Laubblätter und Siegellack schienen ihm in der Erinnerung gleichfarbig zu sein, während er sich des Helligkeitswertes von irgendwelchen Gegenständen sehr wohl zu entsinnen vermochte. Das Wiederkennen von Farben war erhalten und auch die mechanisch eingelernten Verschen („blau blüht ein Blümelein") waren in der Erinnerung geblieben.

[5] S. Frank (74), Bing und Schwartz (26).

[6] Über das Problem der Bewegungsvorstellungen vgl. Fuchs (83a).

z. B. dem Fragenden nicht zu antworten, wie man das Tier nenne, welches belle und nachts das Haus bewache. Aber in dem Augenblick, in dem ich ihm das Abbild eines Hundes vorweise, findet er richtig den Namen „Hund". Ein besonders schwer Erkrankter endlich ist auch dieses Hilfsmittels beraubt, er kann weder sprechen noch nachsprechen und bringt vielleicht nur noch einzelne Laute als einzige Sprachreste hervor (motorische Aphasie). Man verwechsle diese Störungen nicht mit jenen des Vergessens, bei denen in größerem Umfange das gleiche geschehen ist, was uns oft einmal passiert, wenn uns ein Name (vielleicht für ein Tiroler Dorf, das wir früher oft besuchten) entfallen ist (amnestische Aphasie). Hier in den eben geschilderten Fällen handelt es sich nicht um ein solches Vergessen, handelt es sich also auch nicht um das „Sich-nicht-besinnen-Können" (darüber später), sondern hier ist der Bewegungsentwurf, der Sprachentwurf gestört. Die betreffenden Bewegungsvorstellungen sind dem erweckenden Akt nicht verfügbar. Wenn man bedenkt, daß folgende Hauptformen möglich sind, daß sich diese aber auch noch mannigfach kombinieren können, wird man ermessen, wie vielgestaltig die Störungen sind.

Tabelle I. Schema der Sprachstörungen:

Nachsprechen	Spontansprechen	Sprachverständnis
+	+	—
+	+	+ nur wenn zugleich gelesen wird
+	+	+ nur wenn selbst geschrieben wird
+	+	+ nur wenn zugleich mit gesprochen wird
+	—	+
+	+ nur wenn Gewohntes reproduziert wird (Reihen)	+
+ nur von Gewohntem (Reihen)	—	+
+ nur von Gelesenem	—	+
—	—	+
—	—	—
+	+ doch Wortfindung f. Gegenstände nur bei Abtastung	+
		usw.

Die Schädigung der Bewegungskoordinationen vernichtet in vielen Fällen die betreffende Kategorie nicht vollkommen, sondern verwirrt sie nur, so daß dann (besonders bei mangelhafter Kontrolle durch den Geschädigten selbst) Fehlleistungen entstehen, Verschmelzungen verschiedener Bewegungsentwürfe (Paraphasien). In ganz ähnlicher Weise, wie es soeben für den Sprachmechanismus kurz dargestellt wurde, kann sich die Störung auch auf andere Körperbewegungen erstrecken. Es entstehen dann Fehlhandlungen (Apraxien), die es dem Betroffenen z. B. unmöglich machen, einen Brief zu kuvertieren, die Zahnbürste richtig zu gebrauchen usw. Auch leichte

Verkehrtheiten, Unordnungen bei der Ausführung kommen vor (Parapraxien)[1].

Man darf mit diesen Störungen des Bewegungsentwurfes nicht jene Alterationen der Bewegungsausführung verwechseln, bei denen die Ursache in einer Schädigung der peripheren Apparate gegeben ist, mögen diese Apparate selbst (Muskeln, periphere Nerven) oder ihre Ernährungs- und Führungszentralen (Kerne) betroffen sein. Beim Sprachmechanismus würde man hier von einer artikulatorischen Sprachstörung (im Gegensatz zur Aphasie), also von einer Aussprachstörung, reden. Doch hat dieses pathologische Symptom mit Psychologie wenig zu tun[2].

B. AUF DER ICHSEITE

Die Bewegungen des Körpers sind ein Hauptkennzeichen für die grade vorhandene Lebendigkeit (Regsamkeit) des seelischen Gesamtgeschehens, sei es, daß sie als Mit- oder Ausdrucksbewegungen irgendwelche Regungen begleiten, sei es, daß sie als bewußte Willenshandlungen intendiert werden. Und diese Willensregungen können nun an Intensität und Quantität abnorm sein. Der Gesunde erlebt alltäglich eine Abnahme der Zahl und Kraft seiner Impulse in der Müdigkeit, der Gesunde weiß auch aus eigener Erfahrung sehr wohl, daß traurige Verstimmungen mannigfachster Art die Initiative lähmen. Im Seelenleben des Abnormen unterscheidet man zweierlei. Manche Persönlichkeiten haben von Geburt an eine spärliche und verlangsamte Willensumsetzung, gleichsam ein kleines Willensreservoir. Sie entbehren nicht nur der Ausdrucksbewegungen in hohem Grade (einförmiger Gesichtsausdruck, mangelnde Gesten), sondern sie entbehren überhaupt der ins Motorische und Gedankliche gewendeten Willensimpulse. Sie sind in der Tat rein zahlenmäßig ärmer an Bewegungen und Regungen. Man bezeichnet solche Persönlichkeiten in der pädagogischen Praxis oft als träge (Birnbaum 26c). Aber man trifft damit, wenn man in dieses Beiwort Unlust und Übelwollen hineinlegt, nur einen Teil der Impulsarmen, der Torpiden. Ein anderer Teil gehört zu dem alten Temperamentsbegriffe des Phlegmatikers. Man pflegt ja, abgesehen von der hier nicht zu betrachtenden Grundstimmung, den Phlegmatiker vom Melancholischen dadurch zu unterscheiden, daß beide nur eine geringe Zahl der Impulse besäßen[3]: der erstere führe aber die Bewegung, zu der er sich endlich aufraffe, matt und energielos durch,

[1] Eine genauere Darstellung dieses ganzen ungemein interessanten Gebietes ist nur möglich, wenn man gleichzeitig die Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems herbeizieht. Dies ist im Rahmen dieses Abschnittes des Handbuches ausgeschlossen. Ich verweise auf die neuere Literatur: Besonders die Hirnschüsse haben zugleich mit der sehr verbesserten Methodik reiche Erkenntnisse gebracht. In erster Linie stehen die Forschungen Goldsteins und Gelbs (87, 88), dann jene Poppelreuthers (248). Von einzelnen Studien seien hier als zweckdienlich erwähnt: Heilbronner (103), Adler (1a) und die vortreffliche, auch die Literatur bis in die jüngste Zeit berücksichtigende Studie Lotmars (189), ferner Déjerine (42, S. 68—144), Pick (241), Naville (223). Von älteren Arbeiten wird man besonders Liepmann nicht entbehren können (181—182a).

[2] Vom Stottern wird später noch die Rede sein.

[3] Hierbei ist Spontaneität und Reagibilität meist zusammengefaßt.

während der Melancholiker die wenigen Impulse machtvoll und zielbewußt aktiviere. Die Erfahrung ergibt, daß höhere Grade von Inaktivität oft mit geringen Geistesanlagen gepaart sind. Der Hilfsschullehrer weiß diese torpiden Imbezillen bald von den übrigen Schwachsinnigen zu sondern, und in der Idiotenanstalt verraten die hierhergehörigen Typen ihre Passivität schon dadurch, daß sie sich die Fliegen in Auge und Nase herumkriechen und Kot und Urin unter sich gehen lassen. Im Gegensatz dazu steht der Erethiker, der immer lebendige, unruhige, impulsreiche Typus[1]. Er ist die Steigerung des sanguinischen Temperaments ins Abnorme.

Wenngleich man im Symptomenreichtum des eigentlich Geisteskranken auch Fälle kennt, in denen sich eine motorische Überbereitschaft mit einer gedanklichen Hemmung vereint[2], so ist es in der angeborenen Anlage meist anders: da ist der motorischen Schwerfälligkeit und Armut meist eine geistige Langsamkeit[3], der äußeren Lebendigkeit meist eine innere Unruhe, Unstetheit, Sprunghaftigkeit gepaart. Der angehende Lehrer muß freilich davor gewarnt werden, den Intellekt der stillen, langsamen Kinder zu unterschätzen, den der lebendig regsamen zu hoch zu werten. Geringe Impulszahl trifft mit geistiger Schwerfälligkeit besonders bei jener nicht mit der Anlage verknüpften, sondern erworbenen Willenstörung zusammen: bei der Hemmung und Sperrung. Da läßt zugleich mit der fortschreitenden Störung die Zahl der Impulse nach: der Kranke regt sich immer seltener, jede Bewegung wird langsamer, jeder Entschluß erlischt kurz nach der beginnenden Ausführung. Schlaff, versunken sitzt der Kranke am Tisch, er blickt ausdruckserstarrt oder trübselig auf den angefangenen Brief. Vier Worte von der ersten Zeile sind geschrieben; nun sitzt der Schwermütige schon seit zwanzig Minuten regungslos: er weiß weder weiter zu schreiben, noch findet er die Kraft abzubrechen. Steigert sich diese Hemmung bis aufs äußerste, so spricht man von einer völligen Impuls- und Reaktionslosigkeit: einem Stupor[4]. Oft sind die Handlungen bei der Nahrungsaufnahme der einzig verbliebene Rest der Aktivität. Auch diese

---

[1] In höheren Graden dieser Anlage auch als konstitutionelle Erregung oder schließlich als chronische Manie zu bezeichnen.

[2] Sogenannte agitierte Melancholie mit innerer Hemmung *(Dépression avec agitation)*. Und ebenso umgekehrt eine motorische Hemmung bei seelischer Erregung (im manischen Stupor mit Ideenflucht, *Manie akinétique*).

[3] Ihr braucht keineswegs Oberflächlichkeit, mangelnde Aufwühlbarkeit des Gemütsgrundes (Kerschensteiner) gesellt zu sein.

[4] Man unterscheidet zwei Formen, deren verschiedene Genese sich an zwei, zwar sehr abgebrauchten, aber unentbehrlichen Bildern folgendermaßen klarmachen läßt: beim gehemmten (depressiven) Stupor sind alle Regungen seelischer und motorischer Art langsam, aber fortschreitend so abgebremst worden, daß der Mechanismus gegen die Widerstände nicht mehr ankann, sondern schließlich stillsteht (Abulie). Beim gesperrten (katatonischen) Stupor ist ein Riegel in den Mechanismus geschoben worden, so daß er für den Augenblick eben gesperrt ist: aber in jedem Augenblick kann dieser Riegel beseitigt, die alte Beweglichkeit wieder lebendig werden. Freilich dauern auch diese Stuporformen zuweilen monatelang. — Die zweite Form ist mehr jener plötzlichen Still-Legung zu vergleichen, die man beim Schrecken kennt (Emotionstupor). Nichts geht im Augenblick im Erschrockenen vor: er ist wie vom Donner gerührt (attonitus). — Einen interessanten, aber recht engen Versuch, den schizophrenen Mechanismus auf die Störung der psychischen Aktivität zurückzuführen, macht Berze (22a).

können noch fehlen, so daß der Stuporöse künstlich ernährt werden muß. Die Auffassung des Laien deutet solche Zustände gelegentlich als Schlaf, obwohl sie mit diesem gar nichts gemein haben. In den Tageszeitungen kehren in regelmäßigen Zwischenräumen Geschichten vom schlafenden Bergmann oder der schlafenden Jungfrau wieder, die angeblich schon seit Wochen tief schlafen. Dabei handelt es sich meist nicht um Somnambulismus oder dergleichen, sondern um katatonische Stuporen. Auch manche Jahrmarkts- und Panoptikumswunder gehören wohl in diesen Zusammenhang: auch auf suggestivem Wege (Hypnose) lassen sich solche (dann psychogene oder hysterische) Stuporzustände erzeugen. Schließlich wird auch manche seltsame Erzählung von Wundern aus der Heiligen- und überhaupt der Religionsgeschichte auf der Beobachtung von Stuporen und ihrem gelegentlich ganz plötzlichen Beginn und Ende beruhen. Freilich werden jene Erzählungen dadurch an sich nicht weniger seltsam, denn das Phänomen des Stupors selbst und seiner plötzlichen Lösung ist vorläufig jeder Theorie unzugänglich[1].

Über die subjektive Seite der Sperrung, des katatonischen Stupors, vermag man von den Kranken selbst meist keine gute Auskunft zu erhalten. Dagegen klagen die depressiv gehemmten Kranken oft in eindrucksvoller Weise von ihrer Abulie:

„Sie habe überhaupt nichts mehr tun können, habe sich schon morgens kaum zum Aufstehen entschließen können; gekocht habe sie den ganzen Winter nicht, hätte den ganzen Tag simulieren können, sei ganz schlappig geworden." (Psych. Klinik, Heidelberg, Genoveva Bäumler, 5. Mai 1909.)

Das Gegenstück ist die Tobsucht. Dies ist freilich mehr eine Bezeichnung des Laien; der Fachmann gebraucht lieber den Ausdruck „Erregungszustand" in der Erkenntnis, daß es alle Grade eines solchen Bewegungsüberschusses gibt. Die Zahl und die Energie der Bewegungen und ebenso der rein seelischen Regungen ist oft gleichermaßen vermehrt; nur selten betrifft die Hyperfunktion entweder die motorische oder die geistige Seite. Der normale Mensch kennt die subjektive Seite des leichtesten Erregungszustandes vom Gefühl des Angeregtseins her: nach einer fesselnden, erlebnisreichen Abenddiskussion hat man nicht das Bedürfnis. schon nach Hause zu gehen; nach Schluß eines lebhaften Vortrages redet der Redner auch im kleinen Kreise laut und aufgeregt weiter, oder er läuft mit großen Schritten umher. Jeder, der einen leichten Rausch kennt, kennt dabei auch die besondere Willenslage übermäßiger motorischer und vorstellungsmäßiger Bereitschaft. Schwerere Erregungszustände kommen bei allen möglichen seelischen Ausnahmezuständen und Erkrankungen vor.

Hier ist nicht der Ort, auf die allgemeinen Beziehungen der Willenssphäre zur Gefühlssphäre einzugehen. Hier ist daher auch nicht zu erörtern, wie es wohl erklärt werden möge, daß in der großen Mehrzahl der Fälle mit

---

[1] Neben dem katatonischen, melancholischen und hysterischen Stupor kommen auch bei organischen Hirnerkrankungen Willenstörungen vor, bei denen vor allem die Initiative schwer beeinträchtigt ist. Auf Geheiß führen diese Kranken alles aus, von selbst fast nichts. (Bei der Grippe-Enzephalitis, nach Hirnschüssen oder bei sonstigen Hirnherderkrankungen, siehe z. B. Balint [6]). Auch die Langsamkeit der Ausführung ist bei diesen Kranken oft bemerkenswert. Vgl. Erich Stern (305b)

einer Hemmung gerade eine Schwermut verknüpft ist[1]. Gegenüber dem depressiven Stupor ist die Zahl der manischen Stuporzustände verschwindend gering. Aber an sich sind diese Depressionen natürlich auch schon abnorm durch den Grad ihrer eigenen Intensität. Alle Gemütszustände können dem Grad nach abnorm werden. Es erübrigt sich wohl ihre Aufzählung. Deskriptiv ergeben sie keine besonderen Schwierigkeiten. Da man die Affekte selbst aus eigenem Erlebnis kennt, so vermag man sich auch in ihre gesteigerten Grade leicht hineinzuversetzen. Immerhin bereichert auch hier die Erfahrung des Abnormen den Forscher. Oft wird ein Moment erst in seiner Übertreibung recht klar. Und die Psychiatrie liefert die Beschreibung der äußersten Gefühlsstärken.

Die Gefühle -- im Lippsschen Sinne unmittelbar erlebte Qualitäten oder Bestimmtheiten des Ich; etwas das ich bin, nicht das ich habe[2] — sollen an dieser Stelle nicht daraufhin betrachtet werden, ob ihre Intensität dem Anlaß (Motiv) entspricht; hiervon ist später die Rede. Die Stärke eines wohlbekannten Gefühls kann weit über das durchschnittliche Maß hinausragen, aber es gibt auch Persönlichkeiten, deren sämtliche Gefühlsmöglichkeiten dauernd unter normal erscheinen (siehe unten). So sehr das Gefühl eine Ichqualität ist und daher eigentlich nur subjektiv untersucht werden kann, vermag man der Angabe der Aussagenden selbst doch nicht immer zu trauen. Es gibt nämlich krankhafte Zustände, in denen die Erkrankten sich über den Mangel aller Gefühle beklagen oder einzelne Gefühle zu vermissen behaupten. Dabei ist es nicht so, daß sie nur nicht mehr so ansprechbar sind wie früher, daß etwa dasselbe Erlebnis ihnen nicht mehr den gleichen Eindruck macht wie sonst, sondern sie beteuern, daß manche Gefühle ihnen ganz abhanden gekommen seien. Nicht nur die Fähigkeit zur Freude, zur Lust jeder Art sei verloren[3] — dies könnte man z. B. bei großer Traurigkeit ja leicht „verstehen" —, sondern auch das Mitleiden, Mitgefühl sei verschwunden; jede Teilnahme, jede Erregung um eigene oder fremde Schicksale, jede Spannung auf den Ausgang irgendeines Geschehens sei unmöglich. Solche Kranke äußern etwa: sie seien gefühlsleer, wie abgestorben, versteinert usw.

— — „Weinen kann ich überhaupt nicht mehr, ich bin ganz starr." — — „Ich habe 14 Tage lang kein inneres Gefühl gehabt." — — „Ich habe keine Liebe mehr zu niemandem." — — „Ich bin so unglücklich, weil ich den Mann und die Kinder nicht mehr gern haben kann. Ich bin ganz tot; Sie glauben nicht, wie das ist, wenn man seine Kinder so gern gehabt hat und jetzt, jetzt könnt' ich sie grad sterben sehen, und früher hab' ich Todesangst gehabt, wenn nur eines gefallen ist. — Wenn mein Mann und meine Kinder zu mir kommen, dann ist's gerade, wie wenn ich eine Suppe ohne Salz esse." (Psych. Klinik Heidelberg, Afra Meyer, 29. Dezember 1911.)

---

[1] Bei den gewöhnlichen Formen der Schwermutsanfälle des manisch-depressiven Irreseins.

[2] Mit Ausschluß der Stumpfschen Gefühlsempfindungen.

[3] Eine Kranke Forels (70a, S. 20): „Ich mußte mir auch eigentlich Mühe geben, Freude zu haben an dem, was zu meiner Ermunterung getan wurde. Die Fähigkeit, mich zu freuen, war sozusagen erlahmt, und nur langsam erlernte ich es wieder." — Weitere gute Beispiele bei Schneider (282a).

Trotz dieser „Gefühlsleere“ machen solche Kranke durch Äußerungen und Benehmen meist den Eindruck einer tiefen Schwermut. Man hat vermutet, daß dieser enorm starke Affekt der Trauer die seelische Energie so stark an sich reiße, daß für andere Gemütsregungen daneben gleichsam nichts übrig sei. Aber man kennt andere anscheinend genau so tief deprimierte Kranke, bei denen das Erlebnis der Gefühlsleere ganz fehlt, und die nur von hoffnungsloser Trauer zu erzählen wissen. Selbst bei denselben Kranken kann man bei sonst anscheinend gleichbleibender Gemütslage die Gefühlsleere kommen und verschwinden sehen. Sie ist also sicher nicht an die Schwermut untrennbar gebunden. Deshalb hat man eine zweite Theorie aufgestellt: die Gefühlsleere bestünde eigentlich gar nicht, sie sei eine Selbsttäuschung oder eine depressive Wahnidee, der Kleinheitsidee oder dem Nichtigkeitswahn nahestehend. Ebenso wie der Kranke meine, er sei nichts wert, sei verblödet usw. und andererseits, er sei innen hohl oder halb verfault, oder habe keine Speiseröhre oder keinen After mehr, genau so behaupte er auch, er habe kein „Gefühl“ mehr für seine Kinder usw. Hat diese Meinung recht, so dürfte man also eigentlich von Gefühlsleere im strengeren Sinne nicht sprechen. Endlich hat man analog der Hemmung, die die Willensregungen und Denkvorgänge bei der Schwermut oft erschwert, auch an eine Hemmung der Gefühle geglaubt und die geschilderte Gefühlsleere als deren Ausdruck betrachtet. Aber diese dritte Theorie verwickelt die Sachlage eher, als daß sie sie klärt. Denn wie soll man sich eine Hemmung der Gefühle vorstellen, da doch das eine Gefühl, die schwere Traurigkeit, nicht gehemmt, sondern im Gegenteil höchst lebendig ist? Man müßte geradezu nur an eine Hemmung eines Teiles der Gefühle glauben[1].

In diesem Sinne ließen sich Beobachtungen deuten, die besonders an den erschöpften Teilnehmern des großen Krieges draußen an der Front gemacht werden konnten. Da klagten viele darüber, daß keine Nachricht aus der Heimat sie mehr bewege, keine Todeskunde eines noch so vertrauten Freundes ihnen ans Herz greife. Sie seien kalt und stumpfsinnig geworden. Hier schienen manche Gefühle wirklich nicht mehr zu leben, aber andere waren gleichzeitig äußerst lebendig: die gleichen Menschen konnten durch die geringsten Anlässe (einen unverdienten Tadel u. dgl.) in heftigsten Zorn geraten. In gewissem Sinne gehört ja auch jenes so gern benutzte Motiv einer Novelle hierher, daß ein Mensch durch ein gewaltig in sein Leben eingreifendes Ereignis „versteinert“ wird, daß ihn nichts mehr rührt, daß von diesem Augenblick ab seine Ansprechbarkeit erloschen ist, seine Affekte verschwinden. Er vegetiert „gefühllos“ bis zum Tode.

Solche Gefühlslähmungen finden sich auch als schnell vorübergehende Phänomene. Ein schreckliches Ereignis ruft dann nicht eben den Affekt der Furcht, des Entsetzens hervor, sondern der Betreffende ist plötzlich aller Gefühle bar, während sein Denken, seine Vorstellungen dabei nicht

[1] Theorien über den Ursprung solcher Gefühlsstörungen gehören nicht hierher. Auch sei nur nebenbei erwähnt, daß die geschilderten Anomalien hauptsächlich bei Schwermutsanfällen des manisch-depressiven Irreseins und bei psychopathischen Ausnahmezuständen vorkommen. In den Verläufen schizophrener Verblödung erscheinen sie nur selten und meist nur angedeutet im Beginn des Leidens.

nur weiter leben, sondern sogar besonders lebhaft und scharf erscheinen. Baelz (8) beschreibt einen solchen Zustand beim unerwarteten Eintritt eines großen Erdbebens.

In ganz anderem Sinne kann man von einem Fehlen der Gefühle in jenen Fällen sprechen, die der „*moral insanity*", dem geborenen Verbrechertum angehören. Es sind dies Menschen mit angeborenen Mängeln der Gemütssphäre. Die besonders in der volkstümlichen Literatur oft gebrauchten Ausdrücke — Schwäche des moralischen Empfindens, sittliche Defekte usw. — leiten irre. Solche Persönlichkeiten haben keine angeborenen Ausfälle moralischer „Vorstellungen". Überhaupt braucht ihr Vorstellungsleben keineswegs arm zu sein. Was ihnen fehlt, ist die Möglichkeit mannigfacher Gefühlsregungen; ihr Gemüt ist arm. Ihre Ansprechbarkeit ist so gering, ihr Gemüt so stumpf, dabei ihr Triebleben so roh, ihre Aktivität so gewaltsam, daß sie vor dem Verbrechen nicht bewahrt werden können. Da sie fast keine Gemütsregungsdispositionen besitzen, mit denen bestimmte gedankliche Inhalte verknüpft werden können, gehören sie auch zu den schwer Erziehbaren, Unverbesserlichen[1]. Aber man vermeide die Bezeichnung des moralischen Schwachsinns. Der Ausdruck „Schwachsinn" sollte für die Defekte der formalen Intelligenz vorbehalten bleiben, und um einen solchen handelt es sich oftmals beim geborenen Verbrecher nicht.

Das Überwiegen einer bestimmten Gefühlslage im abnormen Grad kann angeboren sein. Es gibt Persönlichkeiten, denen das ganze Leben dauernd in Trübsinn getaucht ist[2]. Die alte Temperamentslehre hat sie als Melancholiker bezeichnet. Der Sprachgebrauch neuerer Zeit bewahrt diesen Ausdruck dem eigentlich Kranken, dem an einer Melancholie leidenden, vor. Es gibt ein Gemütsleiden[3], bei dem ohne jeden seelischen Anlaß sich das Gemüt verdüstert; alle fröhlichen Regungen fallen aus; nichts macht mehr Freude; kein Ziel verlockt. Das Leben erscheint nicht mehr lebenswert, jede Tätigkeit dünkt dem Schwermütigen sinnlos. Kommt noch (wie so häufig) die oben beschriebene Hemmung hinzu, so verharrt der Kranke in hoffnungsloser Resignation.

In anderen Fällen gesellt sich dem Trübsinn die Angst[4]. Gräßliche Befürchtungen steigen auf:

Draußen wird ein Grab geschaufelt, um die Kranke lebendig zu begraben — nebenan werden die Kinder gemetzelt, gleich kommt auch sie daran —, eine Kiste wird gezimmert und innen mit Nägeln ausgeschlagen, damit der Kranke darin eingesperrt und stundenlang gewälzt werde. Die Angst treibt ihn dann nicht selten zum Selbstmord, um jenen grauenvollen Schicksalen zu entgehen. Oft stürzt ihn aber auch die Verzweiflung in seltsam sinnlose Handlungen: er zündet seine Werkstätte an, er springt kopfüber in ein ganz flaches Wasser und bleibt darin sitzen, er klettert in der Todesangst auf einen ganz hohen Baum (Raptus melancholicus). — Ich lernte im großen Kriege

[1] Vgl. hierzu meine Ausführungen in Gruhle (98), S. 297 ff. und die dortselbst angeführte Literatur.

[2] Konstitutionell deprimierte. Vgl. Reiß (261).

[3] Manisch-depressives Irresein.

[4] Über Angst bei Kindern s. Hall (102). Angst im Traum siehe dortselbst.

einen Infanteristen kennen, der sich aus maßloser Angst vor den Schrecken der Schlacht aus der Deckung des Schützengrabens hinaus auf einen exponierten Geländepunkt schlich und sich dort mit dem Revolver eine Kugel in die Brust schoß.

Man hat früher geglaubt, daß in solchen und ähnlichen Fällen schreckliche Vorstellungen die maßlose Angst erzeugen. Man ist heute eher umgekehrt orientiert: die Angst erzeugt jene Vorstellungen, — oder vielleicht besser, sie äußert sich, offenbart sich in ihnen. Sie seien in diesem Zusammenhang nur als ein Merkmal erwähnt für den außerordentlichen Grad, den solche depressiven Affekte annehmen.

Gelegentlich ist der Ausdruck solcher Gemütsbewegungen ganz bizarr: eine ältere, an einer „Jammermelancholie" leidende Frau läuft händeringend von Krankensaal zu Krankensaal: „Ach, die vielen Frauen und die schrecklich vielen Bettstellen und so viel Handtücher, ach Gott, ach Gott, was sollen wir denn da machen."

Mit dem Gefühl der Angst paart sich in manchen Fällen ein peinigender Zustand der Ratlosigkeit. Andere toben ihre Dysphorie in einer Art seelischer Selbstzerfleischung aus:

Sie seien nicht 10 mal, nein 1000 mal, nein 10 000 mal, nein trilliontelmal verdammt, sie seien die schlechtesten Personen unter der Sonne, müßten ewiglich im Fegefeuer schmoren, seien der ewige Jude, würden nie sterben, sondern müßten ihr Leid in alle Ewigkeit tragen.

Endlich äußern sich die maßlos gesteigerten Unseligkeitsgefühle noch in Äußerungen des „Nihilismus". Sie seien ganz zusammengeschrumpft, seien winziger als das Tüpfelchen über dem i, sie hätten keinen Mund mehr, keine Eingeweide, seien innen ganz verfault. — Wenn ich hier bei dem Kapitel der abnormen Intensität der Gefühle alle diese Äußerungen anführe, so geschieht es, um die Stärke dieser krankhaften Gemütszustände in jenen Aussprüchen deutlich und anschaulich werden zu lassen.

Jene Persönlichkeiten, bei denen die Schwermut nicht als eine eigentliche Erkrankung, als ein Monate bis Jahre dauernder Ausnahmezustand erscheint (manisch-depressives Irresein, Melancholie), sondern bei denen ein Konstitutionsmoment die Grundstimmung ein ganzes Leben lang depressiv färbt, nennt man heute konstitutionell deprimierte oder chronisch depressive Psychopathen. Ihre dauernde Verstimmtheit macht sie auch oft zaghaft, unschlüssig, sie untergräbt ihr Selbstvertrauen und läßt sie verlegen, unsicher und ängstlich werden (Psychasthenie).

Zu jenen Unlustgefühlen, die sich in gewissen abnormen Zuständen[1] übermäßig gesteigert vorfinden, gehört ferner die Gereiztheit, Geladenheit. Auf die geringfügigsten Anlässe reagieren diese Kranken mit großen Wutausbrüchen.

Das Schreien eines kleinen Kindes versetzt den Verstimmten vielleicht in eine solche Wut, daß er seine Frau dafür verantwortlich macht und sich an ihr vergreift. Er stürzt von Haus fort, vermag sich aber nicht zur Arbeit aufzuraffen, macht blau und treibt sich in den Anlagen oder Wirtschaften der Stadt umher. Beim Bier führt er wilde Redensarten über die Ungerechtigkeit der Welt: überall gebe es nur Lumpen, die den kleinen Mann drückten usw. Leicht kommt es zum Streit, zum Ziehen des Messers und zu einem schweren Affektdelikt.

Man kann sich bei diesen Verstimmungszuständen nicht des Eindrucks erwehren, daß hier auch qualitativ abnorme Momente hineinspielen. Bei

[1] Bei der Epilepsie und der epileptoiden Psychopathie.

dem Problem des impulsiven Fortlaufens (siehe Seite 30) wird hiervon nochmals die Rede sein.[1]

Es ist merkwürdig, daß in manchen dieser endogenen Verstimmungen auch die Sexualsphäre abnorm erregt ist. Die dumpfe Geladenheit sucht nach irgendeinem gewaltsamen Ausbruch, die gewaltige Spannung will irgendwie abreagiert sein. Hierdurch kommt es gelegentlich zu schweren sexuellen Gewalttaten: Notzuchtsversuchen und Lustmorden. Bei weniger gewalttätigen Naturen führt die Verstimmung mit Sexualerregung zuweilen zu den seltsameren Befriedigungen der Entblößung: des Exhibitionismus.

Der Laie neigt dazu, alles als abnorm gelten zu lassen, was nach der Unlustseite hin gesteigert erscheint. Was jedoch die Lust sehr vermehrt, gilt ihm als besonders gesund und normal. Und doch müssen ebenso die ungewöhnlichen Steigerungen der Freudigkeit und des Übermuts als abnorm angesehen werden. Mischen sie sich mit einer Vermehrung der Impulse, mit einer Erleichterung der Bewegungs- und Vorstellungsvorgänge, so spricht man vom manischen Zustandsbild.[2] Daß es Vergiftungen (Räusche) gibt, die besonders im Anfang starke Steigerungen der Euphorie herbeiführen und depressive Stimmungen beseitigen, ist allbekannt.[3]

Bei den depressiven Verstimmungen war schon davon die Rede, daß manche Menschen von Geburt an wehleidig verstimmt sind. Ihr Gegenstück sind die konstitutionell Hypomanischen. Man sagt von beiden, daß sie einen abnormen Charakter haben. Aber es gibt außerdem noch viele andere abnorme Charaktere (Psychopathen). Es braucht nicht gerade Lust oder Unlust zu sein, die durch ihr übermäßiges Vorherrschen den Typus kennzeichnen, sondern es können Eigentümlichkeiten sehr differenter Gefühls- oder Willenslagen sein, die dem Betreffenden die psychopathische Art aufprägen.[4] Könnte ich hier gründlicher zu Werke gehen, so würde ich erst das (im Laufe der Zeiten recht verschiedenartig formulierte) Wesen des Charakters auseinandersetzen und dann erörtern, inwieweit dieses Wesen nun abnorm sein, d. h. inwieweit man überhaupt von abnormen Charakteren sprechen dürfe. Hier muß es genügen, darauf hinzuweisen, daß alle diese normalen Charakterzüge eben dem Grade nach abnorm werden können, und daß natürlich die Lebensführung durch die Abnormität eines Charakters von Grund auf bestimmt wird. Man könnte etwa (wie Schleiermacher, Sigwart, Ribot usw.) eine Tafel der Charaktere entwerfen und bei jedem einzelnen Punkte hinzufügen, inwieweit dieser Charakter nun abnorm sein kann. Man kann aber auch für die Zwecke der Psychopathologie ein besonderes Schema der psychopathischen Persönlichkeiten entwerfen. Ich teile hier ein solches mit, das sich beim Unterricht in der Psychiatrie in Heidelberg bewährt hat. Es macht keinen Anspruch auf Originalität der Erfindung und mag im gleichen Augenblick wegfallen, in dem ein anderes,

---

[1] Die Franzosen bezeichnen unter „*Blanc*" einen vorübergehenden Zustand von Unbesinnlichkeit und Gedankenleere. (Vischer, 318.)

[2] Eine solche Manie kommt bei der Paralyse, dem manisch-depressiven Irresein und kurz und angedeutet gelegentlich auch bei der Schizophrenie vor. Auch die senile Rückbildung ist zuweilen von manischen Phasen begleitet.

[3] Der Wein als Sorgenbrecher.

[4] Vgl. Wilmanns (326b).

besseres mitgeteilt wird. Es soll nichts geben als eine brauchbare Übersicht. Die abnormen Charaktere sind praktisch äußerst bedeutsam. Zumal der Kriminalpsychologe, aber auch der Pädagoge müssen sich mit den verschiedenen Typen genau bekannt machen. Für die theoretische Psychologie des Abnormen indessen ist ihre Bedeutung ziemlich gering.

Abnorme Charaktere:

1. Aktivität:
   a) übernormal: erethischer Typus,
   b) unternormal: torpider „
2. Grundstimmung:
   a) heiter: konstitutionelle Manie (auch Abenteurer),
   b) traurig: konstitutionelle Depression (Hypochondrie, konstitutionelle Neurasthenie),
   c) zornmütig: Schimpfer, Polterer, Nörgler,
   d) ängstlich: ängstlicher, schüchterner Typus.
3. Affektansprechbarkeit:
   a) Roheit, Härte (geborener Verbrecher, *moral insanity*),
   b) Empfindsamkeit, Beeinflußbarkeit.
4. Willenssphäre:
   a) Energie (Kraftnaturen, Rücksichtslose, Gewaltmenschen),
   b) Schwäche (haltloser Typus, geborener Landstreicher, geborene Prostituierte).
5. Eigenbeziehung:
   a) stark (argwöhnischer, leicht gekränkter, mißgünstiger, eifersüchtiger, paranoider Typus: überwertige Idee, psychopathische Paranoia),
   b) schwach (vertrauensseliger, naiver, harmloser Typus).
6. Umweltverarbeitung:
   a) stark bejahend: Streber, Hochstapler,
   b) schwach: Träumer, Phantast (auch Pseudologia phantastica),
   c) stark verneinend: weltfremder Fanatiker und Prophet.
7. Selbstgefühl:
   a) stark: (selbstbewußt, sicher, Herrenmenschen),
   b) schwach: Psychasthenie (Insuffizienzgefühl, mangelndes Selbstvertrauen, Neigung zu manchen Zwangssymptomen, Angstneurose),
   c) unnatürlich gesteigert (unecht): hysterischer Charakter (Verlogenheit, Suggestibilität, Schauspielerei, Sensationsbedürfnis).

ABNORMITÄT DER ART (QUALITÄT)

Es liegt schon im Begriff der Abnormität, so wie er oben zu definieren versucht worden ist, daß jede Qualität, die dem Durchschnitt fremd ist, als abnorm bezeichnet werden muß. Diese qualitativ fremdartigen Inhalte und Zustände sind gleichsam interessanter als jene nur an Intensität unterschiedenen. Zu ihnen führen keine Übergänge: der Normale findet sie in seiner Erfahrung nicht vor. Aber ihre Beschreibung bereitet deshalb um so größere Schwierigkeiten. Häufig sind die Erkrankten, die über solche seltsamen Phänomene Auskunft geben sollen, in der Totalität ihrer Seele erkrankt: sie vermögen sich nicht mehr auf die Aufgabe einzustellen, eine klare Schilderung zu geben; sie stehen ihren Erlebnissen nicht mehr objektiv gegenüber. Oft muß man Äußerungen auffangen, die etwa im Affekt eines halluzinatorischen Erlebnisses herausgestoßen werden, oder man muß die Wahrheit rückschauend aus Niederschriften oder Verhören rekonstruieren, die längere Zeit nach dem Erlöschen des krankhaften Zustandes aufgenommen worden sind. Endlich wird die Treue der Aussage über ein abnormes Phänomen gelegentlich dadurch verfälscht, daß der Berichtende sich an der Aussage freut, in der Fabelhaftigkeit seiner eigenen Erlebnisse schwelgt oder sich interessant zu machen versucht. Und es wären aus der Literatur leicht Arbeiten nachzuweisen, die auf den deutlich konfabulierten Aussagen abnormer Persönlichkeiten aufbauen und daher gänzlich irrige Folgerungen ableiten[1].

Bei den Empfindungen vermag man ziemlich selten abnorme Qualitäten im Gebiet des Geruchs- oder Geschmackssinnes festzustellen.

„Er empfand im Beginn des Anfalls einen sehr unangenehmen Geruch, einen ‚schrecklichen', wie er ihn nie gehabt, der während des Anfalls anhielt." (Sander, 278, S. 235).

„Sie roch die verschiedenartigsten Dinge, die sie nicht näher bezeichnen und deuten konnte und wofür sie keine Namen hatte, wozu aber objektive Veranlassung durchaus nicht vorhanden war. Der Geruch war gerade nicht unangenehm oder lästig, mitunter sogar mit einem Gefühl von Wohlbehagen verbunden." (Lockemann, 185.)

Auch der Gesichts- und Gehörsinn, so häufig auch Sinnestäuschungen in diesen beiden Gebieten lokalisiert werden, bringen qualitativ kaum etwas Abnormes, sondern die Gemeinempfindungen des Körpers aus der Sphäre des Tastens, der Temperatur, des Druckes, der Lage, des Schmerzes liefern die der Art nach abnormen Eindrücke. (Hitzig [123 a] gebraucht den Ausdruck „Selbstempfindungen".) Vor allem Empfindungen, die im Leib und im Kopf

---

[1] Der Erfahrene ist immer wieder von neuem erschreckt, bei der Lektüre der Werke theoretischer Psychologen zu sehen, was sich jene wirklichkeitsfremden Autoren alles weismachen lassen. Auch Österreich gehört leider hierzu.

lokalisiert werden (Organempfindungen)[1], werden von den Betroffenen in recht seltsamer Weise beschrieben. Der Unerfahrene darf freilich nicht übersehen, daß gelegentlich ein Wahnkranker höchst merkwürdige Schilderungen von Sensationen liefert, die doch nur dem Grade nach von der gewöhnlichen Erfahrung verschieden sind. Er schildert dann nur aus seinen Wahngedanken heraus; diese sind das Abnorme. Auch macht sich gelegentlich ein Rentenquerulant dadurch wichtig, daß er die unglaublichsten Ausdrücke z. B. für irgend ein gewöhnliches Erlebnis des Kribbelns wählt. Aber es gibt andererseits zweifellos Empfindungen, z. B. im Kopf, bei denen die Erkrankten von selbst betonen, daß diese Qualen mit gewöhnlichen Kopfschmerzen gar nicht zu vergleichen seien. „Kopfweh", — das sei ihnen von früher her wohlbekannt, aber dies sei etwas Neues, nie Dagewesenes. Meist hat die Sprache keine Bezeichnungen zur Verfügung, die diesen Kranken charakteristisch genug erscheinen.[2] Deshalb greifen sie zu dem Mittel der Umschreibung, des Bildes[3].

„Es war mir, als ob der Kopf hinten einen Buckel bekäme, ich fühlte ihn ganz deutlich wachsen, und doch überzeugte ich mich durch Abtasten mit der Hand und im Spiegel, daß nichts von einem Buckel zu sehen war (Zwangsempfindungen). — Ich merkte (ohne Spiegel), daß sich meine Gesichtszüge veränderten, sie nahmen einen tückischen, boshaften Ausdruck an. — Ein eisernes Band scheint den Kopf zu umschließen und ihn immer enger und enger zusammenzupressen. — Einzelne Schnurrbarthaare werden herausgewundert." (Schreber, 284, S. 149.)

„Sie habe immer das Gefühl gehabt, das Gehirn schwebe zwischen Himmel und Erde, wie wenn es mit Wasser und Blut gespannt voll wäre." (Psych. Klinik, Heidelberg. Genoveva Bäumler, 5. Mai 1909).

„Im Leib ist es, als wenn alles lebe, als wenn Tiere darin herumkröchen. — Meine Lungenflügel waren zeitweise nahezu völlig absorbiert, ob nur durch die Tätigkeit des Lungenwurms oder auch durch Wunder anderer Art vermag ich nicht zu sagen; ich hatte die deutliche Empfindung, daß mein Zwerchfell ganz oben in der Brust fast unmittelbar unter dem Kehlkopfe saß und nur noch ein kleiner Rest der Lungen dazwischen sich befand, mit dem ich kaum zu atmen vermochte." (Schreber, 284, S. 150.)

„Manchmal schien alles in mir lebendig zu werden. Mein Körper wurde oft außerordentlich elastisch, biegsam, und ich möchte sagen plastisch, mein Becken . . . auffallend klein und schmal." (Staudenmaier, 303, S. 121.)

„Ich habe zu öfteren Malen kürzere oder längere Zeit ohne Magen gelebt . . . Manchmal wurde mir unmittelbar vor der Mahlzeit ein Magen sozusagen ad hoc angewundert . . . Freilich war dies nie von langer Dauer; den mir angewunderten, übrigens auch nur minderwertigen Magen wunderte mir die v. W.sche Seele in der Regel

[1] Es sei daran erinnert, daß normalerweise den meisten einzelnen inneren Organen keine Empfindungskomplexe zugeordnet sind, die über deren Existenz und Lage Aufschluß geben.

[2] Es ist dies ja selbstverständlich: die Sprache ist nur die Summe aller Ausdrücke für das Normale. Die geistig Abnormen sind keine Gemeinschaft, die unter sich eine eigene Fachsprache für diese Sensationen schaffen könnten. Und selbst wenn jemand glaubte, in den großen Landesanstalten, in denen die Kranken oft Jahrzehnte zusammenleben, müßte eine solche Sprachschöpfung möglich sein, so möge er bedenken, daß es sich hier um höchst subjektive Phänomene handelt. Kein Kranker kann den andern davon überzeugen, daß beide dasselbe Erlebnis teilen, und nur in den wenigen später zu erörternden Fällen des Gedankenmachens, des Gedankenabziehens usw. finden die Psychotischen gelegentlich die gleiche sprachliche Bezeichnung.

[3] Seltsame Mißempfindungen s. z. B. bei Serko (294).

noch während der betreffenden Mahlzeiten wieder ab . . . Die genossenen Speisen und Getranke ergossen sich dann ohne weiteres in die Bauchhöhle und die Oberschenkel, ein Vorgang, der, so unglaublich er klingen mag, nach der Deutlichkeit der Empfindung für mich außer allem Zweifel lag." (Schreber, 284 S. 151/2.)

Im folgenden Beispiel vermischen sich Halluzinationen in seltsamer Weise mit abnormen Empfindungen, wobei der Kranke interessanter Weise das Verständnis halluzinierter Worte mit seinen kinästhetischen Sensationen in Zusammenhang bringt:

„Die Sprache kann ich hören, aber nicht verstehen, oder verstehen kann ich, was so gesprochen wird, aber nicht erfassen . . . Jetzt geht es auch etwas zu hoch, der Gaumen kann das nicht mehr leisten." Sein Gaumen und sein Gurgelknopf seien beschädigt, er müsse mehr den Oberkopf sprechen lassen. Früher konnte er die drei Irrenhäuser verstehen, das sei ihm aber jetzt zu hoch, das geistige Bild sei jetzt zurückgegangen, er könne nicht mehr lesen. In Friedrichsberg sei es das Maschinensprechen gewesen, jetzt könne er die hohe Sprache nicht mehr finden. Es könne möglich sein, daß er bald nicht mehr weiter sprechen könne. Der Gurgelknopf habe ihn geistig demoliert, so daß er nichts mehr verstehen könne. Die Sprache, die ihm früher gehörte, habe er jetzt nicht mehr, weil der Gaumen beschädigt sei. (Otto Stoff, 23. XI. 09, Langenhorn.)

Auch das Gleichgewichtsempfinden ist oft seltsam gestört, z. B. bei beginnenden Ohnmachten schwindet alles „Gefühl" der Schwere, alles Irdische fällt ab, engelgleiche Leichtigkeit leitet wundervoll über in das Bewußtsein des Nichts. Auch in manchen Räuschen, in der Luft des Hochgebirges, bei schnellen Luftdruckschwankungen entstehen solche Sensationen des Schwebens oder des Gegenteils: des Gelähmt- oder Gebanntseins. Vielleicht ist schon das besondere Allgemein—„gefühl", welches bei den meisten Kranken das Fieber zu begleiten pflegt, qualitativ etwas Eigenartiges[1].

Manchen Kranken genügt nicht der Vergleich, das Bild, um die Seltsamkeit der Sensationen zu bezeichnen: sie greifen zu Wortneubildungen (Neologismen). (Kerners Seherin 150, S. 234.)

„Ihr Schlaf sei so ‚sirisch und verzweiflungsvoll'. Die Verdauung sei rundum gegangen, es habe den Rückstrang gehoben, und der Schlaf sei hinten oben rausgekommen, dabei habe es den Rückstrang so auf und ab gerissen. Der Kopf war wie neblig, wie zugeklappt, als wenn sie gähnen müßte. Die Ruhe war ganz nervös, lag immer um den Leib und im Rückgrat. — Einmal wurde ihr aus dem Rücken ein Rosenkranz gezogen, Perle für Perle habe sie den Schmerz empfunden." (Luise Leber, 2. IV. 13, Psychiatr. Klinik, Heidelberg).

„Ich hatte eine Todesnacht. Auf der linken Seite her war es völlig abgebrannt bis in die Mitte des Leibes, die Gebärmutter, das, was die Lebensessenz in Natur enthält, das hat er mir abgebrannt, abgerissen, das gab sich herunter. An der Lungen und im Herzen hat es immer gemacht hettettet; hinten ist es zum Darm hinausgefahren wie ein Schuß, kein Stuhl, eine Flüssigkeit. Das ganze Jahr hat er mir die Natur abgetrieben, ich bin hingefallen vor Elend, wie Dörnchen hab ich Stiche im Rücken gehabt. Dann hab ich auch Tierchen mit hineingegessen, schleimartige, schmutzige Flöckchen auf dem Kaffee von besonderem Geschmack. Im Magen haben die sich netzartig ausgebreitet, wie aus Seilen, an deren jedem ein Würmchen hängt; die haben die Nerven abgebissen, da hat es gekracht in der Brust und dem Leib wie Knochen." (Blinde Schizophrenie. Marie Erlinger, 9. I. 11, Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

---

[1] Auch die gewöhnlichen Schwindelzustände gehören eigentlich hierher. Man vgl. hierzu die alte, vorzügliche Studie von Purkinje (251); ferner Lotze (190), S. 443; Hitzig (123 a), Pick (239 a).

Taucht in der Erinnerung irgendein eigenes früheres Erlebnis auf, so pflegen seine Einzelheiten von dem Bewußtsein der Bekanntheit, dem Richtigkeitsbewußtsein begleitet zu sein. Sei es, daß dieses Moment nur eine Begleiterscheinung der einzelnen Vorstellung ist, welches auch fehlen kann, sei es, daß es jeder Vorstellung — nur verschieden beachtet — anhaftet, auf jeden Fall kann es abnorm gestaltet sein. Es gibt nämlich Fälle, in denen eine genaue kühle Beurteilung einer Situation das Gewißheitsurteil ergibt: sie ist neu, und trotzdem haben die Einzelheiten, trotzdem hat ihre Zusammenordnung den Charakter des *„Déjà vu“ (Fausse reconnaissance)*.

Ich trete in eine fremde Wohnung ein, um einen Besuch zu machen, und muß in einem Zimmer einige Minuten warten. Und obwohl ich bestimmt weiß, daß ich noch niemals in diesem Zimmer war, glaube ich plötzlich, genau die gleiche Situation schon einmal erlebt zu haben. Bis in alle Einzelheiten geht diese Täuschung; jedes Bild, jede Vase, die Zusammenordnung des Ganzen kommt mir gerade so, wie ich sie jetzt sehe, bekannt vor.

Natürlich braucht sich diese Täuschung nicht nur auf Optisches zu erstrecken: auch ein Gespräch hat gelegentlich durchaus den Charakter des schon einmal Erlebten (*Déjà entendu*). Zuweilen kann die Täuschung solch lebhaften Grad erreichen, daß ich trotz gegenteiliger Überzeugung fast zwangsmäßig grübeln muß, ob ich nicht doch zum mindesten etwas ganz Ähnliches schon einmal erlebte. Ja, das Phänomen kann sogar so genau ausgeprägt sein, daß sich die Überzeugung einstellt, es muß lange oder es muß kurze Zeit her sein[1]. Meist währt das Erlebnis einer *fausse reconnaissance* nur einige Minuten, doch gibt es eigentliche Geisteskranke, bei denen es ohne Unterbrechung Jahre andauert. In manchen Fällen bezieht es sich so einheitlich auf jedes Einzelmoment des Alltagslebens[2], daß der betreffende Kranke glaubt, ein zweites Leben als völlig getreue Nachahmung eines ersten Lebens wiederholen zu müssen[3].

Im Gegenspiel zum *Déjà* vu kann eine Wahrnehmung, die ich (kühl urteilend) als sicher bekannt feststelle, den Charakter der Fremdartigkeit annehmen. Ich weiß, dies ist mein Zimmer, es sind meine Bücher, und doch kommen sie mir so eigenartig fremd, fern, unwahrscheinlich vor. Ich werde dadurch vielleicht an meinem Bekanntheitsurteil nicht irre, aber ich weiß doch genau, daß ich etwas Besonderes, Eigenartiges erlebe. Diese Entfremdung der Wahrnehmungswelt hat zwar mit den Vorstellungen, d. h. den Erinnerungen und ihrem Bekanntheitscharakter eng zu tun, doch leitet sie andererseits zu den Störungen des Icherlebnisses über und wird daher dort nochmals erwähnt werden.

---

[1] In der schönen Literatur ist dies Motiv oft verwertet worden. Fischer (62) stellt eine ganze Anzahl Belegstellen zusammen. Seiner Studie entnehme ich auch, daß A. L. Wigan in Duality of Mind 1844 das erstemal darauf aufmerksam gemacht haben soll. Vgl. ferner Dromard (54), Bernard Leroy (19), Heymans (117), Janet (136); Ballet (6 a), Anjel (5): *Déjà vu* als Ermüdungserscheinung. — Kräpelin (162) bringt auch eine Auseinandersetzung mit der älteren Literatur (bis 1886).

[2] Ballet (6 a).

[3] Einer der Ursprünge des Glaubens an die Seelenwanderung. Über das *Déjà vu* der Geisteskranken vgl. Rosenberg (269). Dort auch die elegant erdichtete, völlig außer jeder Erfahrung schwebende Theorie Bergsons.

Man muß unterscheiden: ein aktuelles Erlebnis[1] kann:

1. richtig beurteilt werden trotz des Phänomens des *déjà vécu*,
2. falsch „ „ wegen „ „ „ „ „
3. richtig „ „ trotz „ „ der Entfremdung,
4. falsch „ „ wegen „ „ „ „

Pick (240) schildert z. B. einen Schizophrenen, dem Mozartsche Melodien beim Anhören jedesmal als schon von ihm erdacht erscheinen. Der Kranke nennt dies „Recidive in den Gedanken". Lemaître (172) macht auf jene Fälle aufmerksam, bei denen die Kranken glauben, das nämliche Erlebnis schon geträumt zu haben. Er deutet dies gleichsam als einen Ausweg aus dem Bewußtsein des Widerspruchs zwischen dem richtigen Erlebnisurteil („es ist neu") und dem doch vorhandenen Bekanntheitscharakter. „Da ich es tatsächlich noch nicht erlebt haben kann, und da es mir doch so bekannt vorkommt, muß ich es wohl so geträumt haben[2]."

In gewissem Sinne verwandt mit dem eben erwähnten Erlebnis des Pickschen Kranken ist ein weiteres: dort erscheinen Melodien nicht nur schlechtweg als bekannt (also schon erlebt), sondern von ihm erfunden; hier sind Geschehnisse zwar nicht wirklich bekannt (also nicht schon erlebt) aber von früher „bestimmt", freilich seltsamerweise nicht von der Kranken vorausbestimmt, also prophezeit, sondern ganz allgemein vorausbestimmt.

„Es sei ihr immer vorgekommen, als ob alles, was geschehe, vorausbestimmt sei. Erst bei den anderen, dann bei sich selbst. Selbst die alltäglichsten Dinge." (Psychiatr. Klinik, Heidelberg, Mila Schild, 13. V. 15.) (Siehe auch unten.)

In manchen krankhaften Zuständen[3] zeigen sich Störungen der Bekanntheitsqualität in dem Sinne, daß irgendein Vorstellungskomplex — sei es ein Ereignis, von dem andere erzählten, sei es eine eigene Phantasievorstellung, sei es ein Traum — als real selbsterlebt beurteilt wird. Hier stellt sich also nicht nur das Richtigkeits- oder Bekanntheitsbewußtsein (gleichsam als seltsamer Nebenbefund bei sonst korrektem Urteil) ein, sondern das Urteil selbst wird verfälscht: der Kranke glaubt etwas wirklich erlebt zu haben, was er tatsächlich nur träumte oder dichtete (Pseudologia phantastica)[4] oder was er zufällig irgendwie von anderen erfuhr. Man spricht dann von Erinnerungstäuschungen[5]. Aber endlich gibt es auch Fälle,

---

[1] Es kann auch motorisch sein. Vgl. Lemaîtres (172) *Paramnesie kinétique (Déjà exécuté)*.

[2] Daß hierher viele Überzeugungen von Prophezeiungen gehören, ist sichergestellt. Hierüber siehe später bei dem „zweiten Gesicht". Dromard-Albès (54) und Janet (136) machen darauf aufmerksam, daß gelegentlich das *Déjà-vu*-Erlebnis aus dem andern der Entfremdung der Wahrnehmungswelt erst hervorgeht. Zur Entfremdung vgl. Schneider (282 a) und Schilder (281).

[3] Besonders bei dem Korsakowschen Symptomenkomplex und seinen Konfabulationen (beim Kopftrauma, Alkoholismus, Senium) und (seltener) in erlebnisreichen Phasen der Schizophrenie.

[4] Eine besondere Rarität ist die negative Paramnesie Lemaîtres (172, S. 114): Der Kranke glaubt, soeben etwas gefragt zu haben und erwartet ungeduldig die Antwort: Nun? — obwohl er durchaus nichts gefragt hat.

[5] Es sei auch daran erinnert, daß alle nur einigermaßen phantasiebegabten Kinder in einer gewissen Zeit ihrer Entwicklung Pseudologisten sind. Man denke an das vielgenannte Beispiel aus Gottfried Kellers „Grünem Heinrich", I, Kapitel 8, S. 87—92.

in denen die Kranken einen Vorstellungskomplex oder einen Gedanken, den sie soeben wirklich vollzogen haben, in unrichtiger Weise als von früher her bekannt auffassen und daher fälschlich weit in die Vergangenheit zurückschieben. So entsteht z. B. eines Tages in einem Wahnkranken unvermittelt der Gedanke, er werde von seiner vorgesetzten Behörde verfolgt, und sogleich stellt sich die Überzeugung unverrückbar ein, daß er dies dem Benehmen seines Amtsvorstandes schon vor 10 Jahren angemerkt habe, als er sich jenem zum Dienstantritt meldete. In der Tat aber hat er damals vor 10 Jahren gar nichts bemerkt: es liegt eine Erinnerungsfälschung vor (Rückdatierung)[1].

Von der Erinnerungsfälschung — Phantasma des Gedächtnisses — (ein überhaupt nicht Erlebtes wird als erlebt vorgestellt) unterscheide man (mit G. E. Müller 215 III, S. 320) die Erinnerungsverfälschung: ein erlebtes Ereignis wird in der Erinnerung entstellt. Daß hierzu manche Gemütskranke besonders neigen, ist begreiflich. So ändert der Melancholiker viele seiner früheren Erlebnisse im Sinne schwermütig pessimistischer Auffassung ab; der Manische schmückt sie in lustig-übermütiger Weise aus. Alle diese Verfälschungen würden in das Gebiet der Psychologie der Aussage hineinführen. Man kann auch gelegentlich feststellen, daß die Erinnerung an ein früheres wirkliches Erlebnis dadurch verfälscht worden ist, daß über die Tatsachen schon einmal eine irgendwie entstellte Aussage erfolgte (entstellt vielleicht im Scherz oder in bewußter Übertreibung), und nun herrscht vor der sozusagen originalen Erinnerung diejenige an die frühere Aussage vor. (G. E. Müller 215 III, S. 308.) — Oft werden nicht die Einzelheiten eines Erinnerungskomplexes, sondern nur seine zeitliche Entfernung von der Gegenwart verfälscht[2]. G. E. Müller führt noch mancherlei Einteilungen der Erinnerungsfälschungen an: additive und subtraktive (Wernicke), positive und negative (Oetiker), und er teilt die positiven wiederum ein in die freien Falscherinnerungen und in die mit nur falscher zeitlicher Lokalisation, ferner in die akzessorischen usw. (215 III, S. 322.) Doch beleuchten diese Schemata das ganze Problem nicht eben hell[3]. Eine besondere Form der Fehlerinnerung (Paramnesie) ist auch jener Fall, bei dem ein wirkliches einheitliches Erlebnis in der Erinnerung sich spaltet, indem sich seine Kontinuität in mehrere gleichartige, aber doch nicht aufeinander bezogene Erlebnisse zerlegt (reduplizierende Paramnesie). Ein solcher Kranker erinnert sich z. B. sehr wohl, mit einem Herrn Pick mehrmals zu tun gehabt zu haben — vielleicht waren es auch verschiedene Picks —, aber jedenfalls deckten sie sich keineswegs mit diesem Professor Pick, bei dem er sich gerade befindet, und der ihn doch in der Tat jüngst mehrmals besuchte. (Im Semonschen Sinne: mangelnde Homophonie[4].) Endlich ge-

---

[1] Siehe besonders die ältere (1886/87) Arbeit von Kraepelin (162) und G. E. Müller (215), III, S. 320 ff.

[2] Eine „blasse" Erinnerung läßt schließen: „Es ist schon lange her".

[3] Dies gilt auch von der Müllerschen Aufstellung einer sechsfachen Entstehung von Erinnerungstäuschungen in pathologischen Fällen, III, S. 348.

[4] Picks (246) interessanter Fall hat ein organisches Hirnleiden. Eine weitere Spielart einer solchen Fehlerinnerung ist jener „zweite Fall" Coriats (ein Alkoholiker),

hört als eine Spezialität auch noch jenes Phänomen, das bei Schizophrenen nicht so selten ist, in diesen Zusammenhang, daß ein Kranker bei allem, was sich gerade abspielt, die Überzeugung hat, gerade so habe er es kommen sehen. Er hat nicht etwa versucht, vorher irgend etwas zu prophezeien, aber allem, was sich nun tatsächlich ereignet, sieht er mit überlegen wegwerfendem Gesichtsausdruck zu: es ist mir nicht neu, ich wußte ja längst, so mußte es kommen. Damit meint er auch alle von ihm selbst gänzlich unabhängigen Einzelheiten, etwa wenn sich ein Schmetterling in das Zimmer verirrt. Es handelt sich also hier auch um eine *fausse reconnaissance*, aber kein *déjà vu*, — nicht um die Täuschung über einen von früherer Realität her stammenden Bekanntschaftscharakter, sondern um die fälschliche — mit Fehlurteil verbundene — Erinnerungsgewißheit einer früheren Phantasievorstellung[1].

Ein aufmerksamer Leser könnte hier mit Recht einwenden, daß es sich doch bei diesen abnormen Phänomenen nicht um eine Abnormität der Art (Qualität) der Vorstellungen handle. Es liege nur eine falsche modale Beurteilung vor. (G. E. Müller 215.) Und in der Tat: die letzt geschilderten Phänomene bergen das Abnorme nicht in der Qualität der Vorstellungen oder zum mindesten nicht in ihr allein, sondern auch in dem angeschlossenen Urteil. Insofern würden diese Störungen nicht in diesen Zusammenhang gehören. Wenn man aber jene beiden ersten Symptome (das *déjà vu* und die Entfremdung der Wahrnehmungswelt) betrachtet, so kommt es dort nicht immer zu einer falschen Beurteilung, sondern nur der den Vorstellungen irgendwie angegliederte Richtigkeitskoeffizient ist abnorm. Dabei sei freilich ausdrücklich zugegeben, daß hier nicht das Phänomen des Richtigkeitsbewußtseins bzw. das Fremdheitserlebnis selbst als abnorm erscheint, sondern nur seine Verbindung mit einem unzugehörigen Inhalt. Die Erinnerungsgewißheit selbst könnte überhaupt nur insofern als abnorm gedacht werden, als jemand in der Fähigkeit wiederzuerkennen (oder besser die Bekanntheitsqualität zu erleben) im allgemeinen geschwächt werden oder indem er sie ganz verlieren könnte. Solche Fälle wurden mir nie bekannt[2]. Der paranoide Schizophrene leistet zwar in Erinnerungsfälschungen gelegentlich Außerordentliches, aber er ist keineswegs allgemein in dieser Hinsicht gestört: neben den gröbsten Täuschungen vermag er andere, außerhalb seiner Paranoia liegenden Inhalte völlig klar und richtig modal zu beurteilen. Er benutzt also gleichsam den Apparat der modalen Beurteilung formal richtig und wird nur auf Grund von abnormen Qualitäten seiner paranoiden Inhalte zu irrtümlichen Folgerungen verleitet. Ist diese Auffassung richtig, so gehören diese abnormen Erscheinungen doch in diesen Zusammenhang, da nicht der Urteilsakt, sondern die Vorstellungs- bzw. Wahrnehmungsform dann das Abnorme bergen. Der

der ein einheitliches Erlebniskontinuum in fünf Teile zerlegt, dabei aber die Inhalte der einzelnen Erlebnisse ganz richtig miteinander identifiziert oder aufeinander bezieht (Rosenberg [269]). — Ferner Sittig (297 a).

[1] Hierzu vgl. besonders Kraepelin (162).

[2] Die assoziative Seelenblindheit gehört nur scheinbar hierher. Dagegen hat Duprés Topagnosie gewisse Beziehungen zu dem hier Gemeinten (Rosenberg, 269, S. 559).

Unterschied zwischen dem *Déjà vu* und der schizophrenen Erinnerungstäuschung bestünde dann nur darin, daß es im letzteren Fall zu einem tatsächlich falschen modalen Urteil kommt, im ersteren nicht, während das rein Phänomenale des Erlebnisses selbst in beiden Fällen gleich wäre. Die interessante Frage nach der Ursache dieser Verschiedenheit läßt sich zwar einfach und banal damit beantworten, daß der Kranke mit dem falschen Urteil ja eben der geistig Kranke, der Schizophrene, sei, während das *Déjà-vu*-Erlebnis (mit der richtigen Beurteilung) ja den nicht Kranken (Psychopathen) heimsuche. In der Tat aber läßt sich psychologisch über das Zustandekommen des geschilderten Unterschiedes noch fast nichts aussagen. Man kann zwar darauf hinweisen, daß die paranoiden Erlebnisse des Schizophrenen schon „Deutungen“ sind, bei denen das rein Wahrnehmungsmäßige zurücktritt und in seiner besonderen Konstellation auch nicht rückdatiert wird. Fälschlich rückdatiert wird nur ein sozusagen rein inneres Erlebnis, nämlich der Glaube, die Überzeugung, daß — um im Beispiel zu bleiben — der Amtsvorstand schon vor zehn Jahren in seinem Benehmen Mißgunst ausgedrückt habe. Genauer genommen, tragen also hier nicht einzelne Wahrnehmungsinhalte — wie beim *Déjà vu* — ein fälschliches Richtigkeitsbewußtsein, sondern eine Bewußtseinslage, eine Bewußtheit wird als schon früher einmal erlebt modal irrtümlich beurteilt. Man könnte hieraus also folgern, daß das Wiedererkennen einer Bewußtseinslage oder ihre modale Beurteilung überhaupt besonders schwierig ist. Man könnte dies vermutungsweise verallgemeinern, indem man die Erinnerungsgewißheit bei allen rein inneren (anschauungsfreien) Erlebnissen als besonders schwierig und unbestimmt einschätzt[1]. Man könnte endlich darauf hinweisen, daß beim *Déjà vu* trotz falscher Richtigkeitskriterien das richtige Urteil dennoch meist zustande kommt: „Du hast es nicht erlebt“, und daß bei der Entfremdung der Wahrnehmungswelt trotz der Entfremdung das richtige Urteil meist gebildet wird: „es ist dir doch bekannt“. Und man würde mit diesen Gedankengängen mancherlei Bedenken gegen die Theorien türmen, die die Lehre vom Urteil psychologisch allein auf dem Richtigkeitsbewußtsein aufzubauen bestrebt sind. Doch sind dies hier nur Hinweise, inwieweit gerade die Kenntnis des Abnormen überhaupt psychologische Probleme zu beleuchten geeignet ist. Die besondere Frage ist viel zu verwickelt, als daß sie hier ausführlich dargelegt werden könnte[2].

Während man beim *Déjà vu* und bei der Selbsttäuschung des Pseudologisten annehmen kann, daß in den betreffenden Ereignissen oder Phantasievorstellungen doch einzelne Ähnlichkeiten an frühere wirkliche Erlebnisse vorhanden sind („Anklänge“: vgl. Semons Homophonie), und daß daher zum mindesten die Tendenz zum Bekanntheitserlebnis einfühlbar erscheint, vermag man bei der Entfremdung der Wahrnehmungswelt gar nicht recht näher an das Symptom hinanzugelangen. Trotz der klaren Überzeugung, in seiner gewohnten Umgebung zu sein, trotz völlig richtiger

---

[1] Dies würde zu den interessantesten, hier leider zu weit abführenden Gedanken über unanschauliche Erlebnisse und ihre zeitliche Form hinleiten.

[2] Vgl. dazu besonders Karl Bühlers Ausführungen in seiner geistigen Entwicklung des Kindes (35).

Beurteilung der Außenwelt, ist doch alles fremd, fern, unwahrscheinlich. Der Gedanke ist daher nicht von der Hand zu weisen, daß hier die Wahrnehmungen selbst überhaupt nicht abnorm verändert sind, und daß vielmehr die Subjekt-Objekt-Beziehung und ihr Bewußtwerden Schaden gelitten hat [1].

Im Anschluß an die Erinnerungsverfälschungen sei auch noch des abnorm veränderten Zeitsinnes [2] gedacht. Ich will zu dem allgemeinen Problem selbst hier nicht Stellung nehmen. Ich hätte auch nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand bezweifeln wollte, ob dies Phänomen in diesen Zusammenhang gehöre. Ich möchte hier nur erwähnen, daß mir keine Störungen des Zeitsinnes in der Art bekannt geworden sind, daß jemand die „Zeitform" irgendwelcher Wahrnehmungen überhaupt verloren hätte. Es ist zu erwarten — es ist mir nicht bekannt, ob es irgendwo exakt nachgewiesen wurde —, daß Ausnahmezustände (z. B. Vergiftungen, Erschöpfungen) die Genauigkeit von Zeitschätzungen erheblich beeinträchtigen dürften [3]. Doch ist dies wenig interessant, weil dann ein irrtümliches Urteil nur auf Grund mangelhafter Beachtung von Einzelheiten der Objekte zustande käme. Und wenn ich einen Augenblick ängstlicher Spannung wie eine Ewigkeit erlebe, so vermag der vorherrschende starke Affekt nebst seinen Wünschen wohl nur im gleichen Sinne zu stören. Sicher kommen aber Zeitsinnstörungen von Vorstellungsabläufen in mehrfachem Sinne vor. Einmal kann eine nachweisbar sehr kurze Zeitspanne von einer unendlich großen Zahl innerer Erlebnisse erfüllt sein, so daß ich zu ihrer Erzählung das vielhundertfache der Erlebniszeit brauchen würde. Und sodann kann ein nachweisbar sehr kurz dauerndes Erlebnis in der Erinnerung außerordentlich lange gewährt haben. Für den ersten Fall kennt jeder Beispiele: der Träumende erlebt das morgendliche Rasseln des Weckers etwa als das Glockensignal des abfahrenden Bodenseedampfers, aber diesem Signal ging im Traum eine sehr lange Geschichte voraus, die doch von vornherein auf jenes Signal gleichsam eingestellt war. [4] Möglicherweise spielen hier Erinnerungsfälschungen des Erwachenden hinein, vielleicht ordnet auch erst der Wache den manifesten Traumeinzelinhalt im Sinne der Signaldeutung nachträglich ungewollt ein, — aber ich muß zugeben, daß ich für das interessante Phänomen weder selbst eine befriedigende

---

[1] Hierüber siehe später unter Ichstörung.

[2] Von älteren Arbeiten über den Zeitsinn sei hier Vierordt (317), dann d'Allonnes (3), Becher (11) und endlich Benussis neue große Arbeit (17) erwähnt. Zur Pathologie des Zeitsinns vgl. Klien (152) und Pick (243).

[3] Bei starker Merkfähigkeitsstörung (Korsakowscher Psychose) war dies nicht der Fall. Vgl. Gregor (92). Versuche mit Mescalinvergiftung in der Heidelberger Psychiatrischen Klinik ergaben nichts Bestimmtes entgegen den Erfahrungen Serkos (293).

[4] Über Träume vgl. De Sanctis (277), Hacker (101), Köhler (157) und Freud (78), um nur weniges, sehr verschieden Orientiertes zu nennen. Über pathologische oder abnorme Träume ist mir nichts Brauchbares bekannt (weniges in Radestock [254] von 1879).

Erklärung beibringen kann, noch eine solche in der Literatur gefunden habe.[1]

Ein anderes Beispiel für jenen ersten Fall der Zeittäuschung ist jene Erzählung von Menschen, die ihren plötzlichen Tod unmittelbar erwarteten und nun in diesen wenigen Sekunden unendlich vieles erleben.

So berichten etwa Skifahrer, die von dem Luftdruck einer Lawine große Strecken fortgeschleudert wurden, Bergsteiger, die abstürzten, daß sie in diesen kurzen Augenblicken des Stürzens noch einmal ihren ganzen Lebensinhalt an sich vorübereilen sahen, oder daß sie noch einmal aller ihrer Lieben einzeln in großer Klarheit gedachten. Baelz (8) erzählt von einer Dame, die schwimmend von einem ebenfalls schwimmenden großen, jungen Hund im Spiele immer wieder unter Wasser gedrückt wurde und ihren unmittelbaren Tod vor Augen sah. In diesen wenigen Sekunden erlebte sie eine lange Kette von Überlegungen: was man mit ihrer Leiche tun würde, was ihr Mann sagen würde usw.

Auch hierbei kann man ja annehmen, daß sich der Erlebende täuscht, daß er etwa ganze Teile seines Lebens gleichsam in vertretenden Symbolen gegenwärtig hat und sich keineswegs der Fülle der Einzelheiten bewußt wird, — daß also in jener kurzen Zeitstrecke nur wenige solcher Symbole einander jagen, — aber man muß zugeben, daß dies eine etwas vage Deutung eines häufig genau geschilderten Erlebnisses ist und nur wenig befriedigt.

Der zweite Fall — die erinnerungsmäßig sehr lange Dauer eines nachweisbar kurzen Ereignisses — stellt sich vor allem bei eigentlichen Psychosen ein[2]. Mit Merkfähigkeitsstörungen haben solche Beeinträchtigungen des Zeitsinns aber nichts zu tun (Gregor 92).

Für den umgekehrten Fall, daß jemandem eine objektiv lange und ereignisreiche Zeitstrecke nachträglich äußerst kurz vorkam, vermag ich keine kennzeichnenden Beispiele mitzuteilen. Denn die bei der Schilderung irgendwelcher Erlebnisse (etwa eines spannenden Vortrags) häufig zu hörende Äußerung: die Zeit verging wie im Fluge — beruht ja auf etwas anderem, nämlich darauf, daß innerhalb des interessanten Erlebnisses kein Anlaß blieb, auf diesen Zeitablauf selbst zu reflektieren. Nicht aus eigener Erfahrung, sondern aus einer Arbeit Kliens sei erwähnt, daß zuweilen auch das aktuelle klare Erlebnis sich ungemein rasch abzuspielen scheint, d. h. scheinbar einen plötzlichen Tempowechsel erleidet (152)[3].

Bisher war in diesem Kapitel mehr von den Vorstellungsformen als von den Vorstellungsinhalten selbst die Rede. Können nun auch diese abnorm sein? Vielleicht erwartet mancher Leser an dieser Stelle vor allem eine Erörterung jener Vorstellungen, die den unbezweifelbar Geisteskranken recht eigentlich zu kennzeichnen scheinen, der Wahnideen und der Sinnestäuschungen.

[1] Witry (326 c) beschreibt interessante halluzinatorische Erlebnisse während eines septischen Delirs. Außerordentlich lange, komplizierte Ereignisse waren in eine meßbar kurze Zeit zusammengedrängt. Siehe übrigens weiter unten S. 268.

[2] Strümpell (311) beschreibt nur dürftig vier Typhuskranke, die die Zeit der Anstaltsbehandlung enorm überschätzten.

[3] Klien (152) setzt sich auch mit mancherlei Theorien auseinander und bringt Literaturangaben.

Wenn sich jemand einbildet, er sei ein zweiter Heiland der Welt, so wird dies oft als eine abnorme Vorstellung bezeichnet. Und in der Tat ist mancherlei daran abnorm. Vielleicht entstand diese Überzeugung ganz unmittelbar, ohne jeden Anlaß, primär als wahnhafte Bewußtheit. Dann könnte diese Genese als abnorm bezeichnet werden. Vielleicht ist die Stärke dieser Überzeugung, die Unerschütterlichkeit abnorm, mit der diese Wahnidee vorgebracht wird. Aber man wird nicht in der Stärke einer Überzeugung überhaupt ein Moment sehen wollen, welches zu den qualitativ abnormen Vorstellungen oder Gedanken gehört. Vielleicht ist es abnorm, daß in dem Wahnkranken keine Gegenvorstellungen auftauchen, daß von ihm keine gegenteiligen Erfahrungen gemacht werden, die die primäre Überzeugtheit erschüttern könnten. Aber auch dies hätte nichts mit den Vorstellungsinhalten selbst, nur mit ihrer Verknüpfung zu tun. Schließlich könnte man in der Bizarrheit oder Ungewöhnlichkeit vieler Wahnideen einen Umstand vermuten, der diese Ideen doch zu inhaltlich abnormen stempelte. Aber viele, ja die meisten Wahnideen sind recht einförmig und uninteressant und keineswegs bizarr. Und welche Phantasietätigkeit könnte nicht in gänzlich normaler Weise Ideen entwerfen, die weit ungewöhnlicher, weit verschrobener wären als viele Wahnideen?

Nur ein Moment ist es, welches, inhaltlich orientiert, vielen Wahnkomplexen in ihren zeitlichen Abläufen eigentümlich bleibt; das Moment der Größe oder der Kleinheit. Aber auch dies darf nur gleichsam bedingt ausgesprochen werden. Denn wenn sich jemand einbildet, 1000 Schlösser zu besitzen, so mag wiederum an diesem Gedanken vieles abnorm sein: inhaltlich braucht dieser Gedanke nicht als abnorm bezeichnet werden, da doch sicherlich mancherlei „normale“ Luftschlösser in ganz anderen „Größen“-Verhältnissen schwelgen. Aber es ist eigenartig, daß das Größenmoment selbst — zweifellos ein inhaltliches Moment — zweifellos an sich nicht abnorm — durch seine Dauer, durch seine Besetzung aller oder der meisten Vorstellungsinhalte manchen Wahn charakterisiert. Man hat geglaubt, daß nur der begleitende Affekt diese „Färbung“ der Vorstellungsinhalte vornehme, und daß speziell beim Größenwahn die heiter ausschweifende (manische) Grundstimmung des Kranken diese Größenvorstellungen bedinge. Dies trifft aber keineswegs immer zu. Sicherlich gibt es Krankheitszustände[1], in denen ein glückserfüllter Kranker glaubt, 10 000 Frauen zu besitzen, Obergeneral aller Generäle zu sein usw., aber man beobachtet auch blöde, gänzlich in sich versunkene, keineswegs fröhliche Kranke, deren wenige noch verständliche Sprachlaute solche Größenmomente erkennen lassen. Ich erinnere mich eines solchen Kranken, der fast nur noch die Worte produzierte: „tief im Neckar“. Das war zweifellos das persevierende Größenmoment ehemaliger Wahnideen. Aber es gibt schließlich auch Kranke, die keineswegs lustig sind, vielmehr sich selbst mit peinigenden Vorstellungen zermartern und doch das Größenmoment dauernd produzieren: sie würden niemals sterben, alle andern, ja die ganze Welt überdauern u. dgl. mehr. — Vom Kleinheitsmoment gilt grundsätzlich dasselbe.

---

[1] Hauptsächlich bei der progressiven Paralyse.

Nur dies an den Wahnideen, und selbst dies Moment nur mit einer gewissen Einschränkung, gehört hierher, wo von der inhaltlichen Abnormität der Vorstellungen und gedanklichen Inhalte die Rede ist. Im übrigen wird von dem Wahn in anderem Zusammenhange gesprochen werden. Hier folgt nur noch ein Beispiel, wie Kleinheits- und Größenideen durcheinandergehen:

„Ich seh keinem Menschen mehr gleich, bin gar nix mehr auf der Welt. Am besten gehör' ich begraben. Ich bin eine Mißgeburt, nur noch Haut und Knochen. Wir sind auch kein Vieh mehr, gar nix mehr. Herr Doktor, kann man denn so weit kommen, daß man nix mehr is auf der Welt, nur grad eine Gestalt. Man soll mich in ein Loch werfen oder vor die Hunde schmeißen. Oder stellen Sie mich aus, so was haben die Leute noch nicht gesehen. — Ich kann ja doch nicht sterben, man kann mich nicht einmal begraben, ich muß ewig so herumschweben. — Die Menschen können Weihnachten feiern, ich nicht. Ich bin ein böser Patient. So gibt's unter 10 000 nicht einen. Alles, was Odem hat, stimmt mit Freuden zusammen, ich nicht, ich hab keinen Odem." — (26 Jahre später): „Sie wolle sich beim Bäcker verbrennen lassen, die ganze untere Partie ihres Körpers sei aus Holz und gefühllos. Sie sei kein Mensch mehr, sondern ein Skelett, oder sie sei zur Salzsäule geworden." (Sannchen Licht, 10. II. 83, Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

Hier könnte noch von jenen vorstellungsmäßigen oder gedanklichen Inhalten die Rede sein, die aus dem bisherigen Erfahrungsschatze einer Persönlichkeit nicht zu stammen scheinen, die — ihrer Natur nach gänzlich neu und ungewöhnlich — unvereinbar sind mit den sonstigen Kenntnissen, Fähigkeiten, Interessen dieser Person, und die daher in diesem Sinne als abnorme Leistungen imponieren. Doch haben diese Inhalte so viel mit dem Problem der Ergriffenheit, des Erleuchtetseins, der Besessenheit zu tun, daß sie dort (unter den Willensstörungen) mit behandelt werden. Daß mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen eines Teils dieser Eingebungen zu den Wahnideen bestehen, erscheint wohl begreiflich.

Wie steht es aber mit den Sinnestäuschungen? Sie könnten nicht entstehen, wenn der Kranke nicht zuvor schon einmal entsprechende wirkliche Wahrnehmungen gehabt hätte. Sinnestäuschungen sind also — von diesem Gesichtspunkt aus gesehen — zweifellos irgendwie reproduzierte Empfindungen, also Vorstellungen und — so dürfte leicht behauptet werden — doch sicherlich abnorme Vorstellungen. Abnorm ist aber an ihnen nur die Entstehung, nur die Tatsache ihres Auftretens, keineswegs ihre Inhaltlichkeit. Wenn ich durch Druck auf die geschlossenen Augen des Alkoholdeliranten bewirke, daß er mir bunte Blumen oder kaleidoskopartige Gebilde beschreibt, die er deutlich zu sehen behauptet, so sind selbstverständlich diese Vorstellungsinhalte an sich in keiner Weise abnorm. Und wenn mir ein schizophrener Kranker schildert, daß er mit elektrischen Strömen an den Schläfen gequält wird, so mag das eine Mißempfindung am Kopf sein, als wenn dort wirklich Elektroden angesetzt wären. Für den Kranken selbst ist die Tatsache dieser Qual gleichartig, würde sie wirklich ausgeübt oder möge sie halluziniert werden. In diesem deskriptiven Sinne ist also auch die Sinnestäuschung nicht abnorm, oder sie braucht es zum mindesten nicht zu sein. Deshalb gehört auch die Besprechung der Sinnestäuschungen nicht eigentlich in das Kapitel der qualitativ abnormen Vorstellungen.

Aber dieses Kapitel der Sinnestäuschungen[1] gehört auch in keinen anderen Zusammenhang, es steht ganz allein. Man könnte auf den Einfall kommen, die Halluzinationen in die Psychologie des intentionalen Aktes in demjenigen Sinne zu verweisen, daß bei ihnen ein „Eingestelltsein auf", ein „Gerichtetsein auf", ein „Meinen" fehle. Die Sinnestäuschungen drängen sich auf, sie führen eine selbständige Existenz, sie werden nicht von mir ergriffen, sondern sie ergreifen mich; — aber ich kann sie nicht einmal abschütteln, übersehen. Sie seien nicht ein Material, das mir gegenüberstehe, sondern sie seien doch irgendwie auch „Ich", freilich nicht im Sinne eines spontanen Erfassens.

Alles dies kommt zweifellos an den Sinnestäuschungen vor, aber es ist keineswegs für alle charakteristisch und läßt sich daher auch nicht als Merkmal der Einordnung verwerten. In mannigfachster Weise treten die Sinnestäuschungen in den seelischen Gesamtmechanismus ein, sie werden von der Persönlichkeit in der verschiedensten Weise verarbeitet, sie sind deskriptiv auch sicherlich untereinander sehr verschieden. Aber das eine wirklich Abnorme, was ihnen allen allein eigentümlich ist, ist nichts unmittelbar Erlebtes. Es ist nur die Tatsache ihrer zerebralen, von den Sinnesorganen und der Außenwelt unabhängigen Entstehung, also ein gänzlich außerpsychologisches Moment. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses interessanten Phänomens der Sinnestäuschungen liegt denn auch nicht so sehr in der eigentlichen Psychologie als in deren Grenzgebiet zur Physiologie und vor allem bei der Frage des Zusammenhangs zwischen Leib und Seele. Alle diese Probleme stehen hier nicht zur Untersuchung. Was aber an den Sinnestäuschungen rein psychologisch interessant ist, soll hier gleichsam als Anhang zu dem Kapitel der qualitativ abnormen Vorstellungen Platz finden.

Im Abschnitt über die quantitativ abnormen Vorstellungen wurde schon erwähnt, daß manche phantasiebegabten Menschen sich eine Einzelheit oder ein ganzes Erlebnis so merkmalsreich, so plastisch, so lebendig vorstellen können, daß es „vor ihnen steht", d. h. daß ihr Urteil Schein und Wirklichkeit nicht mehr zu sondern vermag. Manche bedürfen dabei noch wirklicher Empfindungen als Anhaltspunkte. So lautet eine aus den Zeiten der italienischen Renaissance übernommene, immer wieder empfohlene Anweisung für Maler: eine farbige, moosbegrünte Mauer lange zu betrachten; dann sprängen schon die Gestalten daraus hervor (Pareidolien, Illusionen). Andere Persönlichkeiten mit lebhafter Phantasie brauchen solche Hilfen nicht. Der dichterisch wie der religiös Erregte glaubt die Gestalt leibhaftig zu sehen oder zu hören, die ihm Offenbarungen, Heilswahrheiten oder Versuchungen vermittelt. Solche einzelnen Gestalten können durchsichtig, „neblig", „wie ein Schleier" sein, oder sie können ganz naturwahr kompakt den Hintergrund verdecken und können sich bewegen, schweben, lächeln, Worte sprechen oder stumm und undeutlich wieder verschwinden. Der Reichtum solcher Schilderungen ist enorm. Nicht nur die Archive der Irrenhäuser,

[1] Allgemeines zum Problem der Sinnestäuschungen bringen besonders Specht (299 a), Jaspers (139 u. 140), Goldstein (89 u. 90), und allenfalls Rülf (275), früher Störring (310) in Vorles. 3—7, Parish (233 b) und (1845) Brierre de Boismont (30).

auch die Literatur der Religionspsychologie, des Spiritismus und Okkultismus sowie die Selbstbiographien bergen ein unendliches Material. Aus der übergroßen Mannigfaltigkeit läßt sich nur wenig Allgemeines heraussondern; dabei ist es auch wichtig, das zu beachten, was selten oder niemals halluziniert wird.

Auf dem Gebiete der optischen Sinnestäuschungen[1] herrschen zwei Formen: entweder glaubt der Kranke, kleine bewegliche Dinge zu sehen (Fäden, Spinnen, Schlangen, Mäuse, sehr kleine Männchen u. dgl.)[2] oder es erscheinen menschliche Gestalten in natürlicher oder gesteigerter Größe[3]. Erstere Täuschungen sind fast immer echter realistischer Sinnestrug, sie sind einfach da, ohne eine besondere Bedeutung, oder Gefühlsbetonung zu erlangen.

Dort sprängen Mäuse unter dem Bette umher, Maikäfer und Mücken sehe er auch. Die Käfer krabbeln unten am Fußende des Bettes herum und kitzeln ihn. (Er hascht während der Unterhaltung nach den Mücken.) Beinahe habe er eine gefangen; wenn er wolle, kriege er sie schon. Aus den Löchern am Boden kommen fortwährend Mäuse hervor und klettern am Bett in die Höhe. Ein Vieh, so groß wie eine Katze, mit langem Schwanz habe er auch gesehen. (Er stößt mit dem Fuß nach den Käfern, schnalzt mit den Fingern, lacht, pfeift.) (Peter Treiling, 7. 4. 08, Psychiatr. Klinik, Heidelberg. Delirium tremens.)

„Hyoscin ist ein sehr beruhigendes Mittel, man spürt das Erschlaffen der Arme, Beine, Enttäuschung, man glaubt, Zigarren zu rauchen, will sie in die Hand nehmen, Zeitungen zu lesen, die man nicht hat. Jeder Gegenstand, den man sieht, wird zu einer lebendigen Form, die sich bewegt, mit besonders unangenehmen großen Augen, fratzenhaften Gesichtern. Es kommen Gestalten, in Massen, groß und klein, man ruft sie an, und ärgert sich schrecklich, daß sie das Verbot haben, zu antworten. Es ist ein Zustand für mich voll Angst und Unbehaglichkeit, bis ein tiefer Schlaf dem Theater ein Ende bereitet." (Vergiftung mit einem Centigramm Hyoscin. Fritz Kalb. Manisch-depressives Irresein. Psychiatrische Klinik, Heidelberg, 10. 7. 20.)

Die in Lebensgröße erscheinenden menschlichen oder menschenähnlichen Gestalten sind selten echte Sinnestäuschungen, sie sind vielmehr meist mit vorstellungsmäßigen Elementen durchsetzt und fast immer bedeutsam, gefühlsbetont. Oft lassen sie sich absichtlich herbeiführen; je nach Stimmungslage und Ablauf der Vorstellungen wandeln sie sich auch in der Geste, dem Gesichtsausdruck usw.

Diesen Zusammenhang der „Erscheinungen" mit Gemütszuständen erkannten schon die dämonengeplagten Heiligen des Frühchristentums[4], er ist auch den modernen Forschern okkulter Phänomene nicht verborgen geblieben[5]. Johannes Müller beschreibt ausgezeichnet (216), wie er seine „phantastischen Gesichtserscheinungen befördern und festhalten kann". Er vermag sich in eine geeignete Gemütslage zu versetzen, aber dann muß er warten, was da kommt.

---

[1] Vgl. hierzu das gute, alte Buch von Hibbert (119).

[2] Bei alkoholischen und anderen Vergiftungsdelirien, z. B. bei Haschisch (S. 255), Mescal (S. 257), Opium (S. 252) in Jastrow (144). Über Haschisch s. auch Meunier (202 a).

[3] Hauptsächlich bei den psychogenen Psychosen und der Schizophrenie.

[4] Vgl. die Vita des hl. Antonius von Athanasius. Vgl. Stoffels (308).

[5] Flournoy (64, 65, 66, 67, 68, 69).

„Die Erscheinung ist urplötzlich, sie ist nie zuerst eingebildet, vorgestellt und dann leuchtend. Ich sehe nicht, was ich schon sehen möchte; ich kann mir nur gefallen lassen, was ich ohne alle Anregung leuchtend sehen muß.“ (216, S. 23.)

Bekannt ist die Schilderung Goethes: „Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in die Mitte des Sehorganes eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorsprossende Schöpfung zu fixieren, hingegen dauerte sie so lange als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht[1].“

Bei der großen Mehrzahl der geistig Kranken sind die Erscheinenden verstorbene oder fernweilende Angehörige oder religiöse Gestalten. Fast immer haben diese etwas Phantastisches oder zum mindesten verschwommen Ungewisses. Schon dieser Umstand weist darauf hin, daß Vorstellungen dabei äußerst wirksam sind (Pseudohalluzinationen)[2]. Auch insofern sind diese Gestalten oft auffallend unnaturalistisch, als sie meist plötzlich da sind oder daher schweben oder irgendwo ruhig stehen, ähnlich den Gespenstern der Dichtungen. Niemals hört man berichten, daß eine halluzinierte Gestalt im gewöhnlichen Schritt des Alltags herankommt, womöglich gar mit den Geräuschen des Schreitens. Wenig untersucht sind noch die Größenverhältnisse und die Topik der Erscheinungen. Zwar äußern viele Halluzinanten, die Gestalten seien „so groß wie natürlich“ gewesen, wissen aber dann nicht genau anzugeben, in welcher Entfernung jene denn gestanden haben[3]. G. E. Müller (215, II, S. 410—419) nimmt von den Halluzinationen an, sie seien an einen festen Ort oder Abstand gebunden, würden rein egozentrisch lokalisiert und stets von einem unwirklichen Standpunkt aus wahrgenommen. Aber alles dieses ist so generell einfach nicht richtig, wenn man die Fülle der Erfahrungen durchmustert.

Nägeli (221) gibt sich selbst über die Frage der Entfernung Rechenschaft: Einzelne Gestalten seien „in seiner Nähe gewesen, seltener viele in einiger Entfernung, die dann gewöhnlich dicht gedrängt beisammen waren“. Die Landschaften hatten meist keinen Vordergrund, aber auch niemals einen sehr entfernten Hintergrund, wenigstens anfangs. Die Tiefe der Perspektive nahm mit der Zeit fortwährend zu. Seiner Meinung nach waren die Visionen wohl nicht stereoskopisch, und deshalb etwas fremdartig.

Interessanterweise bezieht sich die oben erwähnte Makropsie gelegentlich auch auf die Sinnestäuschungen, z. B. „Ameisen, groß wie Käfer“ (Eskuchen), drei ungeheuer große Greise (Henschen 114a), Riesen und Zwerge an einem blendend weißen Weg (Uhthoff). Über die Größe der Erscheinungen siehe auch G. E. Müller (215, II, S. 357 und 389) und die dort angeführten vier Literaturangaben[4]. Bedenkt man, daß sich jemand in seinem wirk-

[1] Zur Morphologie und Naturwissenschaft. Zitiert nach Müller (216).

[2] Vgl. zum Unterschied die Ausführungen oben (über besonders lebhafte Vorstellungen) und Fechner (60), 2. Bd., S. 468 ff. Seine Ausführungen neben denen von Nikolai (224), Nägeli (221), Johannes Müller (216) sind noch immer die wichtigsten Quellen.

[3] Gelegentlich erscheinen die Täuschungen auch halbseitig, z. B. immer rechts: Josefson (146).

[4] Müller unterscheidet nicht hinreichend zwischen Halluzinationen und Pseudohalluzinationen.

lichen Zimmer eine Gestalt so lebhaft vorstellt, daß er sie zu sehen glaubt, so wird er sie sich begreiflicherweise so vorstellen, wie sie ihm an jenem Orte tatsächlich erscheinen würde (d. h. in dem gleichen Sehwinkel). Daher sprechen Angaben über besonders große oder auffallend kleine Gestalten sehr für echte Sinnestäuschungen (wie beim Deliranten). „Normal" große und sich gut in den Raum einfügende Erscheinungen lassen eher auf Pseudohalluzinationen schließen. Man hat gelegentlich gefunden, daß die Gestalten größer wurden, wenn die Versuchspersonen durch ein Vergrößerungsglas sahen. Dies deutet mit großer Wahrscheinlichkeit auf lebhafte Vorstellungen hin, weil die übrigen Außendinge größer gesehen werden und sich die Versuchsperson nun ungewollt dieser Änderung anpaßt (G. E. Müller, 215, II, S. 384). Aber die Sachlage ist recht kompliziert; man braucht nur an seine eigenen Nachbilder (den echten Halluzinationen vergleichbar) zu denken, so weiß man auch bei ihnen keineswegs immer genau die Entfernung anzugeben, in der sie (ohne Projektionsebene) zu schweben scheinen. Weiß ein Halluzinant komplizierte Visionen sehr schlecht zu lokalisieren, vermag er nur zu schildern, daß sie außerhalb seiner seien (*extériorité*) ohne zu wissen wo, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie keine wahre *réalité* für ihn besitzen (Janet 137, S. 93), sondern lebhafte Vorstellungen sind[1]. Es ist erstaunlich, daß sehr wenige Halluzinanten die Farben der Erscheinungen mit einiger Sicherheit wiedergeben können. Meist ergänzen sie, gefragt, die Farben nach den gleichen Tendenzen, die die Psychologie der Aussage bei den Irrtümern feststellt (das Gewohnte, zu Erwartende, Assoziierte usw.). Auch die Unterscheidung von Flächen- und Raumfarben (Katz 149a) erscheint bei den optischen Trugwahrnehmungen kaum möglich. Zuweilen erlebt man ja flächenhaft farbige Wahrnehmungen in der Erinnerung als raumhaft, und allen leuchtenden Farben haftet ja von vornherein etwas Raumhaftes an (G. E. Müller, 215, I, S. 57).

Nägeli (221) unterscheidet: farblose Bilder mit schwach angedeuteten Schatten und bläulichgrauem oder grünlichgrauem Ton, mehrfarbige Bilder mit blassen, wenig kontrastierenden Farben, Bilder mit intensiven, doch einförmigen Farben. Nebeneinanderliegende Farben waren nie komplementär. Nie zeigten sich direkte Lichter, nie scharfe Schlagschatten.

Daß in der Erinnerung an echte Sinnestäuschungen die Farben zuerst erblassen, oder daß bei langsam verschwindendem Phantasma zuerst die Farben undeutlich werden, wird von den Halluzinanten vielfach bestätigt (Nikolai, Fechner). G. E. Müller erwähnt, daß auch die Beteiligung der drei optischen Spezialsinne (Schwarz-weiß, Rot-grün, Gelb-blau) an den Sinnestäuschungen noch nicht genügend untersucht sei, besonders noch nicht hinsichtlich ihrer Nachhaltigkeit (215, II, S. 629).

Die Sprache der halluzinierten Erscheinungen ist meist auffallend unreal. Zwar ist gelegentlich die Stimme eines Angehörigen wohl erkennbar, aber sie beschränkt sich auf wenige Worte: Warnungen, Drohungen, Namensrufe. Die Stimme des Heilandes oder der Jungfrau ist unbestimmt feierlich,

[1] Es kommen auch Sinnestäuschungen vor, die sich auf bestimmte Bezirke des Gesichtsfeldes beschränken: de Schweinitz (287a).

in den Worten dürftig. Die Sätze selbst sind meist der Bibel entlehnt. Sind doch die Äußerungen einer Erscheinung einmal ausführlicher gewesen, so lassen die Nebenumstände mit großer Sicherheit echte Sinnestäuschungen ausschließen. In anderen Worten: Gleichzeitige optische und akustische echte Sinnestäuschungen sind außerordentlich selten. Je mehr man sich in die Beschreibungen der optischen Halluzinationen vertieft und sie durch Befragung der Halluzinanten zu klären sucht, um so mehr wird man irre am Vorkommen echter optischer Täuschungen — abgesehen von der ersten oben bezeichneten Gruppe. Die allermeisten sind Pseudohalluzinationen[1]. Aus der unendlich großen Zahl möglicher Beispiele folge hier nach bestimmten Gesichtspunkten eine kleine Auswahl:

„Ich war nämlich eines Morgens bei schon erhelltem Himmel aus einem tiefen Schlaf aufgewacht, da flimmerten mir Traumbilder der zurückgelegten Nacht und insbesondere das Bild eines häßlichen Schwarzen, den ich vorher niemals gesehen, so lebhaft vor meinen Augen, als wenn es wirklich Gegenstände außer mir wären. Die Gebilde verschwanden fast ganz, wenn ich, nach anderer Unterhaltung verlangend, auf ein Buch oder sonst etwas scharf hinsah, kehrten aber mit derselben Lebhaftigkeit wieder, sobald ich von dem bestimmten Gegenstande wieder hinweg ohne fixierte Aufmerksamkeit auf Verschiedenes hinstierte, bis es dann nach einigen Wiederholungen über dem Haupte hinwegschwand." (Aus einem Brief B. de Spinozas an den hochweisen, hochgelehrten Peter Balling, übersetzt von Pitschaft in Moritz' Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.)

„Die Gestalt des Verstorbenen erschien nicht mehr nach dem ersten erschütternden Tage, hingegen kamen sehr deutlich viele andere Gestalten zum Vorschein; zuweilen Bekannte, aber meistens Unbekannte. Unter den Bekannten waren Lebende und Verstorbene, mehrenteils erstere; nur bemerkte ich, daß Personen, mit denen ich täglich umging, mir nicht als Phantasmen erschienen, es waren jederzeit Entfernte. Auch versuchte ich, nachdem diese Erscheinungen einige Wochen gedauert hatten und ich mich dabei ganz ruhig befand, Phantasmen von mir bekannten Personen selbst hervorzubringen, welche ich mir deshalb sehr lebhaft vorstellte; aber vergeblich. So bestimmt ich mir auch die Bilder solcher Personen in meiner sehr lebhaften Einbildungskraft dachte, so gelang es mir doch nie, sie auf mein Verlangen außer mir zu sehen, ob ich sie gleich schon vor einiger Zeit unverlangt als Phantasmen gesehen hatte, und sie sich auch wohl nachher unvermutet mir wieder auf diese Art darstellten. Die Phantasmen erschienen mir schlechterdings unwillkürlich, als würden sie mir von außen dargestellt gleich den Phänomenen in der Natur, ob sie gleich gewiß bloß in mir entstanden; und dabei konnte ich, so wie ich überhaupt in der größten Ruhe und Besonnenheit war, jederzeit Phantasmen von Phänomenen genau unterscheiden, wobei ich mich nicht ein einziges Mal geirrt habe. Ich wußte genau, wann es mir bloß schien, daß die Türe sich öffnete und ein Phantom hereinkam, und wann die Türe wirklich geöffnet ward und jemand wirklich zu mir trat.

Übrigens erschienen mir diese Gestalten zu jeder Zeit und unter den verschiedensten Umständen gleich deutlich und bestimmt: Wenn ich allein und in Gesellschaft war, bei Tage und in dunkler Nacht, in meinem Hause und in fremden Häusern, doch waren sie in fremden Häusern nicht so häufig, und wenn ich auf offener Straße ging, sehr selten. Wenn ich die Augen zumachte, so waren zuweilen die Gestalten weg, zuweilen waren sie auch bei geschlossenen Augen da." (Nikolai, 324. S. 335.)

„Einige Male sah ich unter ihnen auch Personen zu Pferde, desgleichen Hunde und Vögel. Diese Gestalten alle erschienen mir in Lebensgröße, so deutlich wie man Personen im wirklichen Leben sieht: mit den verschiedenen Karnazionen der unbekleideten Teile des Körpers und mit allen verschiedenen Arten und Farben der Kleidungen; doch dünkte mich, als wären die Farben etwas blässer als in der Natur. Keine der Figuren hatte etwas besonders Ausgezeichnetes, sie waren weder

[1] Vgl. Stumpf (313), auch Stoffels (308).

schrecklich, noch komisch, noch widrig; die meisten waren gleichgültig, einige auch angenehm.“ (Nikolai, 224, S. 337.)

Nicht selten berichten Halluzinanten, besonders die hysterischen Persönlichkeiten, auch vom Erscheinen von leuchtenden Blumen (diese sind dann fast immer schön und gefühlsbetont) oder Schriftzügen (diese haben dann meist einen, wenn auch dunklen Sinn). Werden einmal Möbel und andere Gegenstände halluziniert, so dienen sie nur dazu, einen Raum auszustatten, d. h. eine Situation zu vervollständigen, meist einen Raum, in dem dann eine irgendwie bedeutsame Person erscheint. Man hört fast niemals einen Halluzinanten schildern, daß er etwa vereinzelt ein Möbelstück, etwa einen Kleiderschrank oder einen Kochlöffel oder dergl. halluziniert habe, es sei denn, daß ein solcher Gegenstand irgendeine Wichtigkeit für die betreffende Person habe, einen Komplex repräsentiere. Das Fehlen solcher Inhalte unter den optischen Sinnestäuschungen ist für ihre Theorie recht bedeutsam[1].

Seltener werden gegenstandslose Farben oder Flecken halluziniert. Nägeli (221) berichtet, im Anfang seiner Erkrankung sei das ganze Gesichtsfeld gleichmäßig ziemlich intensiv erhellt gewesen. Später erschienen helle Stellen auf dunklem Feld. Der Fall Sandén von Henschen (114a) sah gelb und blau: nur einen „gefärbten Schein“. Und von gewissen Vergiftungen (Santonin) werden reine Farbentäuschungen häufig beschrieben (Photopsie, [Rose 268c]). Dies führt aus den reinen Sinnestäuschungen schon wieder hinaus und in die Verfälschung der Außenwelt (Illusionen) hinein[2].

Auch von Bewegungstäuschungen, oft verbunden mit Farberscheinungen, wissen die Kranken zu berichten:

Es seien Lichter gewesen, die ihm nachgehüpft seien, so Sternlein auf dem Boden. Manchmal auch in der Höhe der zweiten Etage. „Vielleicht waren es Radfahrer oder ein Geblänkel mit elektrischem Licht.“ Des Nachts sah er auf der Straße „Laternen schwingen“, was ihn sehr störte. (Thomas Stephan, Psychiatr. Klinik, 2. XI. 12.)

Mit dem Problem der halluzinierten Bewegung haben auch die sogenannten Verwandlungen zu tun.

Nägeli (221) beschreibt trefflich, daß er häufig allmähliche, in sich einheitliche Verwandlungen erlebte. So erschienen zahllose Eispyramiden, deren Spitzen sich unter Beibehaltung des Farbentons in Köpfe und Fratzen wandelten. Oder der Zipfel der Bettdecke ging in einen Gipskopf über. Es war keine Ablösung, sondern eine wirkliche Verwandlung (wie bei Ovid). „Ich kann zwar nicht angeben, wie sich die Landschaft in ein Zimmer, das Meer in ein Haus, die Kirche in eine Person umwandelte, allein es sind diese Metamorphosen am Ende nicht viel wunderbarer als diejenigen, die ich wirklich gesehen habe.“ (221, S. 521.)

---

[1] Bei den willkürlich erzeugten phantastischen Gesichtserscheinungen Johannes Müllers (216) und anderer kamen indessen solche Inhalte vor. — De Schweinitz (287a) führt einen Kranken an, der in seinen Gesichtsfeldlücken, „*in the dark fields*“, Möbel halluzinierte. — Nägeli (221) betont, daß er unter den so mannigfaltigen Phantasmen niemals Gegenstände erblickte, mit denen er sich sonst immer beschäftigte, nie Mikroskope oder Pflanzen. — Josefson (146) berichtet von einem Kranken, der Sterne, braune Blätter und Ringe halluzinierte.

[2] Über pathologische Farbenempfindungen siehe auch Hilbert (121 und 120). — Pick (242) beschreibt die Halluzination von zwei gelben Streifen in einer bestimmten Entfernung und von einer halbkreisförmigen Figur mit Zacken in blendendem Silber.

„Als besonders eigentümliche Erscheinung muß ich das hervorheben, daß schon einige Tage vor Ausbruch der Krankheit mir die Taseshelle und überhaupt der ganze Gesichtskreis in die Luft oder nach einem lichten Raum genommen in dicht roter Farbe sich zeigte, und daß mir beim Gehen auf ebenem Boden abwärts blickend das Gefühl wurde, als ob sich der Boden bewegend nach vorn neige, aufwärts oder geradeaus blickend das Gefühl wurde, als ob der Weg unter den Füßen steige und über Treppen hinwegführe. Personen gesehen kamen mir alle größer als in Wirklichkeit befindlich vor.“ (Fat Freitag, Psychiatr. Klinik Heidelberg, 18. III. 12.)

Vor den Augen fliegen feurige Kugeln und alle Gegenstände scheinen sich hin und her zu bewegen. — Auf einmal habe sie Blumen in die Hand bekommen — in der Mitte so schön rosa, wie man's sonst nicht sieht, die andern braun und gefleckt.

. . . Sie war auf einem schmalen Weg mit Gras bewachsen (in der Tat auf ihr Bett gesunken), links eine Rotte Menschen und noch etwas, was sie gar nicht beschreiben könne. Die Menschen haben ihr gar nicht gefallen, und sie hat sich so verlassen gefühlt. Da ist der Heiland aufgetaucht, mit dem Kreuz belastet. Es hat eine schöne Zeit gedauert. Auf einmal sei der Heiland vor ihr gelegen. Das war so ein lieblicher Schmerz, die unendliche Liebe der Erlösung. Hinter ihm eine Menge Menschen, sie immer neben ihm. Sie sei ihm auf den Berg gefolgt und sei dann seitwärts gestanden. Sie habe wohl das Kreuz gesehen, aber keine Kreuzigung. (Luise Leber, 2. IV. 13, Psychiatr. Klinik Heidelberg. — Man beachte, wie eng sich hier das Gesehene mit einem gewissen Mithandeln zu einem Gesamterlebnis verbindet, das schwer zu analysieren ist. Der Vergleich mit einem Traumerlebnis liegt nahe, doch handelte es sich hier nicht um ein solches.)

Vereinzelt sind in der Literatur auch Zeichnungen mitgeteilt worden[1], die die Halluzinanten von ihren Erscheinungen entwarfen. Ich lasse hier ebenfalls zwei solcher Bilder folgen.

Tafel 1 gibt eine „freie“ Halluzination eines Gesichtes, von einem zeichnerisch gänzlich ungeübten Manne wiedergegeben.

Tafel 2 ist aus einer Schuhsohle „herausgesehen“ und mit Text begleitet. Dieser Kranke hat zahllose derartige Zeichnungen angefertigt, die sich wie auch das Beispiel von Tafel 1 im Besitze der Bildersammlung der Heidelberger psychiatrischen Klinik befinden.

Der Autor der Zeichnung der Tafel I nennt seine Zeichnungen von Köpfen „Luftzeichnungen“; eigentlich seien es keine Phantasien, sie seien schon bei Leuten vor Jahrhunderten gezeichnet gewesen und durch „Luftzug“ auf ihn übergegangen, manchmal sehe er sie in der Luft; wenn er sie dann gezeichnet habe, sehe er sie nicht mehr, dann entstehe eine andere Luftentwicklung; sie stammten aus Luftmengen, die nicht mehr existierten; die Luftzeichnungen seien, wenn sie glückten, wie Luft, würden durch Luftzug verweht und gingen auf andere über, die sie wieder zeichneten; er grüble nichts aus, sondern zeichne das, was die Luft bei ihm entstehen lasse; das Bild lasse die Luft entstehen so ähnlich wie andere Bilder manchmal; der Sumpf lasse auch solche Bilder entstehen. (Kr. gesch. Otto Stoff, 23. XI. 09., Langenhorn. — Man beachte das Durcheinandergehen von Eindrücken und ihrer theoretischen Verknüpfung.)

Schon oben wurde ein Beispiel gebracht, bei dem der Kranke nicht reiner Zuschauer bleibt, sondern handelnd in die halluzinierte Situation mit eingreift. Hierfür folge noch eine kennzeichnende Probe:

„Plötzlich sah ich einen gewaltigen schwarzen Mann sich über mein Bett beugen. Jetzt erfaßte mich eine namenlose Angst und Wut zugleich. Schnell war ich aus dem Bette, ergriff die auf dem Tisch stehende Lampe und schleuderte sie mit aller Kraft gegen den vermeintlichen Riesen. Durch den Lärm erweckt, eilte mein Logiswirt mit Licht ins Zimmer und fort war der ganze Spuk. — Gleich als es zu dunkeln begann, sah ich das ganze Haus erleuchtet. Ich konnte durch die Wände das ganze

[1] Morgenthaler (210) und Schilder (279).

Haus übersehen. Eine Musikkapelle spielte wilde Tänze. Eine Türkgesellschaft, in den phantastischen Kostümen gekleidet, drehte sich im wilden Reigen. Ich glaubte wahrzunehmen, daß diese ganze Gesellschaft mich dabei stets im Auge hatte. Plötzlich änderte sich die Szene. Dicht vor meinem Bette sah ich einen Mann von riesigen Körperdimensionen sitzen, bekleidet mit einem Schifferhemde und einer Schiffermütze. Dieser suchte vergebens seine Schuhe auszuziehen. . . . Kaum daß ich wieder zu Bett liege, fühle ich mich auf eine große Heide versetzt. Um mich herrscht ein Halbdunkel, und ich sehe eine große schier unermeßliche Herde Schafe an mir vorbeiziehen. . . . Als ich nun so weiter wandere, sehe ich plötzlich einen Polizisten mir entgegenkommen. Schnell biege ich von der Straße ab. Als ich nun den Polizisten hinter mir rufen hörte, „halten Sie still, Hebold", setze ich ein beschleunigtes Tempo ein. Wie ich nun aber laufe, sehe ich plötzlich wieder eine dunkle Gestalt, in der ich einen anderen Polizisten zu erkennen glaube, deutlich vor mir. Schnell kehre ich wieder um und laufe zurück, doch schon sehe ich wieder einen Polizisten vor mir. Kalter Schweiß bricht bei mir aus, und ich greife in meiner Angst zum Messer. Mit offenem Messer bin ich nun vorwärts gelaufen. Dunkle Gestalten sah ich von beiden Seiten mich begleiten. . . . Mittlerweile graute der Morgen, und ich sah die Gestalten immer weiter zurückweichen." (Fall Julius Hebold, 7. IX. 1905, Psychiatr. Klinik Heidelberg.)

Bei den akustischen Sinnestäuschungen verhält sich vielerlei anders Für sie hat der normale Mensch meist ein gutes Vorstellungsvermögen wenn er sich erinnert, daß er im Einschlafen nicht so selten einmal glaubte angerufen worden zu sein oder ein bestimmtes Geräusch zu hören, was ihn wieder völlig erweckte (Hypnagoge Halluzinationen[1]). Die echten akustischen Täuschungen können nur einzelne Worte (Zurufe, Namen) umfassen oder lange Schilderungen. Die Stimme kann so deutlich sein, daß sie als die eines Mannes oder einer Frau, eines Bekannten usw. erkannt wird, ja daß sich über sie aussagen läßt, ob sie von rechts oder links, von oben oder von unten, von weither oder aus der Nähe kommt, laut oder leise ist. Oft läßt sich die Stimme von einer wirklichen Stimme überhaupt nicht unterscheiden, oft aber hat sie ein eigentümliches Etwas, was sie von natürlichen Stimmen durchaus abhebt. Man ist nicht selten erstaunt zu erfahren, mit welcher Bestimmtheit ein Kranker diese Unterscheidungen trifft. Er vermag vielleicht sogar zwei verschiedene Sorten von Stimmen und diese wiederum von den natürlichen Stimmen zu sondern: z. B. die Kopfstimme, die Herzstimme und die Menschenstimme. Aber wenn man ihn dann auffordert, zu beschreiben, worin denn diese Unterschiede bestehen, so versagt er völlig. Die Sicherheit seiner Unterscheidungen ist irgendwie in ihm erfahrungsgemäß begründet, aber die Sprache gibt ihm keine Mittel an die Hand, diese trennenden Eigenschaften zu bezeichnen. Tut er es doch, so greift er nicht selten zu Wortneubildungen (Neologismen) und wird dadurch natürlich nicht wesentlich klarer.

Ein Beispiel beweist die Seltsamkeit der Unterscheidungen verschiedener Stimmen und Sensationen und ihrer Bezeichnungen[2].

---

[1] Hoppe bringt für die optischen hypnagogen Halluzinationen zahlreiche Beispiele mit einer unwahrscheinlichen Theorie (124 a).

[2] Ich verdanke dieses Beispiel der Güte von Herrn Geheimrat Tuczek.



Tafel I

Zeichnung nach einer Sinnestäuschung (Otto Stoll. Anstalt Langenhorn. 1909).
Originalgröße 19 × 30 cm.

Tafel II

Zeichnung nach einer Sinnestäuschung (Carl Laber. Heil- und Pflegeanstalt Schwetz in Westpreußen, 7. 8. 1900). Originalgröße 40 × 21 cm.

Bezeichnungen eines Halluzinanten für seine Sinnestäuschungen.

Vermittlungssprechen,
Rapportsprache,
Nachsprecherstimmen,
Sprachzauber,
Rapporteure,
Nachpappeln,
Geheimsprache,
Geheimstimmen,
Stimmenkrawall.

Leibesgespräch,
Aderngespräch,
Blutgespräch,
Herzgespräch,
Augengespräch,
Muskelgespräch,
Blasengeschwätz,
Gespräch zwischen den Beinen,
Gespräch aus der Harnröhre,
Kitzelgespräch,
Schmerzenerregendes Ferngespräch,
Zischgespräch,
Zwickgespräch,
Traumgespräch,
Kalte Zuchtigungssprache,
Vehmegerichtssprache,
Katholisches Nervengeschwätz,
Jüdische Schwiebussprache,
Ora-pro-nobis-Sprache,
Kling-Klang-Gloriasprache.

Geschlechtliches Gespräch,
Rapportweiber,
Hurengeplapper,
Heiratsgeschwätz,
Unsittliches Gespräch,
Kuhstallgespräch,
Be-Be-Gespräch,
Großes Onanierkonzert,
Zigeunergespräch,
Tödliche Sprache.

Die Inhalte der Stimmen sind oft sehr uninteressant. So hört etwa ein Kranker, daß alle seine Handlungen von konstatierenden Bemerkungen begleitet werden: „jetzt zündet er sich eine Pfeife an — jetzt ißt er die Suppe“ usw. Anderen ist es, als wenn eine Stimme plötzlich den ganzen Lebenslauf schildere. Sie hören erstaunt und etwas gereizt zu: einen Zweck hat „es“ ihrer Meinung nach nicht. Andere chronische Halluzinanten[1] werden wochen- oder monatelang mit widrigen Schimpfworten geplagt. In den meisten Fällen sind die Inhalte egozentrisch, wenn auch wie erwähnt oft unwichtig; häufig sind sie peinlich oder sogar entsetzlich und Angst erregend. Sehr selten sind sie nicht egozentrisch und angenehm, selten sind sie phantastisch und wirklichkeitsfremd. Im Gegensatz zu den optischen Sinnestäuschungen (mit Ausnahme der deliranten Gruppe) sind die akustischen Halluzinationen meist echte Täuschungen. Nur die stark egozentrischen und gefühlsbetonten erwecken den Verdacht auf Pseudohalluzinationen.

„In den Ohren summt und braust es mir, als ob der schwerste Orkan die Welt durchtobte, und jedes Geräusch höre ich als ein leise geführtes Zwiegespräch zwischen mehreren Personen. Dann hörte ich oft den schönsten Gesang oder die schönste Musik spielen. Zuweilen hörte ich Spottlieder singen. Oft hörte ich blutige Schlägereien und heftigen Streit toben. Dann hörte ich herzerschütterndes Weinen und Klagen um mich, und merkwürdig: stets waren es Frauenstimmen, die da weinten. . . . . . .

Als ich nun so allein, ohne schlafen zu können, dalag, hörte ich erst junge Mädchen, die von mir nur durch eine verschlossene Tür getrennt schliefen, durchs Schlüsselloch zu mir sprechen und allerlei sinnliche Redensarten führen, aber alles im Flüsterton. — Später hörte ich meine Logiswirtin drinnen im Hause über mich schimpfen und mich schlecht machen. — Vor der Tür und dem Fenster standen Männer und Frauen, beobachteten und bekritisierten meine ganzen Bewegungen. Welche meinten, jetzt

[1] Fast nur Schizophrene.

schläft er, andere dagegen sagten: ,nein, er wacht noch, schade um diesen Menschen', und weinten dabei so sehr. — Ein andermal: ,Wir verlassen ihn nicht, morgen früh wollen wir ihm helfen'." (Julius Hebold, 7. IX. 05, Psychiatr. Klinik Heidelberg.)

Er hörte in seinem Zimmer: „Dem gehört das Haus angezündet, damit er aufhört mit dem Pfarrhausbau." Dies sagten Leute, die er mit Namen nicht nennen kann, die am Haus vorbeigingen. Er hörte es ganz deutlich: „Sie genierten sich nicht", sie waren ca. 20 Schritte vom Haus entfernt. Ein andermal hieß es: „Der möchte ich nicht sein, dem geht's schlecht." „Jetzt haben wir ihn gerade nicht erwischt, jetzt kommen wir heute abend, stürmen ihm das Haus." Er kannte dieses Mal die Stimmen gut, es waren Joseph Fellner, Ludwig Seyfried usw. Sie sangen ihm „das Todeslied". Er werde ohne Gesang hinausgetragen. Später vernahm er Hedwig Braun, sie sagte: „Es wird doch ohne Blutvergießen abgehen"; „Thomas, geh' 'raus." (Thomas Stephan, Psychiatr. Klinik Heidelberg, 2. XI. 12.)

Zuweilen kommen die Stimmen ganz deutlich von außen, so wie man eben wirkliche Stimmen hört — daher halten sich viele schizophrene Halluzinanten gern die Ohren zu; die Zurufe haben dann oft einen befehlenden Charakter (imperative Stimmen) —, zuweilen aber ist den Kranken unklar, ob jene von innen oder von außen kommen.

Nach kurzem hörte sie die Stimme auch am Tag; sie befahl ihr, sie solle ihrem Leben ein Ende machen, sie fiele sonst durch Mörderhand. Sie hatte nun immer Angst, daß die Stimme Herr über sie werde, sie war so, „wie wenn man gehorchen muß". Die Stimme wurde nun immer eindringlicher, energischer: ich muß, ich muß, sie hat mich förmlich dazu gezwungen, ich stand wie in einem Bann. . . . .

„Wie wenn die Stimme in mir wäre, aus mir heraussprechen würde und doch wieder, als könnte ich die Stimme von mir wegscheuchen." Wenn sie die Stimme hört, dann macht sie oft eine abwehrende, wegschleudernde Handbewegung, wie wenn sie vom Körper etwas entfernen müßte. (Elisabeth Bader, Psychiatr. Klinik Heidelberg, 17. III. 21.)

Nikolai (224) berichtet (S. 347): „Mein verewigter Freund Moses Mendelsohn hatte sich im Jahre 1772 durch zu starke Anstrengungen des Geistes eine Krankheit zugezogen, welche auch voll sonderbarer psychologischer Erscheinungen war. Hatte er dann am Tage lebhafte Reden gehört, so rief ihm während des Anfalles eine Stentorstimme die einzelnen, mit einem hohen Akzent ausgesprochenen oder sonst laut geredeten Worte und Silben wieder einzeln zu, so daß ihm auf eine sehr unangenehme Art die Ohren davon gellten."

Gewiß kann man in vielen Fällen einwandfrei vom „Gedanken laut werden" reden; die Kranken geben dann selbst an, daß ihre eigenen Gedanken nur gleichsam laut in ihnen ertönten oder laut in ihnen selbst gesprochen würden. Aber in anderen Fällen werden sich die Psychotiker selbst durchaus nicht darüber klar, ob die Stimmen nur gleichsam gehörte eigene oder zugerufene fremde Gedanken sind. Vielleicht ist der Unterschied der, daß im letzteren Falle zur Sinnestäuschung noch eine Subjekt-Objekt(„Ich-")störung hinzutritt, im ersteren nicht. Manchmal mag aber auch nur der Inhalt der Stimmen so absonderlich sein, daß der Kranke ihn gar nicht als seine Gedanken anerkennt, sondern sie einem unbekannten Etwas zuschiebt.

„Am zweiten Abend hat es angefangen, wie wenn das Hirn selber sprechen täte, so innerliche Gedanken; es war bloß so ähnlich wie Sprechen, gesprochen hat niemand, es war in meinem Kopf, es war wie gefühltes Sprechen." (Genoveva Bäumler, 5. V. 09, Psychiatr. Klinik Heidelberg.)

Unter den Sinnestäuschungen überwiegen die optischen und akustischen sehr. Aber es finden sich natürlich auch seltsame Geschmacks- und Geruchs-

uschungen[1]. Auch unangenehme Sensationen der Körperempfindungssphäre nd bei gewissen geistigen Störungen nicht selten[2].

Man kann bei ihnen nicht immer mit Bestimmtheit sagen, ob es sich abei um wirkliche Sinnestäuschungen handelt, oder ob tatsächliche Erreungen der betreffenden Nerven oder ihrer Zentren vorliegen, die dem ormalen Schmerz zu vergleichen sind. Unter der Überschrift der qualitiv abnormen Empfindungsinhalte ist hiervon schon gesprochen orden. Die Kranken selbst begnügen sich meist nicht damit, diese Sensaonen des Körpers einfach zu beschreiben. Sie greifen zu Deutungen, die ann ins Wahnhafte hinübergehen. So erzählen sie von elektrischen Mahinen, mit denen sie gequält, von Röhrensystemen, durch die sie angeblasen erden. Doch gehören diese Wahnbildungen nicht mehr in diesen Zusammenang. Der an die Sinnestäuschungen sich gelegentlich anschließende Glaube es Besessenseins, Verhextseins wird unter „Ichstörung“ sogleich noch esprochen werden.

Hier folge noch eine Probe aus einem Briefe einer schizophrenen Kranken, Auguste arasol, vom 18. III. 20. (Psychiatr. Klinik Heidelberg.)

„Das Wischen; Vibrieren morgens, wenn es noch dunkelt, Am-Herze-Wecken, greift ehr an, untergräbt die Gesundheit. Ebenso die unverantwortliche Roheit der Sinnesiuschungen. Sie machen das schon hier, seit Juni 1907, hat gar keinen Wert, da ch ja die Tätigen nicht kenne und kein Urteil über die Vorführung habe, nicht über ie Bilder des Films, noch über die Mitteilungen Tag und Nacht.“

Als weiterer „Anhang“ an das Kapitel von den qualitativ abnormen Vortellungen sei noch des Phänomens der Synästhesien gedacht, über essen Abnormität man freilich streiten kann. Es gibt zahlreiche Menschen, ie, ohne sonst abnorm zu sein, zugleich mit dem Erlebnis eines bestimmten inneseindrucks die Erinnerung an einen bestimmten Inhalt aus anderem innesgebiet haben. Gerüche zeigen sich mit Farben, Farben mit Tönen sw., oft nur gewohnheitsmäßig, oft aber auch zwangsläufig vereint. Zuweilen edient sich der Betroffene absichtlich dieser seiner Eigentümlichkeit, um ein Gedächtnis zu verbessern (assoziative Hilfen), zuweilen aber leidet er uch ernstlich unter dem Zwang der sich aufdrängenden Mitempfindungen bzw. Vorstellungen). Man spricht auch von Synopsien, *Audition colorée*, Chromatismen[3]. Auch die Verbindung von Vorstellungen anschaulicher

[1] Vgl. z. B. Sander (278) und Lockemann (185).

[2] Besonders bei der Schizophrenie. Hier finden sich auch die Erlebnisse vollkommen alluzinierten Geschlechtsverkehrs. In solch einem Augenblicke nimmt die Kranke oft ganz aturalistisch die Koitusstellung ein, sie wehrt sich, windet sich, erleidet und spiegelt n ihrem Gesichtsausdruck die entsprechende Mischung aus Wollust und Schmerz. Auch aus den großen Besessenheitsepidemien der Nonnenklöster sind solche Symptome wohl ekannt, sie werden z. B. bei der Urheberin der Epidemie im Nazarethkloster zu Köln 16. Jahrh.) genau beschrieben. Schon eine der ersten Klostermassenpsychosen, die des Brigittenklosters in Xanthen (1550) und später die der Ursulinerinnen in Loudun 1631—1634) hatten sexuelle Halluzinationen als Hauptsymptom (Baelz, 7). Andere Besessenheiten von Massen (Morzines, 1861) waren ganz frei hiervon.

[3] Vgl. G. E. Müller (215, II. 407, III. 181—209), Lemaître (172), Laures (169), Rossigneux (271), ferner Z. f. Psychologie, 57, 1910, S. 384 und die Literaturangaben n Sterns differentieller Psychologie.

Schemata mit unanschaulich gedanklichen Inhalten gehört hierher (Diagramme), z. B. wenn jemand die Geschichtszahlen eines Feldzuges im Geiste stets auf bestimmte Punkte der Landkarte projiziert[1]. Auch diese Diagramme können sich gelegentlich in peinlicher Weise aufdrängen, so daß der Ergriffene ihrer nicht mehr Herr wird.

Oben war davon die Rede, daß die Willenssphäre in dem Sinne abnorm sein kann, daß die Zahl und die Durchführung der Impulse irgendwie quantitativ verändert ist. Hier soll ihre qualitative Abnormität besprochen werden. Die Frage taucht auf, ob es denn neben dem Entschluß zu einer Handlung und ihrer Durchführung noch eine besondere Qualität gibt, die abnorm sein kann. Man würde vielleicht gar nicht auf den Gedanken kommen, daß hier noch eine besondere Eigenschaft des Willens vorhanden und zu beachten sei, wenn man seine pathologischen Abänderungen gar nicht kennen gelernt hätte. Der Psychologe kann sehr wohl von der Herkunft des Willensaktes, seiner Richtung, seinem Richtungswechsel u. dgl. handeln sowie von seiner Gesamtverknüpfung und seiner Umsetzung in die Tat: sobald er aber über das Willensphänomen selbst noch Näheres mitteilen will, sieht er sich auf die Aufforderung beschränkt, der Leser solle selbst eine Willenslage oder einen Willensakt erleben, dann wisse er außerhalb aller Beschreibungen von selbst, was es damit für eine Bewandtnis habe[2]. Erst durch die Erfahrungen abnormer Persönlichkeiten wird die Aufmerksamkeit des Forschers darauf gelenkt, welch intensive Beziehung das Willensproblem zu jenem anderen Problemkomplex hat, der als das Ichgefühl bezeichnet wird. Daß mein Wollen mein Wollen ist, erscheint als eine Selbstverständlichkeit, und doch gibt es Fälle, in denen dem nicht so ist. Ich will hier nicht auf die grundsätzliche Frage eingehen, inwieweit der Name des Ichgefühls für jenes Phänomen glücklich ist, ich will insbesondere hier nicht untersuchen, inwiefern denn, wenn im Lippschen Sinne alle Gefühle Ichqualitäten seien, nun noch ein besonderes Etwas vorhanden sein soll, das speziell als Ichgefühl zu bezeichnen wäre[3]. Hier sollen nur die abnormen Phänomene vorgeführt werden, die mit diesem Ichmoment verbunden sind: Die Ichstörungen.

Wenn ich empfinde, vorstelle, denke, strebe, fühle, so erlebe ich diese Aktionen als meine Tätigkeiten, sei es, daß ich mir dabei mehr passiv, sei es, daß ich mir mehr initiativ vorkomme. Aber dieses Ichmäßige kann nun irgendwie gestört, beeinträchtigt oder vernichtet sein. So merkwürdig es klingt, so uneinfühlbar dies dem Normalen erscheint: es gibt seelische Tätigkeiten meiner Person, die doch von mir nicht (oder nicht voll) als mir zugehörig anerkannt werden. Schon bei der Empfindung läßt sich das Phänomen aufzeigen. Bei dem oben schon geschilderten Erlebnis

---

[1] Vgl. Müller (215, III., S. 72—181), Lemaître (172), mit weiterer französischer Literatur und einigen Abbildungen.

[2] Ich sehe von dem fruchtlosen Spiel der Worte ab, Wille mit Wollung, Strebung u. dgl. umschreiben zu wollen.

[3] Vgl. hierzu Kafkas schöne Arbeit (149).

der Entfremdung der Wahrnehmungswelt äußert zwar der Erkrankte, daß ihm die Außenwelt verändert vorkomme, daß ihm die Farben, Formen usw. der Dinge merkwürdig fremd erscheinen, aber er bezieht das abnorme Erlebnis doch auch schon auf sich selbst: Es käme ihm alles so fremd vor, als ginge es ihn nichts an, als sei er gar nicht beteiligt usw.

Nach einem schweren Schädeltrauma glaubt ein Verletzter, seine eigenen Kleider usw. gehörten dem Apotheker G.: Er „hat seine Sachen den meinen genau nachbilden lassen: es hat so den Anschein, als sei ich in meiner Heimat. Es ist aber nicht der Fall: bei einer guten Portion Idealismus kann man sich solches einbilden." (Rosenberg, 269.)

Man verwechsle die Entfremdung nicht mit dem Tatbestand, daß einem Kranken plötzlich einmal alles verändert, bedeutungsvoll usw. vorkommt: dies gehört in die wahnhaften Phänomene des Schizophrenen[1]. Das Symptom der Ichstörung sondert sich alsbald in zwei Arten. Zu der ersten Art führt der Weg von der Entfremdung der Wahrnehmungswelt, also vom Empfinden aus: Es ist das Erlebnis der gespaltenen Persönlichkeit, des Doppelichs (Depersonalisation). Die zweite Art stellt sich bei der Ichstörung des Denkens heraus: es ist das Erlebnis des Unterlegenseins unter eine andere Macht, das Gedankenmachen, Gedankenabziehen. Man würde das letztere Phänomen am treffendsten als Willensunfreiheit bezeichnen, wenn dieser Ausdruck nicht schon allzusehr philosophisch beschwert und populär-psychologisch abgeschliffen wäre. Um einen einheitlichen Ausdruck zur Hand zu haben, kann man folgendermaßen formulieren: Die Ichstörung setzt sich aus zwei verschiedenen Phänomenen zusammen: dem Doppelich und der Ichlähmung. Österreich (229 230) hat über das Doppelich und verwandte Probleme reichhaltige und verdienstvolle Arbeiten veröffentlicht.

Beim Erlebnis der Depersonalisation muß man eine ganze Reihe recht verschiedenartiger Störungen unterscheiden, die meist kritiklos zusammengeworfen werden. Überhaupt nicht hierher gehört das Erlebnis, daß man sich selbst ein zweites Mal irgendwo sieht (Autoskopie), selten sprechen hört[2]. Hier handelt es sich lediglich um Sinnestäuschungen (meist Pseudohalluzinationen oder gar Träume), bei denen der zufällige Inhalt der Täuschung man selbst ist, ohne daß dabei ein grundsätzlicher Unterschied von gewöhnlichen anderen Halluzinationen gegeben ist. Eine eigentliche Ichspaltung liegt hier gar nicht vor. Nur ist der Betroffene von diesem Phänomen meist gemütlich erregter als dann, wenn er gleichgültigere Inhalte seiner Täuschungen erlebt. Hierher gehört das viel zitierte Sesenheimer Erlebnis Goethes, dessen prophetische Ausdeutung wohl auf einer späteren Erinnerungsverfälschung beruht (Jubiläumsausgabe 24, S. 64).

„Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern

[1] Schilder (281) ist in seinen Unterscheidungen nicht sorgsam genug. Spechts (299) Pathologie des Realitätsbewußtseins (ein Fall mit einer heimwehartigen Verstimmung) gehört wohl zur Entfremdung.

[2] Über die Tendenz, sich selbst erinnerungsmäßig in einer Situation zu sehen. Vgl. auch G. E. Müller (215, II, S. 360), ferner V. und C. Henry (114) und Rusk (276).

des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu besuchen."

Johannes Müller (216) beschreibt S. 79 eine noch eigenartigere phantastische Gesichtserscheinung der eigenen Person:

„Prof. X. kam nach einer sehr lebhaften Unterhaltung über wissenschaftliche Gegenstände nüchtern und sehr hungrig nach Hause. Der Weg führte vom Lande über eine baumreiche Wiese nach der Stadt. Plötzlich sieht er in einiger Entfernung sich selbst in zwölf bis fünfzehn Exemplaren auf der Wiese umherwandeln. Die Figuren waren aus verschiedenem Alter des Beobachters und trugen die sonst fast vergessenen Kleider verschiedener Zeiten in mancherlei Farben. Die Gestalten einer und derselben Person gingen gleichgültig durcheinander auf der Wiese. Es bedurfte nur der Anstrengung des Gesichtssinnes, der Aufmerksamkeit und der Erinnerung, daß die Selbsterscheinung eine Halluzination sei, um die ganze Gruppe sogleich zu verscheuchen. Lichtflecke blieben nicht übrig."

Gewisse Beziehungen zum eigentlichen Doppelgängererlebnis hat ein Beispiel Justinus Kerners.

„Als ich am 28. Mai 1827 . . . bei ihr allein im Zimmer war . . . sah sie sich auf einmal selbst (wie sie mir nachher erzählte) in einem weißen Kleide, das sie nicht anhatte, aber so eines besitzt, auf dem von ihr gerade gegenüberstehenden Stuhle sitzen. Sie wollte schreien, konnte aber nicht, konnte sich aber auch nicht bewegen. Sie hatte ihre Augen weit aufgerissen, sah aber sonst keinen Gegenstand, als sich und den Stuhl, worauf sie saß . . . Das Bild stand nun auf und lief auf sie zu, und erst als es fest an ihr war, fuhr durch ihren Körper wie eine elektrische Erschütterung, die ich sah, und nach dieser tat sie einen Schrei, und erzählte mir nun, daß und wie sie sich selbst gesehen." (Aus Justinus Kerners: Seherin von Prevorst, S. 138 [150]).

Selbstverständlich hat jedes solche Erlebnis (Halluzination mit dem Inhalt der eigenen Person) verschiedene Nuancen, doch sollen hier keine weiteren Beispiele gehäuft werden.

In den Arbeiten von Hennig (112), Binet (25), Flournoy (66, 68, 69), Baelz (7), Österreich (230, 228, 229, 226), Lemaître (172), Sollier (298), Dugas (55a) und anderen findet man zahlreiche Einzelheiten geschildert.

Es sei hier weiter jener Fälle gedacht, die nur in entferntem Zusammenhang mit der Ichstörung stehen, bei denen zwar stets ein vollkommen klares und einheitliches Ichgefühl vorhanden ist, bei denen aber ein Nacheinander zweier gleichsam verschiedener Personen in einer beobachtet wird[1]. Beide Personen wissen nichts oder nur äußerst Ungewisses von einander, so daß die Verdoppelung bis Verfünffachung der Persönlichkeit eigentlich nur für den Beschauer vorhanden ist[2].

So berichtet etwa Naef (220) von einem Herrn, der in Zürich aus der Zeitung erfährt, daß er selbst erstaunlicherweise vor Wochen aus seinem australischen Wohnort spurlos verschwunden sei. James (131) erzählt von einem Wanderprediger, der am

[1] Beim Kapitel der Motivzusammenhänge wird hiervon nochmals die Rede sein.

[2] Es ist mir kein Versuch bekannt geworden, in der Hypnose die beiden Persönlichkeiten sich miteinander auseinandersetzen zu lassen. Im Gegenteil, besonders die französischen Forscher, die diesen Gegenstand sehr lieben, haben durch ihre Fragen diese „Spaltung" meist noch mehr gezüchtet. Es handelt sich ganz vorwiegend um ärztliche Kunstprodukte.

17. Januar 1887 aus seinem Wohnort verschwand und darauf unter ganz anderem Namen in einer anderen Provinz zwei Monate lang einen kleinen Kramladen führte; er besorgte auch alle für sein Geschäft nötigen Einkäufe, bis er am 14. März ohne jede Erinnerung an das Vergangene plötzlich erwachte und nach Hause zurückkehrte. — Seit Charcot ist die psychiatrische Fachliteratur voll von solchen Fällen alternierenden Bewußtseins. Bei Henning (112), Dessoir (47), Bertrand (21), Flournoy (66, 68, 69), Janet (134, 133, 137 a), findet man ältere und neuere Beispiele. Meist gehen sie unter dem Namen des Dämmerzustandes. Doch sollte diese Bezeichnung für jene Fälle mit getrennten Erinnerungsketten vorbehalten bleiben (mit Amnesie). Hier folge noch ein Beispiel für einen solchen Dämmerzustand, bei dem die zwei Persönlichkeiten, die einander abwechseln, der Art nach nicht verschieden sind.

„Ein Seiler, ein wirklicher Nachtwandler bei Tage, von 23 Jahren, ein Mann von melancholischem Temperament, hatte seit dritthalb Jahren folgende Beschwerung: Es überfiel ihn vielmals am hellen Tage ein Schlaf mitten unter seiner Hantierung, es sei im Sitzen, Stehen oder Gehen. Wenn ihn der Paroxismus ankam, zog er ihm etliche Male die Stirn und Augen zusammen, bis sich diese fest zuschlossen. Wenn ihn der Schlaf im Gehen über Land befällt, so bleibt er nicht stehen, sondern läuft weiter, fast geschwinder als wachend, ohne den rechten Weg zu verfehlen oder über etwas im Wege Liegendes zu stolpern, wie er denn mehrmals von Weimar nach Naumburg schlafend gegangen und in eine Gasse gekommen sei, wo Bauholz im Wege gelegen, worüber er ganz ordentlich wie ein Wachender ohne allen Anstoß gestiegen. Er soll auch Pferden und Wagen, die ihm begegnet, ausgewichen und wieder in seinen Weg gekommen sein. Einstmals war er im Begriff nach Weimar zu reiten. Ungefähr ein paar Stunden davon überfällt ihn sein Schlaf, er ritt aber fort, traf den Weg auch durch ein kleines Holz, ohne das Gesicht vom Gesträuch zu verletzen, ritt dann durch die Ilm, tränkte darin sein Pferd, pfiff ihm auch dazu, zog die Beine in die Höhe, damit sie nicht naß werden möchten. Passierte hiernächst durch etliche Gassen über den Markt, der eben voller Leute, Buden und Karren stand, und das alles so glücklich und behutsam, daß er, ohne jemand zu beschädigen oder sich Schaden zu tun, in das Haus, in das er gewollt, gelangt. Hier stieg er ab, band sein Pferd an einen an dem Laden befindlichen Ring, ging durch den Laden seines Mitmeisters, wo allerlei im Wege lag, ohne es zu berühren, in die Stube und nach einigen gesprochenen Worten wieder heraus, mit dem Vorgeben, daß er durchaus auf die hochfürstliche Regierung gehen müsse. Als er nun dagewesen und an gedachten Ort wieder zurückkam, wachte er auf. — Wenn der Paroxismus zu Ende gehen wollte, zog er ihm wie bei seinem Anfang Stirn und Augen zusammen. Darauf kam er zu sich selber, öffnete die Augen, schämte sich und entschuldigte sich gegen die Anwesenden." (Mitgeteilt aus Akten von 1725 in Moritz' Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, 7. Band, 1. Stück, S. 86, von 1789.)

Wie erwähnt, handelt es sich auch bei diesen Fällen nicht eigentlich um eine (subjektive) Spaltung des Ichgefühls. Diese tritt erst ein, wenn der Betroffene sich im gleichen Augenblicke eins und doppelt erlebt, während es sich dort nur um ein alternierendes Bewußtsein handelt. Man hat jenes ganz zutreffend mit dem Raupenich und dem Schmetterlingsich verglichen, beide folgen sich und brauchen gleichsam nichts voneinander zu wissen. Über die eigentliche Bewußtseinsspaltung als subjektives Phänomen orientieren am besten zwei Erzählungen von Baelz (7), S. 1043.

„Ein . . . etwas neurasthenischer russischer Diplomat lag im russisch-türkischen Krieg (1878) an schwerem Abdominaltyphus darnieder. Im Beginn der Rekonvaleszenz, so erzählte er mir, habe er wiederholt eine seltsame Erfahrung gemacht. Es war ihm, als ob sich sein Selbst in zwei Teile teilte. Er fühlte deutlich, wie sich etwas von ihm ablöste, wie er aus sich selber heraustrat und sich als sein eigenes Ich gegenüberstand. Dieses neue Ich war sozusagen sein höherer Teil. Es war mehr geistig, hatte doch auch körperliche Form. Jedes der beiden Ich war sich des sonderbaren Vorgangs bewußt. Beide standen im Verkehr und sprachen manchmal miteinander. Nach einigen Minuten verschwand die Halluzination und ließ einen Zustand von Er-

schöpfung und Verwirrung zurück. Mit fortschreitender Genesung verschwanden die Anfälle."

„Ein Freund von mir, ein etwas krittelig angelegter Mann, hatte Malaria. Als ich ihm Chinin verordnen wollte, bat er, ihm doch lieber ein anderes Mittel zu geben, denn jede Dose Chinin habe bei ihm einen unheimlichen Zustand zur Folge. Nach einigen Minuten gehe in ihm eine Veränderung vor. Er teile sich in zwei. Die Sache sei schwer zu beschreiben, aber sicher sei, daß er sich selber gegenüberstehe, und daß jedes Ich sich seiner bewußt sei und sich über das andere wundere, bis beide den Zustand furchtbar komisch finden und in große Heiterkeit ausbrechen. Das dauere manchmal eine Stunde, dann verblasse und verschwinde das andere Ich, aber es bleibe noch längere Zeit ein unbehagliches Gefühl zurück."

Hill Tout (122) fühlte, wie er sein eigener (verstorbener) Vater wurde, während er doch er selbst blieb.

Vgl. ferner Loewy (191), Schilder (280), Jastrow (144 S. 323).

Begreiflicherweise machen solche Erlebnisse auf den Betroffenen einen tiefen Eindruck. Je nach seiner Verstandesentwicklung, seiner sozialen und kulturellen Schicht und je nach den Anschauungen und der Form der Religiosität seiner Zeit wird er sich mit solchen merkwürdigen Phänomenen auseinandersetzen. Manche Erlebnisse des *second sight* bei den nordischen Völkern, auf den Hebriden, in Lappland usw. gehören hierher[1].

Man glaubte schon in der Erscheinung des zweiten Ichs (der Halluzination seiner selbst) das Anzeichen des nahen Todes zu sehen oder legte ihm sonst eine prophetische Bedeutung bei. Und die abwechselnde Herrschaft zweier von einander anscheinend verstandesmäßig, gefühlsmäßig, ja in Bildung und Sitten ganz verschiedenartiger Wesen in einer Person, legte selbstverständlich erst recht dem Laien den Gedanken nahe, daß sich hier ein fremdes, vielleicht ein „höheres" oder ein teuflisches Wesen der Persönlichkeit bemächtigt habe, daß sie b e s e s s e n sei. Schon bei allen Sinnestäuschungen liegt, wie oben gezeigt wurde, dieser Gedanke nahe. Ihnen entsprechen keine Reize, keine Gegenstände der Außenwelt; sie müssen also im Ergriffenen — so meint man — irgendwie künstlich erzeugt werden. In dieser Meinung werden die Angehörigen des Halluzinanten ja durch dessen eigene Äußerungen meist noch bestärkt; er deutet, wie der Psychiater es nennt, seine Sinnestäuschungen wahnhaft aus[2]. Noch fester gründet sich im Psychotischen die Überzeugung, von einem fremden Wesen geleitet, beherrscht zu werden, besessen zu sein, wenn er nicht nur scheinbare S i n n e s - eindrücke erlebt, denen sein Ich vielleicht noch irgendwie objektiv — beobachtend, beurteilend usw. — gegenübersteht, sondern wenn das Ich selbst vergewaltigt wird. Und damit ist die zweite Form der Ichstörung gegeben, die — in sich wieder recht vielgestaltig — als I c h l ä h m u n g zusammengefaßt werden kann. Hier kommt es nicht zu einer Spaltung des Ichgefühls, sondern der Betroffene glaubt, einer fremden Macht zu unterliegen. Er empfindet nicht nur am Körper Beeinflussungen, denen äußerlich nichts Feststellbares entspricht, er merkt auch ganz deutlich an seinen eigenen

[1] Freilich werden unter *second sight* auch allerlei andere Inhalte von Ausnahmezuständen zusammengefaßt, in die sich die nordischen Magier durch abenteuerliche Zeremonien und geräuschvolle Musik versetzten. Vgl. von älterer Literatur Martin (197), das Archiv für den tierischen Magnetismus aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, und Hibbert ([119], S. 133).

[2] Vgl. Stoffels (308).

Gedanken, daß dies nicht mehr seine eigenen Gedanken sind, an seinen Wünschen, daß sie ihm gegen seinen Willen eingegeben werden, an seinen Handlungen, daß man sie ihm aufzwingt. Er will dies alles nicht denken, nicht fühlen, nicht wollen, aber er ist machtlos, er ist seelisch gelähmt. So sehr er sich dagegen aufbäumt, so sehr er alle seine Energie zusammenrafft: er ist der (infolgedessen „höheren") Gewalt unterlegen. Er merkt das Vorhandensein dieser Macht an zweierlei. Erstens sind ihm die Inhalte des Gedachten, Gewollten fremd. Sie passen nicht in den Zusammenhang dessen, womit er sich gerade beschäftigte. Sie fallen von außen her so störend in die momentane seelische Erfülltheit hinein, wie wenn uns der Anruf eines Fremden aus unseren Gedanken aufschreckt. Auch der Gesunde kennt „freisteigende Vorstellungen", er kennt Einfälle, die ihn augenblicklich verwundern, die ihn vielleicht sogar stören, deren Zusammenhang er aber doch stets bei einigem Nachdenken aufzudecken vermag, und die er als seine Einfälle unbedingt anerkennt. Diese gemachten Gedanken aber widersprechen dem ganzen Wesen, dem Charakter des Erkrankten, er erlebt sie als unbedingt fremd und daher oft als widrig. Deshalb leidet er so sehr unter ihnen. Der Kern seiner Persönlichkeit, seine „Individualität" (Unteilbarkeit) ist zerstört: er ist innerlich mit einem fremden Wesen zusammengeschmiedet. Die Qualen, die solche der Ichlähmung unterworfenen schizophrenen Kranken zuweilen auszustehen haben, sind unermeßlich. Aber es ist nicht nur die Fremdartigkeit der einzelnen Inhalte, die den Glauben an eine höhere Macht herbeiführen, sondern es ist offenbar auch etwas an der Funktion selbst Haftendes. Es gibt Kranke, die auch irgendwelchen inhaltlich unauffälligen Gedankengängen anmerken, daß es nicht ihre Gedanken sind. Am Gedanken selbst merken sie den fremden Einfluß. Eine Frau will vielleicht ihrem Mann eine Reissuppe kochen, und sie geht an den Herd und bereitet eine Bohnensuppe zu. Sie merkt, dieser letztere Entschluß war ihr eingegeben. Nicht als ob sie nicht schon oft Bohnensuppe zubereitet hätte, nicht als ob sie nicht auch an diesem Tage hätte Bohnensuppe kochen können, aber am Entschluß selbst erkannte sie den gemachten Gedanken[1]. Ähnlich ist jenes Phänomen, welches die Kranken selbst oft als „Gedankenabziehen" bezeichnen[2]. Das gleicht nicht dem, wenn dem normalen Menschen einmal ein Gedanke entfällt, oder wenn im Zustande der Zerstreutheit sich die Gedankenfäden verwirren. Das „Abziehen" ist etwas qualitativ Neues, sonst nicht Erlebtes; die Gedanken sinken gleichsam nicht passiv dahin, sondern sie werden von irgendwoher positiv so beeinflußt, daß sie sich ändern, ihren Charakter als meine Gedanken einbüßen und dann mir direkt genommen werden. Wieder glauben die Kranken, einem äußeren Einfluß, einer fremden Macht zu unterliegen, ihr Ich ist in dieser Beziehung gelähmt. Aber man beachte, daß es nur in dieser Beziehung gelähmt zu sein braucht. Man fasse den Versuch dieser Beschreibung nicht so auf, als ob ein solcher Kranker nun völlig seiner

[1] Pick (240) macht auf die unpersönliche Form aufmerksam, in der die Kranken oft erzählen: „es" wurde mir gegeben, „es" ist mir eingekommen, „es" beginnen sich mir die Gedanken in den Kopf zu schreiben.

[2] Ein Kranker Picks (240) erfindet den Ausdruck „intellektuieren".

Selbststeuerung beraubt sei. Im Gegenteil: meist sind es nur vereinzelte seelische Regungen, die den Charakter des Gemachten haben. Zwei Gedanken laufen (vielleicht inhaltlich eng mit einander verbunden) kurz hintereinander daher, und von dem einen vermag der Kranke mit Sicherheit zu sagen, daß es sein Gedanke sei, während der andere mit ebensolcher Sicherheit als beeinflußt bezeichnet wird. Es kommt freilich vor, daß der Gedankengang eines Schizophrenen durch solche querkommende Einflüsse für längere Zeit so heftig gestört wird, daß er dadurch gleichsam verwirrt wird, nicht anders als wenn ein Nachdenkender durch irgendwelche äußeren Störungen beständig abgelenkt und schließlich ganz durcheinander gebracht wird.

Das Vergewaltigtwerden des Ichs spielt sich in zwei verschiedenen Formen ab, die von der klinischen Psychiatrie als die hysterische und die schizophrene Ichlähmung auseinandergehalten werden. Das Zustandekommen beider ist wahrscheinlich völlig verschieden, deskriptiv haben sie mancherlei Züge gemein. Auf die Unterschiede gehe ich später noch ein, hier sollen erst einige Beispiele für beide Arten mitgeteilt werden.

Für die hysterische Form diene eine Beschreibung von Baelz (7, S. 983): eine von einem Fuchs besessene Japanerin.

„Während sie uns mit Tränen in den Augen ihre Leidensgeschichte erzählte, meldete sich der Fuchs. Zuerst zeigten sich leichte, dann stärkere Zuckungen links um den Mund und im linken Arme. Sie schlug sich mit der geballten rechten Faust wiederholt heftig auf die linke Brust, die von früheren solchen Anlässen her ganz geschwollen und blutrünstig war und sagte zu mir: ‚Ach, Herr, jetzt regt er sich hier wieder, hier in meiner Brust.‘ Da kam plötzlich aus ihrem Munde eine fremde, scharfe Stimme in schnarrendem Ton: ‚Ja, freilich bin ich da, und glaubst du dumme Gans etwa, daß du mich hindern kannst?‘ Darauf die Frau zu uns: ‚Ach Gott, ihr Herren, verzeiht, ich kann gewiß nichts dafür!‘, dann, sich immer wieder auf die Brust schlagend und mit dem linken Gesicht zuckend zum Fuchs: ‚Sei still, Bestie, schämst du denn dich gar nicht vor diesem Herrn?‘ Der Fuchs: ‚Hehehe, ich mich schämen? Warum? So gescheit wie diese Doktoren bin ich auch. Wenn ich mich schämte, so wäre es darüber, daß ich mir ein so albernes Weib zum Wohnsitz ausgesucht habe.‘ Die Frau droht ihm, beschwört ihn, ruhig zu sein. Er unterbricht sie, und nach kurzer Zeit ist er im Alleinbesitz des Denkens und der Sprache. Mit einer unfaßlichen Schlagfertigkeit antwortet er auf alle Fragen, hat sofort für alles eine Erklärung bereit. Die Frau ist jetzt passiv wie ein Automat, versteht offenbar nicht mehr deutlich, was man ihr sagt, an ihrer Stelle antwortet immer hämisch der Fuchs.“

Ferner ein Beispiel aus A. Lehmann (171, S. 533) aus einer Schrift des beginnenden 17. Jahrhunderts: eine dänische Frau schildert, wie in ihrer Familie allmählich Besessenheit die einzelnen Mitglieder ergriff:

„Wir hatten einen kleinen Knaben, der im neunten Jahre stand. Er wurde so wunderlich, daß wir nicht begreifen konnten, was ihm fehlte. Er sagte, es liefe immer in seinem Leibe und stäche ihn . . . Als ich nun in der Stube stand und das Kind in einem Korbbett lag, wurde das Bett anderthalb Ellen von der Erde emporgehoben und begann, auf und nieder zu springen. Ich lief zu Hans und rief ihn herein. Als wir hineinkamen, war der Knabe aus dem Bett gehoben, er stand auf dem Kopfe, mit den Beinen in die Luft, und mit ausgestreckten Armen; und nur mit großer Mühe gelang es, daß wir ihn in das Bett brachten. Von dem Tage an sahen wir großen Jammer an ihm. Der böse Geist lief in ihm auf und ab wie ein Ferkel und . . . legte seine Glieder so fest zusammen, daß vier stämmige Kerle nicht stark genug waren, um sie auseinanderzuziehen. Er krähte wie ein Hahn, bellte wie ein Hund, führte ihn hinauf auf unsere Balken in der Stube und ebenso auf das Holzlager im Hofe . . . Er zog seine Augen in den Kopf zurück und ebenso seine Wangen und machte ihn so steif wie einen Stock, so daß der, der es

nicht wußte, nicht anders sagen konnte, als daß es ein Stück Holz sei. Wir hoben ihn empor gegen die Wand. Da stand er ohne alle Bewegungen, wie ein Bild aus Holz . . . Abends, wenn wir sangen: ‚Eine feste Burg ist unser Gott', oder wenn wir (in der Bibel) lasen, wieherte er wie ein Pferd und spottete darüber, so viel er nur konnte."

„Als der Pfarrer (Magister Niels Glostrup) einmal kam, um uns zu besuchen, sagte (das Kind) der Satan zu ihm: ‚Wenn ich des großen Mannes wegen dürfte, dann würde ich dich so behandeln, daß du Schande davon hättest. Du betest so innig zu dem großen Mann für dies Kind und für dies ganze Haus und quälst mich damit, Heute saß ich am Saume deines Kleides, aber als du batest für diesen Knaben, fiel ich hinab und schlug mir einen Teufelsschlag, so daß ich Schande bekam.' Mag. Niels antwortete: ‚Du hast genug Schande, du verdammter Geist.' Dann antwortete der Satan: ‚Das weiß ich selbst.' — Mag. Niels fragte ihn nun: ‚Wann wirst du, verdammter Geist, diese Wohnung räumen, in welche du dich hineingestohlen hast, und dies arme Kind verlassen, das du Tag und Nacht quälst?' Der böse Geist antwortete durch den Mund des Kindes: ‚Willst du mich hinaushaben?' Darauf antwortete Mag. Niels: ‚Der allmächtigste Gott soll dich hinaustreiben an den Ort, der dir in dem ewigen Feuer bereitet ist.' — Der Satan antwortete: ‚Wenn der große Mann sagt: Schere dich fort!, dann muß ich das Feld räumen usw.'"

In beiden Beispielen wird die vom Geiste ergriffene Person zur Vermittlerin seiner Äußerungen und Wünsche. Sie ist es zwar wider Willen, ihr eigener Wille ist irgendwie gelähmt und vermag sich nur zwischendurch einmal wieder Geltung zu verschaffen. Aber sie ist sich der Rolle dieser Mittlerschaft (Medium) bewußt, mag sie nun dem Geist eines Fuchses (Japan), einer Hyäne (Abessinien), eines Tigers (Indien), eines Rindes (im Altertum), eines Wolfes (Werwolf, Mittelalter) oder eines Teufels, Engels, Gottes oder Verstorbenen zu Äußerungen verhelfen (Hennig 112). Das Medium spielt eine Rolle, es spielt sie vielleicht leidend unter Stöhnen, Sichkrümmen, Schwitzen und zahlreichen Ausdrucksbewegungen[1], aber es ist sich dabei bewußt, das Sprachorgan eines anderen Wesens zu sein. Wenn es einen Geist gäbe, der in einen anderen hineinfahren könnte, um dort sein Wesen zu treiben, so müßte sich dies wohl in der Tat so abspielen, wie es das hysterische Medium darstellt.

Solche Schilderungen hysterischer Ichlähmungen, von denen die Literatur der Religionspsychologie (Österreich 226 und 227, Delacroix 44, Heyne 118a, Diefenbach 48a, Längin 167a, Roskoff 269a, Nippold 225a), der Hysterie (Charcot, Janet 132—134, 137, 137a, Richer 265, Binet 25, Mandel 194a), der okkulten Wissenschaften voll ist, lassen es begreiflich erscheinen, wie in den Völkern aller Rassen und Zeiten der Glaube an die Besessenheit aufwuchs[2]. Sie ließ sich auch künstlich erzeugen. Manche Vergiftungen werden ja noch heute geschätzt, um sich fabelhaften Sensationen wollüstig hinzugeben (Opium, Haschisch, Kokain, Meskalin)[3].

---

[1] Zu den Darstellungen der Besessenen in der Kunst vgl. Heitz (106a) und Charcot (39b).

[2] Aus der Fülle der meist populären und verworrenen Schriften zum Okkultismus, die häufig von offenbaren Psychotikern stammen, seien hier einige ernst zu nehmende psychologisch interessante herausgegriffen: Binet (25), Myers (217, 218), von dem angeblich das Wort Unterbewußtsein stammt, Marillier (196), Jastrow (144), Gyel (100), Chowrin (40), Aksakow (1b), Boirac (29), Sollier (298), Seiling (289), Freimark (76), Österreich (231), Kotik (160), Tischner (314 u. 315), v. Wasielewski (323).

[3] Zu den Lustrauschvergiftungen vgl. Jastrow (144), Meunier (202a), Moreau (209), Baudelaire (9a) und die später (unter abnormen Gefühlen S. 81) angeführte Literatur.

Aber auch in den verschiedensten religiösen Kulten bediente man sich allerlei Mittel, um jenen Zustand herbeizuführen, in dem „der Geist über ihn kommt“. Sandalum, Aloe, Piper, Mastix, Krokus, Kostus, Sulphur wurden benutzt[1], aber auch Gase, die aus Erdspalten hervorquollen, versetzten die Priesterin in die Nähe ihres Gottes: das πνεῦμα ἐνθουσιαστικόν, der *anhelitus terrae Delphis*. Auch Fasten und sonstige Askese bereiteten die Seele auf den Umgang mit Gott vor. Freilich war es häufig schwierig, zu erkennen, ob dann die Seele Gott oder dem Teufel unterlag. Jamblichos bemühte sich in seinem Werke „De Mysteriis“ die göttlichen von den dämonischen Besessenheiten zu unterscheiden und Kardinal Lambertini (Benedikt XIV) führte die unterscheidenden Merkmale der objektiv göttlichen von den trügerischen oder gar dämonischen im 49. Band des 3. Buches De servorum Dei beatificatione genau an (Joh. Müller 216, S. 61)[2]. Bei den großen Massenepidemien, die besonders in den linksrheinisch-deutschen, den holländischen und französischen Nonnenklöstern vom Mittelalter ab immer wieder ausbrachen[3], vermochten die Besessenen sogar die Namen der in sie gefahrenen Teufel zu nennen. Leviathan saß in der Stirn, Beherit im Magen, Balaam hatte sich in der zweiten rechten Rippe, Isacaron in der untersten rechten Rippe niedergelassen. Noch 1861 brach in Ober-Savoyen (Morzines) eine Krampf-, Tanz- und Besessenheitsepidemie aus, bei der 120 Personen, besonders Mädchen von 9—15 Jahren, von Dämonen befallen wurden[4]. Wie oben erwähnt, verstärkten bei manchen anderen Epidemien sexuelle Halluzinationen den Glauben an die Besessenheit: manches junge Mädchen schwur, mit dem Teufel Beilager gehalten zu haben, und bestimmte sich dadurch selbst zum Scheiterhaufen. In den Inspirationsgemeinden, die sich von 1688 bis 1850 fortlaufend verfolgen lassen, ja selbst noch in der sogenannten Kasseler Bewegung von 1905 erhielten die Entrückten -- oft unter Tänzen und Krämpfen — Eingebungen ihres Gottes (*Avertissements*). Katholische Weltanschauung lieferte in den Klosterepidemien keineswegs allein die Grundstimmung des Besessenheitserlebnisses, auch die verfolgten französischen Protestanten verfielen in der Cevennen-Bewegung in ganz ähnliche Ausnahmezustände (Ende des 17. Jahrhunderts). In der Gegenwart ist es das Leben der Sekten, in deren engerem vertrauten Kreis sich Entrücktheiten mit Aufgabe der eigenen Person und das Ergriffenwerden durch „den Geist“ abspielen[5].

Der Spiritismus, die Gemeinschaftsbewegung, die Heilsarmee, die Methodisten, die Negersekten usw. führen durch allerlei Musik, eintönig rhythmische Gesänge, Trommeln, Händeklatschen, ferner durch seltsame Be-

---

[1] „Fumigationes“ des Petrus de Abano. Elementa magica. Siehe auch Stoffels (308).

[2] Dazu auch Poulain (248a), II, S. 31—114, und Laurent (168a). II, S. 237.

[3] Vgl. hierzu die Arbeiten von Richer (265), besonders im Anhang „Notes historiques“, S. 616, ferner Baelz (7), Österreich (227, 226), Zeitschrift „Zeitgenossen“, ab 1817 N. F. 2, S. 48, Hennig (111), James (131), Friedmann (81), Hellpach (108). Calmeil (38a).

[4] Ähnlich 1878 in Verzegnis im Friaul.

[5] Über die Christian Science vgl. z. B. Geiger (86), Hellwig (110).

leuchtungen, Räucherungen usw. den Zustand herbei, in dem dann der besonders Disponierte vom Gott geschlagen wird (Erweckungen, *Revivals*). Ganz ähnliche Entrücktheiten und Besessenheitszustände werden aus den sonst so gänzlich anders gearteten Kulturkreisen des Ostens beschrieben. Psychologisch ist es dort derselbe Vorgang. Nur fehlt dort meist das Moment der Massensuggestion. Viele einzelne Fälle von Besessenheit werden noch heute in China, Japan, Korea, Sibirien beobachtet. In manchen Gegenden sind ganze Familien bekannt, deren einzelne Glieder besonders leicht vom Geiste befallen werden. Wie es im alten babylonischen Reich schon berufsmäßige Beschwörer gab (Ea- und Mardukpriester), wie in Griechenland die Orpheotelesten als „Teufels"austreiber im Lande umherzogen, so gibt es heute noch geübte Geistbeschwörer, die im Herumziehen in Sibirien (Schamanen) und Japan (Hoin- und Hokkepriester) ihr Gewerbe betreiben (Baelz 7).

Die Überzeugung, daß das eigene Ich in der Besessenheit irgendwie überwältigt und daß wirklich ein fremder Geist in das menschliche Gehäuse eingezogen sei, wird nicht nur durch die Versicherungen der Beteiligten selbst erweckt, welche diese Besitzergreifung oft mit vielen Einzelheiten schildern, sondern auch die objektiven Produktionen der Ergriffenen im Ausnahmezustand liefern ja hierfür einen „Beweis"[1]. Wie schon oben erwähnt, bedienen sie sich oft „fremder" Worte, d. h. Worte, die ihnen selbst bisher gar nicht bekannt waren, also doch auch nicht von ihnen — so scheint es — stammen, sondern nur von anderen Wesen eingegeben sein konnten. Wenn man Lukians Geschichte von Alexandros, dem Lügenpropheten, kennenlernt, so stimmen alle Umstände dieser Massenpsychose so getreu mit ähnlichen Bewegungen unserer Tage überein, daß man sich wundert, nicht auch von Neologismen erzählt zu bekommen. Von der lallenden und oft unverständlich geheimnisvollen Sprache der Ergriffenen in den Krampf- und Tanzepidemien des Mittelalters wird in den Berichten nicht selten gesprochen. Jakob Böhme erfand — um nur ganz weniges anzuführen — eine Reihe eigener Worte, die Seherin von Prevorst und andere von Kerner (150 S. 208 und 233) erwähnten Somnambulen redeten in seltsamen Sprachen, „die einer orientalischen Sprache ähnlich zu sein schienen". Und die vom Geiste Gottes Ergriffenen haben in den verschiedensten Religionskreisen immer „mit Zungen" geredet, d. h. in einer von ihnen selbst nicht beherrschten, ihnen selbst unheimlich feierlich fremden Art. Man kann (mit Österreich 227) verschiedene Formen dieses γλώσσαις λαλεῖν unterscheiden: auf der ersten Stufe spricht der Ergriffene nur in einer gehobenen, gewandten Rede mit gesteigerten und dichterischen

[1] Mit dem Glauben, nur „Gefäß" einer fremden Seele zu sein, hängt natürlich auch eng jene andere Überzeugung der Metempsychose zusammen, in vergangenen Zeiten selbst sich schon einmal eines anderen Körpergefäßes bedient zu haben. Dabei glauben manche Anhänger der Seelenwanderung nicht etwa, früher schon einmal auf Erden als solche gewandert zu sein, die im Charakter als ähnlich überliefert sind, sondern diese wählen sich rückwärts gewendet meist illustre Persönlichkeiten. (Anders in den östlichen Religionen.) Manche glauben ernstlich an diese Seelenwanderung, andere fassen sie in freundlich symbolischem Sinn.

„Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau." (Goethe, 14. April 1776.) Vgl. auch Fischer (62).

Ausdrücken in einer Weise, die seinem normalen Geisteszustand gänzlich unangemessen erscheint[1]. Man denke etwa an manche Prophezeiungen des alten Testaments[2]. Auf der zweiten Stufe kommt es zum Reden in fremden Zungen, d. h. in fremden Sprachen. Hört man genau zu, so handelt es sich zweifellos um Worte einer bekannten Sprache — zuweilen sind auch mehrere Sprachen untereinander gemischt —, doch entbehren sie meist des logischen Gefüges, des Satzbaus. Das Erstaunliche dabei ist, daß der Prophet diese fremde Sprache zu kennen in seiner gewöhnlichen Geistesverfassung glaubhaft leugnet. Drittens hört die gläubige Gemeinde zuweilen eine neue Sprache, die selbst vielsprachenkundige Leute nicht als diejenige eines bekannten Kulturkreises anerkennen. Sie ist wirklich neu, wenngleich das Ohr zuweilen Anklänge an bekannte Fremdsprachen herauszuhören glaubt. Sie ist objektiv wahrhaft sinnlos, wenngleich der Ergriffene natürlich ebenso einen Sinn damit verbinden kann, wie der Geisteskranke. Denn auch dieser spricht nicht selten in einer selbsterfundenen Sprache, zuweilen sicher, ohne etwas zu „meinen", zuweilen ebenso sicher mit einem bestimmten Gegenstandsbewußtsein. Vergl. z. B. Äußerungen von Flournoys Medium (66, S. 180):

Késin onitidjé basimini météche tinis toutch,

oder

Dodé né ci haudan té méche météche
(Dies ist das Haus des großen Mannes)
astané ké dé mé vêche
(Astané, den du hast gesehen).

Man vergleiche hiermit die Äußerungen eines erregten, verblödeten Epileptikers:

„Winne ta winne ta wien ta ziehn,
Wie er sitzen auf dem hohen Zahn.
Tara tara tamineta baff,
Dann werd ich's einem andern sagen ta baff.
Rohn, rohn mein Sohn,
In meinem Sinn, wo ich wohn."
(Ludwig Robel, 24. Juni 1910, Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

Hier sei noch eine Probe aus der selbstgeschaffenen Sprache eines katatonischen Geisteskranken mitgeteilt:

Freundlich ein vergangen le komlarah (das heißt nichts weiter als: „Guten Abend, der Arzt.") — Fall von Karl Tuczek (315a).

Ich kann hier nicht näher auf das Problem der Glossolalie eingehen es ist ein besonderes Kapitel aus der Religionspsychologie[3]. Ich will nur zur Veranschaulichung des Ausnahmezustandes, in dem sich die Zungen-

---

[1] Siehe auch später unter Hypnose.

[2] Auch im epileptischen Ausnahmezustand kommen solche feierlich gehobenen Ansprachen nicht selten vor. Bei diesen handelt es sich freilich fast niemals um ein inhaltlich gehobenes Niveau, sondern nur um schwülstig feierliche, inhaltsleere Redewendungen, die aber trotzdem und gerade wegen ihrer Unbestimmtheit auf gläubig disponierte Zuhörer einen großen Eindruck machen können.

[3] Vgl. das mehrfach erwähnte Buch von Österreich (227) und die dort angegebene Literatur. Ferner Mosiman (212), Hennig (112), Lombard (186, 187), Pfister (239).

redner befinden, zwei Proben mitteilen: erstens das altvertraute Kapitel 2 der Apostelgeschichte (die Frage der historischen „Wahrheit“ steht hier außerhalb der Betrachtung).

Apostelgeschichte Kap. 2, 5. 1—13.

„Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmüthig bey einander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllete das ganze Haus, da sie saßen. Und man sahe an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig. Und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen; und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer, aus allerley Volk, das unter dem Himmel ist. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen, und wurden verstürzt; denn es hörete ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich, und sprachen unter einander: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Parther, und Meder, und Elamiter, und die wir wohnen in Mesopotamien, und in Judäa, und Cappadocien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Ägypten, und an den Enden der Lybien bey Kyrene, und Ausländer von Rom. Juden und Judengenossen, Creter und Araber; wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden. Sie entsetzten sich aber alle, und wurden irre, und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden? Die andern aber hatten es ihren Spott, und sprachen: „Sie sind voll süßen Weins.“

Ein zweites Beispiel aus unserer Zeit entnehme ich der Einführung in die Religionspsychologie von Österreich (227)[1]. Ein Steglitzer Geistlicher Paul beschreibt in Heft 109 und 110 seiner Zeitschrift „Die Heiligung“ selbsterlebtes Zungenreden:

„Zwischen 10 und 11 Uhr war die Arbeit an meinem Munde so stark, daß der Unterkiefer, die Zunge und die Lippen sich zum Sprechen bewegten, ohne daß ich dies veranlaßte. Ich war dabei völlig bewußt, ganz still im Herrn, tief glücklich, und ließ dies alles geschehen, ohne dabei sprechen zu können. Wenn ich auch laut zu beten versuchte, so ging es nicht, denn keines meiner deutschen Worte paßte in die Mundstellung hinein. Ebensowenig paßten andere Worte aus einer der mir bekannten Sprachen zu den Mundstellungen, die an mir fort und fort vorgingen. Ich sah auf diese Weise, daß mein Mund stumm in einer fremden Zunge redete; und ich erkannte, es müsse mir jetzt noch gegeben werden, auch entsprechend auszusprechen. Gegen 11 Uhr entließen wir einige von uns, zumal solche, die morgens früh wieder zu arbeiten hatten; und so blieben außer mir noch zwei Brüder zurück, einer von ihnen ist Pastor H. Als wir wieder beteten, begann die Arbeit wieder an meinem Mund, und ich sah, daß ich nun die Gabe brauchte, auch Töne den Lippenbewegungen zu verleihen. Ich blickte auf zum Herrn, daß Er es geben wolle: und bald danach wurde ich zum Sprechen angeregt. Jetzt aber geschah etwas Wunderbares. Es war mir, als wenn in meiner Lunge ein Organ sich bildete, welches die in die Mundstellung passenden Laute hervorbrachte. Da die Mundbewegungen sehr schnell waren, mußte dies recht rasch geschehen. Es war mir, als wirbelten sich die Töne auf diese Weise heraus. So entstand eine wundersame Sprache mit Lauten, wie ich sie nie geredet hatte. Ich hatte den Eindruck nach dem Klang derselben, es müsse „chinesisch“ gewesen sein. Danach kam eine völlig andere Sprache mit ganz anderer Mundstellung und wundersamen Tönen. Da wir gerade an diesem Tage Missionsversammlungen für China und die Südsee hatten, lag es mir nahe, zu denken, es könnte dies eine Mundart der Südsee

[1] Dort finden sich viele wertvolle Beiträge zur Psychologie, nicht nur der Glossolalie, sondern auch der Entrücktheit, Ekstase usw. Die Hauptquellen für alle weiteren hierher gehörenden Einzelheiten sind die Werke Flournoys (64—69). Ihr Studium macht die Lektüre eines großen Teiles der älteren, recht verworrenen Literatur entbehrlich. Siehe auch Vorbrodt (321).

Fig. 1

(Fig. 2 aus Flournoy [66]) Schrift der Marsbewohner.

Erster Marstext von Fräulein S. niedergeschrieben (gemäß Visualhalluzinationen) Natürliche Größe. Anbei folgt die französische Transkription:

astane
esenale
pouze
mene simand
ini
mira

gewesen sein. Ich weiß nicht, wie lange ich so redete. Gewiß wohl einige Minuten. Dann mußte ich in deutscher Sprache in Lob und Anbetung meines Gottes ausbrechen. Bei diesem ganzen Vorgang saß ich, jedoch wurde mein Leib dabei von einer großen Kraft geschüttelt, keineswegs unangenehm oder schmerzhaft, im Gegenteil waltete in und über mir eine stille Ruhe, und der Leib, das irdische Gefäß, bebte unter der Macht und Majestät des Herrn. Ich selbst konnte nicht anders. Ich mußte nachher nochmals ausrufen: O Jesus, wie schön bist Du!"

Die Zuhörer der Erweckungen oder die Zuschauer spiritistischer Sitzungen werden in ihrer Gläubigkeit natürlich noch gestärkt, wenn sie sehen, wie die Medien auch Werke produzieren, die nicht von ihnen, sondern von Geisterhand stammen.

Flournoys Vp. Helene Smith konnte nicht nur bekanntgeben, wie die Sprache der Marsbewohner, später die Ultramarssprache, dann die uranische, endlich das Mondidiom laute[1], sondern sie teilte auch die Schriftzeichen von einem jener Himmelskörper mit (siehe Figur 1) und schrieb außer mit ihrer eigenen Handschrift auch mit der ihres Geistes Leopold. (Siehe Figur 2.)

Jeanne Marie Bouvier de la Motte-Guyon (geboren 1648) schrieb oft ihre Aufzeichnungen nicht nur ohne, sondern beinahe gegen ihren Willen. Sie berichtet:

„Dans cette retraite il me vint un si fort mouvement d'écrire, que je ne pouvais y résister. . . . Jamais cela ne m'était arrivé. Ce n'est pas que j'eusse rien de particulier à écrire: je n'avais chose au monde, pas même une idée de quoi que ce soit. C'était un simple instinct, avec une plénitude, que je ne pouvais supporter . . . En prenant la plume je ne savais pas le premier mot de ce que je voulais écrire. Je me mis à écrire sans savoir comment, et je trouvais que cela venait avec une impétuosité étrange (Delacroix, 44, S. 165). — Car ceux qui me voient écrire savent bien que je le fais sans aucune étude ou spéculation humaine; et que cela coule de mon esprit comme un fleuve d'eau coule hors de sa source; et que je ne fais que prêter ma main et mon esprit à une autre puissance que la mienne (44, S. 158). — J'étais moi-même surprise des lettres que vous (il s'agit de Dieu) me faisiez écrire, auxquelles je n'avais guère de part que le mouvement de ma main: et ce fut en ce temps-là qu'il me fut donné d'écrire par l'esprit intérieur et non par mon esprit . . . aussi ma manière d'écrire fut-elle toute changée; et l'on était étonné que j'écrivisse avec tant de facilité (44, S. 151). — L'âme ‚ne vit plus, n'opère' plus par elle-même, mais Dieu vit, agit et opère" (44, S. 143)[2].

Das Medium Flournoys schuf in ihrer Vielseitigkeit auch noch andere Werke außer den inspirierten Schriften. Sie zeichnete Marsblumen, -tiere, -lampen, -landschaften, Ultramarsbewohner in ihren Räumen usw. Und alle diese ihr sonst völlig fremden Kenntnisse und Fähigkeiten erhielt sie durch ihren Geist und Beherrscher Leopold (angeblich identisch mit Joseph Balsamo-Cagliostro). Er zeigt sich ihr und verdeckt dabei andere Gegenstände der Umgebung, oder er verdrängt mit anderen Visionen die ganze augenblickliche Situation. Er spricht in ihr linkes Ohr, bald aus zwei Meter Entfernung, bald von viel weiter. Er rüttelt den Tisch, auf dem ihre unbewegten Hände ruhen. Er spricht durch sie mit rauher Mannesstimme in italienischem Tonfall. Er bleibt bisweilen wochenlang fort und gibt sich kund, wenn sie es am wenigsten erwartet. Er diktiert ihr Dichtungen, zu denen sie sonst nicht fähig wäre, er gibt ihr Befehle, gegen die sie sich aufbäumt (66, S. 92).

In anderen Fällen wird nicht eine bestimmte fremde Persönlichkeit genannt, der der Produzierende seine Werke verdankt, sondern nur das Passive, das Ergriffenwerden, das Erfülltsein wird betont. Es gibt eine besondere kleine Gattung von Kunst, die unter dem Namen der mediumistischen Kunst insofern einheitlich ist, als die betreffenden Künstler selbst

[1] Vgl.: V. Henry (113).

[2] Delacroix' Werk (44) ist für das Studium der Entrücktheiten, Verzücktheiten usw. sehr wichtig.

paraît qu'il a des connaissances,
chez qui il se rend à son passage
ici, où il couche pour ne repar-
tir que le lendemain.
Quelles sont ces personnes? je l'i=
:gnore, mais ne serait-il pas
prudent, nécessaire que nous nous en
informions avant de l'introduire parmi

Fig. 2

(Fig. 1 aus Flournoy [65]) Doppelte Persönlichkeit mit doppelter Schrift.

Fragment eines Briefes von Fräulein S. (23. 2. 1900). Es enthält $2^{1}/_{2}$ Zeilen einer andersartigen Handschrift, mitten in ihre gewöhnliche Schrift eingeschoben. Man beachte besonders die Form der p, r, ss und d.

die Fähigkeit zu dem Geschaffenen bei sich im gewöhnlichen Zustand verneinen. Selbstverständlich sind von dieser eigenartigen Kunstausübung treffliche und gänzlich wertlose Werke geschaffen worden[1].

Bei der plötzlichen Erscheinung einer künstlerischen Idee, einer technischen Erfindung oder eines wissenschaftlichen Gedankens hat der Nachdenkende nicht selten den Eindruck, als sei er selbst unbeteiligt. Er erlebt den betreffenden Einfall nicht als fremdartig, erst recht nicht als aufgezwungen, aber er fühlt sich dabei passiv: „es" denkt in ihm. Eine Erleuchtung kam über ihn irgend woher. In dem Zusammenhang dieses Kapitels soll dieses Phänomens nur insofern gedacht werden, als das Willens-, das Initiativerlebnis, das Verbundensein mit dem Ichgefühl hierbei häufig fehlt. In der Breite des normalen Erlebens liegt es ja als ein wohlbekanntes Verfahren, daß man seine Aufmerksamkeit auf irgendein Problem (z. B. auf eine mathematische Aufgabe) fest konzentriert. Alle Voraussetzungen der Aufgabe und die Fragestellung selbst sind klar im Blickpunkt des Bewußtseins vorhanden, eine Lösung zeigt sich im Augenblick nicht, alles

[1] Vgl. Freimark (75), Fleury (63).

stockt, alle seelische Energie ist aufs höchste gestaut: da plötzlich durchbricht der neue Gedanke die Schranken. In einem besonderen Gefühl der Lösung, der Erleichterung, in einem Moment, den die neue Denkpsychologie gern als das „Aha“-Erlebnis bezeichnet, stellt sich die Auflösung des gedanklichen Problems, der Einfall, die Erfindung ein [1]. Man hat ja eben den besonderen Ausdruck „Einfall“ geprägt, um das nicht weitläufig Abgeleitete sondern plötzlich Hereinfallende zu kennzeichnen. Insofern ist an dem Phänomen nichts Absonderliches. In den Fällen dichterischer Intuition oder wissenschaftlicher Erkenntnis steigert sich aber das Bewußtsein, nur Schauplatz der Gedanken, selbst nur gleichsam erleidend zu sein, zuweilen derart, daß sich allmählich Übergänge zu dem oben besprochenen Phänomen der Depersonalisation einstellen [2].

Helmholtz sagte in einer Rede einmal (1891, zitiert nach Hennig [111]): „Die günstigen Einfälle . . . schleichen oft ganz still in den Gedankenkreis ein, ohne daß man gleich von Anfang an ihre Bedeutung erkennt; dann hilft später zuweilen nur noch ein zufälliger Umstand, zu erkennen, wann und unter welchen Umständen sie gekommen sind; sonst sind sie da, ohne daß man weiß, woher. In anderen Fällen aber treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. Soweit meine Erfahrung reicht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirn und nie am Schreibtisch“.

Zahllos sind die Zeugnisse der Künstler und Gelehrten, die diesen Tatbestand in immer neuen Formen wiedergeben. Je nach der Bildung, Kulturbeherrschung und dem dichterischen Wortvermögen des einzelnen schwanken diese Äußerungen zwischen der nüchternen Beschreibung dieser freisteigenden Ideen, für die sich keine Ableitung, keine Herkunft aufzeigen läßt, bis zu der Schilderung seltsam verklärter Zustände, in der die Erkenntnisse von außen, von „oben“ auf den Ergriffenen herabströmen.

Ein Ausspruch Nietzsches sei noch genannt:

„Hat jemand . . . einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? . . . Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit etwas sichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört — man sucht nicht; man nimmt — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt . . . Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit.“

Und Otto Ludwig an irgendeiner Stelle: „Dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz l e i d e n d s i c h v e r h ä l t.“ — Goethe zu Eckermann (1828): Der Mensch „als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses“ [3].

---

[1] Inwiefern solche Erfindungen schon bei Tieren vorkommen, dazu vgl. Koehlers Schimpansenarbeit (156) und Bühlers Ausführungen hierzu (35), sowie dieses Handb. Bd. I. S. 91, 126 ff.

[2] Zur Inspiration, Intuition vgl. Moebius (204), Nachmansohn (219), Waldstein (322a).

[3] Vgl. über Goethes Stellung zu diesen und ähnlichen Problemen Seiling (289). — Der heilige Dunstan ließ eine im Schlaf in einer Eingebung gehörte Antiphonie gleich nach dem Erwachen samt der Melodie aufzeichnen. (Vita Dunstani § 29, zitiert nach Bezold [23a]. — Zum Problem des Dichters siehe auch Hinrichsen (338 f.).

Von dieser Art der Ichlähmung, die von den leichten Andeutungen des Unbeteiligtseins in der Inspiration bis zu jener Opferung der Persönlichkeit an den Dämon gleichsam ansteigt, ist jene zweite Form wesensverschieden, die bei der schizophrenen Geistesstörung vorkommt. Hier hat der Kranke nicht das Bewußtsein einer medialen Rolle, er hält sich nicht für das Werkzeug eines außerpersönlichen Wesens im Sinne einer Mittlerschaft. Hier findet sich auch nichts von irgendeiner Theatralik; er denkt gar nicht daran, Zuschauern etwas mitzuteilen, er wüßte auch gar nicht, was er mitteilen sollte. Er hört zwischendurch vielleicht einmal ein halluziniertes ihm unverständliches Wort, und dann kann man ihn, wenn er sich unbeobachtet glaubt, einmal leise fragen hören, z. B. „Wie? enzodir?“ Aber sonst ist er still, leidend. Er grübelt vielleicht über den Inhalt der gemachten Gedanken nach, er sinnt traurig darüber, wer ihm denn nun wiederum seine Gedanken abziehe, wer seine Entschlüsse aufhielte, wer ihn beeinflusse. Er ist mit sich reichlich beschäftigt. Er glaubt sich nicht so häufig besessen von einem Geist, als gequält von irgendwelchen Verfolgern, welche ihm — vielleicht durch Maschinen — jene Beeinflussungsqualen bereiten.

Um diese Qualen richtig zu beschreiben, bedienen sich die Kranken nun sehr verschiedenartiger Ausdrücke. Offenbar ist das ganze Symptom auch in sich nicht ganz einheitlich, so daß es nicht nur in der verschiedenen Darstellungsfähigkeit der Erkrankten liegt, wenn sie sich recht verschiedener Wendungen bedienen.

Schreber (284) spricht von einem „Denkzwang“, — „ein Ausdruck, den mir die inneren Stimmen selbst genannt haben, der aber anderen Menschen kaum bekannt sein wird, weil die ganze Erscheinung außerhalb aller menschlichen Erfahrung liegt“ (S. 47). Er werde zu unablässigem Denken genötigt, und zwar durch Strahlenwirkung, die von Tausenden von Seelen auf dem Wege des Nervenanhanges ihn erreichen. „Bei einer bestimmten Gelegenheit zogen auf einmal 240 Benediktinermönche unter Führung eines Paters, dessen Name ähnlich wie Starkiewiez lautete, als Seelen in meinen Kopf ein.“ (S. 49.) Träume wurden nicht von seinen eigenen Nerven unwillkürlich hervorgerufen, sondern von Strahlen in dieselben hineingeworfen (S. 67). Die göttlichen Strahlen lasen auch seine Gedanken (S. 137), sie muteten ihm völlige Regungslosigkeit zu (S. 141), sie verfälschten seine Stimmung durch Wunder (S. 144). Die Wahl seiner Worte beruhte nicht auf seinem eigenen Willen, sondern auf einem gegen ihn geübten äußeren Einfluß (S. 216). Zuweilen wurde automatisch ein Brüllzustand veranlaßt (S. 491).

Staudenmaier (303) fühlte häufig eine Beeinflussung seiner Augen (S. 21), auch seine Hand stand unter dem merklichen Einfluß eines Wesens, die Beine wurden zu Krämpfen veranlaßt, der Gesichtsausdruck wurde abgeändert (S. 28). Eine fremde Macht war in ihm bestrebt, seine Zunge seitlich hin und her zu bewegen oder auch vorzustrecken (S. 32). Intelligente Teilwesen, an einen seitlichen Platz im Organismus verwiesen, erlangten auf die Gemütsstimmungen und auf die ganze Lebens- und Handlungsweise des bewußten Ichs außerordentlichen Einfluß. Sie suchten ihn nicht selten heimlich auszufragen und ihm ihre Ideen aufzudrängen (S. 60). Ganze Ideengänge wurden ihm von irgendeiner Personifikation suggeriert (S. 61). Machte sich eine solche einmal in gemeingefährlicher Weise bemerkbar, so besaß er ihr gegenüber doch die erforderliche Widerstandsfähigkeit (73).

Ein schizophrener Tischler erzählt (Otto Stoff, 23. November 09, Langenhorn):

„Dieser H. besitzt die Fähigkeiten zu hypnotisieren, und ich habe eine Zeitlang unter seinem Einfluß gestanden. Er hat wiederholt versucht, mir Handlungen aufzuzwingen, die, wenn ich sie ausgeführt hätte, jedenfalls schwer bestraft worden wären. So z. B. hat er mich öfters auf die Schutzleute gehetzt, ich sollte wiederholt auf der Straße einzelne niederschlagen. Ich wurde jedoch an der Ausführung dadurch zurück-

gehalten, daß ich stets im letzten Moment an meine Braut dachte, was dann stets zur Folge hatte, daß ich dadurch blitzschnell wie umgewandelt war. Das ist die Telepathie". — „Ich wußte schon alles vorher durch Telepathie, sogar die Gedanken anderer Leute, das wissen auch die Ärzte. Ich habe gewissermaßen einen Kontrollblick [1]." — „Meine Braut ist mein guter Leitstern, ich habe an der Frau eine ganze Welt, ich stehe ja fortgesetzt unter ihrem guten Einfluß, ich kann es ja in mir fühlen, wie sie an mich denkt, sogar kann ich in mir merken, wenn sie weint." Er habe die Denkkraft verloren, jetzt verliere er das Bewußtsein, jetzt müsse er anders denken, jetzt gehe die Hypnose los. Solange er Mensch war, habe er anders gedacht und gegrübelt, jetzt habe er etwas verloren. Er komme mitunter auf die 90er Jahre zurück, und da träume er wie früher, aber nur bis zu einem gewissen Stadium, dann habe er wieder Denkkraft. Dann habe er wieder die Mannessprache. In Friedrichsberg habe er Telepathie durch das Laboratorium gemerkt; wenn er geschlafen habe, seien die Gespräche durch Telepathie gekommen. Dort habe er nicht recht essen können, weil er von den liegenden Personen zu stark getrieben worden sei, das habe ihn so angestrengt.

„Ich hab' so Durchziehen durch den Kopf. So als wie wenn jemand was erzählt oder was von anderen, das zieht dann bei mir durch . . . Daß ich auf diesem Weg was mit mir machen lassen muß, statt mündlich oder schriftlich! Daß ich all die Sachen vor 20 Jahren oder so durch meinen Kopf muß ziehen lassen, daß ich alles auf einmal erfahr'. Ich hab' nur mit Durchziehen zu tun. Besser kann ich's nicht ausdrücken. Manchmal geht's den ganzen Tag, mal stärker mal schwächer. Es ist nichts dabei zu unterscheiden von Männer- oder Frauenstimmen. Einmal ist's so durchgezogen vom Kaufhaus und vom Massengrab und vom Runterstürzen und mal die Nacht durch von Sibirien. Die Worte weiß ich nicht mehr. (?) Es ist kein Ton dabei, nur daß es mal stärker und mal schwächer durchzieht. Es ist wie wenn was erzählt wird; so gut man's sonst mit den Ohren hört, so zieht das dann durch den Kopf. Es ist manches wahr, und manches ist dazu gemacht, um den Kopf durcheinander zu machen. Manchmal hab' ich gemerkt, daß auch die Gedanken von den andern bei mir durchziehen. Ich weiß nicht, von wem's herkommt, wessen Gedanken das sind. Von mir geht nichts aus, ich hab' nur Durchziehen. Es muß ein ganz dickes Buch sein, daß ich durch mich muß durchziehen lassen. Den Kindern wird's auch durchgezogen. Da hab' ich nichts dagegen machen können. Das ist was anders als hören, auch nicht wie nachdenken." (Lina Trenkel, Psychiatr. Klinik Heidelberg, 20. Mai 1911.)

Neben dem Gedankenmachen, dem Gedankenbeeinflussen oder -durcheinanderbringen und dem Gedankenabziehen steht wohl hier auch noch ein anderes Phänomen an der richtigen Stelle. Manche Kranke glauben, ihre Gedanken gehörten nicht ihnen allein; andere hätten daran teil, ja die ganze Stadt wisse davon. Solche Überzeugungen können sich selbstverständlich auf verschiedenen Wegen bilden: Wenn ein Paranoiker dem Gebaren der Leute überall, wohin er auch reist, anmerkt, daß sie über seine Person orientiert sind, oder wenn ein Halluzinant den Inhalten seiner „Stimmen" entnimmt, daß diese schon alles wissen, so hat dies gewiß nichts mit einer Ichlähmung zu tun. Wenn aber ein Schizophrener an seinen eigenen Gedanken — ohne Stimmen zu hören — „fühlt", daß sie Gemeingut der Stadt, ja der Welt sind, so spricht vieles dafür, daß es hier eben eine qualitative Veränderung dieser Gedankenvorgänge selbst ist: sie gehören ihm nicht mehr allein an, sie sind ihm irgendwie entfremdet, sein Ich ist nur halb an ihnen beteiligt. Analysiert man die Symptome vieler

[1] Man beachte hier die Kombination des Gedanken-gemacht-Bekommens mit dem irrtümlichen Bekanntheitscharakter. (Siehe oben bei *déjà vu.)* — Viele Behauptungen über Gedankenübertragungen usw. sind auf solche schizophrene Selbstzeugnisse zurückzuführen. Vgl. auch hierzu die oben zum Okkultismus angegebene Literatur S. 59).

Schizophrener, so ist man von der Zugehörigkeit dieses Phänomens zur Ichstörung überzeugt.

Ein Leser, der den bisherigen Ausführungen über die Pathologie des Ich aufmerksam gefolgt ist, wird nun vielleicht noch die Erörterung der Zwangsvorstellungen in diesem Zusammenhang erwarten. Ein Kranker, der soeben wörtlich angeführt wurde, sprach ja vom Denkzwang. Gehört nicht auch das Problem der Zwangsvorstellungen hierher? Sicherlich nicht. Beim Denkzwang, wie Schreber (284) es nennt, muß er denken, ganz allgemein, und die dann entstehenden Gedanken sind gemachte oder doch irgendwie beeinflußte, z. B. auf halluzinierte Fragen als Antworten erzwungene Gedanken. Die Zwangsvorstellung ist nicht von irgendeinem fremden Wesen her gemacht, sie ist meine eigene Vorstellung, wenngleich ich mich verwundere, wie ich selbst auf solches dumme Zeug verfalle. Man macht sich ihr Wesen am ehesten klar, wenn man sie mit einer Melodie vergleicht, die einen schon den ganzen Morgen verfolgt. Hierüber siehe dann später.

Wie läßt sich nun dieses in sich so verschiedenartige hier an mannigfachen Beispielen anschaulich gemachte Symptom der Ichstörung erklären? — Aber was heißt erklären? Versteht man darunter das Zurückführen auf irgendwelche außerpsychische Ursachen, so ist eine Erklärung nicht allzu schwer. Man wird mit Recht bei der Entfremdung der Wahrnehmungswelt z. B. die Ermüdungstoffe des Körpers als Ursache bezeichnen können. Man wird für manche Entrücktheiten die eingenommenen Gifte verantwortlich machen können, man wird endlich bei der schizophrenen Geistesstörung annehmen können, daß die zwar noch nicht nachgewiesene, aber mit guten Gründen angenommene Stoffwechselstörung die Hauptursache der Erscheinungen sein wird. Aber dies sind mehr Fragen der Physiologie oder der Medizin. Versteht man jedoch unter „Erklären" die Einordnung dieser Symptome in andere wohlbekannte Erscheinungen des Seelenlebens an wohl überlegter Stelle, so läßt sich hierzu folgendes sagen.

Dem naiven Erleben des normalen Bewußtseins erscheint jede seelische Regung selbstverständlich mit der Ichqualität verbunden. D. h. alle seelischen Inhalte, die in das Blickfeld des Bewußtseins treten, erhalten in diesem Augenblicke diese Qualität. Gebraucht ein naiv Erlebender dennoch ohne viel Nachdenken einmal das Wort „es", z. B. es ist mir eben eingefallen, so meint er damit nur, daß aus der Fülle der Automatismen, die sich unbeachtet unaufhörlich in ihm abspielen, ein einzelnes Element in den Blickpunkt seiner Aufmerksamkeit getreten ist, ohne daß er es gewollt, erstrebt hat. Aber keineswegs will der Nichtreflektierende hiermit etwas Ichfremdes kennzeichnen. Der Reflektierende hat jenes Moment verstärkt im Sinne, wenn er von dem „es" spricht, das da irgendwie in ihm zum Vorschein kommt. Er meint damit nicht nur das nicht Erstrebte, sondern auch das nicht Erstrebbare, d. h. dasjenige, was sich auch dann ihm nicht darbieten würde, wenn er seine Intention nach jener Richtung wendet. Genau so, wie man eine Fülle der motorischen Koordinationen derart eingeübt hat, daß sie sich unbeachtet automatisch vollziehen (Gehen, Sprechen usw.), genau so gibt es eine Fülle rein seelischer Koordinationen, deren Mechanismus automatisch abläuft. Man setzt einen solchen Mechanismus nicht selten in einer bestimmten Richtung in Tätigkeit, wendet sich dann von ihm ab

und einer anderen Tätigkeit zu, die man bewußt betreibt, und nach einiger Zeit ist man gleichsam erstaunt zu bemerken, daß jener erste Mechanismus inzwischen ein Ergebnis gehabt, eine Idee, einen Einfall produziert hat. An ihm glaube ich gleichsam unbeteiligt zu sein, er ist mir bis zu einem gewissen Grad fremd[1]. Zuweilen geschieht es, daß ich nicht selbst jenen ersten Mechanismus einschaltete, daß er vielmehr durch irgendwelche äußeren Eindrücke angeregt und tätig wurde; durch Eindrücke, die ich selbst gar nicht beachtete. So kommt es zu den freisteigenden Vorstellungen, die, von mir in keiner Weise intendiert, sich plötzlich einstellen.

Z. B.: Als ich in angestrengtem Nachdenken über einen religionsgeschichtlichen Gegenstand war, stand ganz abrupt plötzlich das anschauliche Bild einer Straße in Pegau vor mir. Ich glaube sicher seit Jahrzehnten an jenes Städtchen nicht gedacht zu haben, wo ich zuletzt vor 31 Jahren nur einen Tag weilte; es hat mich auch niemals sonderlich interessiert. Und doch taucht jetzt plötzlich ungerufen eine Einzelheit in mir auf, die ich mir bewußt vielleicht kaum hätte zurecht rücken können.

Es ist häufig betont worden, daß jeder Mensch eine Fülle des Gedächtnismateriales mit sich herumträgt, von dessen Existenz er nichts mehr weiß. Ja, wenn er absichtlich nach ihm fahndet, so findet er es nicht. Ein direkter Zugang zu ihm ist nicht vorhanden, und die verwickelten Umwege zu gehen, die zu ihm führen, ist ihm nicht möglich, da er diese assoziativen Bahnen in ihrer Verknüpftheit bewußt nie erlebte. Man kann bei einer derartigen Erörterung die Vergleiche, die Bilder nie ganz entbehren, so sehr man sie einzuschränken streben soll. So sei der Vergleich gestattet: es ist nicht anders, als wenn man durch einen Bekannten zu einem Ziele geführt wurde. Im eifrigen Gespräch achtete man des Weges nicht. Und wenn man später von selbst das Ziel wieder energisch sucht, bleibt es verborgen, während der „Zufall“ uns von ungefähr gelegentlich wieder dahin bringt. In der Aufzeigung solcher vergessener Wege, unbeachteter assoziativer Verknüpfungen längst verloren geglaubten Materiales, hat besonders die Psychoanalyse Sigmund Freuds Vorzügliches geleistet[2]. Ich wiederhole: Zwei Momente sind an solchen freisteigenden Vorstellungen ichfremd: ich habe sie nicht beachten wollen, ich hätte sie nicht hervorrufen können; ich war dabei passiv. Aber wenn ich an das eben erwähnte Beispiel von Pegau denke, so erkenne ich doch den sich mir darbietenden Inhalt als meine Erinnerung an: er war schon einmal in mir da. Bei der Intuition ist es anders, da

[1] Dies bezieht sich nicht nur auf Vorstellungen, Gedanken, sondern ebenso auf Entschlüsse. H. Groß bringt hierzu (sogenanntes unwillkürliches Handeln) einen guten Beitrag (96): Ein sehr rechtschaffener Hufschmied wirft den verhaßten Stiefvater, den er zufällig trifft, als jener zwecks Reinigung tief in den heißen Backofen gebeugt ist, „impulsiv“ in diesen hinein, so daß jener verbrennt. „Herr, ich weiß nicht, wie es zuging — eintreten, stoßen und Türe zuschlagen war so rasch geschehen, wie ich nach einer Mücke schlage; ich habe nicht überlegt, habe nicht gedacht, habe nicht wollen; es geschah alles von selbst und erst, als ich vor dem Hause war, wurde mir klar, was ich getan habe. Damals war es aber einerseits schon zu spät, die Tat wieder gut zu machen, und andererseits war ich vom Schrecken gelähmt, beim besten Willen konnte ich kein Glied rühren.“

[2] Hier sei nur sein Hauptwerk jüngster Zeit, seine „Vorlesungen“ genannt (79); über seine und seiner Schüler und Anhänger Lehren unterrichten am besten die beiden, nun schon vielbändigen Zeitschriften „Imago“ und die „Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse“.

sind diese Inhalte neu, entbehren der Erinnerungsgewißheit. Hier ist das Ichgefühl also in einem dritten entscheidenden Punkte ausgeschaltet, der Dichter glaubt nur Werkzeug eines „Höheren“ zu sein.

Es gibt also zweifellos seelische Mechanismen, die, sei es durch das Ich selbst ursprünglich angeregt, sei es durch irgendwelche äußere nicht bemerkte Eindrücke in Tätigkeit versetzt, eine gewisse Selbständigkeit der Funktion haben. Die verfügbare seelische Energie steht nicht ohne weiteres nur einer regulierenden Zentralinstanz zur Verfügung, sondern sie fließt nach nicht näher bestimmbaren Regeln auch diesen Instanzen zweiter Ordnung zu. Am einfachsten entfaltet sich ihr Leben im Traum, da ist die Zentralinstanz vollkommen ausgeschaltet: irgendwelche „Psychismen“ (Kohnstamm 158) führen ein kurzes, bald sinnvolles, bald sinnloses selbständiges Dasein[1]. Im halben Einschlafen vermag man diesem Treiben oft recht gut zuzusehen. Im Wachen überläßt man sich gern gelegentlich dem Träumen, wobei schon das Wort die Verwandtschaft der seelischen Zustände kennzeichnet; man läßt seine Gedanken, seine Phantasie schweifen und legt ihnen nur eine lose Fessel auf. Noch immer ist man dabei passiv, und erst dann greift z. B. der Künstler aktiv in dieses Geschehen ein, wenn er einen der selbständig vorüberziehenden Einfälle aufnimmt, um ihn dann bewußt künstlerisch zu bearbeiten und zu gestalten. Jeder Mensch hat in verschieden starkem Maße die Fähigkeit, seinen Automatismen Spielraum zu lassen oder die Inhalte bewußt zu bezwingen und zu ordnen[2]. Das Wesen der „Aufgabe“ z. B. besteht darin, eine bestimmte Konstellation festzuhalten, die nur bestimmten (eben zur Aufgabe passenden) Inhalten den Eintritt in das Blickfeld des Bewußtseins erlaubt (determinierende Tendenzen). Deshalb kann man auch mehrere Tätigkeiten zugleich ausführen, indem man der einen Sekundärinstanz gleichsam eine bestimmte Marschorder mitgibt und sie dann sich selbst überläßt, während man eine zweite Instanz in das Bewußtseinsfeld rückt und damit mit der Zentralinstanz vereint. Diese Fähigkeiten kann man üben, besonders wenn eine bestimmte Disposition besteht. Z. B. bei der Verstellung kann man äußerlich eine bestimmte Einstellung festhalten, ohne sie dann für längere Zeit zu beachten, während man ichmäßig mit ganz anderen Inhalten beschäftigt ist. Mancher Schauspieler vermag eine ganze Kette wohl eingeübter Mechanismen ablaufen zu lassen, trotzdem sein augenblickliches Ichbewußtsein keineswegs in ihnen, in der Illusion aufgeht. Und der Schauspieler als Routinier vermag vielleicht außerordentlich schnell zwischen diesen verschiedenen dargestellten Personen und dem eigenen Ich hin- und herzuspringen. Über ihn, den Schauspieler, geht unser Verständnis für den Besessenen. Der Besessene ist in seiner Rolle so darin, wie jener Schauspieler, der sich ganz in seinem Schein aufzehrt, der sein eigentliches Ich inzwischen gänzlich opfert. Man hat gelegentlich gefragt, wo denn in solchen Zuständen das Ich eigentlich bleibe, inwiefern es sich opfern könne; dies sei doch nichts mehr als ein Wort.

---

[1] Sigmund Freud ist anderer Meinung, nach ihm hat jeder Traumteil einen „Sinn“ (78), der sich nur hinter Symbolen versteckt.

[2] Es ist interessant, daß in der Hypnose sogar zerebellare, d. h. dem normalen Willen sonst entzogene Mechanismen, ausgelöst werden können. (Bauer-Schilder 10.)

Nun gibt es abnorme Persönlichkeiten mit einer besonderen Gabe des Einfühlungsvermögens. Oft selbst ohne ausgeprägten Charakter („*amorphes*“ im Sinne von Ribots Charakterologie) vermögen sie gewisse Situationen besonders eindringlich vorstellungsmäßig zu erfassen, sich in andere Charaktere besonders intensiv einzuleben. Und wenn sie eine solche Situation sich angeeignet, wenn sie die Zusammenhänge einer anderen Persönlichkeit ergriffen haben, dann gewinnt dieser Komplex eine besondere Selbständigkeit in ihnen. Grundsätzlich ist es nichts anderes als der Schlaftraum. Nur tritt hier beim sich Einfühlenden noch nicht das vage Spiel der Psychismen ein; das Oberbewußtsein wirkt noch immer insofern elektiv, ordnend ein, als es die seelische Energie allein diesem Komplex zuführt und alles Störende fern hält. So wird ein solcher Komplex, anfangs nur zögernd, vorsichtig erlebt, allmählich eingeübt, zum Automatismus, während das eigentliche Ichbewußtsein vom Schauplatz zurücktritt, wiederum wie beim Tagträumen. Die Willenslage ist die der Passivität mit alleiniger Tätigkeit der einen Idee, des Automatismus. Man beachte, daß jene Geister, die aus dem Besessenen sprechen und ihn zum Handeln verleiten, ja immer relativ einheitlich folgerichtig handeln, nämlich so, wie der von ihnen Erfaßte sich auf Grund abergläubischer, religiöser oder sonstiger Vorstellungen eben solche Geister und das, was sie tun und sagen, vorgestellt hat[1]. Nicht unabsichtlich wurde oben gesagt: Wenn es einen Geist gäbe, der in einen andern hineinfahren könnte, so müßte sich dies wohl in der Tat so abspielen, wie es das Medium darstellt, da, so ist jetzt hinzuzufügen, es sich dies eben so vorstellt. Geht man dazu über, die „übernatürlichen“ Leistungen der Medien oder Besessenen zu analysieren, wie dies Flournoy (66) so vortrefflich getan hat, so zeigt sich, daß hier irgendwelche Automatismen lebendig sind, deren einzelne Inhaltlichkeit sich sehr wohl aus dem Erfahrungschatz bzw. der Phantasie des Betreffenden ableiten läßt. Wenn die Fremdsprache glossolalischer Orgiastiker über ein sinnloses Lallen hinausgeht, zu dem ein jeder bei einiger Übung ohne weiteres fähig ist[2], so zeigt sich, daß in den scheinbar neuen sinnvollen Worten mancherlei Anklänge an wohlbekanntes Sprachgut und an früher aufgefaßte Worte stecken, die unter die Schwelle des willkürlich ekphorierbaren Erinnerungsschatzes versunken waren (Kryptomnesien). Die Marssprachenworte z. B. lassen sich nach wohlbekannten und in der Sprachwissenschaft klassifizierten Vorgängen auf wirkliche terrestrische Wörter zurückführen.

---

[1] Flournoy (66, S. 125) nennt diese Geister „hypnoide Modifikationen“ der Medien selbst. Vgl. auch Dessoir (47) und Binet (25).

[2] Vgl. z. B. das Zungenreden eines schlesischen Geistlichen (1907), das sich nach dem Rhythmus des „Dies ater“ richtet:

Schua ea, Schua ea, o tschi biro ti ra pea
Akki lungo, ta ri fungo, u li bara ti ra tungo

usw. (Hennig, 112, S. 40.)

Oder nach der Melodie „Jesus geh' voran“:

Ea tschu ra ta
U ra torida
Tschu ri kanka
Oli tanka

usw. (Österreich, 227, S. 64.)

„Fräulein Smith hat allein mit Hilfe der französischen Syntax — denn von jeder anderen Syntax hatte sie nicht die geringste Ahnung — und mit Hilfe einiger ihr bekannten Vokabeln aus anderen Sprachen nach den gewöhnlichen Sprachbedeutungsgesetzen (Metonymie, Assoziation, Suggestion und Kontamination usw.) ein eigenes Vokabular geschaffen." (Henry, 113, zitiert nach Flourny, 66, S. 268, macht auch auf die Ähnlichkeit mit der Sprachumformung im Traume aufmerksam.) — In der Literatur wird häufig eine Magd erwähnt, die im Trancezustand zu aller Staunen hebräisch sprach. Als man nachforschte, stellte sich heraus, daß sie früher bei einem Pfarrer bedienstet gewesen war, der die Gewohnheit gehabt hatte, einige hebräische Sätze in der Art von Gebetsformeln in seinem Studierzimmer häufig laut zu wiederholen. Obwohl sie nie daran gedacht hatte, sich diese Sätze merken zu wollen, obwohl sie sogar im Normalzustande jede Kenntnis von ihnen glaubhaft bestritt, standen sie ihr doch im Ausnahmezustand zur Verfügung.

Wenn man eine Gruppe von Männern beobachtet, die in angeregtem Gespräch beieinander stehen, so kann man gelegentlich bemerken, daß der eine plötzlich beim Zuhören die Arme über der Brust kreuzt. Und nicht lange dauert es, so tut dies ein zweiter. Würde man diesem sagen, er habe es jenem nachgemacht, so würde er sich mit Recht sehr dagegen verwahren: er habe nicht einmal bemerkt, daß der erste die Arme gekreuzt habe. Und trotzdem ahmte sein Unterbewußtsein automatisch die Geste nach. — Man erlebt es nicht selten, daß jemand anfängt eine Melodie zu pfeifen, die einem selbst soeben durch den Kopf ging. Das Erstaunen über den angeblich gleichzeitigen Einfall vermindert sich, wenn sich herausstellt, daß vor wenigen Minuten ein fernes Waldhorn die Melodie blies. Aber keiner von beiden hatte dies beachtet, jeder schwur, von selbst auf die Töne verfallen zu sein. — Dies sind allereinfachste Suggestionen, die in vielfachen Übergängen hinüberleiten zu den Automatismen: nicht erstrebt, vielleicht nicht absichtlich herbeiführbar, vielleicht sogar sachlich fremd. Und von hier ist nur ein Schritt zur Hypnose[1]. Die Hypnose ist eine Ausschaltung der Zentralinstanz, der bewußten Willenslage, zugunsten der Automatismen oder zugunsten des Willens des Hypnotiseurs. Ein vollkommen normaler Mensch muß den Wunsch haben, hypnotisiert zu werden, wenn dies glücken soll. Alle gegenteiligen Behauptungen gehören ins Gebiet der Erdichtung oder des Betrugs. Ein hysterisches Mädchen freilich kann schon durch einen Blick dem Willen des Hypnotiseurs untertan werden. Ein Hypnotisierter glaubt an die Macht des Priesters oder des Arztes, oder wer der Hypnotisierende auch sei. Ohne diese Vorbedingung würde das Gelingen des künstlichen Ausnahmezustandes beim Normalen unmöglich. — In der Hypnose — so hört man sehr oft — fallen außer der regulierenden Willenseinstellung vor allem die Gegenvorstellungen und die auf ihnen aufgebaute Kritik weg; alle Hemmungen sind beseitigt. Dies ist jedoch nicht ganz richtig. Auch in der Hypnose setzt sich trotz ihrer Zurückdrängung die Persönlichkeit noch weitgehend durch. Gewiß kann ich jemandem im Tiefschlaf Aufträge geben, die er am nächsten Tage trotz ihrer Sinnlosigkeit getreulich ausführt. Gewiß werde ich jemandem suggerieren können, er sei blind, und dieser Hypnotisierte wird dann mit offenen Augen das Gebaren eines Blinden annehmen, so wie er es einst sah oder es sich vor-

[1] Vgl. Forel (70), Rieger (267), Claparède (41), Hirschlaff (123), Wagner-Jauregg (322), Kogerer (155). — Eine amüsante Theorie der Hypnose bringt Bjerre (26d).

stellt. Aber dieser hypnotisierte „Blinde“ wird sich niemals in einem Abgrund zerschmettern, er wird nie in das Feuer die Hand stecken. Wenn ich einem Mädchen suggeriere, sie solle einen andern ermorden, wird sie zwar eine entsprechende Theaterszene vorführen, vielleicht eine ungeladene Pistole abdrücken, sie wird aber niemals wirklich zur Tat schreiten, es sei denn, daß eigene Motive ernsthaft mitwirken. Also auch hier herrscht die Macht des Ich oder seiner Vorstellungen noch im Sinne der Grenzfestsetzung

Nicht nur in der Hypnose, sondern auch im wirklichen Schlaf vermag sich ein Automatismus gelegentlich durchzusetzen, dem vor dem Einschlafen besonders energische Direktiven gegeben worden sind, oder der aus sonstigen Gründen auftauchte. Freilich sind solche Fälle sicher sehr selten und abnorm[1].

Myers schuf im Traum einen griechischen Vers, der beim Erwachen sinnlos erschien. Doch wurde er sinnvoll, wenn man ihn mit dem falschen Gebrauch einer Präposition las, so wie es Myers in seiner Jugend immer fälschlich gemacht hatte (217).

„Bis tief in die Nacht hinein saß ich eifrig vor meinen ägyptischen Inschriften, um beispielsweise die Aussprache und die grammatische Bedeutung eines Zeichens ... festzustellen. Ich fand trotz allen ... Nachdenkens die Lösung nicht, legte mich übermüdet in mein Bett ..., um in einen tiefen Schlaf zu verfallen. Im Traum setzte ich die unerledigt gebliebene Untersuchung fort, fand plötzlich die Lösung, verließ sofort meine Lagerstätte, setzte mich wie ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen an den Tisch und schrieb das Ergebnis mit Bleistift auf ein Stück Papier. Ich erhob mich, kehrte nach meiner Schlafstätte zurück und schlief von neuem weiter. Nach meinem Erwachen am Morgen war ich jedesmal erstaunt, die Lösung des Rätsels in deutlichen Schriftzügen vor mir zu sehen. Ich erinnerte mich wohl des Traumes, aber fragte mich vergebens, wie ich imstande gewesen war, in der dicksten Finsternis deutlich lesbare, ganze Zeilen niederzuschreiben?“ Aus des Ägyptologen Heinrich Brugsch' Selbstbiographie, zitiert nach Hennig (112, S. 9). — Weitere Fälle dortselbst.

Der Ausdruck Hypnose ist durch seinen Hinweis auf den Schlaf wenig glücklich: es handelt sich nur um eine Ausschaltung der ich-betonten Willenslage, nicht aber um eine Einführung der im Schlafe sonst herrschenden Dissoziation. In diesem Zusammenhange wurde die Hypnose nur wegen dieser teilweisen Ausschaltung des Zentralfaktors erwähnt (Ichlähmung). Näher auf sie einzugehen verbietet die Beschränktheit des mir hier gewährten Raumes. Von den einzelnen Ausschaltungen bestimmter Gebiete oder Inhalte wird später die Rede sein. Es gibt abnorme Persönlichkeiten, die eine besondere Neigung dazu haben, ihr Ich auszuschalten. Nicht als ob sie etwa mit den Phantasiebegabten identisch wären, die an Einfühlungsmöglichkeiten und eigenen Kombinationen sehr reich sind, sondern unter den religiös Besessenen, den Ekstatikern, den Medien gibt es

[1] Über den Traum vermag ich nur wenig Literatur zu empfehlen. Freuds Ansichten wurden schon erwähnt (78); in den psychanalytischen Zeitschriften finden sich viele Traumstudien, die sich seinen Anschauungen mehr oder weniger eng anschließen. — Außerhalb dieser Literatur gibt es nur sehr spärliche wertvolle Traumschriften. Des alten Greiner (1817) sei aus historischem Gesichtspunkt gedacht (93), ferner seien von älteren Werken Strümpell (312) 1874, Radestock (254) 1877 und Spitta (300) 1892 erwähnt. Von neueren Arbeiten scheinen mir nur Kraepelins Traumsprache (161) und besonders Hackers systematische Traumbeobachtungen wertvoll (101), denen Köhler (157) nacheifert. De Sanctis (277) stellt vielerlei zusammen. Über abnorme Träume ist mir nichts von Belang bekannt. Von den Angstträumen der Kinder war oben die Rede.

intellektuell und künstlerisch Hoch- und Tiefstehende. Es ist eine besondere Eigenschaft, eine „Ichschwäche", wenn man so will, die alle diese Persönlichkeiten gemein haben: ihre Medialität. Es ist verständlich, daß sich in ergreifenden Schicksalen und in aufregenden sozialen Bewegungen solche Individualitäten zusammenfinden; starke bewegende Ideen, aufpeitschende Gefühle und vor allem mediale Beispiele heben gleichsam die anderen medialen Persönlichkeiten aus der Masse heraus. Das Erlebnis des Automatismus beim anderen setzt die Tendenz, ihm auch in sich das Feld einzuräumen.

Hierher würden manche *Folies à deux*[1], die Massensuggestionen, überhaupt die seelische Ansteckung und die psychischen Epidemien gehören[2]. Hier hätte auch die Psychologie der Panik ihren Platz[3].

Aus den hier mitgeteilten Gedankengängen lassen sich leicht die Phänomene des alternierenden Bewußtseins und die anderen oben mitgeteilten Ichstörungen verstehen. Sehr viel schwerer sind einer „Erklärung" jene Zustände zugänglich, die oben als eigentliche gleichzeitige Persönlichkeitsverdoppelungen beschrieben worden sind (Fälle von Baelz). Sie lassen sich im eigentlichen Sinne wohl überhaupt nicht mehr einordnen, das heißt auf normale Bewußtheiten beziehen. Und endlich völlig uneinfühlbar, unerklärbar sind die schizophrenen Formen der Ichlähmung. Die gemachten, abgezogenen, durchgejagten, künstlich erzeugten, anhypnotisierten (in besonderem Sinne), drahtlos telegraphisch erregten, angewunderten, angewunschenen Gedanken sind etwas, was mit den geschilderten Automatismen wohl weder deskriptiv noch kausal etwas gemein hat. Der normale Mensch kennt nichts Ähnliches. Man könnte annehmen, daß solche gemachten Gedanken nichts anderes seien als halluzinierte Gedanken[4]. Halluziniere man eine Empfindung (Wahrnehmung), so sei man von der normalen Wahrnehmung her ja gewohnt, daß sie von außen, unabhängig von meinem Willen, komme; folglich sei sie mit dem Ichgefühl nicht direkt verbunden, folglich habe man auch keinen Anlaß, an ihr, der Sinneshalluzination, etwas phänomenal Abnormes zu sehen. Der Gedanke aber käme nicht von außen, er sei mein Erzeugnis, er sei untrennbar mit meinem Ichgefühl verknüpft. Werde nun ein Gedanke in der gleichen — an sich unbekannten — Weise krankhaft erzeugt wie eine echte Sinnestäuschung, so scheine dieser halluzinierte Gedanke natürlich von außen zu kommen; er habe daher das Fremde,

---

[1] Vgl. Schönfeldt (283), der interessantes russisches Material beibringt, und Wollenberg (328), der ein bis 1889 reichendes, gutes Literaturverzeichnis anfügt.

[2] Literatur: Die gesamte Religionspsychologie (Österreich, 227, ferner die treffliche Arbeit von Heiler, 106), dann Delacroix (44), Stoll (309), Lehmann (171), James (131), Friedmann (populär 81), Hellpach (108), Richer (265), Weygandt (325), Zeitschrift „Zeitgenossen", N. F., 2, S. 48. — Aus dem großen Kriege wurden abnorme Massensuggestionen ebenfalls berichtet. Hierher gehören vor allem die sogenannten Engel von Mons. (Machen, 194, Begbie, 15.) — Über die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben arbeitete Bechterew (13), er verwendete (sonst schwer zugängliches) russisches Material. — Über psychische Epidemien in Schulen vgl. Dix (50). Über die Suggestionen bei den Praktiken der Derwische siehe Hellwald (109). Moderne religiöse Massenbewegungen behandeln Tiesmeyer (313a) und Schrenk (284a).

[3] Gothein (91).

[4] Vgl. die sog. „intellektuellen Halluzinationen".

Gemachte an sich, was den Kranken so errege und meist peinige. Diese schizophrenen Ichlähmungen seien also nur ein Fall aus dem allgemeinen Kapitel der Halluzinationen: es gebe Halluzinationen der Empfindungen, der Gefühle, der Willenslagen, der Willensimpulse, der Gedanken; — im Grundsätzlichen, in der Art der abnormen Erregung seien diese Symptome alle gleich, nur ihr Betätigungsfeld sei verschieden.

Man wird solchen Theorien nicht viel entgegenhalten können; ich selbst lege auf sie keinen großen Wert; man wird sich ihrer so lange bedienen, bis sie von einer mehr einleuchtenden Theorie abgelöst werden.

Bei den Beispielen zum Problem der Ichlähmung wurde mehrmals schon seltsamer Gefühle gedacht, die das Erlebnis des Begnadetseins oder des Besessenseins begleiten. Mag man das Ichgefühl überhaupt zu den Gefühlen im engeren Sinne zählen oder es mehr volitional fassen, sicherlich sind seine Störungen meist von Alterationen anderer Gefühle begleitet. Und zwar sind dies vielfach qualitativ abnorme Gefühle. Bei dem Studium religiöser Ergriffenheiten zeigt sich, daß das dort so häufig beschriebene Glücksgefühl mehr ist als nur eine Steigerung des sozusagen gewöhnlichen Glücklichseins. Nicht etwa nur neue, zumal sexuelle Körpersensationen treten hinzu, sondern es stellen sich wirklich neue Gefühlsqualitäten ein, die oft in eigentümlicher Weise mit intuitiven Erkenntnissen verbunden sind. Bei der Gewinnung irgendwelcher Einsichten mag wohl auch der Normale von Gefühlen der Freude und des Stolzes erfüllt sein, wenn ihn sein Nachenken die große Tragweite seines Gedankens ahnen läßt. Aber in den Erlebnissen der Ekstase ist Gefühl und Erkenntnis in ganz eigenartiger Weise vereint. Es sind nicht einzelne Akte des Erkennens, die so glücksbetont sind, sondern es ist ein seliger Zustand des Schauens. Aber wiederum ist dieses Schauen nicht nur im eigentlichen Sinne Vision, sondern es ist auf unanschauliche Inhalte, eben auf gedankliche Zusammenhänge, insbesondere auf irgendwelche Werterkenntnisse gerichtet. Aber es ist schon unrichtig zu sagen, daß das Schauen „gerichtet“ sei; eine aktive „Einstellung auf“ ist gar nicht gegeben. Ein Erfülltsein kennzeichnet den Ergriffenen. Alle Probleme erscheinen gelöst, alles in der Welt zeigt sich gleichsam durchsichtig und klar. Zwar liegt eine starke Aktivität recht häufig in dem Sinne vor, daß der Gläubige um diesen äußersten, letzten Glaubenszustand ringt, daß er ihn gleichsam mit Gewalt herbeizuführen trachtet: schließlich kommt er aber doch als eine Gnade über den Ekstatiker.

Es gibt wohl nur zwei Formen eigentlicher geistiger Störung, die eine solche selige Entrücktheit herbeiführen können ohne alle äußeren oder inneren Hilfsmittel: ganz endogen. Es sind dies gewisse Beseligungen im Verlaufe der schizophrenen Verblödung und bei der genuinen Epilepsie. Bei der Epilepsie, dem Morbus sacer, „schlägt“ der Gott den Erwählten nicht nur insofern, als dieser plötzlich zusammenstürzt, sondern er begnadet ihn auch durch unerhörte, kaum beschreibbare Entzückungen. Besonders als Vorbote des großen Anfalles stellen sich solche außerordentliche Gefühle ein.

Dostojewski spricht (nach einer Erzählung von Sonja Kowalewsky) von einem solchen eigenen Anfall (zitiert nach Hennig, 112, S. 52):

„Und ich fühlte, daß der Himmel zur Erde kam und mich verschlang. Ich fand wirklich Gott und ward von ihm erfüllt. ‚Ja Gott', schrie ich — und sonst erinnere ich mich an nichts mehr." (Einsetzen des großen Anfalls.) — „Ihr seid alle gesunde Menschen, und ihr ahnt nicht einmal, was für ein Glück jenes Glück ist, das wir Epileptiker in der Sekunde vor dem Anfall empfinden. — Mohammed versichert in seinem Koran, daß er das Paradies gesehen habe und dort gewesen sei. Alle klugen Toren sind davon überzeugt, daß er einfach ein Lügner und Betrüger ist — aber nein! er lügt nicht! Er war tatsächlich im Paradies, während des Anfalls der Epilepsie, an der er gleich mir litt. Ich weiß nicht, ob diese Glückseligkeit Sekunden oder Stunden oder Monate währt, aber glauben Sie mir aufs Wort, alle Freuden, die das Leben geben kann, würde ich für sie nicht nehmen."

Qualitativ sind die Seligkeiten der Schizophrenen hiervon nicht unterschieden; beide Geistesstörungen liefern in diesen Ausnahmezuständen meist echte Visionen, zumal himmlische Erscheinungen und eigenartig beschriebene Lichter. Man kann sagen, daß die Euphorieen verzückter Psychotiker relativ arm sind, sofern man gedankliche Inhalte beachtet. Eigentliche ins Weite gerichtete Erkenntnisse tauchen selten auf. Die Erleuchtungen beziehen sich meist auf die eigene Person: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe". — „Wahrlich, ich sage Dir, Du wirst usw.". Auch die sprachlichen Formen der Eingebungen, seien sie nun direkt halluziniert oder nicht, sind ziemlich unoriginell und halten sich meist an die Worte der Bibel oder sonstwie bekannte Redewendungen. Doch sind die eben genannten Momente nicht so sichere Unterscheidungsmerkmale, daß man die echt psychotischen Ekstasen von denen der nicht Geisteskranken abgrenzen könnte. Deshalb kann auch der Erfahrene — auf Zeugnisse der Literatur rückblickend — nie mit völliger Sicherheit sagen, ob solch ein Erleuchteter wirklich geisteskrank war oder nicht. Die Zeugnisse der Propheten des alten Testaments z. B. machen vielfach den Eindruck, als handle es sich um Epileptiker, deren Verkündigungs- und Visionsinhalte später vielleicht durch die Tradition etwas künstlerisch abgerundet und ausgeschmückt worden sind.

„Und ich sahe, und siehe, es kam ein ungestümer Wind von Mitternacht her mit einer großen Wolke von Feuer, das allenthalben umher glänzte, und mitten in demselbigen Feuer war es wie lichthelle; und darinnen war es gestaltet wie vier Tiere, und unter ihnen eines gestaltet wie ein Mensch. Und ein jegliches hatte vier Angesichter und vier Flügel . . . Und die Tiere waren anzusehen wie feurige Kohlen, die da brennen, und wie Fackeln, die zwischen den Tieren gingen . . . Die Tiere aber liefen hin und her wie ein Blitz. Als ich die Tiere so sahe, siehe, da stand ein Rad auf der Erde bei den vier Tieren, und war anzusehen wie vier Räder, und dieselbigen Räder waren wie ein Türkis . . . Ihre Felgen und Höhe waren schrecklich; und ihre Felgen waren voller Augen um und um an allen vier Rädern . . . Wo der Wind hinging, da gingen sie auch hin . . ., denn es war ein lebendiger Wind in den Rädern . . . Und ich hörete die Flügel rauschen wie große Wasser und wie ein Getöne des Allmächtigen, wenn sie gingen, und wie ein Getümmel in einem Heer . . . Und da ich es gesehen hatte, fiel ich auf mein Angesicht und hörete einen reden." (Hesekiel, 1.)

Wenn man dagegen eine Probe aus dem Buche Esra setzt, so hat man keineswegs den Eindruck einer Vision eines Psychotikers, sondern den

einer absichtlich herbeigeführten, von lebhaften Vorstellungen (wohl keinen Sinnestäuschungen) begleiteten Verzückungen[1]:

„Als ich noch so zu ihr sprach, siehe, da erglänzte ihr Angesicht plötzlich, und ihr Aussehen ward wie Blitzes Schein, so daß ich vor großer Furcht nicht wagte, ihr nahezukommen und sich mein Herz gewaltig entsetzte. — Während ich noch überlegte, was dies zu bedeuten habe, schrie sie plotzlich mit lauter, furchtbarer Stimme, daß die Erde vor diesem Schrei erbebte. Und als ich hinblickte, da war das Weib nicht mehr zu sehen, sondern eine erbaute Stadt, und ein Platz zeigte sich mir auf gewaltigen Fundamenten. Da erschrak ich und schrie mit lauter Stimme und sprach: Wo ist der Engel Uriël, der im Anfange zu mir gekommen war? Er selber hat mich ja in die Fülle dieser Schrecknisse gesandt . . . Als ich noch so sprach, siehe, da kam der Engel zu mir . . ."

In den soeben mitgeteilten Zeugnissen überwiegen die Visionen, und nur nebenbei wird das Außerordentliche des ganzen Erlebnisses in den Eigenschaftsworten gewaltig, furchtbar, schrecklich, feurig ausgedrückt[2]. Das übergroße Glücksgefühl mögen einige andere Proben widerspiegeln:

„In einem Augenblick hat mich der Herr so glücklich gemacht, daß ich die Seligkeit gar nicht beschreiben kann. Ich jauchzte vor Freude und pries Gott von ganzem Herzen . . . Ich erinnere mich, daß mir alles neu erschien, die Menschen, die Felder, das Vieh und die Bäume. Es war mir, als wäre ich ein neuer Mensch in einer neuen Welt." (James, 131, S. 237.)

„Als ich am Morgen aufs Feld ging, um zu arbeiten, erschien mir die Herrlichkeit Gottes in seiner ganzen sichtbaren Schöpfung. Ich erinnere mich wohl, wir holten Hafer ein, und jeder Halm und jede Ähre erschien mir im Regenbogenglanz oder, wenn ich so sagen darf, im Glanze Gottes zu erglühen." (Fall Leubas in James, 131, S. 241.)

„Gänzlich unerwartet, ohne daß es mir in den Sinn gekommen wäre, mir könne je dergleichen geschehen, auch ohne daß ich je einen Menschen etwas Ähnliches hätte erzählen hören, stieg der heilige Geist auf mich herab, daß es mir durch Leib und Seele ging. Mir war, als stände ich unter der Einwirkung eines elektrischen Stromes. In der Tat, der heilige Geist schien in Strömen der Liebe auf mich hernieder zu fließen . . . Ich glaubte den Odem Gottes zu spüren, und ich kann mich deutlich erinnern, wie ich die Empfindung hatte, von ungeheuren Flügeln gefächelt zu werden. Die wunderbare Liebe, die in mein Herz ausgegossen war, läßt sich nicht in Worte fassen . . . Jene Wogen der Liebe überfluteten mich, bis ich ausrief: Ich sterbe, wenn sie sich noch länger über mich ergießen. Ich sagte: ‚Herr, mehr kann ich nicht ertragen.'" (James, 131, S. 242.)

Das Erlebnis dieser Liebe ist schlechthin unbeschreibbar.

Jakob Böhme: „Wer sie findet, der findet nichts und alles; denn er findet einen übernatürlichen, übersinnlichen Grund, da keine Stätte zu ihrer Wohnung ist, und findet nichts, das ihr gleich sei. Darum kann man sie mit nichts vergleichen, denn sie ist tiefer als das Ich; darum ist sie in allen Dingen als ein Nichts, weil sie nicht faßlich ist. Und darum, daß sie Nichts ist, so ist sie von allen Dingen frei und ist das einige Gute, das man nicht sprechen mag, was es sei[3]."

Über den seltsamen Zustand des Gott-Schauens sagt Plotin:

„Solch Schauen ist kein Sehen im gewöhnlichen Sinne; es findet keine Unterscheidung von Subjekt und Objekt statt. Der Schauende hört auf, er selbst zu sein,

---

[1] Gunkel (99, S. 48).

[2] Pick macht darauf aufmerksam, daß man beim Erlebnis von Gefühlen sich häufig als Erleidender vorkommt: nicht ich bin bange, sondern „mir ist bang", „mich friert". Und je unbekannter und unheimlicher dieses Gefühl ist, um so eher wendet man diese impersonale Form an (240).

[3] Zitiert nach James (131, S. 390).

bewahrt nichts von sich selbst. Ganz in Gott versunken, ist er eins mit ihm: Gleich wie die Zentren zweier Kreise vollständig zusammenfallen können[1]." Und Suso:

„Aus seiner Selbstheit ist er in die fremde Seinsheit vergangen und verloren, nach Stillheit der verklärten glanzreichen Dunkelheit in der bloßen einfältigen Einigkeit. Und in diesem entweisten Wo liegt die höchste Seligkeit[2]."

Will der buddhistische Mönch zur höchsten Entzückung, die zugleich höchste Erkenntnis ist, kommen, so muß er μυεῖν = verschließen (die Pforte der Sinne), er muß, um mit buddhistischen Texten zu reden, aus der Häuslichkeit in die Hauslosigkeit eingehen, mit dem Ziele der Einigung mit dem höchsten Gut (= ἕνωσις, *unio*) zum Nirvana, der Seligkeit des Erlöschens. So verschieden die Lehre in den verschiedenen Kulturkreisen ist, — die seelischen Zustände des Mystikers sind überall gleich beschrieben. Der naive Lebenswille muß ertötet, das natürliche Affekt- und Triebleben muß gewaltsam unterbunden werden; erreicht werden muß die Vernichtung (Inder), die Vereinfachung (ἅπλωσις der Neuplatoniker), das Entwerden oder Entmenschen (der deutschen Mystiker).[3]

„Da sitzt ein Bettelmönch im Walde oder an der Wurzel eines hohen Baumes oder in einem menschenleeren Haus, die Beine übereinander geschlagen, den Körper gerade aufgerichtet, wachen Geistes vor sich hinblickend." Er atmet bewußt ein, er atmet bewußt aus; wenn er lang einatmet, erkennt er: ich atme lang ein. Wenn er lang ausatmet, erkennt er: ich atme lang aus. Im vollen Bewußtsein muß die ganze Willensenergie allmählich nach innen konzentriert werden, bis es ganz stille wird im Innern. Die geistige Versenkung durchschreitet nun ihre verschiedenen Stufen. Zuerst gedenkt der Mönch der Flüchtigkeit, Nichtigkeit und Leidensfülle des Daseins. Dann folgt das Einswerden des Geistes, das von Überlegung und Erwägung freie, aus der Sammlung geborene, freudevolle, lustvolle zweite Jhana. Nun mindert sich die Intensität des Wonnegefühls, die Luststimmung blaßt ab, es folgt der heitere Gleichmut. Im Körper ist noch das weiche Lustgefühl, die Seele ist schon in heiliger Indifferenzstimmung; diese steigert sich schließlich in völlige Apathie. Über Lust und Unlust erhaben, frei von Liebe und Haß, gleichgültig gegen Freude und Leid, gleichgültig gegen die ganze Welt, gegen Götter und Menschen, gegen sich selbst, steht der Heilbeflissene im vollendeten Gleichmut an der Schwelle des Nirvana[4]. Es ist, so wird immer betont, keine Hingabe an den Rausch, keine hypnotische Bewußtlosigkeit, sondern ein angespanntes Ringen, eine höchste Bewußtseinssteigerung. In ihr betätigen sich die wunderbarsten Geisteskräfte, sie schauen erkennend

---

[1] Zitiert nach James (131, S. 392).

[2] Zitiert nach James (131, S. 392).

[3] Zur Mystik vgl. folgende Quellen, die psychologisch wichtig sind: Montmorand (208), Delacroix (43 u. 44), Hudtwalcker (126), Grohmann (95, veraltet, aber lehrreich), Pfister (237, 238, 239), Rademacher (253), Reitzenstein (262), Stoffels (308), Zöpf (329), Bechterew (12), Behn (16), Jakobi (129), Jeanne (145), Heiler (106), Buber (34), Herrmann (115), Österreich (226), James (131) und seine Quellen, besonders Starbuck (302). — Beck (14), Poulain (248a, I, 336—416), Hansen (102b), Achelis (1), Calmeil (38a).

[4] Ganz ähnlich die Stadien der sogenannten Intuition Plotins (Reiff, 260, S. 596).

die vier heiligen Wahrheiten. Eine seltsame Erkenntnis fremder Herzen stellt sich ein, wundersame Lichterscheinungen und ein göttliches Gehör werden dem Entrückten zuteil.

Aber die buddhistische Versenkung kennt auch andere Ausnahmezustände des Gefühls: in der Kasinaübung z. B. geht der Gläubige durch das leere Anstarren eines bedeutungsarmen profanen Gegenstandes in das abstrakte Erlebnis der Unendlichkeit ein; — er geht darüber hinaus und verweilt an der Stätte der Nichtheit, bis ihn schließlich das nur noch schattenhafte Bewußtsein der eigenen Nichtsheit umfängt: eine kataleptische Starre, ein traumloser tagelanger Tiefschlaf[1] (Heiler 106).

In den Glücksräuschen und in den Zuständen des mystischen Entwerdens sind schon alle jene einzelnen Momente enthalten, die man in den Beschreibungen der Gifträusche auffindet[2]. Deren Literatur ist noch klein und befriedigt wissenschaftliche Ansprüche nicht. Meist sind die Berichte der Opium- und Haschischraucher, der Morphiumsüchtigen usw. Bruchstücke aus Reiseberichten oder wenn nicht sensationell aufgebauschte, so doch künstlerisch gestaltete Aufsätze[3]. Das Gefühlsmäßige daran ist nicht sonderlich originell, wenn auch sicher zum Teil qualitativ von normalen Gemütszuständen unterschieden. Ich glaube, daß schon beim gewöhnlichen Alkoholrausch neben den besonderen Empfindungen und Denkstörungen auch qualitativ abnorme Lustgefühle entstehen, denen sonst im gewöhnlichen Leben nichts Gleiches entspricht. Auch das Fasten und andere Zeremonien, wie sie z. B. Bastian (9) bei den Urvölkern beschreibt, führen Ausnahmezustände des Gemütes herbei. Natürlich können diese auch suggestiv auf andere übertragen werden. Auch im Fieber stellen sich leichte Abnormitäten der Gefühlssphäre ein, die eigenartig sind. Ebenso ist das allgemeine Krankheitsgefühl wohl nicht nur ein spezieller Empfindungskomplex, sondern es enthält auch abnorme Ichzustände[4]. Ob bei den ungewöhnlichen Sexualbetätigungen (dem Fetischismus, Sadismus, Masochismus, der Homosexualität usw.) auch abnorme Sexualgefühle sich ausleben, oder ob hier die Abnormität nur in der Art der Verknüpftheit mit dem besonderen Sexualobjekt besteht, vermag ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden[5]. Dagegen bin ich fest davon überzeugt, daß die besonderen Verstimmungen der Pubertätszeit mehr sind als bloße Steigerungen normaler Gemütslagen. Diese Jugendlichen befinden sich nicht selten in merkwürdigen Spannungszuständen, einer unbestimmten Angst, einer inneren

[1] Eine Differenzierung unter den Glücksgefühlen versucht W. Mayer-Groß (199), siehe dazu auch Pick (245).

[2] Siehe auch oben S. 59.

[3] Wenige Angaben bei Pelman (235), S. 251, über Haschisch. Ferner Baudelaire (9 a), Moreau (209), Jastrow (144), Raulin (255) mit ansehnlichen, vor allem französischen Literaturangaben, Meunier (202 a). Über Opium vgl. Quincey (252), Baudelaire (9 a), Raulin (255), über Mescalin Serko (293), Guttmann (99 a) und Knauer (152 a). Über Kokain Mayer-Groß (200), Latte (168), Detlefsen (48). Über Lachgas Raulin (255), über Veronal Schneider (282 b).

[4] Der Versuch von Sternberg (305 c), das Krankheitsgefühl nur auf den Ekel zurückzuführen, erscheint mir viel zu eng.

[5] Hierüber handelt ja ein besonderer Abschnitt dieses Handbuchs.

Unruhe, die sie forttreibt. Sie leiden unter einem gegenstandslosen Sehnen, dem sie nicht selten selbst den Namen Heimweh geben. Man glaubte früher sogar irrtümlicherweise an eine besondere Heimwehkrankheit (Nostalgie), zumal man feststellte, welche seltsamen Entladungen diese Spannungsgefühle oft erfuhren.

Vor wenigen Jahren lebte im Dachauer Bezirk ein jugendliches Mädchen, das hintereinander in mehreren Dienststellen heimlich den anvertrauten Säuglingen eine Nadel zwischen dem ersten und zweiten Halswirbel in das Rückenmark bohrte, so daß die Kinder elend zugrunde gingen. Und als man das harmlos erscheinende, unscheinbare, kleine Mädchen fragte, warum sie es denn getan hätte?: Um fortzukommen, aus Heimweh. — Ein anderes Mädchen gab dem Säugling Ammoniak in die Milch aus demselben Motiv. Jaspers (138) hat eine größere Anzahl solcher Fälle zusammengestellt.

Mancher jugendliche Selbstmord ist der Ausgang einer Pubertätsverstimmung gewesen: die jungen Menschen fühlen sich unverstanden und allein; sie werden von Weltanschauungskonflikten, deren Problemtiefe sich ihnen das erstemal öffnet, so erschüttert und sehen so wenig einen Ausweg, daß sie freiwillig aus dem Leben scheiden[1]. Manche Theorien nehmen an, daß alle diese Pubertätsstörungen nur Sexualkrisen sind, bald deutlich als solche erkennbar, bald symbolisiert. Solche Deutungen machen es sich wohl zu leicht. Sicher aber ist in manchen dieser Krisen die sexuelle Erregung und ihre Zielunsicherheit offenbar. Frank (72) teilt einen charakteristischen Brief mit:

„Meine liebe Mutter! Wer hätte gedacht, daß ich jetzt so schreibe. Verzeih', daß ich so war, als Du mich abholtest. Aber ich denke anders. Ich sehe, es hilft nichts; ich will mich dreinfügen, so gut's halt geht; Du weißt gar nicht, wie das schwer ist, es zu tun. Es ist einfach entsetzlich, wie ich zornig werde. Immer und immer wieder kommen Gedanken z. B. fortlaufen. Eine unsägliche Wut und einen Zorn, daß ich nimmer ruhig bin. Ich könnte verzweifeln. Alles in Stücke zerreißen. Ich kann machen, was ich will, es nützt nichts. Am liebsten wollte ich sterben. Ich muß mich entsetzlich zusammennehmen, um Dir den Brief zu schreiben. Ich könnte heulen, schreien, lachen, brüllen, weinen, jubeln! Und das soll so weitergehen? Ich kann es unmöglich. Und dazu entsetzliches Heimweh nach Dir! Und doch könnte ich Dich zerreißen. O, meine teure Mutter, Du weißt nicht, was das ist. Lieber wollte ich Prügel haben, bis mir das Fleisch in Fetzen herunterhing. als das noch aushalten. Ich habe Dich so gern, daß Menschen es nicht sagen können. So gern, daß ich wahnsinnig werde. Mutter! Ich kann nimmer mehr! Größer könnte mein Leiden nicht sein. Mutter! Mutter! — — — Du bist ja nimmer meine (Mutter). Es nützt also alles nichts!!!!!"

Es scheint, als ob absonderliche Situationen Gemütszustände hervorbringen können, die auch qualitativ abnorm sind. So deuten manche Beschreibungen von beginnenden Psychosen in der Haft (Situationspsychosen) darauf hin, daß hier Gefühle besonderer Art entstehen[2]. Und auch von jenen Fällen wird Seltsames berichtet, in denen eine Gruppe von Männern, in sich immer gleich zusammengesetzt, zwangsmäßig dauernd aufeinander angewiesen ist. So nett die Kameradschaft erst sein mag, so sehr sich

---

[1] Nur wenig brauchbare Literatur, am besten noch Eulenburg (59).

[2] Vgl. die *Irritation nerveuse considérable* und *mélancolie noire* von Napoleon auf St. Helena. (Recueil de pièces authentiques sur le captif de St.-Hélène, Paris, 1822, zitiert nach Vischer, 319.) — Über die „Lebenslänglichen" vgl. Rüdin (272) und Liepmann (183, S. 747), Lumpp (193). — Über Gefängnispsychosen überhaupt Wilmanns (326 a), Birnbaum (26 a), Stern (305 a).

alle Mühe geben, sich aufeinander abzustimmen, schließlich kommt trotzdem oder gerade deshalb eine äußerste Mißstimmung, eine geladene Gereiztheit auf, die von der Gereiztheit des Normalen wohl nicht nur quantitativ unterschieden ist. Vielleicht gehören hierher auch die „*Cafard*“ genannten Verstimmungen der Fremdenlegionäre[1], die mit den endogenen Verstimmungen der Epileptoiden und auch mit dem Heimweh manches gemeinsam zu haben scheinen. Vor allem aber sind es drei Lebenslagen, die diese Ausnahmezustände des Gemüts aufkommen lassen: Das Klosterleben, die Abgeschlossenheit im Polareis und die Abgesondertheit im Kriegsgefangenenlager.

Aus seinen Klosterjahren berichtet Heinrich Siemer (295, S. 79):

„Nach den monatelangen Bemühungen um Andacht im Gebet und ununterbrochene Aufmerksamkeit im Studium und während des Unterrichtes stellten sich Kopfschmerzen ein, die durch kalte Tücher gebannt wurden. Heftiger wurden die Stiche im Vorderkopf, der Schlaf wurde unruhig und die Verdauung schlecht. Alle Kräfte waren nun aufs äußerste angespannt, die Nerven erregt, das Gesicht blaß und schmal. Aber der Eifer erlahmte nicht, so leicht ergab man sich nicht, man raffte sich zusammen, stampfte den Boden mit den Füßen und wollte über sich siegen.

Dann kam die Zeit, wo einem das Buch in der Hand zitterte, wo man in die Höhe fuhr bei einem Geräusch, und wo der Kopf dumpf und schwer wurde. Man setzte einen Tag aus und erging sich im Hof. Die neuen Kräfte genügten wieder eine Weile, und dann kam der Zusammenbruch. Ich kann das alles so genau beschreiben, weil ich es am eigenen Leibe erfahren habe. Man war ruiniert. Ich habe Zeiten erlebt, wo ich kein Paternoster zu Ende beten konnte, ohne zu beben[2].“

Von den Polarforschern haben eine ganze Anzahl seltsame Ausnahmezustände des Gemüts beschrieben, die vor allem in größter Reizbarkeit zu bestehen scheinen (Roß 270, Nansen 222, Payer 234, Drygalski 55, Friis 82). Vischer (319) hat auf die Verwandtschaft dieser Störungen mit der Stacheldrahtkrankheit aufmerksam gemacht (*barbed wire disease, psychose du fil de fer*), die sich in den Kriegsgefangenenlagern bei Offizieren und Mannschaften nach etwa einem halben Jahr einzustellen pflegte (große Ermüdbarkeit, Schlaflosigkeit, wilde Träume, erhöhte Reizbarkeit, Unstetheit, allgemeiner Pessimismus, Mißtrauen, tagelange Stummheit, Sprechen im Schlaf). Solche gemütlichen Verstimmungen mit ihren üblen Äußerungen waren auch aus den Sträflingskolonien Frankreichs, seinen weltabgeschiedenen Militärkolonien (*mentalité grégaire*) und von Schiffsbesatzungen bekanntgeworden (Vischer 319 und 318, Bechterew 13).

„Il tourne à l'aigre, mon cafard. Il s'en faut de peu, ce soir, que je comprenne certaines scènes de casemate qui m'avaient étonné: des hommes silencieux, s'exaspérant soudain, et pour un mot, se jetant les uns sur les autres, se battant comme chevaux sans avoine dans l'écurie . . . . . . Pauvres fauves en cages[3].“

Vischer macht auch auf jene eigenartigen Verstimmungen aufmerksam, die schon durch eine sehr geringe Situationsänderung eintreten können: durch den Sonntag. Langweile, leichte Rührseligkeit und Traurigkeit bilden die Grundlage dieser Sonntag-Nachmittag-Stimmung (318).

[1] Das Wort ist neuerdings mit erweitertem Sinn vielfach verwendet worden: Siehe Huot-Voivenel (127) und Nicole (225). Vielleicht hat auch der sog. Tropenkoller hiermit Verwandtschaft.

[2] Vgl. auch Mossier (213) über den Trappistenorden.

[3] Gaston Riou, Journal d'un simple soldat. Paris, 1916, S. 13 (zitiert nach Vischer, 319).

In solchen eigenartigen Dysphorien [1] mischen sich vielerlei Gefühls- und Empfindungsmomente, so daß zum mindesten in dieser Gesamtmischung eine qualitativ neue Stimmungslage erscheint. Aber selbst wenn vielleicht bei einer genaueren Zerlegung nur das Unbestimmte mancher Gefühlsregungen, das Zielunsichere mancher Strebungen herausgestellt werden könnte, während sich die Funktionen selbst der Art nach nicht als abnorm erweisen dürften, so ist doch ein Moment hier auch bei den Gefühlen hervorzuheben, das später bei den abnormen Akten nochmals erwähnt werden wird, die sogenannte Ambivalenz der Gefühle. Was für ein seelischer Tatbestand mit diesem Ausdruck getroffen werden soll, ist jedem Erfahrenen klar, der zahlreiche schizophrene Gemütskranke kennen lernte. Schwierig ist dagegen die Beschreibung, noch schwieriger die psychologische Einordnung des Symptoms. Der Normale kann irgendeinem Gegenstand oder einer Person gleichgültig gegenüberstehen, er hat dann dieses bestimmte Gleichgültigkeitserlebnis bezogen auf dieses Objekt; weder Freude noch Unlust wird geweckt. In einem zweiten Falle vermag der Gegenstand ihn mit einem deutlichen Affekt zu erfüllen, etwa mit Abscheu: wieder ist das Erlebnis gefühlsmäßig eindeutig, klar. Zuweilen sind es an einem Objekt mehrere „Seiten", die den Erlebenden freuen, und andere, die ihn ärgerlich machen, und nun fühlt er sich zwiespältig affiziert. Er drückt dies vielleicht so aus, daß er keine „rechte" Freude daran haben könne. Jeder kennt diesen uneinheitlichen Gemütszustand, wenn er sich z. B. erinnert, daß er einen Menschen wegen seiner trefflichen Charaktereigenschaften liebt und sich doch wegen seiner schlechten Umgangsformen heftig an ihm ärgert. Gelegentlich ist auch dieses Erlebnis noch klar im Bewußtsein, man kann das Für und Wider deutlich aufzeigen. Aber schließlich kennt man auch Zustände, in denen man schwankt; man ist unschlüssig, ob man bejahen oder verneinen soll. Nicht wie im ersten Fall aus Gleichgültigkeit, auch nicht weil mancherlei Erwägungen der Vernunft für und andere gegen den betreffenden Gegenstand sprechen, sondern weil wirklich das Gefühlsmoment unklar und unentschieden ist. Vielleicht kann man sich diese Gefühlslage am ehesten mit dem Bilde klar machen, daß bei der Gleichgültigkeit die beiden Schalen der Gefühlswage unbelastet seien, während bei der Zwiespältigkeit die Plus-Schale ebenso stark belastet sei wie die Minus-Schale. Es ist nun möglich, daß von diesem Zwiespältigkeitserlebnis aus allmähliche Übergänge zu dem Phänomen der Gefühlsambivalenz führen, und daß also dies bei der Schizophrenie so häufige Symptom nur insofern abnorm ist, als es so sehr überwiegt gegenüber der Seltenheit beim Normalen. Mir persönlich ist es wahrscheinlicher, daß in der schizophrenen Ambivalenz ein qualitativ abnormes Moment steckt. Ich vermute, daß, wenn z. B. ein Hebephrener seine Mutter gleichzeitig liebt und haßt, es nicht wie beim Normalen so geschieht, daß er manche Züge an ihr liebt und andere an ihr haßt, und daß je nach der Situation bald diese, bald jene Einstellung überwiegt, sondern daß gleichzeitig Liebe und Haß geweckt werden und an einem und demselben Gegenstandsmerkmal sich anheften. Freilich könnte sich der

[1] Ihre Analyse ist sehr interessant, kann jedoch hier wegen Raummangels nicht durchgeführt werden.

Normale in eine solche simultane Ambivalenz nicht einfühlen; aber es ist ja überhaupt ein Kennzeichen der schizophrenen Symptome, daß man sich in sie nicht einzufühlen vermag.

Endlich sei als Anhang der Gefühlsstörungen noch erwähnt, daß sich gelegentlich die Gefühle von denjenigen Gegenständen lösen, mit denen sie vereinigt waren, oder daß sie sich an Objekte anheften, die zu anderen Zeiten und unter anderen Umständen gänzlich wertarm erscheinen. Es handelt sich also um eine Störung des Gefühlsverbandes, nicht der einzelnen Qualität.

Es geschieht z. B., daß eine Frau sich in der Schwangerschaft von dem bisher sehr geliebten Manne abwendet: sie steht fortan zu ihm kalt, fast feindlich. Und erst mit dem Augenblicke der Niederkunft ist das alte Vertrauens- und Liebesverhältnis wieder hergestellt. In anderen Fällen[1] gewinnen gleichgültige Gegenstände einen außerordentlichen Wert: das Verzehren von Kreide, das Betasten von Seide, der Besitz beliebiger Gegenstände erweckt ein sonst in diesem Zusammenhange nicht gekanntes Lustgefühl[2] (Gelüste).

Man vermag keine bewußten Motive für diese Gefühlslösungen und Gefühlsverschiebungen aufzufinden. Und wenn man auch vielleicht mit Recht eine innere Vergiftung des Körpers als Hauptursache der Störung verantwortlich macht, so ist doch damit noch keineswegs „erklärt", warum sich ein bestimmtes Lustgefühl gerade von dem einen Inhalt abwendet und dem andern zuwendet. Manche Forscher[3] glauben in unterdrückten Wünschen den Ausgang und in zufälligen Komplexassoziationen den Weg solcher Gefühlsverschiebungen zu sehen. Solch neue Gefühlsbesetzungen wären dann also Wunscherfüllungen im Symbol. Mich selbst befriedigt eine solche Theorie wenig, wenngleich ich keine bessere an ihre Stelle setzen kann.

Bei diesen Gefühlsverschiebungen handelt es sich schon nicht mehr um eine Abnormität der seelischen Inhalte und Zustände, sondern um eine Störung der Verknüpftheit. Und damit ist eine interessante Frage angeschnitten: gibt es in der Fülle der Assoziationen solche, die als abnorm zu bezeichnen sind? Oder in anderen Worten: was kann an einem assoziativen Verband als abnorm bezeichnet werden? Die Antwort lautet einfach: nichts. Mag man (mit Semon) annehmen, daß sich alle Assoziationen auf den Ursprung der Gleichzeitigkeit zurückführen lassen, mag man noch andere selbständige Arten des Assoziationsverbandes gelten lassen, jedenfalls besteht folgende Tatsache: innerhalb einer Gruppe irgendwelcher Inhalte äußeren oder inneren Erlebens setzt die Reproduktion des einen Inhaltes die Tendenz, auch die übrigen wieder lebendig werden zu lassen. Die Tatsache der Gleichzeitigkeit schafft die Verknüpftheit. Was aber könnte hieran abnorm sein? Man könnte sich vorstellen, daß diese Verknüpfung unter besonderen Bedingungen in ihrem Um-

[1] Wiederum hauptsächlich in der Schwangerschaft, aber auch im Verlauf der schizophrenen Verblödung.

[2] Bei manchen der schwangeren Warenhausdiebinnen spielt diese Gefühlsverschiebung als Motiv ihrer Straftat mit. — Man denke auch daran, wie häufig die Gefühlsstörung und -verschiebung im Traum erlebt wird.

[3] Besonders die Anhänger Freuds.

fange beeinträchtigt würde oder ganz ausbliebe. Stimmt man freilich der Theorie zu, daß nichts einmal Erlebtes verloren gehe, sondern alles im Gedächtnis aufbewahrt werde, wenngleich es freilich später der Intention nicht mehr zugänglich zu sein brauche, so könnte man der soeben vorgeschlagenen Annahme nicht zustimmen. Läßt man aber diese an sich nicht beweisbare Ansicht dahingestellt, so könnte man gegen jene Annahme nicht viel einwenden. In der Tat könnte man sich denken, daß bei manchen Menschen ein irgendwie eintretendes Erlebnis dürftige Assoziationen bindet. Es bleibt gleichsam allein. Manche kümmerliche geistige Veranlagungen, also Debilitäten und Imbezillitäten, mögen zum Teil mit auf dieser Tatsache beruhen: der Schatz der vorhandenen Assoziationen ist arm. Man könnte sich ferner denken, daß beim „Vergessen" nicht nur die Inhalte selbst[1] verlorengehen, sondern ihre Verknüpftheit gleichsam erlischt. Auch dies muß man als möglich zugeben. Ja es war oben davon die Rede, daß sich manche Agnosien und Aphasien am befriedigendsten auf diese Weise erklären lassen. Man wird also zugeben müssen, daß — gemessen am Durchschnitt — der Schatz der vorhandenen Assoziationen verringert (vielleicht auch abnorm vermehrt: Wundergedächtnisse) sein kann. Man könnte endlich noch annehmen, daß die simultanen Engramme dispositionell so lose aneinander geknüpft sind, daß das Auftauchen des einen Engramms das andere nur unter besonders günstigen Bedingungen mit ekphoriert, während es für gewöhnlich latent bleibt. Aber auch dieses Moment liefe wiederum im Ergebnis auf eine assoziative Armut hinaus. Inwiefern aber der assoziative Verband qualitativ selbst als abnorm angesehen werden könnte, ist schlechterdings nicht auszudenken[2]. Eine Assoziation an sich kann niemals als abnorm bezeichnet werden.

Der Anhänger der Assoziationspsychologie hat noch einen Einwand bereit. Er meint, daß ungezählte Assoziationen den meisten Menschen gemeinsam seien, daß z. B. in fast allen Menschen Weiß und Schwarz, Vater und Sohn, Heidelberg und Schloß verknüpft seien. Wenn dagegen jemand auf Weiß mit Brasilien, auf Vater mit Lombardei usw. reagiere, so seien dies abnorme Verknüpfungen. Sicher ist zuzugeben, daß solche Assoziationen ungewöhnlich sind, doch läßt sich sonst nichts Abnormes an ihnen aufzeigen. Wollte man jede nicht geläufige Ideenverbindung als abnorm bezeichnen, so müßte man jeden neuen Einfall, jede Erfindung, überhaupt jeden originalen Gedanken zu den abnormen Assoziationen rechnen. Wenn einige Autoren, besonders Bleuler[3] hiergegen einwenden, daß nur diejenigen Assoziationen als abnorm zu bezeichnen seien, die hinsichtlich des eingeschlagenen Gedankengangs (also der früher sogenannten Zielvorstellung) als abwegig, bizarr usw. erschienen, so muß man den unleidlichen Mißbrauch bedauern, den hierbei das Wort Assoziation erlangt: es deckt all-

---

[1] S. oben S. 14.

[2] Vielleicht hat Richard Semon auch hierüber besondere Meinungen gehabt. Sein hinterlassenes Werk (292) brachte nicht jene Pathologie der Mneme, die er bei Lebzeiten versprochen hatte.

[3] In allen seinen Arbeiten. Siehe besonders 27 (S. 53) und 28.

mählich alles und daher nichts. Auf das hier gemeinte Symptom der Verschrobenheit, Zerfahrenheit usw. gehe ich später ein. Aus dem Gesagten erhellt wohl zur Genüge, wie es gemeint ist, wenn manche Autoren diese Störung als Lockerung der Assoziationen bezeichnen.

Bisher habe ich die quantitativen und qualitativen Abweichungen der seelischen Inhalte und Zustände beschrieben; — in der Folge soll ein Überblick über jene Störungen folgen, die die Ordnung zwischen den Inhalten betreffen. Damit sind keineswegs, wie aus dem soeben Gesagten hervorgehen wird, die sogenannten Assoziationen gemeint, sondern die Beziehungen des Ich auf die Gegenstände, die Richtung auf ein Objekt, die Weise der Beziehung des Bewußtseins auf einen Inhalt (Brentano), die intentionalen Erlebnisse oder Akte (Husserl). Diese Weisen der Beziehung, die sich etwa als bloßes Vorstellen, Für-wahr-Halten, Vermuten, Zweifeln, Hoffen, Fürchten, Wohlgefallen- oder Mißfallen-Haben, Begehren, Fliehen, Urteilsentscheiden, Willensentscheiden usw. darstellen, sind zwar von Brentano und Husserl weithin geklärt, jedoch noch keineswegs so klar und bestimmt umrissen worden, daß die normale Basis schon fest gegründet wäre, auf der eine Phänomenologie der Abnormität der Akte (im psychologischen Sinne) aufgebaut werden könnte. So reizvoll auch der Versuch erscheinen möge, eine „Lehre von den abnormen Akten“ zu schaffen, würde er doch die mir innerhalb dieses Handbuchs gesetzten Schranken völlig sprengen. So dienen mir Husserlsche Gesichtspunkte nur gleichsam als Grenzsteine, innerhalb deren das wichtig erscheinende hierher gehörige psychopathologische Material aufgestapelt wird, ohne daß seine systematische Bearbeitung und innerliche Ordnung hier möglich wäre.

ABNORMITÄT DER FUNKTIONEN (AKTE)

A. INTENTIONALER AKT (PROSPEKTIVER GESICHTSPUNKT)

1. Richtung normal, Durchführung abnorm

Wenn ich etwas wahrzunehmen bestrebt bin, etwa auf Patrouille einen fernen sich bewegenden Gegenstand zu erkennen wünsche, so kann ich durch innere Umstände dabei gehindert werden (die äußeren Momente interessieren in diesem Zusammenhange nicht). Ich kann mich z. B. dabei ertappen, daß ich aus Müdigkeit nicht dauernd scharf beobachte. Ich halte zwar meinen Gegenstand dauernd im Auge, auch bin ich innerlich beständig auf ihn gerichtet, aber die Intensität dieser Einstellung ist matt, ich spüre, wie sich alles gleichsam mechanisch vollzieht, ich weiß, daß ich hernach keinen guten Bericht werde abgeben können. Solche Störungen finden sich vor allem in der Erschöpfung[1]. Zwar habe ich noch die betreffenden Empfindungen und deren Struktur vor mir, aber ich bemerke nicht mehr das Wichtige an ihnen, ich fasse sie nicht mehr zu Komplexen zusammen, ich gelange nicht mehr zur begrifflichen Bearbeitung, zum Urteil: kurz, die Funktionen (Stumpf) sind gestört. Ich erhalte vielleicht den Vorwurf: haben Sie denn nicht bemerkt, daß usw., und ich muß antworten, ja, ich habe das an sich wohl bemerkt, aber ich habe die Bedeutung der Sache eben nicht erkannt. Die Apperzeption (im Herbartschen Sinn) ist gestört, ich verschmelze die einzelnen Gestaltkomplexe nicht mit den sonst aus mir hinzutretenden Elementen. Vielleicht drücke ich es gelegentlich auch so aus, daß ich sage: mir fiel dabei nichts ein, ich kam mir so unbeteiligt vor, obwohl ich durchaus die Tendenz hatte, mich dafür zu interessieren. Das Erlebnis der seelischen Hemmung äußert sich nicht selten in dieser Weise: die Akte des Erkennens sind keineswegs vernichtet, aber sie sind erschwert, verlangsamt, eben gehemmt. Freilich erstreckt sich diese Hemmung nicht nur auf die Wahrnehmung; auch die Vorstellung anschaulicher, das Denken unanschaulicher Inhalte ist in der gleichen Weise erschwert. Man hört die Kranken direkt darüber klagen, sie hätten den Eindruck, nicht mehr denken zu können; sie fragen ängstlich, ob sie nicht blödsinnig werden. Aber diese Befürchtung entsteht nicht nur aus der inneren Wahrnehmung der Erschwerung, es entgeht diesen Kranken auch nicht, daß ihre Spontaneität auf ein Mininum reduziert ist. Es geht in ihnen gar nichts vor, sie kommen zu gar keinen Akten (Gedanken-

[1] Auch bei verschiedenen Vergiftungen, zu denen ja die Erschöpfung wahrscheinlich mit gehört.

leere), die ganze Maschinerie scheint schließlich stillzustehen (Stupor)[1]. Rafft sich der Kranke doch einmal zu einem Willensakt auf, so bleibt er oft entweder auf halbem Wege stehen, oder er schwankt zwischen diesem und einem andern Impuls hin und her, ohne sich für einen von beiden entschließen zu können (Entschlußunfähigkeit, sogenannte Willensschwäche, Abulie)[2]. Das Unvermögen, sich von einem Gegenstande loszureißen und sich einem anderen zuzuwenden, ist auch objektiv oft recht deutlich (Haftenbleiben). Zuweilen befällt die Hemmung nur die Akte des Denkens und Wollens (intrapsychische Hemmung), zuweilen erstreckt sie sich auch auf die Umsetzung der Impulse ins Motorische[3].

Proben von Hemmung: „Es ist ganz wahr, daß ich nichts mehr begreife. Schon viele Wochen zu Hause verkroch ich mich immer. Es ist mir unmöglich, einer Unterhaltung zu folgen. Ich kann nicht einen vernünftigen Gedanken mehr fassen. Wenn man mir sagt, so und so muß etwas gemacht werden, so behalte ich es nicht. Ich habe die Empfindung, ich muß immer auf einen Fleck starren. In Gedanken unterhalte ich mich immer mit dem Herrn Doktor, aber wenn er kommt, kann ich kein Wort sagen. Es ist wirklich keine Einbildung, daß ich nichts begreife. Es ist gar nicht möglich, daß ich unter Menschen gehe. Ein junges Mädchen in diesem Zustande, daß ihm alles einerlei ist, ob es ordentlich aussieht oder nicht . . . Ich weiß auch gar nicht mehr, wie ich mich betragen soll. Es fällt mir sogar schwer, ‚guten Tag' zu sagen, und ‚bitte, nehmen Sie Platz'. Denn wenn man mir einen Satz gesagt hat, kann ich ihn in Gedanken zehnmal wiederholen ohne doch zu tun, was er mir sagt. So sitze ich viele Stunden vor dem Papier und kann doch nichts Deutliches schreiben." (Gerda Linde. Psychiatr. Klinik Heidelberg. 10. XI. 1900.)

„Ich war wie ein Simpel, im Kopf war es auf einmal so leer, es war so als ob ich einen Stecken im Kopf hätte." (Psychiatr. Klinik Heidelberg, 2. II. 12. Karoline Schulze.)

Eine andere Störung des seelischen Ablaufs ist jene, bei der der Gegenstand, auf den man gerichtet ist, nicht beibehalten werden kann. Die Materie des intentionalen Aktes ist gestört[4]. Das kann in verschiedener Weise der Fall sein. Nach dem großen Kriege klagten viele Feldzugsteilnehmer darüber, daß sie sich nur ganz kurze Zeit auf etwas konzentrieren könnten[5]. Selbst bei ganz einfachen Gegenständen — etwa einem leichten Roman — ließe ihre Aufmerksamkeit nach, der Faden risse ihnen ab, die Gedanken wären schon wieder wo anders; eine innere Unruhe jage sie von Gegenstand zu Gegenstand. Oft faßten sie ihre Klagen in die Form, daß ihr Gedächtnis gelitten habe. Und in gewisser Hinsicht war dies auch der Fall, denn da sie jedem neuen Inhalt sich nur in unzureichender Weise zuwendeten, da alles — volkstümlich gesagt — zum einen

---

[1] Siehe oben S. 21.

[2] Die Janetsche Abulie ist etwas ganz anderes. Über die eigentliche Abulie, als Fehlen der Impulse, siehe oben S. 20.

[3] Daß die Hemmung höheren Grades fast immer mit depressiver Stimmung verbunden ist, wurde oben schon erwähnt (Melancholie). Es wäre vorschnell, zu urteilen, daß die Schwermut selber hemmt; möglicherweise sind Schwermut und Hemmung aneinander geknüpfte Symptome einer gemeinsamen Ursache, deren Natur noch unbekannt ist, aber vielleicht in einer inneren Vergiftung besteht.

[4] Die Terminologie im folgenden lehnt sich vielfach an Husserl (128) an. Doch werden seine Begriffe hier natürlich rein psychologisch gefaßt, im Gegensatz zu Husserl selbst.

[5] Typische Beschreibungen solcher Zustände siehe bei Vischer (318).

Ohr herein- und zum andern wieder hinausging, genügte die aufgewandte seelische Energie nicht zur Fixierung, zur Einprägung. Vermochten sie sich doch einmal zu energischer Konzentriertheit zusammenzureißen, so zeigte sich, daß die wirkliche Fähigkeit zum Merken nicht gestört war. Diese Kriegsneurotiker erklärten sich zuweilen unfähig zu jeder geistigen Arbeit. Selbst die Erfüllung irgendeiner einfachen Aufgabe fiel ihnen schwer, denn sie beharrten nicht bei der determinierenden Tendenz (Ach), die zur Erledigung einer zusammenhängenden geistigen Arbeit gehört; sie vermochten die Richtung des Denkens nicht beizubehalten.

Zuweilen äußert sich eine solche Störung in einer übermäßigen Ablenkbarkeit. Manche Geisteskranke[1] werden durch alle äußeren Sinneseindrücke übermäßig in Anspruch genommen. In leichteren Fällen verlieren sie zwar noch nicht den Faden, aber sie machen allerhand Umwege.

Vielleicht will ein solcher Hypomaniacus ein einfaches Verwandtschaftsverhältnis auseinandersetzen. Dabei fällt sein Blick auf die blauen Augen seines Gegenübers, und er kann die Bemerkung nicht unterdrücken: „Meine Schwester hatte genau so blaue Augen wie Sie." Er erzählt weiter von seiner Mutter, und wird dabei durch die Blumen vor dem Fenster gestört: „Gerade solche violetten Petunien pflegte meine Mutter auch gern zu ziehen." Eine Tür wird zugeschlagen: „das war auch mein Fehler, wie oft hat mir die Mutter verboten, die Türen zuzuwerfen, dabei war das Haus gar nicht so wacklig gebaut, es war etwa so wie dieses, nur die Fenster waren nicht so groß, und dann, wissen Sie, die Einteilung der Fenster war anders, es waren nicht so große Spiegelscheiben, sondern kleinere, mehr in der Art des Barocks" usw.

In schwereren Fällen entsteht dann eine förmliche Nennwut; jeder Gegenstand der Umgebung wird ausdrücklich sprachlich aufgegriffen und in das allmählich immer konfuser werdende Gerede mit hinein verflochten. Nicht immer sind es äußere Sinneseindrücke, die sich als Gegenstand in das Bewußtsein geradezu gewaltsam eindrängen, sondern es entsteht oft ein inneres Weiterschweifen[2]. Eine Vorstellung weckt ebenso allerlei Erinnerungen, wie beim Normalen, aber während dieser jene leichten inneren Anklänge genau so unbeachtet läßt, wie er von zufälligen augenblicklichen Geräuschen oder Beleuchtungsänderungen keine Notiz nimmt, steht der Manische unter einem gewissen Zwang. Die einzelnen Inhalte sind mächtiger als die Energie seiner Auswahl, die determinierende Tendenz seiner augenblicklichen Einstellung (Aufgabe) wird gleichsam vergewaltigt, und die Assoziationen setzen sich selbständig durch. Diese Ideenflucht ist in leichteren Fällen gleichsam nur ein ausschweifendes Arabeskenwerk um die doch schließlich noch festgehaltene Generalidee; in schwereren Fällen kommt es zur unendlichen Aneinanderreihung ohne Sinn und Ziel[3]. Häufig sind die Bindungen zwischen den einzelnen vorgebrachten Inhalten rein sprachlich, lautlich oder sonstwie äußerlich begründet (sogenannte äußere Assoziationen). Man darf nicht annehmen, daß diese Ideenflucht auch immer ausgesprochen

[1] Manisch-Erregte.

[2] Man denke auch an den sogenannten Ideenrausch in manchen Fällen der leichten Alkoholtrunkenheit.

[3] Zuweilen bemerkt man noch eine gewisse einheitliche Tendenz der Aneinanderreihung, die zwar keineswegs „beabsichtigt" ist, aber doch eine Zeitlang fortwirkt (perseveriert). Z. B. wenn ein Kranker lauter sehr schöne, prächtige, auffallende Dinge aneinanderfügt.

werden müßte. In den meisten Fällen besteht zwar gleichzeitig auch eine sprachmotorische (und überhaupt eine motorische) Erregung — die Worte überstürzen sich förmlich, die Stimme ist laut —, doch gibt es auch Fälle inneren Gedankenjagens bei äußerlich ruhigem Verhalten[1].

Beispiele: (Zuruf: Heizung.) „Kühlung Ochsenlung Rauch Zigarren, 10 Pfennig das Stück, gib mir ein Stück Brot, gib mir ein Stück Kuchen, du mußt suchen." (Eva Schmöller, Psychiatr. Klinik Heidelberg, 17. XI. 18.)

(Spontan:) „Herla, Herla, höflichst dankend angenommen. Kunigunde aus Mannheim, der Spruch der deutschen Feuerwehr lautet folgendermaßen: wenns hier erwünscht, nur zu. Lokalzug über Brucksal—Zürich, Dr. von Bauer, Edmund von König, Herbstparade Tempelhof, Vergnügen Stiftskaffee, Achtung höflichst Filiale, Platzmajor, ist dort Station aufgegeben, höflichst dankend angenommen. Blitz Phonograph, jetzt schnell geladen, der Großherzog geht Mannheim, Velhagen und Klasing, Villa Nißl, après nous le déluge, Dr. Heller, Kolmar stationiert." (Minna Weller, Psychiatr. Klinik Heidelberg, 1. I. 95.)

Man hat die Ideenflucht auch genaueren psychologischen Analysen unterworfen. Noch nicht völlig geklärt ist die Frage, ob sich die einzelnen aneinandergereihten Inhalte mit besonderer Schnelligkeit folgen, oder ob nicht jemand, der sich auf diese besondere Form des Assoziierens absichtlich einüben würde, die gleichen Zeiten hätte. Alle Versuche, die Ideenflucht zu „erklären", die mir bisher bekannt geworden sind, reichen bei weitem nicht aus, das Phänomen in die sonst gut beschriebenen psychischen Abläufe befriedigend einzuordnen. Daß der Rededrang allein nicht die spezielle Struktur der Ideenflucht erklären kann, ist ja selbstverständlich. Aber auch aus der Annahme einer „Gesamtvorstellung" heraus kann man nicht das geordnete Denken, und aus ihrem Fehlen nicht die Ideenflucht begreifen. Denn ich kann aus einer Gesamtvorstellung zwar durch Beachtung einzelne Teile hervorheben, doch regelt eine solche Gesamtvorstellung niemals die Sukzession und die Ordnung der Teile. Eine andere Theorie vermutet, daß eine „Obervorstellung" für gewöhnlich den Ablauf des Denkens dirigiere. Die Einzelheiten setzen angeblich eine Obervorstellung nicht mosaikartig zusammen, sondern aus ihnen entstehe etwas Neues, und dies sei die Obervorstellung. Zwei Obervorstellungen lassen dann wiederum eine neue Obervorstellung höheren Grades entstehen usf. Aber gesetzt den Fall, ein solche Obervorstellung sei vorhanden, so könnte man ihr gemäß irgendwelche Inhalte ordnen, z. B. etwas aufzählen. Niemals aber könnte die Obervorstellung selbst auf Grund ihrer assoziativen Verknüpftheit etwas reproduzieren, sie könnte nicht selbst etwas aufzählen. Aber selbst wenn man auch dieses noch zugeben wollte, wenn man also einräumen wollte, daß durch den Fortfall einer Obervorstellung das Denken ungeordnet würde: warum sollte dann gerade eine ganz bestimmte Form der Ungeordnetheit, nämlich die Ideenflucht, entstehen[2]? Sicherlich ist bei dem Zustandekommen der Ideenflucht die seelische Erregung ein Hauptfaktor, sicher ist

---

[1] Sogenannte gehemmte Manie oder manischer Stupor, eine besondere Form des Mischzustandes aus dem Symptomenkreis des manisch-depressiven Irreseins. Die Franzosen sprechen dann von einer *excitation avec inhibition psychomotrice* und benennen sie „*Manie akinétique*", „*Inhibition maniaque*". (Vgl. Dény, 46.)

[2] Zu diesen Theorien vgl. besonders Liepmann (180), Isserlin (147) und Heilbronner (104 a).

dabei „das Nicht-festhalten-Können“, das Schwinden der Intention ein zweites Hauptmoment; sicherlich aber wird hierdurch nur die Unordnung des Denkablaufes überhaupt, nicht gerade diese ihre spezielle Form in Begriffe gefaßt.

Wenn man z. B. eine weitere Störung des geordneten Denkens, die Verwirrtheit, ins Auge faßt, so gilt auch für diese zuweilen das erste Moment, die Erregung, gilt immer auch der zweite Faktor, das Wegfallen der Intention, — und doch entsteht hier eine ganz andere Form der Denkstörung. Die Verwirrtheit kann sich in sehr verschiedener Weise zeigen. Einmal kann in der Wahrnehmung die Einordnung der Empfindungen Not leiden: die Apperzeption ist gestört. Fast jeder Mensch vermag sich von einer fieberhaften Erkrankung her zu erinnern, daß er dabei einmal leicht verwirrt wurde. Daß ihm beim Eintritt eines unbekannten Arztes mit braunem Vollbart und hoher Statur die Erinnerung an Kaiser Friedrich kommt, ist durchaus natürlich, — daß er jedoch diesen Herrn für Kaiser Friedrich hält, dieser „setzende Akt“ ist abnorm. Die Fülle der übrigen Urteile, daß Friedrich III. längst gestorben sei, daß er auch bei Lebzeiten den Fiebernden kaum besucht hätte usw., dies alles steht dem Kranken nicht im Augenblick zur Verfügung, und so kommt er zu seinem Fehlurteil.

Der fiebernd Verwirrte nimmt z. B. deutlich und richtig wahr, daß am messingnen blanken Fuß seiner Lampe Lichterscheinungen zu sehen sind, aber anstatt, daß er wie der Normale „mit einem Blicke“ erkennt, daß es sich hier um Spiegelungen, um Lichtreflexe handelt, ruft er besorgt nach seiner Pflegerin: sie solle schnell die Lampe auslöschen, sie fange unten schon an zu glühen. Solche Fehlurteile führen oft zu verwirrtem Handeln: er verwechselt Fenster und Türe, will aus dem Suppenteller trinken usw. Er erfaßt einzelnes und ordnet dieses einzelne bis zu einem gewissen Grade richtig ein, er beurteilt den Suppenteller z. B. richtig als Gefäß mit Nahrung; er ist aber dann fälschlich innerlich auf „Tasse“ eingestellt und versucht daher zu trinken.

Nicht seine Assoziationen sind gestört — seine plötzlichen Einfälle sind zuweilen sogar überraschend treffend und „gescheit“ —, sondern die Ordnung, die Bearbeitung des Materiales seiner Wahrnehmungen ist beeinträchtigt. Es ist kein Wunder, daß bei dieser gleichsam lückenhaften Auffassung seiner Umgebung auch seine örtliche und zeitliche Orientierung alteriert ist. Er verkennt seine Angehörigen, seinen Aufenthaltsort; er vermag sich zeitlich nicht mehr zurechtzufinden. Dabei ist es gerade für diese Form der Verwirrtheit charakteristisch, daß sie sehr wechselt; in einem Augenblicke klar, vermag der Fiebernde im nächsten Moment nur ganz verwirrte Angaben zu machen[1]. Nimmt die Verwirrtheit höhere Grade an, so spricht man von einem Delirium[2]. Selbstverständlich ist dann nicht nur die Wahrnehmung und die Merkfähigkeit, sondern auch das Denken betroffen. Ein Delirant vermag z. B. oft eine Aufgabe nicht mehr richtig zu erfassen, er weiß gar nicht mehr, was er tun soll, und wirtschaftet gedanklich oder motorisch sinnlos herum.

---

[1] Es handelt sich dabei nicht nur um Fiebernde (besonders bei Kindern, dann bei Scharlach, Wundrose, Lungenentzündung bei Trinkern, Typhus, Vergiftungen), sondern auch um schwer Erschöpfte (Blutverluste, Gebärende) und andere Krankheitszustände (Basedowsche Krankheit und die großen Psychosen).

[2] Der französische Ausdruck *délire* hat ganz anderen Sinn.

„Wie und weshalb ich hierher (in die Klinik) kam, weiß ich nicht, zu Hause kam mir alles so fremd, ich selbst kam mir so komisch vor. Hier hatte ich keine Ahnung, wo ich war. Ich dachte vielleicht im Theater, weil ich so viel Stimmen hörte, namentlich von Sängern, die ich früher einmal gehört hatte. Dann war mir ganz komisch zumute, ich dachte, es habe ein Erdrutsch stattgefunden, die ganze Welt sei untergegangen, nur die Klinik sei übrig geblieben, und ich sei zum Wiederaufbau berufen. Es war als ob alle Häuser einstürzten, alles war wie im Schwindel, alles kam mir so verschüttet vor. Mein Bruder kam mir auch so anders, so wacklig vor. Es war wie geträumt. Meine Phantasie war äußerst rege. Es war ein Kunterbunt, ständig wechselte es, da waren Stimmen von Verstorbenen, die kamen bis zur Tür und wollten mich abholen. Ich war dann sehr enttäuscht, wie niemand kam. Dann war ich plötzlich im Krieg, um Telephonleitungen zu legen. — Die Ärzte habe ich anfangs gar nicht erkannt. Ich dachte, sie wollten Ulk mit mir treiben. — Ich war ja den ganzen Tag beschäftigt, war ja immer im Dienst, habe in Gedanken immer gearbeitet, getippt, telephoniert, deshalb kommandierte ich ja immer. Dann kam ich mir vor wie auf einer Wandervogelwanderung." (Marie Basler, Psychiatr. Klinik Heidelberg.)

Bei einer zweiten Form der Verwirrtheit besteht nur zum kleinen Teil die Störung der Apperzeption, sofern diese auf die Verarbeitung der Außeneindrücke eingestellt ist. Bei ihr besteht eine geistige Unordnung, die vorzüglich die eigenen Impulse des Kranken und ihre Durchführung betrifft.

Der Psychotische ist z. B. innerlich auf die Befriedigung eines Bedürfnisses eingestellt. Aber es kommt ihm in diesem Augenblicke nicht zum Bewußtsein, daß er sich in einem fremden Zimmer, etwa im Wartezimmer des Arztes, unter anderen Menschen befindet. Und so stellt er sich mitten in dies Zimmer und uriniert auf den Teppich. Würde man ihn in diesem Augenblicke fragen, wo er sich befände, so würde er völlig korrekt antworten. Aber er bezieht diesen Bewußtseinsinhalt (Sprechzimmer des Arztes) nicht auf den anderen (Urinieren).

Er verkennt die Außenwelt nicht wie der Fieberdelirant, aber er verbindet seine Inhalte nicht in normaler Weise zu Urteilen, die sein Handeln beeinflussen. Wiederum sind nicht seine Assoziationen gestört, sondern seine intentionalen Erlebnisse haben Not gelitten. Ähnlich wie der Fiebernde kann auch er zu verwirrten Handlungen kommen, aber aus anderer Ursache: er „findet nichts darin", wenn er sich plötzlich auf der Straße nackt auszieht, wenn er als Lehrer in der Schulklasse plötzlich einen unanständigen Vers vorsingt, wenn er „zur Abwechslung" einmal das Feuer nicht im Herd, sondern auf dem Fußboden der Küche anmacht. Aber selbstverständlich erscheint seine Störung nicht nur im Handeln, sondern auch im Denken. Er vermag verwickelteren Gedankengängen nicht zu folgen, weil er den Gegenstand nicht festhalten, weil er die Beziehungen der Teile zum Ganzen nicht erfassen, die Begriffe von Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck usw. nicht anzuwenden vermag. Es fehlt an seinen zusammenfassenden, an seinen Urteilsakten. Diese seine Urteilsschwäche führt dann zu verwirrten Handlungen und verworrenen Denkprozessen. Jede innere Disziplin, jede Haltung ist verloren gegangen[1].

Läßt man etwa einen solchen Kranken Kopfrechnen, so antwortet er z. B. auf die Frage 5 × 17 = 75, nein 38, nein 35, ach so, nein 65, ganz sicher 65 oder 42 usw. Es ist ein blindes Daherraten ohne Ansatz und Beharrlichkeit. Bei dieser Form der Verwirrtheit wirkt meist auch noch

[1] Hierfür seien beispielsweise erwähnt vor allem die progressive Paralyse, dann auch die Arteriosklerose, das Senium.

der Umstand mit, daß das Gedächtnis nur noch unregelmäßig mitarbeitet. Sei es, daß der auf einen Gegenstand gerichtete Akt jenen nicht vorfindet (darüber siehe später), sei es, daß der Gegenstand selbst im Gedächtnis verlorengegangen ist, jedenfalls stellt er sich nicht an jener Stelle des Denkprozesses ein, an dem er vorhanden sein müßte, wenn ein korrekter Urteilsakt zustande kommen sollte.

Es gibt nun eine dritte Form der Verwirrtheit, bei der hauptsächlich dieses mnestische Moment die Ordnung stört. Wenn man annimmt, daß einem die Erinnerungen, deren man bedarf, um irgendetwas einzuordnen, nicht mehr zur Verfügung stehen, daß einem die einfachsten Gegenstände nicht mehr einfallen, so kann man sich vorstellen, daß man sich benimmt wie in fremder, ganz unübersehbarer Situation. Auch das Wiedererkennen ist ja gestört. Ein solcher Kranker verläuft sich in den altbekannten Straßen; er schiebt vielleicht einen Brief, den er absenden will, unter den heruntergelassenen Rolladen eines Geschäftes; er kann sich nicht mehr erinnern, wohin die Abfälle seiner Mahlzeiten gehören, und so wickelt er sie sorgsam in Papier und versteckt sie unter seinem Bett. Er ist so wenig mehr komponiert, daß er selbst das Widersinnige seiner Handlungen nicht mehr bemerkt, höchstens daß ihn am Abend im hereinbrechenden Dunkel einmal das Bewußtsein der geistig nicht übersehbaren Situation in lebhaften Angstaffekt versetzt[1].

Ganz anders ist die Genese einer Verwirrtheit, bei der ein plötzlich eintretender Affekt „die Sinne verwirrt". Wenn ein großer Schrecken jemandem „in die Glieder fährt", ist er oft nicht nur am schnellen und gewandten Gebrauch seiner Motilität gehindert — er ist wie gelähmt —, sondern auch „sein Verstand steht still". Er vermag sich im Augenblick nicht mehr der einfachsten Dinge zu erinnern, er gibt verwirrte Antworten und ist jeder Kombinationsfähigkeit bar.

Man denke nur an die verdrehten Antworten der Examenskandidaten oder an die sinnlosen Handlungen der übermäßig Erregten; bei einer Feuersbrunst will ein erschrockenes Mädchen geradeswegs in die Flammen laufen; nach einem nahen Einschlag einer Granate beginnt ein heftig Erschreckter angesichts des Feindes ungedeckt und laut singend trotz einer Verwundung herumzuspringen; im höchsten Angstaffekt begeht mancher Melancholiker ganz sinnlose verwirrte Handlungen (Raptus melancholicus).

Spricht man doch auch bei starkem Lustaffekt von Freudetrunkenheit. Außer starken Affekten sind es auch lebhafte Vorstellungen, sich aufdrängende Gedanken, die gelegentlich einen Menschen ganz verwirrt machen. Im Grunde ist dies ja nichts anderes, da ein solch „bewegender" Gedanke eben ein stark gefühlsbetonter Gedanke oder in anderen Worten ein intensiver, auf einen bestimmten Gegenstand gerichteter Gefühlsakt ist. Ein Künstler etwa, der, ganz mit einem künstlerischen Problem innerlich beschäftigt[2], in der „Zerstreutheit" Torheiten begeht, — ein Gelehrter, der im Verfolg irgendwelcher wissenschaftlicher Gedankengänge sich konfus und taktlos benimmt, sind Beispiele für solche leichte Verwirrtheiten. Der Ver-

[1] Hauptsächlich im Senium und nach schweren Kopfunfällen.

[2] Tagträumereien. Es gibt Psychopathen, die fast das ganze Leben wie im Traume daherwandeln und unfähig sind zu jeder klaren Tat oder Einstellung.

gleich mit dem Nachtwandler liegt nahe, und er ist mehr als ein Vergleich. Denn auch der Nachtwandler handelt in mancher Hinsicht vollkommen besonnen und klar, in anderen Zusammenhängen wiederum ganz sinnlos und verwirrt.

Aber eine Verwirrtheit kann auch auf noch ganz anderem Wege zustande kommen. Nicht in der Apperzeption (im Sinne Herbarts) liegt dann das Wesen der Störung, sondern die an sich richtig angesetzte und richtig arbeitende Apperzeption wird durch querkommende Sensationen gestört. Wenn man sich vorstellt, daß man im Augenblicke eines Gedankenganges dadurch abgelenkt wird, daß einem „Stimmen" unangenehme Worte ins Ohr rufen, daß man bei stärkster Aufmerksamkeit schließlich diese Zurufe zwar überhört, aber im nächsten Augenblicke durch irgendeine „gemachte" Gedankenreihe wieder aus dem Konzept gebracht wird, — wenn man sich vorstellt, daß solche Sinnestäuschungen, wahnhafte Bewußtheiten, gemachte Gedanken usw. sich sehr häufen, so kann man es leicht begreifen, daß ein solcher geplagter Schizophrener schließlich keinen Akt beibehalten, keine Funktion durchführen kann, sondern eben in eine allgemeine innere Ungeordnetheit, die Verwirrtheit, verfällt. Sehr häufig besteht diese nur während solcher erlebnisreicher Attacken und wird dann auch vom Kranken selbst sehr wohl bemerkt: nach wenigen Stunden, ja Minuten, kann der Kranke wieder völlig klar besonnen orientiert sein. Bei anderen Formen geistiger Störung[1] mischen sich alle bisher beschriebenen Ursachen, um eine Verwirrtheit zu ergeben: einerseits ist die Einordnung der von außen kommenden Empfindungskomplexe an sich alteriert, und zudem stören noch zahlreiche, lebhafte Sinnestäuschungen, Affekte und einzelne Wahnbewußtheiten die Auffassung.

Es ergeben sich also folgende Formen der Verwirrtheit:

1. apperzeptive,
2. gedanklich strukturelle,
3. mnestische,
4. affektive,
5. halluzinatorische Verwirrtheit.

Bei allen diesen Formen ist die Richtung, der Gegenstand, der intentionalen Akte, normal, nur ihre Durchführung ist gestört. Um einige anschauliche Beispiele einer völligen Verwirrtheit zu geben, lasse ich hier Protokolle über die Äußerungen von zwei Psychotischen folgen:

„Guten Morgen, Herr Dr. Müller, sind Sie nicht mein Bruder Hermann? Ich habe doch alles zerbrochen. (?) Ich habe Ihr ganzes Glück zerbrochen. Sind Sie nicht mein Vater? Wo ist das Märchenbuch? Ich weiß nicht, gehört mir das Märchenbuch, oder wo ist es? Ich finde nicht zurecht in dem Märchenbuch." (Psychiatr. Klinik Heidelberg, Mila Schild, 13. V. 15.)

Die nächste Probe gibt die Antwort auf eine gestellte Aufgabe wieder. (Frau Kürer, Psychiatr. Klinik, Heidelberg, 4. V. 1920; ratlos ängstliche Verwirrtheit im Verlauf des manisch-depressiven Irreseins.):

(Wenn ich von 1,17 M. 25 Pf. wegnehme, wieviel bleibt dann übrig?) 8. (Dann fragt die Kranke auf Vorhalt nochmals nach der Aufgabe, diese wird wiederholt, und sie beginnt zu rechnen:) 117 — 27 = 7, 7 + 25 = 117 (falsch!); — 1 M. 17 — 17 = 1 M., 1 M. — 5 = 15, 100 — 5 = 95.

---

[1] Z. B. beim Delirium tremens der Alkoholiker.

Die folgende Probe zeigt deutlich, wie sie beim spontanen Erzählen den Faden immer wieder verliert. „Die Fahrt dauerte bis ich in die Klinik kam. Dann war Frau Leverenz noch da — da, wie wir auch auf dem Kino gefahren — da waren aber alle Siegeszeichen dabei, und dann haben sie diese Werner Vogel gegeben zum reinigen. Das darf doch nicht sein. — Aber das war alles die Jagd nach dem Geld. Sie dachte, das ist von Kriegsgewinnlern. Ich bin auch mal mitgefahren nach England mit meiner Citla. England ist eigentlich nichts als Kalkfelsen, wir dachten, daß England noch da sei, aber wie wir oben waren, da habe ich selbst gesagt, da kann man nicht leben —, in der Zeitung stand das Loch im Westen. Da kommt alles rein, aber da bin ich nicht mehr weiter gefahren. Es war wie eine goldene Kette, die mußte man fassen, aber ich hatte doch nicht so viel Geld und da bin ich abgesprungen. Die Frau Leverenz hat doch Porphyrwerke. Ich habe mir immer gedacht, die Welt ist eine Kugel, rund. Das sah ich auch, Heidelberg muß doch auch eine Kugel sein. Wie ich sah, daß die Welt rund ist, dachte ich, daß Heidelberg auf der einen Seite zu schwer sei, da müßte es anliegen, mit dem Rhein muß das auch so sein" usw.

Man glaube nicht, daß mit einer solchen Verwirrtheit stets auch das Bewußtsein der Verwirrtheit verbunden sein müßte. Im soeben angeführten Beispiele war dies der Fall, es gibt aber Psychotiker, die ihrer Verwirrung (besonders derjenigen strukturellen Charakters) gar nicht inne werden, wiederum aus ihrer Verwirrtheit heraus, denn auch die Selbstbeobachtung fordert ja zielsicheres Festhalten der Intention[1]. Aus einer Mischung der apperzeptiven und strukturellen Verwirrtheit entsteht zuweilen jener Zustand, in dem die Kranken weder die Außenwelt mehr richtig erfassen, noch ihrer gedanklichen Abläufe mehr Herr sind; dazu kommt eine gewisse Hemmung: man spricht dann von einem getrübten Bewußtsein, einer Benommenheit, in schweren Fällen von einem komatösen Zustand. Der „Bewußtlose" ist dann meist ganz in sich versunken, nimmt von der Außenwelt nur noch ganz dürftige Notiz und ähnelt dem Schlafenden oder Ohnmächtigen. Man verwende für diese Zustände am besten die Ausdrücke: Benommenheit (Somnolenz) und Koma, und man vermeide die Namen: Bewußtseinstrübung und Bewußtlosigkeit. Denn bei der Vieldeutigkeit des Terminus „Bewußtsein" entstehen leicht Mißverständnisse und besonders Verwechslungen mit Dämmerzuständen[2].

Die verschiedenen Formen der Verwirrtheit sind meist Äußerungen vorübergehender Geistesstörungen. Bei einem Fieberdelir dauern sie vielleicht nur Minuten, bei einer Altersverblödung können sie monatelang währen. Stellt man sich jedoch vor, daß sie — besonders die gedanklich struktuelle Form — nicht Ergebnis einer plötzlichen Vergiftung, eines Schädelunfalls oder dergleichen sind, sondern daß sie den seelischen Ausdruck einer chronischen Gehirnveränderung darstellen, so werden sie irreparabel und sind dann ein Anzeichen einer Defektpsychose, eines dauernden geistigen Verfalls, einer Verblödung. Man versteht unter Verblödung oder Demenz einen erworbenen irreparablen geistigen Schwächezustand. Die Aufnahme des Wortes „erworben" grenzt

[1] Etwas ganz anderes, Besonderes ist die Sprachverwirrtheit; darüber siehe später.

[2] Diese gehören meist in das oben beschriebene Gebiet der Bewußtseinsspaltungen, des alternierenden Bewußtseins. Der Ausdruck Dämmerzustand ist wenig glücklich: oft handeln die Umdämmerten ganz frei und vernünftig, und nur die Erinnerung für die Gegenstände dieser Bewußtseinsphase ist in der späteren dann nicht vorhanden.

diese Defekte ab gegen die angeborenen (oder in allerfrühester Jugend entstandenen) geistigen Schwächen (Debilität, Imbezillität, Idiotie). Von ihnen war schon oben die Rede. Sie vermögen im Leben nicht das normale Maß geistiger Entwicklung zu erreichen, da sie weder die nötigen Vorräte (Wissensstoffe) zu erwerben imstande sind, noch das geordnete Spiel der Akte erlernen können, das die normale Funktion des Intellekts konstituiert. — Wenn in der obigen Definition das Wort irreparabel den zweiten Platz hat, so will man dadurch aus dem Demenzbegriff alle vorübergehenden geistigen Störungen, die beschriebenen Hemmungen, Verwirrungen usw. ausschalten. Und wenn endlich von geistigen Schwächezuständen die Rede ist, so will man nicht jene Defekte mit umfassen, die unter dem Namen der gemütlichen Verblödung zusammengefaßt werden. Unter dieser Bezeichnung birgt sich zweierlei: einmal eine allgemeine Abschwächung der Affektmöglichkeiten[1], sodann eine Affektabspaltung, die unten bei dem schizophrenen Mechanismus mitbeschrieben werden wird. Die Demenz ist also nur die erworbene irreparable geistige Verblödung. Wenn man in der psychiatrischen Literatur auch vieles andere gelegentlich mit diesem Namen bezeichnet findet, so ist sich der Psychiater meist der Unterschiede sachlicher Art wohl bewußt, er ist es nur nicht gewohnt, sich einer psychologisch sauberen Terminologie sorgsam zu bedienen.

Es gibt nun ebenso wie bei der Verwirrtheit recht verschiedene Formen der Demenz. In der Wirklichkeit sind sie selten rein, meist überwiegt die eine oder andere Art, und die anderen Formen sind nur leicht beigemischt. Hier sollen sie kurz theoretisch gesondert werden.

Die apperzeptive Verblödung ist nur in schweren Defektzuständen deutlich. Die Aufnahme der äußeren Sinneseindrücke und die Verschmelzung mit den von innen hinzukommenden Elementen (Wundts Assimilation), auch die Aufnahme der sprachlichen Laute und ihre Verknüpfung mit den entsprechenden Symbolwerten bleibt relativ lange erhalten. Man kann z. B. bei senil Dementen häufig beobachten, daß sie die Umgebung noch im groben recht gut auffassen, und daß sie auch sprachlich perzeptiv und produktiv kaum auffallen. Sie benehmen sich etwa bei einem Besuche korrekt uud erweisen sich noch im Besitze der Umgangsformen und einer gewandten Sprache. Erst bei genauerem Zusehen zeigt sich, daß gar keine Spontaneität, keine Einfälle, keine determinierenden Tendenzen usw. mehr vorhanden sind. Die experimentelle Psychologie hat sich dieser Probleme noch nicht bemächtigt: es bedarf noch genauerer Untersuchungen, ob sich gerade nach diesem Gesichtspunkt der Apperzeptionsstörung einzelne Formen der Demenz unterscheiden lassen. Bei fortgeschritteneren Fällen dürfte freilich eine solche Untersuchung unmöglich sein, da dann schon allein die Unterwerfung der Persönlichkeit unter ein Experiment nicht mehr möglich ist.

Die gedanklich strukturelle Demenz ist viel häufiger. Sie beginnt vielleicht mit leichten Verwirrtheitshandlungen, für die oben Beispiele mitgeteilt wurden. Sie sind das erste Symptom des geistigen Verfalls.

[1] Darüber siehe schon oben S. 24.

Allmählich nimmt die geistige Verödung zu. Genauere Untersuchungen ergeben zwar, daß die einzelnen Inhalte noch sehr lange dem Bewußtsein an sich zur Verfügung stehen, aber dieses macht von ihnen nicht mehr Gebrauch. Es verlangt ihrer gleichsam nicht mehr, es bezieht sich nicht mehr auf sie. Der Kranke wird unfähig, die Gegenstände miteinander in zusammenfassenden Akten zu kombinieren. Wenn ich den Ausdruck „unfähig“ gebrauche, so steckt darin ein Doppeltes: einmal die Fähigkeit zur Ausübung eines formalen Vermögens, sodann die Spontaneität dieser Ausübung. Das letztere erlischt meist zuerst; die rein formalen Fähigkeiten der Intelligenz folgen im Untergang erst später.

Man macht sich dies am besten klar, wenn man an den Aufbau der eigenen Geistesfunktionen in der Kindheit zurückdenkt. Man lernte damals z. B. schnell die Hilfsverse der lateinischen Grammatik: als männlich sind auf s, davor ein Konsonant, die Wörter fons und mons nebst pons und dens bekannt. Man hatte diese Verse auch nicht etwa papageienhaft auswendig gelernt, sondern man hatte sie durchaus „verstanden“. Aber wenn nun irgendwo pons vorkam, so erfaßte man nicht, daß man nun seinen Vers anwenden mußte.

Diese Anwendung irgendeiner Kategorialfunktion erlischt zuerst, die Akte höherer Ordnung werden nicht mehr betätigt, es kommt zu jenem Schwächezustand, den man gerne als Urteilsschwäche bezeichnet. Dieser Ausdruck ist nur glücklich, wenn er im engeren Sinne gefaßt wird. Auf der Schwäche muß hier der Ton liegen, auf dem Unvermögen zu komplizierten Intentionen. Wenn sich ein Kranker indessen auf Grund irgendwelcher Wahnideen absonderlich benimmt, so darf man dies keineswegs als einer Urteilsschwäche entspringend bezeichnen. Hier ist ein neues — später zu erörterndes — Moment hinzugetreten. — Allmählich leiden dann bei fortschreitender Verblödung auch die rein formalen Denkfähigkeiten Not, und schließlich kommt es zu völligem geistigen Zerfall, zu geistigem Siechtum.

Meist ist mit dieser Störung der gedanklichen Struktur auch eine mnestische Verblödung verbunden. Das Gedächtnis erlischt[1]. Es ist klar, daß ein komplizierter Gedankengang nicht mehr möglich ist, wenn die im Beginn dieses Gedankengangs erarbeiteten Erkenntnisse dann vergessen worden sind, sobald man sich seinem Ende nähert. Vielleicht ist auch das Festhalten irgendeines unanschaulichen Wissens, einer Bewußtheit, einer determinierenden Tendenz (Aufgabe) nur eine mnestische Funktion; hierüber ist noch nichts Sicheres auszumachen. Jedenfalls ist ein gewisses Maß[2] an gut arbeitendem Gedächtnis erforderlich, wenn die Intelligenz einwandfrei fungieren soll. Jedermann weiß, daß die Abnahme der geistigen Tätigkeiten im Alter zuerst auf einer Gedächtnisabnahme zu beruhen scheint. Freilich ist dieses erste Anzeichen der senilen Involution im wesentlichen subjektiv: wenn man objektiv bei einer wohlbekannten Persönlichkeit die ersten Anzeichen des Alterns festzustellen bemüht ist, so findet man anfangs nicht so sehr das Verschwinden der Inhalte, besonders der Namen[3], als

---

[1] Oben war schon vom Verlorengehen der Inhalte die Rede. Siehe S. 14.

[2] Es kommen Gedächtnishöchstleistungen neben Intelligenztiefstand und auch Intelligenzhöchstleistungen bei nur mäßigem Gedächtnis vor. Ja, manche glauben, daß Intelligenz höchsten Grades sich mit einem abnorm guten Gedächtnis „nicht verträgt“.

[3] Erst der Eigennamen usw., wie S. 15 mitgeteilt wurde.

das Erlöschen feinerer seelischer Regungen: jener Intentionen, die man als Taktgefühl zu bezeichnen gewohnt ist, der Sorgsamkeit in Haltung und gesellschaftlichen Formen usw. Auch hier muß man also wie bei der vorigen Form der Demenz unterscheiden: die Fähigkeit zur Erinnerung und die Spontaneität zur Ausübung dieser Fähigkeit. Es ist experimentell noch nicht sicher erwiesen worden, aber sehr wahrscheinlich, daß bei der mnestischen Verblödung die Sprachakte zuerst Not leiden, d. h. jene Intentionen, deren Materie die Bewegungsentwürfe des Sprechens sind. Diese Akte werden allmählich erschwert, sie können ihren Gegenstand gleichsam nicht mehr finden, nicht mehr realisieren, während ihre Richtung noch vollkommen normal ist.

Ein senil Werdender hat das Aussehen jenes Tiroler Dorfes auf der Malser Haide optisch noch genau vor sich, er würde auf der Karte und in Wirklichkeit den Weg dorthin sogleich finden, aber der Name stellt sich motorisch nicht mehr ein, wenngleich er akustisch noch „gleichsam im Ohre liegt".

Die drei Formen der Demenz lassen sich herausarbeiten, wenn man die Fülle der tatsächlich beobachteten Defektzustände analysiert. Die Natur liefert sie, wie erwähnt, selten rein, meist vermischen sie sich im einzelnen Verlauf der Verblödung. Am reinsten zeigt sich die mnestische Verblödung im Altersschwachsinn, ziemlich rein kommt die gedanklich strukturelle Verblödung bei der progressiven Paralyse vor; man findet endlich eine besondere Form der apperzeptiven Verblödung bei der genuinen Epilepsie und dem traumatischen Schwachsinn. Ganz kurz seien diese drei Typen schematisch angedeutet:

Der Altersschwachsinnige macht anfangs oft einen Zustand der Nörgligkeit und Unzufriedenheit durch; er wird eigensinnig, hält starr an alten Gewohnheiten fest und wehrt sich gegen jede Veränderung. Er weiß nicht mehr, wohin er seine Sachen verlegt hat, und so kommt er leicht auf den Gedanken, betrogen, bestohlen zu werden. Allmählich verschwindet auch diese dysphorische Einstellung, hinter der oft noch eine gewisse Klarheit über seine abnehmenden Geisteskräfte steht. Seine Gedanken leben ganz in früher Vergangenheit; er lernt und erlebt nichts mehr dazu; er glaubt alle überhaupt möglichen Erfahrungen schon gemacht zu haben. Er hat keine Interessen mehr außer denen für seinen äußeren Wohlstand, für Essen und Trinken und Körpergesundheit. Er hat nichts mehr mitzuteilen, seine Reden werden immer leerer und bewegen sich schließlich in alteingeübten Grußformen, Sprichwörtern, Phrasen und Redensarten; die Maschine läuft leer.

Der Paralytiker wird mitten im besten Alter konfus, er begeht zweckwidrige Handlungen, führt verwirrte Reden, verwechselt die Begriffe. Er handelt ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten, man erkennt die Züge seines Charakters nicht mehr wieder, seine Persönlichkeit ist zerstört. Er ist den einfachsten Fragen nicht gewachsen, und dann löst er plötzlich eine weit schwierigere Aufgabe völlig korrekt. Man kann ihm keinen Augenblick trauen, niemals irgendein Verhalten voraus berechnen. Es fehlt jede Haltung, im einen Augenblick ist er schluchzend sentimental, im nächsten Augenblick gewaltsam roh. Ein kleines wertloses Geschenk versetzt ihn in Entzücken, die Erinnerung an seine vor 20 Jahren verstorbene Schwester erschüttert ihn plötzlich tief.

Der Epileptiker faßt außerordentlich schwer auf. Er hört höflich und aufmerksam dem Sprechenden zu und weiß doch nicht im mindesten, worauf es ankommt. Er vermag Haupt- und Nebensachen nicht zu unterscheiden. Einzelnes hat er sehr wohl aufgefangen, dieses haftet auch fest, — aber das Wichtigste entging ihm. Sein gesteigertes Selbstgefühl hindert ihn an der Erkennung seiner Insuffizienz. Er braucht zu jeder Erzählung ungewöhnlich lange Zeit. Mit umständlichen, geschraubten Wendungen verziert er seine Rede. Er liebt und erfindet Höflichkeitsformen und tönende Phrasen. Zur Darlegung des einfachsten Sachverhaltes holt er unendlich weit aus. Seine

Umständlichkeit wird vielleicht seine Sprache merkwürdig verschroben, zuweilen fast verwirrt gestalten, doch wird er kaum zu irgendwelchen verwirrten Handlungen — natürlich abgesehen von seinen Ausnahmezuständen — fähig sein.

In sehr fortgeschrittenen Verblödungen verwischen sich meist wieder alle Unterschiede: man kann einer ganz zerstörten Menschlichkeit oft nicht mehr ansehen, welcher Verlauf diesem Endzustand vorausging.

Ich muß nun nochmals an das Problem des Vergessens anknüpfen.

Ich habe oben besprochen, daß irgendein Inhalt wirklich verlorengehen kann. Ich höre z. B., daß jemand die Jahreszahl der Ermordung des mexikanischen Maximilian gegenwärtig zu haben wünscht, aber der Wunsch bleibt umsonst; er versichert, es sicher einmal gewußt zu haben und jetzt ebenso sicher zu sein, die Zahl nicht wieder zu finden. Ich vermute, es liege eine gegenständliche Indisposition vor, und hypnotisiere ihn, aber auch im Tiefschlaf stellt sich die gewünschte Zahl nicht ein. Ich tue ein übriges und wende eine andere Methode der Erweckung von Inhalten an: Freuds Psychoanalyse — aber auch auf diesem Wege kommt die Zahl nicht heraus. Nun bin ich überzeugt: der Inhalt ist wirklich verlorengegangen. Dies ist der erste Fall des Vergessens. In einem zweiten Falle hat jemand die feste Überzeugung, einen Namen zu wissen, ohne ihn doch gegenwärtig zu haben (sich nicht besinnen können); er weiß ganz genau, was er meint, aber er findet jene bestimmte Spracheinstellung nicht, die dem Namen entspricht. Er versucht von den verschiedensten Seiten heranzukommen, um z. B. den Namen jener sibirischen Verbrecherkolonie zu finden, in der Dostojewski schmachtete. Aber nur dunkel liegt ihm erst Orplid auf den Lippen; er weiß ganz genau, wie unsinnig das ist, und doch weiß er auch, daß Orplid mit dem gesuchten Namen irgend etwas zu tun hat, sei es im Rhythmus, sei es in einigen Buchstaben. Bei weiterem Nachdenken stellt sich Orlik, dann Orstig und schließlich Ostrog ein. Hier — und auch häufig beim Mechanismus des Versprechens, Verlesens, Verschreibens — handelt es sich also um eine Entgleisung: O, r und Zweisilbigkeit werden von vornherein richtig getroffen, das weitere folgt erst mühsam unter starker Anspannung. Aber gelegentlich bleibt ein Inhalt — es braucht keineswegs immer ein Name zu sein — ganz aus. So habe ich gestern vielleicht in einem mathematischen Gedankengang an der kritischen Stelle „weiter gewußt", und heute ist dort das Tor wie verrammelt; alle Anstrengung hilft mir nicht auf den richtigen Weg. In solchen Fällen ist also der intendierte Inhalt nicht verlorengegangen, sondern der völlig korrekt gerichtete Akt findet seinen Gegenstand nicht[1]. Und in manchen anderen Fällen herrscht im Gedankenablauf ein seltsames Haftenbleiben (Perseverieren). Es scheint, als wenn ein einzelner Inhalt selbständig geworden wäre und sich immerzu aufdränge. Eine Melodie geht mir vielleicht durchaus nicht aus dem Sinn, ein bestimmter Gedankengang drängt sich immer wieder auf. Hier liegt *ein* Übergang — es gibt deren mehrere — zu den *Zwangsvorstellungen*, von denen noch später die Rede sein wird. So konnte während des Krieges in Bensheim ein Herr eine heftige Fliegerangst niemals los werden. Zwar kamen die feindlichen Flieger sehr selten, und jener

---

[1] Über die Erweckbarkeit der frühesten Kindheitserinnerungen vgl. Henri (114).

Psychastheniker wußte auch ganz genau, daß gerade s e i n e Gegend sehr wenig gefährdet war, er wußte natürlich auch, daß an regnerischen Tagen an eine Gefahr gar nicht zu denken war — trotzdem ließ ihn auch an diesen Tagen der Gedanke an die Flieger nicht los und ängstigte ihn unaufhörlich. Auch hier ist der Gegenstand des intentionalen Aktes an sich nicht abnorm, nur der Vollzug ist in dem Sinne gestört, daß die vorhandene seelische Energie immer wieder in diesen Akt einmündet, obwohl eine lebhafte Tendenz besteht, ihn n i c h t zu vollziehen. Es zeigt sich also schon an diesen wenigen Beispielen, daß die Persönlichkeit über ihr Material nicht immer frei verfügt, daß sich ihr gelegentlich Inhalte entziehen, und daß andererseits Inhalte zuweilen eine merkwürdige Selbständigkeit gewinnen. Diese Beispiele werden jedem Leser ohne weiteres einfühlbar erscheinen, da er Ähnliches aus seinem eigenen Leben leicht wird beibringen können. Aber dieser Tatbestand kann nun normale Grenzen weit übergreifen. Es geschieht, daß nicht nur einzelne Inhalte der „Macht" der Persönlichkeit trotzen, sondern daß ganze Gebiete als Gegenstände seiner Akte wegfallen, obgleich seine Intentionen darauf gerichtet sind. Der Hysteriker hat zuweilen bestimmte A m n e s i e n (Unbesinnlichkeiten), die sich von den oben behandelten durchaus unterscheiden. Dort waren bestimmte Zeitabschnitte scharf mit ihrem gesamten Inhalt aus dem Gedächtnis getilgt und ließen sich durch keine Kunstgriffe wieder vergegenständlichen — hier sind Erlebniskomplexe der Erinnerung entfallen, die nicht zeitlich sinnlos ausgeschnitten, sondern sinnvoll beziehungsmäßig verknüpft sind. Hier ist die Betrachtung wieder von einer ganz anderen Seite her bei jenem Phänomen angelangt, das oben als a l t e r n i e r e n d e s B e w u ß t s e i n bezeichnet wurde. Vielleicht eine Reise, ein Liebesabenteuer, ein Unglück, alles, was mit einer bestimmten Person zusammenhängt usw., ist aus dem Gedächtnis verschwunden. Gelegentlich kann ein solches Erlebnis zufällig auch zugleich eine zeitliche Abgrenzung haben, wie oben bei dem Beispiel des aus Australien unwissentlich Geflüchteten — doch ist dieses Moment dabei unwesentlich, es kommt nur auf die innerliche Aufeinanderbezogenheit dieses Erlebnisses als e i n e s Erlebnisses an. So sehr der Hysteriker sich anstrengt, er kann sich auf diesen Komplex nicht besinnen. Aber was i h m unter „normalen" Umständen nicht gelingt, glückt dem Hypnotiseur. Unter den Kniffen des Experimentators wird die Erinnerung entweder dauernd wiederhergestellt oder doch während des Experimentes wieder wachgerufen[1]. Man pflegt in diesen Fällen von Verdrängungen, A b s p e r r u n g e n oder A u s s c h a l t u n g e n zu sprechen. In der Erinnerung, aber auch in der Auffassung der augenblicklichen Umgebung geht diese Ausschaltung gelegentlich so weit, daß fast nichts im Blickpunkt der Aufmerksamkeit übrig bleibt. Man spricht dann von einer psychogenen Einengung des Bewußtseinsfeldes, z. B. wenn ein Hysteriker im Dämmerzustand von allem, was

[1] Außer der Hypnose und Psychoanalyse dient auch das Assoziationsexperiment diesem Nachweis. Beachtet man bei ihm nicht die assoziierten Inhalte, sondern die Assoziationszeiten, so zeigt sich, daß jene Engramme meist verlängerte Zeiten haben, die den Komplex anschneiden. Siehe hierüber die neueste Arbeit von Schwechten (287) und die dort angeführte Literatur. Auch die in der Kriminalpsychologie zu behandelnde sogenannte Tatbestandsdiagnostik gehört hierher. Vgl. dazu übrigens schon Prichard (249) von 1822.

ihn umgibt, nichts als den Glanz der Gegenstände apperzipiert (Pick 240 und Janet an vielen Stellen).

Die soeben gewählten Beispiele entsprachen — bildlich gesprochen — rein gedanklichen Provinzen. Doch kann diese Ausschaltung auch körperliche Mechanismen betreffen. So kann z. B. die Empfindung eines Körperteils vollkommen ausgeschaltet sein, oder es kann die Berührungs- und Temperaturempfindung erhalten bleiben, während nur die Schmerzempfindung ganz erloschen ist. So kann in der Hypnose der Zusammenhang zwischen Motilität und Sensibilität, zwischen Schmerzempfindlichkeit und Gefäßkontraktionen, zwischen zwei sonst koordinierten Sinnesqualitäten, zwischen der Motilität, Sensibilität einerseits und den Sehnenreflexen andererseits usw. absichtlich gelöst werden (Sydney Alrutz 4). Auch die normale Mischung von Empfindungs- und Vorstellungselementen, die im gewöhnlichen Wahrnehmungsprozeß enthalten ist, kann durch psychogene Ausschaltungen erheblich verändert werden (Schilder 279). Dies ist der Tatbestand, der in diesem Zusammenhang betrachtet werden soll:

Bei normalen Sinnesorganen, bei normal arbeitenden Nerven und Gehirnzentren, bei stärkster Zuwendung der Aufmerksamkeit bleibt die Empfindung aus.

Man nennt dies eine Anästhesie, und man bezeichnet sie als psychogen[1], weil man ihre Ursache in der Seele sucht, während man die körperlich (peripher oder zerebral) bedingten organisch nennt.

Ein Mädchen hat bei plötzlich eintretendem Hochwasser über eine breite überschwemmte Wiese hinweg das bis an die Knie reichende Wasser durchwaten müssen, um sich in Sicherheit zu bringen. Seit jenem Schrecken sind beide Füße und Unterschenkel bis genau zur Kniescheibe — obwohl sie in keiner Weise geschädigt wurden — schmerzunempfindlich; auch der Temperatursinn ist dort erloschen, während Tastempfindlichkeit, Lagesinn usw. erhalten geblieben sind. Eine genaue Untersuchung ergibt nicht die geringste objektive Veränderung. Dies ist eine psychogene Analgesie; durch geeignete seelische Behandlung gelingt es bald, das normale Empfindungsvermögen wieder herzustellen.

Der Unterschied zwischen einer organischen und seelischen Empfindungstaubheit ist meist in ihrer Ausbreitung gegeben: die erstere folgt genau dem oft recht komplizierten Ausbreitungsgebiet eines Nerven oder eines seiner Äste, während die psychogene Störung meist einen irgendwie vorstellungsmäßig abgegrenzten Bezirk befällt (daher der Name ideogen). Man findet daher strumpfförmige, handschuhförmige, ringförmige, halbseitige usw. psychogene Anästhesien. Alle Sinnesqualitäten können psychogen geschädigt werden. Bei der seelisch entstandenen Taubheit (nach Explosionen und dgl.) kann man häufig beobachten, daß der Erkrankte überraschend schnell von den Lippen anderer abzulesen lernt (Selbsttäuschung). Bei dem seelisch Erblindeten (Feuersbrunst) fällt auf, daß er Hindernissen geschickt ausweicht. Nicht selten wird eine — ursprünglich organische — Störung psychogen konserviert. Bei einer leichten Verletzung kann z. B. der Nervus ulnaris der Hand mit betroffen worden sein. Eine Empfindungsherabsetzung in seinem Versorgungsgebiet ist die unmittelbare organische Folge. Aber nach einiger Zeit hat sich die Funktion des Nerven objektiv

[1] Oft auch als funktionell und unter bestimmten Umständen als hysterisch.

völlig wiederhergestellt, während die Hypalgesie von dem Ulnarisgebiet sogar auf die ganze Hand übergegriffen hat. Nicht anders ist es mit motorischen Synergismen.

Z. B. klagt ein Reisender, der einen leichten Eisenbahnunfall erlitt, über die Unmöglichkeit, seinen Unterschenkel aktiv zu beugen, sein rechtes Bein sei steif. Und diese Lähmung sei nicht in dem Augenblicke eingetreten, als bei jenem Zusammenstoß ein Handkoffer aus dem Gepäcknetz auf seinen rechten Oberschenkel stürzte, sondern erst dann, als er sich glücklich aus dem Wagen in Sicherheit gebracht hatte und auf Weiterbeförderung wartete.

Wiederum sind bei solchen psychogenen Paresen nicht jene Muskeln gelähmt, die von einem bestimmten Nerven innerviert werden, sondern eine gedankliche motorische Einheit ist ausgeschaltet, etwa ein ganzer Arm oder eine Hand oder dergleichen [1]. Auch hier läßt sich durch Elektrizität oder in der Hypnose leicht der Nachweis erbringen, daß der Nervmuskelapparat selbst ungeschädigt ist. Man hat zum Nachweis einer psychogenen Bewegungs- oder Empfindungslähmung auch noch ein anderes Mittel zur Verfügung: das Erhaltensein der Reflexe [2]. Die Pupille z. B. erweitert sich stets bei der Anbringung irgendeines Schmerzreizes, und diese Erweiterung tritt nun auch dann ein, wenn der Hysteriker glaubhaft versichert, von den Nadelstichen in seine Fingerspitzen nicht das mindeste zu spüren [3]. Zum Zustandekommen dieser sensorischen Reflexe ist das „Bewußtsein" eben überhaupt nicht erforderlich. Dies beweisen u. a. auch die technisch vorzüglichen Versuche von Canestrini (39), der beim Neugeborenen nachwies, daß sich lebhafte Schall-, Licht- usw. Reize auch dann schon „einschreiben" (Engramme), wenn von einem „Bewußtsein" überhaupt noch keine Rede sein kann. Es ist eine Erfahrung fast jedes Menschen, daß man bei starker Einengung der Aufmerksamkeit auf irgendeine Aufgabe (Zielen beim Scharfschießen) allerlei Reize nicht bemerkt: man „überhört" die Worte der Umstehenden usw. [4]. In der Aufregung einer Gefechtshandlung ist mancher Soldat sogar einer Verwundung nicht gewahr geworden. Hier liegt es eben nur an diesem „Nicht-gewahr-Werden", an der fehlenden Beachtung, daß die Schmerzempfindung nicht in das Bewußtsein eintritt. Die herannahende Empfindung findet gleichsam gar keine seelische Energie vor, deren sie sich bemächtigen könne (Aufmerksamkeitserzwingung). Aber in anderen Fällen wende ich mich einer erwarteten Empfindung zu, ich stelle ihr reichlich psychische Energie zur Verfügung, ich beachte sie mit äußerster Konzentration, und d o c h stellt sie sich nicht ein. Ich sehe, wie der Arzt seine Nadel tief in meine Fingerkuppe einsticht, und doch bleibt jedes Schmerzgefühl aus.

Die Ausschaltungen irgendwelcher Sinnesqualitäten können auch vorsätzlich geübt werden: so produzieren sich auf den Messen und Märkten nicht selten „Künstler", die sich in den Arm usw. lange Nadeln tief hinein-

[1] Vgl. zu den psychogenen Lähmungen Gaspero (84) und Lewandowsky (178).

[2] Freilich nur mit gewissen Einschränkungen.

[3] Beim o r g a n i s c h Analgischen bleibt dieser Reflex natürlich aus.

[4] Dies gilt natürlich ebenso von der a l l g e m e i n e n Abschwächung der Zuwendungsmöglichkeiten: Erschöpfung, Benommenheit, Bewußtlosigkeit, aber auch von der Ekstase, siehe Rohde (268 a), II, S. 18.

stechen, ohne nur mit der Wimper zu zucken. An den Armnerven usw. dieser Personen ist alles in Ordnung; ideogen haben sie ihre Schmerzempfindung ausgeschaltet. Ich brauche wohl kaum näher auszuführen, daß in der gleichen Weise nicht nur Herabsetzungen (Hypästhesien, Hypalgesien, Paresen), nicht nur Aufhebungen (Anästhesien, Analgesien, Paralysen), sondern auch Überempfindlichkeiten (Hyperästhesien, Hyperalgesien) und übermäßige Bewegungsbereitschaften (Hyperkinesien) erzeugt werden können.[1] Die Erwägung des letztgenannten Mechanismus leitet zum Begreifen einer weiteren Störung über. Der menschliche Organismus verfügt über Einrichtungen, die die Auslösung der Reflexe abzubremsen vermögen. Ein sensibler Reiz, etwa das Beklopfen des Unterschenkels dicht unter der Kniescheibe, löst nicht immer die gleich starke Schleuderung des Unterschenkels aus. Sondern je nach der Aufmerksamkeitszuwendung fällt diese Bewegung verschieden aus. Es gibt nun Fälle, in denen diese Reflexbremsung weitgehend ausgeschaltet wird (ideogen). Der große Krieg erzeugte viele Neurotiker, bei denen schon die leichtesten Berührungen heftige Schleuder- und Zitterbewegungen hervorriefen, die dann über die eigentlichen Reflexbewegungen durchaus hinausführten und allerlei ursprünglich willkürliche Bewegungskoordinationen mit wachriefen. Und so kam es damals zu ganz grotesken motorischen Erscheinungen, z. B. dem sogenannten saltatorischen Reflexkrampf, bei dem schon die Berührung des Fußbodens hinreichte, um diesen Neurotiker wieder in die Luft zu schnellen, so daß er solange gummiballartig auf und nieder flog, bis er erschöpft liegen blieb. Auch hierbei haben diese Personen die Herrschaft über irgendeinen Mechanismus und zwar über jenen verloren, der diese zitternden Glieder ruhig stellt. Neu tritt hier gegenüber jenen früher erwähnten Ausschaltungen noch jenes produktive Moment hinzu, das einen chronischen Reiz setzt. Die Erkrankten versichern, daß ihre ganze Aufmerksamkeit, ihr angespannter Wille darauf gerichtet sei, die Störung zu unterdrücken, doch seien sie leider dazu nicht imstande. Solche Reizerscheinungen zeigen sich natürlich auch auf dem sensiblen Gebiete:

Ein 18jähriger, von jeher etwas kränklicher Schüler einer Unterprima wird wegen einer hartnäckigen Gesichtsakne einer Lichtbehandlung unterworfen. Obwohl man selbstverständlich die Augen genügend geschützt hat, machen sich in der Folge Blendungserscheinungen geltend, die schließlich so heftig werden, daß der Kranke behauptet, das verdunkelte Zimmer nicht mehr verlassen zu können. Eine einmalige Hypnose beseitigt die Störung.

Beim Bekanntwerden mit solchen Symptomen liegt dem Unerfahrenen begreiflicherweise der Gedanke nahe, es handle sich um eine absichtliche Täuschung der Umgebung bzw. des Arztes durch den Kranken. Natürlich kommen solche Täuschungen vor. Aber man mache z. B. den Versuch, sich selbst etwa eine gürtelförmige Empfindungslosigkeit zu suggerieren, und man wird seine Unfähigkeit hierzu bald feststellen können. Besondere „Gaben“, besondere seelische Mechanismen sind zur Erzeugung solcher ideogenen Störungen notwendig. Freilich ist es eine nicht beweisbare Theorie, wenn man angeborene Anlagen hierzu immer voraussetzt: man

[1] Vgl. dazu Lange (167).

kennt auch mancherlei Situationen (lange körperliche Leiden, religiöse Ekstasen, unglückliche Ehen, Rentenkämpfe), die die Disposition zu solchen psychogenen Mechanismen erst schufen (hysterisierend wirkten). Hierher gehören auch die sogenannten Stigmata d. h. die Fähigkeit, auf psychogenem Wege an den Stellen der Wundmale Christi am eigenen Körper Flecke, d. h. Hautblutungen, Ödeme usw. zu erzeugen. Hierüber siehe später S. 129.

Aus den absichtlich so verschieden gewählten Beispielen ergibt sich also, daß es mit dem Begriff der Ausschaltung allein nicht getan ist, wenn man die Fülle der unter dem Namen psychogen zusammengefaßten Störungen einordnen will; es kommt noch ein neues Moment hinzu, welches sich in der Produktion von meist körperlichen Symptomen äußert. Das Gemeinsame aller psychogenen Störungen ist, daß sie seelisch (gedanklich) erzeugt werden und doch der seelischen Beherrschung entzogen sind. Im Seelischen liegt also hier eine Zweiheit. Nicht die Persönlichkeit in ihrer klaren Bewußtheit hat die Symptome erzeugt, sondern eine gleichsam untergeordnete Instanz hat sie selbständig ins Leben gerufen. Daher verwendet man hiefür gern den Ausdruck des Automatismus[1]. Auf die Frage, wie denn ein solcher entstehe, haben sich manche Autoren die Antwort leicht gemacht. Sie behaupten, daß es stets verborgene oder verdrängte Wünsche wären, die diese Automatismen schüfen.

Damit ist etwa folgendes gemeint: Ein Soldat steht an der Front. Er ist ein unerschrockener Mann, der die Gefahr nicht scheut. Aber er hat zu Haus eine Frau, deren Leidenschaftlichkeit er kennt. Aus ihren Briefen sprechen Klagen über den allmählichen Niedergang des Geschäftes; es wäre schon ganz zusammengebrochen, wenn sich Freunde nicht seiner und ihrer angenommen hätten. Sorgen und Eifersucht erfüllen nun sein Gemüt und erwecken den Wunsch, zu Haus selbst nach dem Rechten zu sehen. Dieser Wunsch, vom hellen Bewußtsein pflichtmäßig unterdrückt, hat eine eigene Macht; er emanzipiert sich gleichsam und wartet nur auf die Gelegenheit, sich zu realisieren. Ein naher Granaten-Einschlag gibt den Anlaß: ein heftiger Schrecken hat den im Unterstand halb Verschütteten für kurze Zeit der Sprache beraubt. Zwar findet er sich schnell wieder, rafft sich zusammen und versucht weiter Dienst zu tun, aber die Beine tragen ihn nicht mehr, ein heftiges Zittern befällt seine Glieder. Er kommt ins Feld-, dann ins Kriegs- und schließlich ins Heimatlazarett, aber das Zittern weicht nicht von ihm: er beherrscht seine Glieder nicht mehr, der Wunsch hat sich durchgesetzt gegen die Persönlichkeit: er kann zu Hause bleiben. Zwar erklärt er bona fide, er wolle seine Pflicht tun, wolle wieder ins Feld, wäre glücklich, das quälende Zittern los zu sein, aber sein subliminaler Wunsch hält das Zittern fest.

Man kann es nicht bezweifeln, daß diese etwas populäre Theorie in manchen Fällen recht hat. Man hat es so oft erlebt, daß man solche Symptome durch Setzung noch heftigerer Leiden (schmerzende elektrische Ströme, Hunger„behandlung“ usw.) beseitigte, oder daß sie von selbst verschwanden, wenn der betreffende Wunsch auf andere Weise erfüllt wurde (Heimatkommando), daß die Rückführung mancher psychogenen Symptome auf solche heimliche Wünsche wohl das Richtige trifft[2]. Bemüht man sich

---

[1] Schon oben bei den Ichstörungen war ja unter einem anderen Gesichtspunkt von diesen Automatismen die Rede.

[2] Derjenige Sprachgebrauch pflegt sich immer mehr durchzusetzen, der den Terminus „psychogen“ als den Oberbegriff setzt und ihm als „hysterisch“ jene Form unterordnet, die auf Wunschkomplexen aufgebaut ist.

aber, diese Theorie etwas gründlicher zu fassen, so stößt man auf große Schwierigkeiten. Waren diese Wünsche einst als bewußte klare Akte des Begehrens vorhanden, und wurden sie wirklich von der Persönlichkeit so verdrängt, wie wir uns etwa einer peinlichen Erinnerung entledigen, indem wir unsere Intentionen gewaltsam auf neue Gegenstände richten? Ist es „richtig" oder, besser gesagt, theoretisch empfehlenswert, hier Persönlichkeit und einzelne Akte einander gegenüberzustellen, derart, daß erstere einen Akt verdrängt? Man kann es vorziehen, den Sachverhalt anders zu fassen: die Persönlichkeit bestehe aus den Akten und ihrer Ordnung; was verdrängt wird, sei nicht ein Akt, sondern die Materie eines Aktes. Aber wie kann dann diese Materie verdrängt so weiter wirken, daß sie den Einfluß der Persönlichkeit, d. h. des Systems der geordneten Akte, auf irgendwelche Körpermechanismen, z. B. das Zittern, ausschaltet? — Endlich kann man jene Schichtentheorie annehmen, nach der sich in den einzelnen Sphären des Bewußtseins[1] verschiedene — qualitativ gleiche, aber verschieden dirigierte — Akte abspielen, die miteinander konkurrieren können. Die psychogenen Symptome würden dann z. B. von den Akten des zweiten Bewußtseinsystems geliefert und wären nur den objektivierenden Akten des ersten Systems, nicht aber den fundierten des Wollens zugänglich. Endlich aber könnte man versuchen, aus den mannigfachen Schwierigkeiten dieser Einordnungen dadurch herauszufinden, daß man so formuliert: es gibt nicht mehrere Systeme des Bewußtseins, sondern nur beachtete und nicht beachtete Akte[2]; die psychogenen Symptome werden durch nicht beachtete Akte (Wunschakte) geschaffen; sind sie einmal geschaffen, so werden die betreffenden körperlichen Mechanismen automatisiert, selbständig und dadurch dem Einflusse neuer, nun beachteter Akte entrückt.

Wie immer man diese Versuche einer Einordnung gestalten möge, sie erscheinen mir alle als recht unbefriedigend. Und diese Unzufriedenheit wächst, wenn man darauf achtet, daß die Erfahrung auch solche psychogene Symptome liefert, bei denen bestimmt von einer Wunscherfüllung nicht die Rede ist. Zwar greift die Schule Sigmund Freuds (79) sogleich zu einer Hilfstheorie. Befriedige ein Symptom einen Wunsch nicht direkt, so geschähe dies doch vielleicht symbolisch.

Wenn z. B. ein Hysteriker eine seltsame zum Schlag ausholende Gebärde wochenlang fixiert beibehalte, so nütze ihm diese Haltung zwar nicht direkt, aber sie vertrete die eigentliche Tat. Er habe zwar den Schlag gegen seinen Gegner nicht wirklich ausführen können, aber er ziehe doch jetzt aus der fixierten Haltung dauernd eine Menge der Lust. Eine Persönlichkeitssteigerung trete ein, indem er sich innerlich an dem Symbol der Tapferkeit seines Benehmens erfreue. (Flucht aus der Wirklichkeit, Befriedigung in der Phantasie.)

Aber selbst wenn man dieser Hilfstheorie in solchen Fällen noch zustimmen wollte — ich selbst halte sie für recht künstlich und unbefriedigend —, so gibt es weitere subliminale Mechanismen, bei denen der auch nur symbolisch erfüllte Wunsch nicht herangezogen werden kann. Schon oben wurde in anderem Zusammenhange von Handlungen berichtet, die

---

[1] Siehe z. B. Kohnstamm (158).

[2] Beachtung im Sinne der Apperzeption von Wundt-Lipps = Aufmerksamkeit.

automatisch im reinen Nachahmungstrieb vorgenommen werden. Die Perzeption eines Gegenstandes „fordert" (Lipps) die Vornahme der zugehörigen Handlung. So veranlaßt mich eine Rose „automatisch", daran zu riechen. Bei Betrachtung eines herabhängenden Glockenseiles muß ich mich vielleicht zusammennehmen, um nicht daran zu ziehen. Die Assoziationspsychologie half sich in solchen Fällen damit, zu sagen: das Glockenseil ekphoriere eben die von früher her damit schon verknüpfte Bewegungsvorstellung. Aber es geschieht tatsächlich mehr: nicht nur die Erinnerung an jene Bewegung taucht auf — in Wirklichkeit taucht sie bewußt oft gar nicht auf —, nicht nur ein „nicht setzender" Akt ist auf jene Bewegungsvorstellung gerichtet, sondern ganz gegen meine Absicht ziehe ich vielleicht tatsächlich an dem Strang, um im nächsten Augenblicke darüber heftig erschrocken zu sein[1]. Die Beispiele genügen wohl, um daran zu erinnern: es gibt Automatismen — sie sind in der abnormen Psyche sehr verbreitet und wichtig —, die phänomenologisch eine Sonderstellung haben, mögen sie nun als Ergebnis nicht beachteter Akte aufgefaßt werden, oder mag man sie überhaupt außerhalb des Bereiches der Akte stellen.

Bisher war nur davon die Rede, daß die Durchführung, der Vollzug eines Aktes abnorm sein könne, während seine Richtung nebst seinem Gegenstande nicht als abnorm zu bezeichnen sei. Jetzt ist der umgekehrte Fall zu betrachten.

2. Richtung abnorm, Durchführung normal

Schon bei der Besprechung der Denkstörungen ergab sich, daß auch mancher Inhalt als abnorm angesehen werden müsse, nicht an sich, sondern hinsichtlich der Richtung des betreffenden Aktes (der determinierenden Tendenz der Aufgabe.) Wenn sich z. B. in eine Erörterung des zweiten punischen Krieges plötzlich ein Exkurs über den rationellsten Anbau von Stiefmütterchen einschiebt, so ist diese Gedankenverbindung und in diesem Zusammenhange also der zweite Inhalt abnorm. Aber er ist es nicht in der Tendenz. Denn der Erzählende ist ja durchaus auf den zweiten punischen Krieg gerichtet und ist selbst sehr unwillig über jene querkommende und von ihm keineswegs intendierte Störung. Oben wurde noch ein anderes Beispiel gebracht, das dem soeben genannten aufs erste sehr ähnlich zu sein scheint: die Hingabe an eine Zwangsvorstellung. Wird nicht auch der Zwangskranke in seiner irgendwie gerichteten Intention nur durch die gerade querkommende Zwangsvorstellung gestört? Heißt denn die Vorstellung nicht gerade deshalb Zwangsvorstellung, weil sie sich dem Psychastheniker aufzwingt?

Wenn jemand einen Brief geschrieben und in den Umschlag gesteckt hat, und er erledigt darauf einen zweiten, so taucht ihm leicht der Gedanke auf, er könne beide Umschläge verwechselt haben. Er wird sie vielleicht

[1] Hierher gehört ein Teil der sogenannten Zwangsimpulse: der plötzliche Blick in einen Abgrund erzeugt blitzschnell den Impuls, hinunterzuspringen. Ein blankes Messer, das ich liegen sehe, fordert mich sofort auf, jemanden damit zu stechen usw. Über das Für und Wider, Ja und Nein, das damit verknüpft ist, siehe im folgenden unter Zwangsvorstellungen.

nochmals öffnen, um sich zu überzeugen, ob jeder Empfänger auch wirklich den für ihn bestimmten Brief erhält. Und wenn er mit Aufmerksamkeit die Angelegenheit geprüft und vielleicht neue Umschläge geschrieben hat, so ist für ihn die Sache erledigt, und die Briefe kommen in den Briefkasten. Ein leichter Ärger über die doppelte Mühe und die verschwendeten Umschläge stärken vielleicht den Vorsatz, das nächste Mal besser aufzupassen. Für den Psychastheniker ist jedoch die Angelegenheit nun erst recht verfahren. Er ist der sicheren Überzeugung, gerade erst bei der Prüfung die Briefe verwechselt zu haben. Eine große Unsicherheit befällt ihn: er kann sich zwischen der Vorstellung: „Umschläge vertauscht“ und „Umschläge nicht vertauscht“ nicht entscheiden. Die Sachlage bleibt dahingestellt, ein ewiges Erwägen und Überlegen setzt ein, das nie zu einem Ergebnis kommt, da gar keine Momente mehr vorhanden sind, an die sich der Urteilsakt gleichsam anklammern könnte. Die Qualität des Aktes ist alteriert. Unaufhörlich intendiert der Zweifelnde eine Entscheidung, aber diese erwägende und fragende Intention findet niemals ihre Vollendung, es bleibt ein ewiges Erwägungserlebnis ohne Erfüllung (Husserl 128 II, S. 448).

Die Inhalte solcher Zwangserlebnisse sind sehr vielgestaltig. Es gibt wahrhafte Grübelsüchtige (*les scrupuleux*), die niemals die Addition einer Zahlenreihe beenden können, weil sie meinen, sie hätten sich d o c h verrechnet. Andere sehen hundertmal nach, ob sie wirklich die Lampe ausgelöscht haben, ob sicher niemand unter dem Bett steckt, ob der Schlüssel im Schloß tatsächlich umgedreht ist. Sie könnten ihn ja unabsichtlich im letzten Moment der Berührung wieder zurückgedreht haben. Jemand liest von einer Feuersbrunst in der Stadt: kann e r nicht die Ursache gewesen sein, ging e r nicht gestern dort vorbei, hatte e r nicht eine brennende Zigarre, ist nicht ein Funke davon vielleicht in den Keller gefallen usw. Zuweilen erstreckt sich diese Zweifelsucht auf ganz allgemeine abstrakte Fragen: hat die katholische oder die evangelische Lehre größere Vorzüge? Bei dieser ist dies, bei jener jenes höher zu werten. Wenn ich nun dies betrachte, so meine ich, der Katholizismus verdiene den Preis, wenn ich aber jenes usw.

Die Unsinnigkeit mancher Gegenstände ist den Zwangskranken oft vollkommen bewußt. Mit den Zwangsgedanken werden vielfach auch die sogenannten P h o b i e n abgehandelt. Es handelt sich dabei um den Tatbestand, daß jemand vor einer gleichgültigen Sache die schrecklichste unbezwingliche Angst hat, etwa vor jeder Kuh, vor jedem Gewitter, vor jeder Terminsetzung, vor jeder Überschreitung eines freien Platzes (Agoraphobie, Platzangst) usw. Mit dem soeben geschilderten Phänomen der Zweifelsucht haben manche dieser Phobien auch die „ewige Erwägung“ gemein. Die Kranken haben die klare Einsicht, daß dies alles Unsinn sei, und daß sie von diesem Unsinn frei kommen möchten und doch nicht könnten. Aber es gibt manche Symptome, die reichhaltiger sind, deren Beschreibung sich nicht in dem ewigen Erwägungserlebnis erschöpft.

Manche seltsamen Erlebnisse stehen mit den Zwangsvorstellungen (im engeren Sinne) nur noch in losem Zusammenhang. Z. B. wenn ein Herr, der in eifrigem Gespräche mit einem Freunde eine Straße entlang geht, plötzlich einen großen Seitensprung macht: „zwangs“mäßig war plötzlich die Vorstellung aufgetaucht, eine von hinten herangekommene Straßenbahn drohe beide zu überfahren —, obwohl auf der Straße gar keine Trambahnschienen, noch sonst ein Fuhrwerk zu sehen war. Oder wenn jemand einen Spaziergang macht und sich urplötzlich tief bückt, unter dem Zwange, es sei ein Seil über den Weg gespannt —, obwohl nicht der geringste Anlaß zu einer solchen Annahme vorlag.

Die Schule S. Freuds[1] hat sich um die Aufklärung der Zwangssymptome viele Verdienste erworben. Freilich beantwortet seine Psychoanalyse nur die Frage nach dem Weg: wie kam diese Person gerade zu diesem Zwangssymptom; sie steht (wie auch die übrige Forschung) noch jener Frage ratlos gegenüber: warum wurde dieser Weg beschritten, warum kam diese Person überhaupt zu einem Zwangssymptom. Das ganze Problem der Zwangsphänomene verdient — an dieser Stelle fehlt es leider am Raum — eine ganz neue Darstellung vom Gesichtspunkt der Aktpsychologie aus. Das Beste, was bisher über das Problem beigebracht wurde, stammt von M. Friedmann (80 und 81a[2]). Dieser Forscher betont selbst den Zusammenhang der Zwangsideen mit den sogenannten überwertigen Ideen, wobei er diesen Begriff etwas eng faßt. Diese Ideen erlangen im Rahmen des psychischen Gesamtzusammenhangs eine übermäßige Bedeutung. Auch sie drängen sich auf, auch ihrer vermag man sich nicht zu entledigen, man unterliegt ihnen. Aber man erkennt sie immerhin als seine eigenen Ideen an, es ist keinerlei Ichstörung mit ihnen verbunden.

Ein Psychastheniker leidet aus irgend welchen Ursachen an Rückenschmerzen. Er glaubt zu wissen, daß sich in der Gegend dieser Schmerzen die Nieren befinden, und so setzt sich in ihm die Überzeugung fest, er leide an einer Nierenerkrankung. Er sucht den Arzt auf und wird von diesem belehrt, daß sein Urin von allen chemischen und Formbestandteilen, die eine Nierenentzündung kennzeichneten, vollkommen frei sei, er sei sicher nierengesund. Der Psychastheniker beruhigt sich hierbei aber keineswegs: der Arzt könne sich doch getäuscht haben, zufällig könne an diesem Tage kein Befund vorhanden gewesen sein. Und so geht der Ängstliche zum nächsten Arzt und beruhigt sich auch bei dessen ablehnendem Bescheid nicht. Er ist keineswegs glücklich, an dieser ernsten Krankheit nicht zu leiden, sondern er wandert von Spezialarzt zu Spezialarzt, trägt seinen Urin in immer neue Apotheken und so fort. Nur diese eine überwertig gewordene Idee beherrscht ihn: du bist nierenkrank. Aber er findet sich mit diesem angeblichen Tatbestande nicht etwa schließlich so ab, wie sich jemand mit der Eröffnung des Arztes abfindet: er habe eine Lungentuberkulose. Er richtet sein Leben nicht etwa so ein, daß er die ihm nun noch angeblich verbleibenden Lebensjahre möglichst verständig ausfüllt, sondern er lebt dieser hypochondrischen Idee selbst. Alle anderen geistigen Inhalte treten zurück, alle seine übrigen Interessen erlöschen, selbst seine soziale Einstellung (Beruf, Familie) leidet Not. Er kann diesen einen Inhalt nicht abschließen, nicht erledigen; in ewiger Unruhe und Spannung treibt er sich umher. Es fehlt das Erfüllungserlebnis auf die Frage: „bist du nierenkrank“ genau so wie auf die Gegenfrage: „bist du es nicht“. Man hat von immobilen Ideen

[1] 79 und die drei Zeitschriften der psychoanalytischen Forschung: a) Imago (Kulturwissenschaften), b) Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse, c) Zentralblatt für Psychoanalyse (früher). Auch Janets Gedanken zum Zwangsproblem sind wichtig (137, 137a und 132).

[2] Siehe auch das neue Sammelreferat von W. Stöcker (307). Friedmann vermag freilich das Problem nicht recht befriedigend der gesamten Psychologie einzuordnen. Seine Begriffe fügen sich nicht harmonisch in die sonstige Begriffswelt der Normalpsychologie ein.

und von einem gestauten Denkablauf gesprochen. Wie immer man sich den Sachverhalt auch zurecht legen möge: in der Intention des Aktes selbst liegt das Abnorme.

Man bedient sich des Ausdrucks überwertige Idee noch mit erweitertem Umfang. Bei dem soeben erörterten Beispiel des Hypochonders waren zwei Umstände wesentlich: das Nicht-abschließen-Können eines Zwiespaltes und das völlige Ausgefülltsein mit diesem Erlebnis. Aber man bedient sich jenes Terminus auch dann, wenn nur das letztere Moment vorliegt, wenn jemand von einer Idee zwar nicht loskommt, aber von ihr auch gar nicht loszukommen wünscht. Man bezeichnet mit überwertiger Idee auch die einfache Tatsache einer ungemeinen Einseitigkeit, Verranntheit auf einen Gesichtspunkt. So gibt es Menschen, die sich etwa der Theorie des Vegetarianismus ergeben und vielleicht noch auf jene Behauptung schwören, die Gesundheit verlange ein minutenlanges Kauen jeden Bissens. Sie treiben eine übermäßige Propaganda für diese Ideen, vernachlässigen alle Berufsinteressen und alle bisherigen Beschäftigungen, halten die augenblickliche enge Einstellung für die einzig wichtige und versuchen aus diesem kümmerlichen Gesichtspunkt schließlich eine „Weltanschauung" zu machen. Trifft man diese Persönlichkeiten nach einigen Jahren wieder, so ist von Vegetariertum oder von berufsmäßigem Kauen keine Rede mehr: jetzt ist es vielleicht der Kommunismus, oder das Siedeln, was sie völlig beherrscht. In ganz gleicher Weise stürzen sie sich jetzt in diesen, aber nur in diesen Gedankenkreis, alles andere ist völlig versunken.

Wenngleich es vielleicht aufs erste scheint, daß das Beispiel des Hypochonders mit dem des kommunistischen Vegetariers nicht viel zu tun habe, so ist es dennoch ein psychologisches Moment, welches beiden verschiedenen Phänomenen mit gewissem Recht den gleichen Namen der überwertigen Idee verleiht; das Nicht-fertig-werden-Können, das Ganz-erfüllt-Sein im Sinne der Denkstauung. Im zweiten Falle ist es sicher nicht die Bewußtseinslage des Zweifelns, Schwankens, Erwägens, welche dauert, aber doch das Sich-ewig-im-Kreise-Drehen um diesen einen Punkt, dessen spezielle Inhaltlichkeit an sich ganz gleichgültig ist. Auch hier ist es also eine Aktqualität, welche Schaden gelitten hat[1].

Völlig andersartig ist eine andere Abnormität des Seelenlebens, bei der ebenfalls die Richtung der Akte beeinträchtigt ist. Wenn jemand in einer Gartenanlage auf einer Bank sitzt und das Treiben der Vorübergehenden beobachtet, so werden mancherlei wechselnde Gegenstände seine Aufmerksamkeit erregen. Sein Bewußtsein wird bald von einem Buben erfüllt sein, der einen Reifen treibt, bald wird es sich einem Mädchen zuwenden, das einen Kinderwagen schiebt usw. Er wird an diesen Gegenständen mancherlei „meinen". Bald interessiert ihn an dem Kindermädchen eine freundliche Tracht, bald an dem Buben ein besonderer Ausdruck usw. Er beurteilt vielleicht die Tracht als schön, den Ausdruck als häßlich usw. Allerlei andere

[1] Es ist ja wohl auch kein Zufall, daß die Erfahrung das häufige Zusammentreffen beider Phänomene in einer Person ergibt: derjenige, der immer nur in irgendeine Einseitigkeit verbohrt ist, leidet besonders oft an Phobien oder anderen Zwangsvorstellungen. Allerdings gilt dies nicht umgekehrt.

Gedankengänge werden sich anschließen, vielleicht eine leichte freudebetonte Erwägung, welch schöne Anlagen die Stadt hier für Spaziergänger geschaffen habe, wie gesund diese Einrichtung für die Bevölkerung sei usw. Kein normaler Mensch aber wird auf den Gedanken kommen, daß hinter diesen harmlosen Spaziergängern noch etwas „stecke“, daß sich hinter diesen Dingen noch etwas verberge, daß ein verborgener Sinn in dem kindlichen Spiel läge, aber ein Sinn eigener Art. Der Paranoiker nimmt alle diese Objekte von seiner Bank aus genau so wahr wie der Normale. Aber er bemerkt mehr. Für ihn kommt noch etwas hinzu, nämlich die primäre Bewußtheit, daß jene Wirklichkeit Schein sei, und daß erst die Bedeutung der Gegenstände das Wichtige darstelle. Einem anderen mag das Kindermädchen und der Bube gleichgültig vorkommen, er weiß, daß dies alles nur eine Art Theater ist, eine Aufführung, seinetwegen veranstaltet. Vielleicht brauchen die handelnden Personen dieser Aufführung nicht in jedem einzelnen Zug irgendwelche Umstände zu verraten, die direkt für ihn wichtig sind[1]. Vielleicht „bedeuten“ sie etwas Allgemeines, z. B. „Ruhe vor dem Sturm“, aber dann spielen sie sich immerhin seinetwegen und vor ihm ab, damit er von dem Kommenden (vielleicht dem Weltuntergangserlebnis) rechtzeitig Kenntnis erhalte. Meist aber sind die „Anspielungen“ der Außenwelt auf ihn äußerst direkt. Der Gesichtsausdruck des Buben besagte deutlich: „Du bist längst erkannt, tu nur nicht so“, die Tracht des Mädchens in ihren bunten Farben sollte ihn reizen; mit und in diesen Farben wollte sie sich über ihn lustig machen. Zwar gebe er zu, es waren Farben wie sonst auch, es war eine Anlageszene, wie sie häufig zu beobachten sei, zwar vermag er keine einzelnen absonderlichen Umstände anzuführen, die ihn auf jene Gedanken gebracht hätten, aber er kann eben mehr als andere, er „weiß schon Bescheid“, er läßt sich kein X für ein U machen.

Ein solches primär paranoisches Erlebnis ist für den normalen Menschen vollkommen uneinfühlbar. Man darf mit ihm nicht Einstellungen originär argwöhnischer Menschen verwechseln, die auch schnell hinter allem etwas „wittern“. Ein solch konstitutionell Mißtrauischer[2], der die Generalidee hat, er würde immer umgangen, benachteiligt, schlecht behandelt usw., kann zwar auch leicht auf den Gedanken kommen, man schiebe ihm immer gerade jene Aktenstücke zur Bearbeitung zu, die die schwierigsten Fälle enthielten; er kann sich zwar auch einbilden, daß der Gruß seines Vorgesetzten gerade ihm gegenüber besonders leger, beinahe mißachtend sei, aber er wird niemals den Gedanken fassen, daß das Fällen eines Baumes im Nachbargarten bedeuten solle, „auch deine Stunde hat geschlagen“. Man stelle sich zwei Fälle gegenüber, so wird man schneller als in langen Erörterungen erfassen, auf welchen Unterschied es ankommt; die angeboren Mißtrauische, die einen neuen Hut auf hat und glaubt, alle Leute sähen sie an — und der schizophrene Paranoiker, der schildert: „Und dann standen in dem Café drei Marmortische“ (ja, und ?), „und da wußte ich gleich, daß das Reich des Antichrists angebrochen sei.“ Man kann sich auch bei gebildeten

---

[1] Die Menschen erscheinen wie Marionetten, die auf Befehl irgendeiner geheimen Macht alles ausführen müssen.

[2] Vgl. dazu Kretschmer (163) und die dort angeführte Literatur.

Paranoikern stundenlang, ja in monatelang fortgesetzten Unterredungen vergeblich bemühen, herauszubekommen, was es denn speziell an den äußeren Erlebnissen sei, was das Bedeutungserlebnis begründe. Man hört, es waren Marmortische wie in jedem Café, der Wahnkranke findet auch in der Dreizahl selbst nichts Abnormes, sie bildeten auch im Grundriß nicht etwa eine besondere Figur — alle derartigen Fragen werden verneint —, und dennoch: der Kranke weiß, daß und so weiter. Er vermag nicht anzugeben, wodurch, aber er ist seiner Sache unerschütterlich sicher (wahnhafte Bewußtheit verschiedenster Bezogenheiten)[1]. Er kann dabei irgendwelche anschaulichen Gegenstände oder ihre Beziehungen „konstatieren" (z. B. daß jemand hinter ihm steht, den er weder sieht noch hört, noch sonst empfindet) oder unanschaulicher (gedanklicher) Bewußtheiten inne sein (z. B. Deutschlands Kultur werde mit denselben Symptomen zugrunde gehen wie die römische Kultur). Hierher gehören jene Wahninhalte, die in der religionspsychologischen Literatur unter dem wenig glücklichen Namen der „intellektuellen Visionen" gehen (Österreich 227). Untersucht man nun solche Wahnerlebnisse, so muß man vorsichtig analysierend verfahren. Es ist nämlich relativ selten, daß eine solche Wahnbewußtheit ganz allein vorkommt. Meist wird sie durchkreuzt von allen möglichen anderen abnormen Bestandteilen des Seelenlebens, z. B. von Sinnestäuschungen, pathologischen Affekten u. dgl.[2]. Und beide eben genannten Komplikationen können ebenfalls wahnbildend wirken. Es ist früher in der psychiatrischen Literatur viel darüber gestritten worden, ob die Wahnideen den Affekt oder der Affekt die Wahnideen erzeugen. Beides und noch dazu mancherlei anderes ist richtig. Manche primär (d. h. aus psychologisch völlig unbekannten Motiven) entstandenen Wahnideen führen einen starken Affekt, z. B. Angst, herbei, andere nicht. Manche intensiven Affekte erzeugen Wahnideen (z. B. die, verfolgt zu werden), andere nicht. Hier ist jeder Fall anders. Es ist deshalb von vornherein wenig befriedigend, wenn sich manche Forscher bemühen, ein Moment als sogenannte Ursache der Wahnbildung aufzuzeigen. So hört man etwa, der Affekt solle eine „Vorstellung" derart an „Kraft" verstärken können, daß ein falsches, nämlich ein wahnhaftes Realitätsurteil entstehe. Aber es gibt eben stärkste Affekte ohne Wahnideen und deutliche Wahnideen ohne Affekte. Daran können alle Theorien nichts ändern[3]. Ich begreife z. B. schwer, wie sich ein so unterrichteter Forscher wie Pick mit der Meinung zufrieden geben kann, der Affekt schaffe die Ichbeziehung, d. h. den Beziehungswahn (244). Zum mindesten taucht doch sofort die weitere, die Hauptfrage auf: welcher Affekt und unter welchen Umständen? Und wenn Berze (22) eigene frühere Arbeiten zusammenfaßt in der Behauptung, die Ursache des Beziehungswahnes liege in einer Störung des Wahrnehmungserlebnisses, so knüpft doch der Nachdenkende sofort die weitere Frage an: in welcher Störung des Wahrnehmungserlebnisses denn? Und warum denn gerade des Wahr-

[1] Vgl. die kleine Studie von Jaspers (141), besonders die dort angeführten Proben aus Strindbergs Inferno, — und Dromard (50 a).

[2] Siehe z. B. Schreber (284) und Serko (294).

[3] Daran ändert auch die Hilfstheorie der „verdrängten" Affekte nichts.

nehmungserlebnisses, da es doch viele primäre Wahnideen gibt, die mit dem Wahrnehmungsakt überhaupt gar nichts zu tun haben! Ganz wirklichkeitsfremd sind die Theorien von Julius Schultz (286), sie passen vielleicht zur Not auf eine kleine Klasse von Wahnideen, keinesfalls aber auf die Mehrzahl. Diejenigen Versuche einer Paranoiatheorie, die mir bisher bekannt wurden, unterscheiden meines Erachtens niemals sorgsam genug folgende drei Momente:

1. Die Frage nach der Ursache der Wahnbildung;
2. die Frage nach etwaigen verständlichen Zusammenhängen einer Wahnbildung;
3. die Frage nach dem Wesen der Wahnbildung selbst.

Die ersten beiden Gesichtspunkte sollen hier unerörtert bleiben. Was aber den dritten anlangt, so besteht für mich kein Zweifel, daß der primäre Wahnvorgang eben etwas Primäres, d. h. nicht Ableitbares ist[1]. Wenn ich bei der Betrachtung der roten Mütze eines Bahnhofvorstehers plötzlich die unerschütterliche Gewißheit habe, daß diese sonst tausendfach erlebte Mütze plötzlich etwas für mich bedeutet, so hat sich nicht an der Wahrnehmung der Mütze selbst irgend etwas geändert, sondern in der Mütze ist gleichzeitig etwas anderes mit „gemeint", die Qualität des Aktes ist alteriert, andersartig geworden. Was die Ursache dieser Aktqualitätsveränderung ist, ist wiederum eine Frage für sich. Zukünftige Forschungen werden diese spezielle paranoische Aktform noch besser herausarbeiten müssen.

Die sekundären Wahnideen sind demgegenüber abgeleitet, erschlossen[2]. Sie sind Erzeugnisse irgendwelcher Überlegungen, z. B. wenn ein lebhaft akustisch halluzinierender Kranker aus den gehörten Stimmen schließt, es sei eine Verschwörung da, ihn unschädlich zu machen. Oder sie sind gleichsam plastische Gestaltungen maßloser Affekte, z. B. wenn eine agitierte Melancholika jammernd ausruft, ihre Kinder würden im Nachbarzimmer geschlachtet. Natürlich gibt es noch mancherlei andere Wahnmechanismen. Sieht man aber von diesen — phänomenologisch minder interessanten — sekundären Wahnideen ab, und versucht man, die primären zu ordnen, so kann dies auf verschiedene Weise geschehen. Tausendfältige Erfahrung ergibt sehr mannigfaltige Bilder. Es hat weniger Sinn, zu unterscheiden, ob jemand mit elektrischen Maschinen oder durch Vergiftungsversuche verfolgt wird, — auch hier hat freilich die Freudsche Psychoanalyse viele Verdienste, indem sie untersuchte, wie der einzelne gerade zu seinen und nicht zu anderen Wahnideen kommt, — sondern abgesehen von dieser persönlichen Färbung der Symptome (assoziativen Geformtheit) kann man folgende Arten unterscheiden:

Es gibt primäre Wahninhalte, die im ersten Entstehen egozentrisch sind. „Ich sah jene Dame sich mir nähern und wußte sofort, daß es mir ans Leben geht". Andere Wahnkranke erleben primär unegozentrische Bezogenheiten: eine Ansammlung vieler Kinder an einer

[1] Vgl. auch Heveroch (116).

[2] Besonders Bleuler (28) hat diesen Teil der Psychopathologie bereichert.

Straßenecke bedeutet einen modernen Kreuzzug. — Es lassen sich die Wahninhalte ferner danach unterscheiden, ob sie irgendwelche anschaulichen Momente miteinander verknüpfen oder unanschauliche Beziehungen behaupten. Für den ersten Fall diene als Beispiel, wenn jemand annimmt: kleine Strohreste auf der Straße bewiesen die Anwesenheit von zwei Detektivs; für den letzteren Fall, wenn eine Zeitungsüberschrift: „Aufgeregte Szenen in der französischen Kammer", den Anfang des Weltuntergangs andeuten soll. — Ferner lassen sich die primären Wahnideen danach sondern, ob sie von vornherein ganz klar und äußerst speziell geformt sind, oder ob sie nur ungewisse Andeutungen geben. Im letzteren Falle hat der Kranke oft nur den unmittelbaren bestimmten Eindruck, daß „etwas" los sei, ohne doch angeben zu können, was er denn eigentlich Bedeutungsmäßiges erfahren habe. — Wenn ich ferner erwähne, daß die primären Wahnerlebnisse — wenigstens die im Beginn der Psychose erlebten — meist stark gefühlsbetont sind, während sie in seltenen Fällen von den Kranken nur gleichmütig registriert werden, habe ich ein weiteres unterscheidendes Merkmal erwähnt. Aber man könnte aus dem Material heraus noch manchen anderen Gesichtspunkt der Einteilung wählen. Das Gemeinsame an allen noch so verschiedenartigen primären Wahninhalten ist, daß diese festen Überzeugungen aus dem Nichts heraus geboren oder an gleichgültige äußere Umstände geknüpft werden, die für den Normalen nicht das mindeste Bedeutungsmäßige enthalten. Ich lasse hier eine Schilderung eines solchen Wahnerlebnisses folgen. Es pflegt oft den völlig Gesunden unvermittelt mit allen Schrecknissen eines ungeheuerlichen Ereignisses zu überfallen. Vor dem großen Kriege nannten es manche Kranke [1] das Weltkriegserlebnis, um das unsagbar Schreckliche anzudeuten, oder man hört die Ausdrücke des Weltuntergangs- oder Karfreitagserlebnisses.

Es war in der Natur so trübe und so dunkel. Die Freundin hatte so trübe dunkle Augen. Sie habe zu ihr gesagt: Du siehst so ganz anders aus. Sie half ihr Kuchen backen. Als der Kuchen in den Ofen kam, sei ihr der Gedanke gekommen, da wird eine arme Seele in den Backofen geschoben. Sie konnte nichts essen, es war ihr alles so zuwider. — Als morgens die Sonne aufging, war es Karfreitag. Da war alles so anders. Die Sonne war so groß und so merkwürdig. Im Garten standen drei Pfähle, die kamen mir vor wie drei Kreuze, über dem mittleren Pfahl hing ein Tuch. Da meinte sie, es sei der gekreuzigte Heiland. Sie sagte zu den anderen: Was ist denn das, wir sind auf dem Kalvarienberg. Es sei ihr alles wie umgewandelt vorgekommen. Sie habe gedacht, es sei eine neue Welt. Es fing an zu schneien. Es war eine unheimliche Umwandlung. Alles lief so schnell, es war gerade wie elektrisiert. Sie war wie in einem Kino. Die Leute auf der Straße liefen so eigentümlich, so hastig. Als sie zum Fenster hinaussah, da habe sie geglaubt, im Acker werden Schützengräben gebaut. In der Natur war alles so benebelt. Sie hörte, wie im Gang ein Kreuz geschleppt wurde. Da habe sie gedacht: Der Mensch denkt und Gott lenkt, nun sei sie die erste, die gekreuzigt werde. (Fräulein Meister, Psychiatr. Klinik, Heidelberg, 26. Juni 1919.)

„Dann stellte es sich am 23. April ein, da fiel plötzlich ein Maikäfer vor mich hin auf den Rücken und zappelte. Ich lachte, bekam sofort Muskelschmerzen, hatte damit zu tun bis Oktober. Es war damals, als die Vögel so aus den Kästchen plötzlich während der Brutzeit flogen, und an den Bäumen hörte ich merkwürdige Sachen, wie

[1] Es handelt sich immer um Schizophrenien.

Luise, Luzie" usw. (Auguste Parasol, Brief vom 18. März 1920. Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

Nachts gegen 3 Uhr wachte sie an einem ganz merkwürdigen Pfeifen auf. Es sei kein menschliches und kein Vogelpfeifen gewesen. Es sei ganz nah am Haus gewesen und doch wieder ganz in der Ferne. Da habe der Hahn gekräht, und sie habe gedacht, ob es denn Passionszeit sei und der Heiland komme. Sie betete und meinte, es sei vielleicht die Verkündigung eines der sieben Siegel aus der Offenbarung. Sie dachte, es sei vielleicht die Trübsal ausgegossen worden, als es so pfiff. Es zog auch eine schwarze Wolke so ganz schnell am Schlafzimmer vorbei. Da dachte sie, es sei der böse Geist. Außerdem haben dreimal drei helle Lichtstrahlen den Himmel gespalten. (Luise Biserta, Psychiatr. Klinik, Heidelberg, 25. April 1919.)

In solchen primären Wahnerlebnissen sind die Kranken meist auch äußerlich auffällig, ängstlich oder ekstatisch erregt. Demgegenüber folgen hier die Beobachtungen eines ruhigen Mannes, eines Zugführers, der ein Eisenbahnunglück verschuldete:

Offenbar wolle man ihn nicht mehr einstellen, weil er zu viel Mißstände in der Verwaltung der badischen Eisenbahnen aufgedeckt habe. Er sei den Leuten zu gefährlich. Man wolle ihn kaltstellen. Er schließe das alles aus verschiedenen Beobachtungen: In seinem jetzigen Amt, wo er also seit dem 14. August 1913 beschäftigt werde, falle ihm alles mögliche auf. Ganz offenbar wolle man ihn verwirren. Man übertrage ihm Scheinarbeiten, wenigstens der größte Teil seiner Arbeiten bestehe in solchen Scheinarbeiten. Z. B. seien manche Schriftstücke, die er zu erledigen habe, Sonntags ausgefertigt. Das habe sich herausgestellt, als er die Daten der Abfertigung nachgeprüft habe. Es fände sich ferner häufig in den Instruktionen der Stempel „Eisenbahnschule Karlsruhe". Dieser Stempel „Eisenbahnschule" sei ganz offenbar eine Anspielung darauf, daß er jetzt quasi in eine Eisenbahnschule gehe. In den Paragraphen sind manche Worte oder Sätze seinetwegen verdreht. „Wenn mir's zu dumm geworden ist, habe ich gar nicht drin gelesen. Ich hab' gemerkt, daß es nicht gut tut. Alles ist ja nicht dumm, aber immer wieder kommt so Lumpenkram dazwischen, was einem nicht gut tut, zu lesen." Die Nachrichtenblätter von der Generaldirektion würden doppelt geführt, ein Exemplar für ihn, eins für die andern. Das schließe er aus einer eigenartigen, doppelten Numerierung der Blätter und Abschnitte, die früher nicht vorhanden war. Auch waren die Nachrichtenblätter immer so auffällig dick. Man wollte ihn offenbar „schulen", indem man ihm Artikel über das Eisenbahnunglück hinschob. Es war alles wie Scheinmanöver; nein, doch nicht alles, sondern nur teilweise. Z. B. mußte er etwas über die Feuerversicherung eines Wasserturmes ausfertigen! Das sei doch der reinste Hohn. Auch kam auffällig oft das Wort Umformerraum vor, das sollte besagen: sein Raum, insofern man ihn umformen will in der Eisenbahnschule. In den Schriftstücken fanden sich zahlreiche orthographische Fehler, und er erkundigte sich nun zum Schein jedesmal bei einem anderen Beamten, was richtig wäre. Z. B. wurde geschrieben Sääle und lehr (anstatt leer). Dahinter habe etwas gesteckt. Doch er nahm sich, sobald er sich einigermaßen kräftig fühlte, vor: „Ich mach' mit." Bei Dezimalstellen der Summen, die er zu addieren hatte, wurde plötzlich nur eine Dezimalstelle geschrieben, und nicht, wie es bei Mark und Pfennigen üblich sei, zwei. Dann wurde die Sache immer toller; bis Weihnachten nahm es zu, dann „rüsteten sie ab", sie trugen in der letzten Zeit sogar schon die Akten fort. „Am 1. Dezember 1913 haben sie schon gedacht, ich streck' die Waffen, aber ich hab' ausgehalten" (mit Stolz und Selbstbewußtsein!). Man ließ ihn ausgangs November eine Sach selbständig schaffen, um ihn auf die Probe zu stellen. Der Bau eines Hauses im Industriehafen war auch Schwindel. Man trieb mit Hochbau und Tiefbau ein ewiges Spiel. Man hatte extra Drucksachen „Strafantrag gegen Werkstättenarbeiter", obwohl das doch so selten vorkomme, daß man dafür nicht besondere Impressen brauche. „Das glaub' ich ganz bestimmt, daß das gegen mich gemünzt war." Nämlich deshalb, weil er einen solchen Strafantrag gestellt habe. Wenn er weg war, durchsuchte man immer seine Papiere, ja, man rief ihn zu diesem Zwecke auch extra ans Telephon. Man hat ihn beobachtet, ist hundertmal ganz sinnlos ins Zimmer hereingelaufen usw. „Ich hab' ganz genau gewußt, was ich

privatim anderen sag', wird weiter getragen." So hab' er einmal einem Kollegen erzählt, ob er wohl die Schriften von Grassmann gelesen habe, und in der Tat, nach wenigen Tagen fand sich dann auch unter den abzuschreibenden Schriftstücken ein solches, wo Grassmannstraße drin vorkam. Was er gesprochen habe (er sprach alles mit Bedacht und mit Absicht), kam auf diese Weise wieder, anfangs schleppend, später: „Schwupp, den andern Tag war's da." Man ist seinetwegen, wenn er ins Zimmer trat, „scheinweis" erschrocken, man hat seinetwegen Unterhaltungen geführt. Man fragte soviel nach Leuten, die akkurat nicht da waren. Z. B. fragte ein Beamter im Bureau eines Tages, ob der Tüncher dagewesen sei und das Rattengift gelegt habe. Natürlich wollte man ihn damit nur irre machen, denn was gehe ihn denn Rattengift an? Diese Mannheimer Stelle sei extra für ihn geschaffen. (Lachend): „Man soll ja grad meinen, man wär' dort in der Irrenklinik." Alles, das Arbeiten, die Schriftstücke, das Vorlesen solle ihn dort krank machen. Zweifellos würden seine Arbeiten hinterher wieder vernichtet, weil es eben nur Scheinarbeiten seien. Das schließe er ja schon daraus, daß einmal der Abort verstopft gewesen sei. Und womit solle er denn anders verstopft sein als mit seinen Arbeiten!? (Leonhard Bader, 22. Juli 1914, Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

Interessanterweise glauben manche Kranken, daß sie nicht nur selbst die Anspielungen der andern merken, sondern daß auch ihre eigenen absichtlichen Winke von den andern sehr wohl aufgefaßt werden. So ergibt sich dann eine seltsame, nur dem Psychotischen verständliche, vom anderen meist gar nicht bemerkte Zeichensprache:

Frau Küfer legte z. B. ein Bündel Haare ihres Kindes außen vor das Küchenfenster, um den Nachbarn zu zeigen, sie habe ein Haar in der Wohnung gefunden. — Weil man ihr für die kleine und kalte Wohnung zuviel abverlangte, legte sie eine Schraube neben die Haare, um anzudeuten, sie werde geschraubt. — Endlich nahm sie, bevor sie aus der Wohnung, wo sie soviel auszustehen gehabt hatte, wegzog, einen großen Korb mit in den Hof, wo alle zusehen konnten, und kehrte ihn dort mit einem Besen aus. Das bedeutete, daß sie jetzt Schluß mache mit ihrer Wohnung, sie wollte ihre Ruhe haben. Als sie sah, daß der Korb schimmelig war, freute sie das besonders, denn daraus konnten alle ersehen, daß das schon „etwas Altes" (Schimmel = alt) sei, daß sie immer geplagt würde. Sie drehte sich dann um ihre eigene Achse, um zu zeigen, mir ekelt es vor den Leuten. (Berta Küfer, Psychiatr. Klinik, Heidelberg, 1. III. 21.)

Bei einem andern Beispiel tauchen deutlich sekundäre Wahnideen auf; aus ihnen entwickelt sich dann zuweilen ein richtiges W a h n s y s t e m.

Am Dienstagabend kam er vom Dienst heim, da merkte er, „daß die Sach' net richtig war"; es war ihm unheimlich, er dachte, die Schwarzen könnten ihm was tun. Er sah „vermülbte Gestalten", die standen am Schulhaus, es war ihm verdächtig. Er ließ den Bruder nicht ins Haus, richtete den Revolver und schob Patronen hinein. Er hatte Angst, die ganze Nacht standen die Feinde draußen, er war in der Küche, ging nicht zu Bett. Als er früh um 6 Uhr das Haus verlassen wollte, sah er, daß die Nachbarin in ihr Haus ging, erschrak, ein Tuch um ihr Licht hing und in den Stall ging. Daraus schloß er, daß noch Kerle draußen standen. In ängstlicher Verzweiflung sprang er durch Feld und Wald, lief Tag und Nacht, um sich vor den Verfolgern zu retten. Wo er auch stand, immer hüpften ihm Lichter nach. Er warf 400 M. in den Bach und hockte dann selber ins Wasser. Es sei eine eingefädelte Geschichte, die Verfolgung sei schon lange vorbereitet. Er sei das Opfer. Wenn er nicht so eine feste Natur hätte, wäre er schon gebrochen, ein halber Mann sei er ohnedies schon, es sei traurig. (Thomas Stephan, Psychiatr. Klinik, Heidelberg, 2. November 1912.)

Ganz anders sehen die W a h n i d e e n der M e l a n c h o l i s c h e n aus. Sie sind zwar auch in gewisser Hinsicht primär, nicht abgeleitet, aber sie

hängen doch aufs engste mit dem depressiven Affekt zusammen. Mit diesem Affekt beginnt meist die Störung, und die Wahngedanken begleiten ihn erst, wenn er höhere abnorme Grade erreicht[1]. Man hat, wenn man viele solche Zustände sah, die feste Überzeugung, daß im depressiven Wahn ein ganz andersartiger Mechanismus vorliegt, wenngleich es bisher noch kaum möglich erscheint, diesen näher zu beschreiben und vom Weltuntergangserlebnis abzugrenzen.

Sie sei die Wurzel alles Übels. Sie sei durch ein Versehen in die Klinik gebracht worden, die Aufnahme sei überhastet, der Schwager habe sich nicht rechtzeitig alles überlegt. Er habe dadurch eine schwere Schuld auf sich geladen, sie sei aber schuld daran. Nun komme er wegen Freiheitsberaubung ins Gefängnis. Sie koste zu viel Geld; sie ruiniere die ganze Familie, sie allein sähe, wie traurig alles sei. Sie sei die Urheberin alles Unglücks auf der Welt. Am besten wäre sie als Kind schon gestorben. Über die Angehörigen habe sie furchtbares Unheil gebracht: Ihrer Nichte seien im Bad die Brüste abgeschnitten worden, eine andere Nichte habe man in eine Kiste verpackt. (Luise Wollenbach, Psychiatr. Klinik, Heidelberg, 10. August 1908.)

Diese nihilistische Wahnbildung nimmt zuweilen ganz seltsame Formen an. Die Kranken glauben keinen Magen, keinen After mehr zu haben. Es ginge weder oben etwas hinein, noch hinten etwas heraus. Oder sie meinen, sie wären nichts; weniger als ein Tüpfelchen auf dem i. Zuweilen haben diese krankhaften Vorstellungen trotz aller Depression einen fast humoristischen Zug:

Die ganze Welt sei voller Wald. Niemand könne mehr hindurchkommen. Alles sei zunichte gemacht, der Boden in den Himmel und der Himmel da herunter — jetzt wird es nimmer dunkel, jetzt wird es immer heller, das hab' ich gemacht, ich bin eine Person! — — Ich bin die dümmste Person. Ich hätt' die Nacht nicht auf das erste, sondern auf das zweite Klosett gehen sollen, dann wäre es immer dunkel geblieben, dann wäre es gar nicht mehr Tag geworden, dann bräuchten die Arbeiter drüben beim Neubau nicht mehr zu arbeiten, dann tät' kein Zug mehr fahren, dann hätt' es so geregnet, daß die Flüss' ausgingen, alle wären dann versoffen. (Anna Rumpel, Psychiatr. Klinik, Heidelberg, 26. Juli 1920.)

In fortgeschritteneren paranoischen Fällen von Schizophrenie kann man kaum mehr analysieren, was primär, was abgeleitet ist, was auf Sinnestäuschungen beruht usw. Obwohl diese verworrenen Wahnkomplexe ebenso wie die klaren Wahnsysteme nur in losem Zusammenhang mit dem hier erörterten abnormen Akt des Wahnerlebnisses stehen, seien doch einige kleine Proben mitgeteilt:

„Bin ich über den Arbeiterstand hinaus (er ist Tischler), so habe ich Denkkraft, bin ich unter den Arbeiterstand, so sterbe ich ab. Es gibt acht Menschenklassen, passe ich unter die 3. Klasse, so weiß ich nicht, was Mensch ist, so weiß ich nicht, ob es Weib oder Mann ist. Geistig bin ich (offen gestanden) in der 2. bis 3. Klasse gewesen." (Otto Stoff, 23. November 1909, Langenhorn.)

Und von dem gleichen Kranken ein Beispiel für Größenwahn:

Sein Großvater sei ein gewisser Roderich von Stoff, ein für irrsinnig erklärter, in Friedrichsberg verstorbener Irrenarzt gewesen, ein Mann von ungeheurem Genie, dessen ganzer Gedankengang sich auf ihn übertragen hätte, wahrscheinlich durch Ein-

[1] Deshalb halten manche Forscher den gesamten depressiven Wahn für sekundär.

impfung . . ., daher rührten auch seine Impfnarben; von ihm stammen auch seine Kenntnisse über alle größeren Politiker. In einer Versammlung habe Bebel die gänzliche Stammesgeschichte der Hohenzollern und der Hohenstaufen auf ihn übertragen. Er stamme ab von einer Majestätin, der Frau Bendorf, man könne sie auch Sultanin nennen usw.

3. Richtung und Durchführung abnorm

Die großen Psychosen liefern zahlreiche Fälle, bei denen nicht nur die richtig begonnenen Intentionen an irgendeiner querkommenden Störung scheitern, sondern bei denen außerdem auch die Akte selbst abnorm sind. Die Gesamtstruktur des Seelenlebens ist eben dann gestört. Eine eigentliche Analyse ist nicht mehr möglich. Man kann nur das Gesamtbild schildern und vermag kaum mehr Einzelheiten herauszusondern. Doch kann man zwei sehr verschiedene Typen der seelischen Destruktion voneinander trennen. Der eine ist der paralytische Typus. Er entspricht am ehesten dem oben beschriebenen Zustand der gedanklich strukturellen Demenz. Er ist ein vorwiegend negativer Typus. Die Gedanken verwirren sich, das Gedächtnis nimmt ab, die feineren Regungen des Gemütes erlöschen. Einzelne Wahngedanken tauchen auf und werden sofort wieder verlassen. Nichts hat Bestand. Etwas eigentlich Neues erscheint nicht. Der andere ist der schizophrene Typus. Hier betrifft die Störung am wenigsten und erst am spätesten die formalen Fähigkeiten der Seele. Die einzelnen Akte des Wahrnehmens, Erinnerns, des Kombinierens, Urteilens, Schließens, Begreifens, des Erwartens, Zweifelns, Fürchtens, Hoffens, Wünschens, Freuens, Betrauerns usw. können sich hier bis in späte Zeiten des seelischen Destruktionsprozesses richtig vollziehen. Und wenn man sich trotzdem bei solchen schizophrenen Zerfallsvorgängen gelegentlich des Wortes Demenz bedient, so ist dies eigentlich insofern unzulässig, als es sich um eine wirkliche formale Demenz im oben definierten Umfang nicht handelt. Hier drängt sich der Beschreibung geradezu das alte populäre Bild des Schiffes auf, das in seiner inneren Struktur im einzelnen gut erhalten ist, und das doch durch ein mangelndes Zusammenarbeiten aller Faktoren im ganzen unfähig geworden ist, ein Ziel zu erreichen: die Steuerung versagt.

Inwieweit zum Beispiel die Fähigkeit der schriftstellerischen Darstellung, inwieweit Scharfsinn, Beobachtungsgabe, Gefühlsleben usw. noch gut erhalten sind, vermag ein Leser, der Schizophrene selbst zu studieren keine Gelegenheit hat, aus den Denkwürdigkeiten Schrebers (284) zu entnehmen. Zugleich wird er aus der Lektüre dieses Buches aber erfahren, in welch gewaltiger Weise dieser Geist doch gestört worden ist. Viele der bisher beschriebenen einzelnen seelischen Abnormitäten finden sich im Verlauf der Schizophrenie zusammen: Sinnestäuschungen und Wahnideen, abnorme Gefühle und seltsame Willenslagen usw. Aber alle diese einzelnen Abnormitäten machen nicht das Wesen der Störung aus. Alle diese Momente sind — wenn ein Vergleich gestattet ist — nicht, wenn auch in wirrer Weise, auf ein geordnetes Grundgewebe gestickt, sondern dieses Grundgewebe ist selbst in all seinen Fäden verwirrt, so daß jeder Versuch einer einheitlichen Erfassung scheitert. In viele einzelne Seelenabnormitäten vermag

sich auch der Normale noch hinein zu versetzen, weil er sie hinzufügt zu dem normalen Unterbau; in den schizophrenen Mechanismus vermag sich kein gesunder einzufühlen, weil hier die gemeinsame Basis der Verständigung fehlt. Das Unerwartete wird hier stets Ereignis. Die Gefühlsakte beziehen sich nicht mehr auf die Gegenstände, auf die sie sich bisher bezogen. Geliebtes wird gehaßt und umgekehrt. Alle alten Ziele werden verleugnet, neue, immer wechselnde Augenblicksziele werden erstrebt. Die Seele hat ihre Steuerung verloren. Allmählich wird auch der äußere Ausdruck, das Benehmen, verschroben, seltsame Angewohnheiten stellen sich ein, jede gesellschaftliche Form wird ins Groteske übertrieben oder ganz vernachlässigt. Auch die Sprache wird oft verändert, die sprachlichen Laute dienen nicht mehr als Symbole für das bisher im Leben Erlernte, sondern gewinnen neue Bedeutungen; neue Wörter werden erschaffen (Neologismen). Selbst im Satzbau verschwindet die Ordnung, die Steuerung des sprachlich niedergelegten Gedankengangs (Sprachverwirrtheit). Die sprachlichen Produkte seien hier in einigen Proben veranschaulicht, sie sollen nur eine ungefähre Vorstellung geben: eine genaue Analyse würde den hier vorgeschriebenen Rahmen sprengen [1].

„Ich bin eine freie Zitherspielerin, deshalb brauche ich meine Heiratspapiere.“
(Frau Schönemann, 10. 11. 14, Psychiatr. Klinik Heidelberg.)

Gedicht.

Botanik ohne Affen
Fällt gar schnell
Botanik mit Affen
Hält gar grell!

Der Mann.

Der Mann kennt seine Korpuskologie,
Setzt sie in Marmorgröße
Muskelt seine Stärke,
Versteht das Begreifen.

Hemisphäre.

Voll bewohnte Form
Tragbar auch in Fremd
Habend mannigfaltige Kinderleben
Habend auch den englischen Hof.
Habend die schweizerischen Maison fenêtre
Habend die deutschen Finanzen
Seiend gepflanzt europäisch
Habend den Baseler botanischen Garten
Habend den Karlsruher Museumsaal
Sprechend deutsch, französisch und englisch
Habend Berliner Zeitungen
Habend das Parlament Hohenhön
Seiend gehalten von Gärtner und von Architekten
Habend das architektonische Heidelberg
Haltend Heidelberg badisch
Habend in Karlsruhe den Architekten Weinbrenner

[1] Vgl. zu den Sprachneubildungen Meringer und Mayer (201) und Spitzer (301). Auch Itten (148), Haßmann (102 c) und Tuczek (315 a).

Sich verlebten in zehn Jahrigkeit
Habend außer Kurorte die Stadt Aachen
Haltend die Stadt Aachen mit Infanterie
Habend berühmte Buchhandlungen
Cohn Bonn.
Danker und Groos Koblenz
Strauß Bubbecke Bonn
Lassend lernen Gedichte
Haltend in Bonn Beethoven, halten Kinder Konzerte
Lassend in Koblenz Lieder singen
Lassend die Koblenzer Musik regieren durch Häubner
Seiend eine tadellose Zehnjährigkeit.

(Luise Lebrun, 21. Februar 1906, Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

Ein ganz extremes Bild der Sprachverwirrtheit (Wortsalat) liefert ein Brief einer alten schizophrenen Frau.

An Ihre Exzellenz Frau Regierungspräsident von N. in Spiere a. Rhein.

Fischen im Algäu 23. Enascham.

The Tsche Notre Dame
Necravowe compreve desse tischewecente
dessederavont Ampeffe capovedent amprow
desseschou. Dechende requipen te Dresseda
vesedy abo scheve edeserento Kavrote usw.

. . . .

Sopron Baronesse
pilar paz Dell
De — la Haye.

(Frau Etzbaum, Juli 1920, Klingenmünster.)

Man würde sehr irren, wenn man glauben würde, daß Kranke, die solch wirre Worte reden oder schreiben, *nur* diese „Sprache“ sprechen könnten. Man kann sich gelegentlich minutenlang, stundenlang mit einem Schizophrenen formal korrekt unterhalten, ohne vom Vorhandensein einer solchen neuen Sprache eine Ahnung zu haben. Erst wenn zufällig ein bestimmter Gedankenkomplex angeschnitten wird, oder wenn ein kundiger, den Kranken kennender Arzt ein Zauberwort spricht, stürzt plötzlich diese fremde Sprache hervor. Auch dieses Beispiel der Sprachverwirrtheit weist darauf hin: die formalen Fähigkeiten korrekter Sprache bleiben erhalten, und *daneben* besteht die katatonische Neuheit. — Man könnte glauben, solche Worte seien klangliche Spielereien ohne Sinn: das mag gelegentlich vorkommen. Aber sicher gibt es solche neue Sprachen, die Sprachen im eigentlichen Sinne sind, d. h. übersetzt werden können.

Karl Tuczek (315 a) glückte es, eine schizophrene Sprache in statu nascendi zu studieren. Aus seinem Material finde hier noch ein Beispiel Platz :

Der Stein = le Distel (Weil zu Hause auf dem Feld neben einem Stein, auf dem sie oft zu sitzen pflegte, eine schöne rote Distel stand.)

Das Bett = le Kuchen (Weil die Mutter, als sie krank war, das Nudelbrett zum Kuchenbacken ans Bett bringen ließ.)

Der Arm = le Traube (Weil der erste Mensch eine Traube am Arm tätowiert hatte, den hat man ihm abgenommen, das waren nämlich zerbrechliche Menschen.)

Die Schwester = den Holz (Weil „Schwe“ = den ist und „ster“ = ein Ster Holz, also Holz.)

Auch die spielerische oder künstlerische Betätigung wird durch den schizophrenen Mechanismus oft seltsam modifiziert. Ja es ist seit langem bekannt, daß Persönlichkeiten, die bisher weder ein Interesse an der Kunst hatten, noch etwa selbst sich darin versucht hatten, erst durch ihre schizophrene Geistesstörung zur künstlerischen Betätigung veranlaßt wurden [1]. Die Psychose schafft hier geradezu Werte; ohne sie wäre der Kranke niemals zum Künstler geworden. Das Motiv ist im einen Fall (neben dem Unvermögen, sich sprachlich auszudrücken) vielleicht die Fähigkeit, mit den Händen bildnerisch zu arbeiten. Dem geistig wenig ausgebildeten Manne gehorchen ja oft die Hände besser als die Zunge. Und da die Fülle seiner Erlebnisse zum Ausdruck drängt (Wille zur Abreaktion ins Motorische und Wille zur Form), wird er zum Künstler.

Oft sind es nur abnorme innere Gefühle, die nach künstlerischem Ausdruck drängen, oft aber suchen sich auch schizophrene Gedanken zu gestalten. Die Kranken beschäftigen sich mit Gott und der Welt, sie erfinden seltsame Systeme, die sie dann bildlich deutlich zu machen versuchen. Für die schizophrene Kunst gebe ich hier keine Proben, Morgenthaler (211) hat soeben einen wichtigen Fall veröffentlicht [2], und Hans Prinzhorn wird bei Springer in kurzem einen Teil der Schätze der Bildersammlung der Heidelberger psychiatrischen Klinik erläuternd herausgeben. Für ein veranschaulichtes schizophrenes „System“ gibt Figur 3 ein Beispiel.

Weltanschauung von Obermaschinist Viernisel mit den Wunsch auf baldige Entlassung aus der Nerven-klinik Heidelberg.

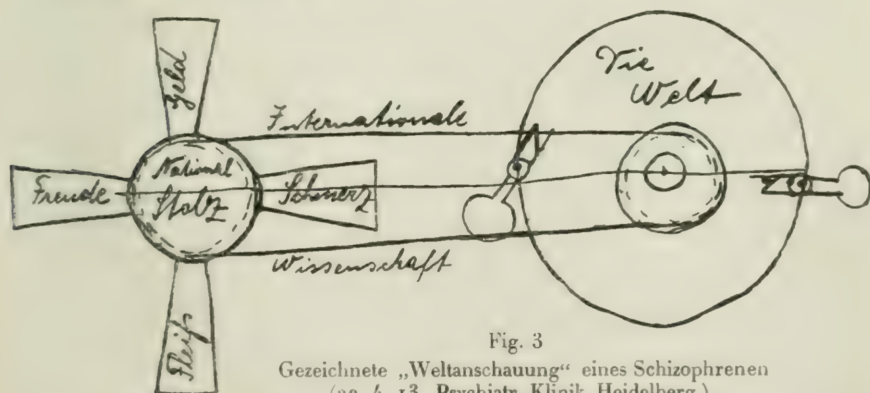


Fig. 3
Gezeichnete „Weltanschauung“ eines Schizophrenen
(22. 4. 13. Psychiatr. Klinik Heidelberg.)

---

[1] Benjamin Rush (1745 bis 1813) handelt in dem 5. Band seiner Medical inquiries and observations von den Geisteskrankheiten und erwähnt, daß in zwei Fällen sich das Zeichentalent während einer Geisteskrankheit entwickelte. Auch gebe es in jedem Irrenhaus Kranke mit überraschenden, erst in der Psychose entstandenen mechanischen Talenten (Schiffsbauer u. dgl.). Ähnliches über dichterische Betätigung bei Pinel, Sur l'aliénation mentale, § 210, S. 242 und bei Möbius (204). Siehe auch Haßmann (102 c), Prinzhorn (249 a), Morgenthaler (210 u. 211).

[2] Einen weiteren bei Schilder (279), S. 30.

Zu dieser (um ein Drittel verkleinerten) Zeichnung gab der Kranke folgende Erklärung:

„Das ist die Welle, um die sich alles dreht: Nationalstolz. Das soll die Gerechtigkeit sein, das Militär, die Polizei also, nicht wahr — eben der Nationalstolz.— Fleiß und Geld, das ist das vis-à-vis. Für Fleiß ist das Geld die Lösung; das alte Wort heißt: Geld regiert die Welt. Und wer fleißig ist, bringt es zu Geld, auf welchem Gebiet ich da arbeite, ist ganz gleich. So sagt schon Schopenhauer: Nicht der Reiche ist glücklich, sondern der Glückliche ist reich. — Das Ganze will das ganze Weltall vorstellen, Sonne, Mond und alle Sterne. Das Bindeglied zwischen dem Weltall und der Erde ist die internationale Wissenschaft." (Gustav Vierneusel, Psychiatr. Klinik Heidelberg, 22. April 1913.)

Die Heidelberger psychiatrische Klinik besitzt eine ganze Sammlung von Büchern pseudophilosophischen Inhalts, die von Geisteskranken, meist von Schizophrenen geschrieben worden sind. Die Leserschaft solcher Bücher merkt das nicht immer. Daß z. B. das Buch „Rembrandt als Erzieher, von einem Deutschen" so viele Auflagen erlebte, ist nicht nur angesichts der Tatsache verwunderlich, daß ein Schizophrener es schrieb, sondern daß sich seine Schizophrenie auch in der Schreibweise so deutlich kundtut.

In dem Bilde schizophrenen Zerfalls fällt häufig eine eigentümliche Abkapselung von der Umgebung auf. Die wahnhaften Ideen stehen in so heftigem Widerspruch zur Umgebung, daß diese absichtlich nicht mehr beachtet, sondern ausgeschaltet wird. Der Kranke lebt ganz seiner Ideenwelt und entschließt sich oft nicht einmal mehr zum Reden, zur Pflege des Körpers usw. (Autismus). Verharrt er dabei auch motorisch regungslos, schlaff oder widerspenstig gespannt (Negativismus), so spricht man von einem katatonischen Stupor[1]. — Die Intentionen zu irgendwelchen Bewegungen werden oft nicht zu Ende geführt, sondern mitten drin unterbrochen, gesperrt, wie wenn ein Sperrhaken plötzlich in einen bewegten Mechanismus eingreift. Eine solche Sperrung kann auch den Gedankenablauf treffen. In anderen Fällen löst eine — vielleicht sehr unbequeme — passive Bewegung nicht die Gegenbewegung aus: die Glieder bleiben in der mitgeteilten Haltung lange Zeit unbeweglich stehen (Flexibilitas cerea). Eine Tendenz zur ungewollten Nachahmung ist oft deutlich. Es braucht nur irgend jemand, der mit dem Katatoniker[2] das Zimmer teilt, irgendeine plötzliche Bewegung zu unternehmen oder einen lauten Ausruf zu tun, so kann der Kranke der Tendenz, sie ebenfalls zu vollziehen, nicht widerstehen (Echopraxie, Echolalie). Hiermit hängt auch die andere Tendenz mancher Schizophrener zusammen, sich selbst immer wieder zu imitieren, d. h. eine einmal begonnene Bewegung, eine Geste, einen Ausruf, einen Rhythmus von Lauten lange Zeit einförmig zu wiederholen (Stereotypie). Alle diese Symptome kann man beschreiben, aber nicht auf einzelne Ursachen zurückführen, nicht aus psychologischen Motiven verständlich machen. Soweit man in der Auffassung solcher Symptome überhaupt etwas weiter gekommen ist, hat man diesen Fortschritt vielfach den Forschungen

[1] Es gibt sicherlich aber auch Stuporen ohne innere Welt, ohne geistige Vorgänge.

[2] Katatonie ist eine besondere, stürmische Verlaufsform innerhalb der Schizophrenie. Katalepsie ist ein Zustandsbild, eine Tendenz des Kranken zur stunden- und tagelangen Fixierung irgendeiner Haltung.

Bleulers (28) zu verdanken. Eines dieser schizophrenen Symptome ist psychologisch von besonderem Interesse: die sogenannte Ambivalenz. Jeder Gesunde kennt selbstverständlich das Erlebnis des Schwankens, des Zweifelns. Soweit dieses Zweifeln in der Form etwa des Grübelzwanges erscheint, wurde es schon oben besprochen. In dem schizophrenen Mechanismus liegt aber noch ein besonderer in seiner Inhaltlichkeit abnormer Akt verborgen: die Ambivalenz. Vor allem im Gefühlsleben[1] zeitigt sie merkwürdige Ergebnisse. Liebe und Haß sind in seltsamer Weise gleichzeitig vorhanden. Nicht etwa wie es auch beim Gesunden geschieht, daß er an einem Gegenstand die eine Seite liebt und die andere haßt, sondern die gleiche Materie ist zugleich einem Akte der Liebe und des Hasses gegeben. Anders ausgedrückt: gleichzeitig bestehende Akte der Zu- und Abneigung richten sich auf den gleichen Gegenstand. Bleuler drückt dies so aus: Der Schizophrene liebt die Rose um ihrer Schönheit willen und haßt sie zugleich wegen der Dornen. Mich befriedigt diese Fassung des Phänomens noch nicht recht. Aber ich müßte weiter ausholen, als es hier der Raum erlaubt, um meine eigene theoretische Formung der Tatsachen zu begründen. Die ganze Lehre der Akte und besonders der Denkvorgänge harrt noch der Beleuchtung vom psychopathologischen Standpunkte aus.

B. MOTIVZUSAMMENHANG (RETROSPEKTIVER GESICHTSPUNKT)

Bei der hier so kurz zusammengedrängten dürftigen Beschreibung des überaus interessanten schizophrenen Mechanismus wurde schon das Problem der Motive gestreift. Und dies führt in ein ganz neues Gebiet der seelischen Vorgänge und ihrer Verknüpfung. Bisher wurde gleichsam eine zentrifugale Betätigung der seelischen Energie untersucht: die Richtung des Aktes auf den Gegenstand. Jetzt erhebt sich die Frage, wie der einzelne Akt seelisch begründet ist, wo er herkommt, wie er entsteht, aus was er hervorgeht, oder welche Ausdrücke man immer verwenden möge. Dabei denke ich nicht etwa an die causa, nicht an das physiologische Substrat oder dergleichen, sondern eben an jene Herkunft, für die man den Namen der psychischen Kausalität nicht verwenden sollte. Denn diese Kausalität hat mit jener nichts gemein. Das Motiv leuchtet ein oder wird abgelehnt, die Ursache wird als vorhanden oder nicht vorhanden lediglich festgestellt. Das Wort Motiv muß hier im weitesten Umfang verstanden werden, als Zusammenhang des psychologischen Sinns, als Sinnbeziehung, nicht in dem engeren der Herkunft speziell der Handlung, der Tat. Aber auch auf die Lehre von den Motiven hier näher einzugehen verbietet der beschränkte Raum. In diesem Zusammenhang erhebt sich hier nur die Frage: Gibt es auch abnorme Motive, und was versteht man darunter?

Wenn ich mich bemühe, mich in jemanden einzufühlen, so bin ich auf den Sinnzusammenhang seiner Gefühle, Gedanken, Handlungen eingestellt. Ich interessiere mich für die psychologische Herkunft der einzelnen Mo-

[1] Aber auch in der Willensphäre (Impuls — Gegenimpuls) und in den Urteilsakten (schreckliches Wetter — herrlicher Tag) betätigt sich die Ambivalenz. — Horstmann (124) versucht eine Theorie, doch erscheinen mir seine Begriffe wenig präzis.

mente[1]. Und wenn ich dies auch bei einem geistig Abnormen versuche, so erhalte ich bei der Analyse seines Verhaltens:

I. Die vom Kranken spontan angegebenen Sinnzusammenhänge, darunter:
 a. die von mir affirmativ vollziehbaren; diejenigen, die ich kenne, oder die mir „einleuchten“: die sinnvollen,
 b. die von mir als sinnmöglich erlebbaren; die sinnhaften, deren Sinn ich selbst aber nie erlebte; in die ich mich auch „nicht recht“ einfühlen kann,
 c. die von mir negativ vollziehbaren; diejenigen, deren Sinnhaftigkeit ich zugeben, deren Sinnerfüllung ich leugnen muß: „Ich finde da keinen Sinn“,
 d. die von mir überhaupt nicht vollziehbaren, bei denen es Unsinn ist, überhaupt von einem Sinn zu sprechen.

II. Die von mir vorgeschlagenen und vom Kranken angenommenen Sinnzusammenhänge.

III. Die von mir (auf Grund allgemeiner oder persönlicher Erfahrung) konstruierten Sinnzusammenhänge, zu denen der Kranke keine Stellung nimmt.

Wenn man im Auge behält, daß man sich ja bemühen will, das Abnorme im Seelenleben verstehend zu untersuchen, so erhellt leicht, daß Ia und II sich nicht auf das spezifisch Krankhafte erstrecken können, denn es sei hier nicht, wie oben, der Fälle gedacht, bei denen die Vorgänge selbst abnorm sind, sondern nur jener, bei denen der Zusammenhang pathologisch erscheint. Dies ist aber bei Ia und II nicht der Fall. Auch bei Ib erreiche ich noch nicht eigentlich das Gebiet des Abnormen; ich höre hier von Zusammenhängen (wie oft im täglichen Leben) bei Menschen, die ich „nicht so recht verstehe“, mit denen ich „nicht recht mitkann“, die mir „nicht ganz klar sind“, ohne daß ich doch etwas Pathologisches aufzuzeigen vermöchte. In dessen Bereich trete ich erst ein (Ic), wenn ich einen Zusammenhang nennen höre, der für mich des Sinnes entbehrt oder (Id) bei dem es sinnlos ist, von Sinn zu reden. Wenn eine Kranke in einen trüben, finsteren Novemberabend hinaussieht und plötzlich von selbst sagt: „Die Sonne sticht und strahlt“ und dies auf Fragen mit den Worten begründet: „Der Gegensatz macht mir Freude,“ so habe ich Fall Ic; antwortet sie: „Sie haben blonde Haare,“ so liegt Id vor. Erhalte ich aber überhaupt keine Auskunft, so liegt, wie schon erwähnt, die Möglichkeit der analogischen Deutung aus der allgemeinen oder persönlichen Erfahrung vor (Fall III).

Hat man nach diesen Gesichtspunkten ein Motiv als abnorm beurteilt, so ist diese Abnormität wieder dreifach orientiert. Erstens kann ich ein Motiv gemäß Ib als nur relativ abnorm bezeichnen: es steht dann Handlung und Motiv in einem gewissen Mißverhältnis zueinander. Ich pflege

[1] Das Folgende zum Teil wörtlich aus einem früheren Aufsatz: Gruhle (97).

dann zu sagen, daß z. B. ein heftiger Affekt abnorm sei, quoad Motiv, „über eine solche Kleinigkeit braucht man sich doch nicht so sehr aufzuregen“. Ich vermag zweitens aber ein Motiv als abnorm zu beurteilen, wenn es sich in die augenblickliche seelische Gesamtlage nicht einfügt, wenn mir z. B. jemand erzählt: er sei anfangs im Gottesdienst aufmerksam und andächtig gewesen; aber plötzlich sei in ihm der kaum unterdrückbare Trieb entstanden, die Andacht der anderen durch ein fürchterliches Geschrei jäh zu zerstören. — Und drittens endlich vermag ich einen Motivzusammenhang als abnorm zu bezeichnen, wenn er mir zu der Gesamtheit einer Persönlichkeit nicht zu passen scheint. Die allgemeine Menschenkenntnis lehrt, daß gewisse Eigenschaften, Neigungen, Triebe usw., kurz, gewisse Persönlichkeitskonstituentien zusammengeordnet sich häufiger vorfinden als andere. Ein sensitiver, differenzierter, zum Sentimentalischen neigender Charakter wird erfahrungsgemäß häufiger eine passive Natur sein als eine aktive energievolle Persönlichkeit; ein lebhafter, unruhiger, immer nach Neuem begieriger Kopf voll Tatkraft und Unternehmungsgeist wird erfahrungsgemäß häufiger frei von den Hemmungen des Gemüts sein als ein rückwärts gewandter Träumer. Kurz, die Erfahrung stellt gewisse Häufigkeitstypen heraus, nach denen sich der Charakterologe im einzelnen Falle lieber zu richten geneigt ist, ehe er an absonderliche, seltene, kaum erlebte, nur vom Hörensagen bekannte Verknüpfungen denkt. Aber meine Auffassung eines Menschen als eines mir bekannten Häufigkeits- bzw. Durchschnittstypus kann freilich jedem einzelnen gegenüber irren. Es bleiben nur zwei Momente als Hinweise auf die Richtigkeit meiner Auffassung eines anderen übrig: einmal der Consensus plurium, sodann die sog. Einheitlichkeit oder innere Harmonie, das Zwingende einer Auffassung. Wenn sich herausstellt, daß die Mehrzahl eines Kreises um einen Lebenden, der Historiker um einen Verstorbenen die gleiche Auffassung von der in Frage stehenden Persönlichkeit haben, dann mag dies vielleicht ein Hinweis darauf sein, daß diese Auffassung, diese Beurteilung das „Richtige“ traf, d.h. der Realität entsprach. Aber wie oft hat sich die Allgemeinheit in einer solchen Auffassung getäuscht, wie oft haben etwa später bekannt gewordene Memoiren das Bild, das sich eine Zeit von einer Persönlichkeit machte, umgestoßen! — Und was den anderen Maßstab betrifft, die Einheitlichkeit, die überzeugende Kraft einer Auffassung: worin besteht diese?

Es ist kein Zweifel, daß manche Zusammenordnungen bestimmter charakterologischer Einzelzüge zu einem Gesamtbilde einheitlich erscheinen, daß die Hinzufügung irgend eines neuen Zuges vielleicht als unpassend, störend, nicht hergehörig beurteilt wird. Worin besteht nun diese Einheitlichkeit? Man darf nicht vermuten, daß es nur die Häufigkeit des Erlebnisses, der Erfahrung ist, daß man also nur den Durchschnittstypus als einheitlich einzuschätzen geneigt ist. Man spricht wohl von einer psychologisch folgerichtigen Auffassung dann, wenn sich keine Gegensätze (kontradiktorischer Art) aufdrängen. Wenn es mir z. B. gelingt, eine Persönlichkeit in all ihren Äußerungen und Handlungen etwa auf das Moment der Passivität zu bringen, wenn ich nachzuweisen vermag, daß sie niemals aus freiem Antrieb ihr Leben selbsttätig gestaltete, sondern sich stets von ihrer Umgebung schieben ließ, nur gezwungen einen Entschluß faßte, allen

Entscheidungen möglichst aus dem Wege ging, nie etwas produzierte, vielmehr allein in der Beschaulichkeit und Rezeption ihre Befriedigung fand usw., so wird man mir vielleicht zugestehen, daß meine Auffassung dieser Persönlichkeit einheitlich ist. Und wenn es sich ferner herausstellt, daß sich im Leben dieses Menschen nichts aufzeigen läßt, was dieser meiner Einfühlung widerspräche, so ist man vielleicht geneigt, meine Auffassung als zwingend anzusehen. Es spricht in der Tat insofern viel für sie, d. h. es besteht große Wahrscheinlichkeit, daß sie sich der Wirklichkeit nähert, als es kaum einem anderen gelingen dürfte, die Gesamtindividualität des gleichen Menschen nun gegensätzlich aus der Aktivität heraus psychologisch zu erklären. Aber es wird immer Beobachter geben, die das genannte Moment der Passivität als verschwommen, unklar oder als unwichtig, unwesentlich usw. bezeichnen und sich nun ihrerseits bemühen, die gleiche Persönlichkeit auf eine andere charakterologische Formel zu bringen, wiederum mit dem Anspruch, ihre Auffassung als „die" Auffassung, als zwingend gelten zu lassen. Und zumal in den Fällen, in denen die Kenntnis oder Überlieferung lückenhaft ist, und es sich um sogenannte widerspruchsvolle Charaktere handelt, werden gleichzeitig mehrere Auffassungen von der gleichen Individualität bestehen, oder es werden in der Geschichtswissenschaft je nach dem Fortschritt in der Kenntnis von Quellen oder nach den geistreichen Einfällen neuer Forscher mancherlei Einfühlungen einander ablösen. Immer wird sich jene Auffassung am besten behaupten und sich des meisten Beifalls erfreuen, die nicht jede einzelne Äußerung, jede Tat der betrachteten Persönlichkeit aus einzelnen Zügen zu verstehen sucht, sondern einen übergeordneten psychologischen Gesichtspunkt entdeckt, der möglichst viele Zusammenhänge verständlich zusammenfaßt (Struktur). Jene eigenartige Überzeugung, daß manche Charakterzüge zu einander „gehören", während andere ihnen irgendwie entgegengesetzt sind, beruht wohl meist auf dem eigenen, d. h. auf dem aus eigener Erfahrung stammenden Erlebnis, daß diese Züge durch ein gemeinsames Etwas, sei es einen gemeinsamen Gefühlston, eine gemeinsame Tendenz, eine gemeinsame Einstellung, Strebung oder was immer zusammengefaßt sind; ein Gemeinsames, das man dann als übergeordnet, als „höheren" verständlichen Zusammenhang anzusehen geneigt ist. Häufig ist freilich dieser Zusammenhang zweiter oder höherer Ordnung noch nicht namhaft zu machen; er ruht, einer begrifflichen Formung noch nicht zugänglich, doch erlebt in uns, ähnlich wie wir zwischen den Werken zweier Künstler oft etwas Gemeinsames entdecken, ohne daß die Sprache es näher zu formulieren vermag.

Wenn ich also bei sorgsamster Einfühlung in den Werdegang einer Persönlichkeit eines Tages entdecke, daß jene sich Gedankengängen hingibt, die ihr bisher ganz fern lagen, daß sie Handlungen begeht, die ich „nicht recht" verstehe, so werde ich mich lange Zeit bemühen, herauszufinden, welche Einflüsse wohl auf jene eingewirkt haben mögen, um ihre Entwicklung so auffällig zu gestalten. Finde ich nichts, und stellen sich nun allmählich gar Verhaltungsweisen ein, die mir geradezu sinnlos (oben I c) oder unsinnig (I d) vorkommen, so wird sich mir immer mehr der Verdacht stärken, daß hier eine geistige Erkrankung eingesetzt hat, die den bisherigen Motivzusammenhang dieser Persönlichkeit stört, die bisherige

„Harmonie" aufgehoben hat. Ich sage von einem solchen Krankheitsprozeß direkt, daß er die Persönlichkeit vernichtete. Man übersehe nicht jenen grundsätzlichen Unterschied, ob eine Persönlichkeit dadurch abnorm ist, daß irgendeine Eigenschaft an ihr gradweise als außerdurchschnittlich hervorragt (Talent) oder daß eine Vielzahl der Eigenschaften außerordentliche Grade erreicht (Genie), — oder ob an irgendeinem Punkte der Lebensbahn ein geistiger Zerstörungsprozeß plötzlich oder schleichend eingesetzt hat. Dort abnorme Persönlichkeiten, Psychopathien, abnorme Anlagen mit außerdurchschnittlicher Entwicklung — hier Psychosen, Erkrankungen, Krankheitsprozesse [1].

Es sei noch erwähnt, daß es vereinzelte rein seelische, wie auch motorische Verhaltungsweisen gibt, die ganz motivlos entstehen und schnell vorübergehen [2]. Es handelt sich dabei um Verstimmungen, Dämmerzustände, Krämpfe usw. Im nächsten Kapitel wird hiervon nochmals die Rede sein.

[1] Vgl. Jaspers (142).

[2] Es gibt auch Mischformen, d. h. seelische Verhaltungsweisen, die an sich motivlos entstehen, bei denen aber die spezielle Form des Ablaufes „verständlich" erscheint. So erzählt z. B. in der älteren Literatur (die Stelle ist mir leider verlorengegangen) Dr. Spurzheim von einer Frau, bei der der Bausinn bei jeder Schwangerschaft so erregt war, daß sie eine ordentliche Bauwut bekam.

ABNORMITÄT DER BEZIEHUNGEN ZWISCHEN DEN SEELISCHEN UND KÖRPERLICHEN VORGÄNGEN

In den kurzen Ausführungen, die der engbegrenzte Raum hier diesem Problem gestattet, soll keineswegs das Thema des allgemeinen Zusammenhangs zwischen Körper und Seele auch nur gestreift werden. Lediglich aus der Erfahrung sei hier zusammengestellt, inwiefern die Seele in abnormer Weise den Körper beeinflußt. Zahlreiche seelische Vorgänge sind von Körperveränderungen begleitet, die bald in der Tätigkeit muskulärer Organe, bald in der Sekretion von Drüsen bestehen. Wenn man hierfür meist die Bezeichnung Ausdrucksbewegungen gebraucht, so ist dieses Wort gleichsam etwas unvorsichtig gewählt. Denn man schiebt diesem Worte leicht den Sinn unter, als wenn sich der seelische Vorgang — z. B. die Angst — in der Bewegung gleichsam ausdrücken wolle. Dieses irgendwie finale Moment darf man nicht annehmen, und man bedient sich daher besser des Ausdrucks: Mitbewegungen. Schon der Neugeborene, ja selbst der zu früh Geborene, hat Mitbewegungen (siehe Canestrini 39), d. h. irgendein die Sinnesorgane und also die „Seele" treffender Reiz führt Bewegungen herbei, die denen beim Erwachsenen mit entwickelter „Seele" völlig zu gleichen scheinen (z. B. eine Veränderung der Blutfülle des Hirns auf einen schrillen Pfiff). Beim erwachsenen Menschen ist ein großer Teil dieser Mit- oder Ausdrucksbewegungen dem Willen zugänglich, sei es, daß sie absichtlich unterdrückt werden können (Vermeiden des „Zusammenfahrens" bei starken Geräuschen), sei es, daß man sie mit Vorsatz hervorbringen kann (absichtliches Weinen und vor allem die Sprache)[1].

Dieser Zusammenhang zwischen seelischem Vorgang und körperlicher Bewegung (im weitesten Sinne) kann gestört werden. Einmal kann man bei manchen Psychopathen eine abnorme Labilität der Ausdrucksmechanismen beobachten. Nicht nur ein übermäßiges Erröten oder Erblassen begleitet ihre Gemütsbewegungen, es kann auch zu Gefäßkrämpfen im Gehirn (Ohnmachten) oder an den Verdauungsorganen (plötzliche reichliche Durchfälle bei Schreck oder Ärger)[2] kommen. Nicht nur eine „Gänsehaut"[3] pflegt dann etwa das Anhören einer gruseligen Erzählung zu begleiten, sondern es können — zumal bei psychopathischen Kindern — Angstschweiße, Schreikrämpfe, Zittern u. dgl. erscheinen, der Urin kann unwillkürlich abgehen. Angstvolle Träume können von Schreien oder Aufspringen — während

---

[1] Vgl. zu den Ausdrucksbewegungen im allgemeinen Tuke (316), Raulin (255), Domrich (51), Krukenberg (166), Benussi (18), Leschke (176), Bickel (24). — Im französischen „Geschmack" ist das große Werk von Rochas (267 a) verfaßt.

[2] Man denke an den Volksausdruck: Der Ärger ist mir auf den Magen geschlagen. Auch das Stottern gehört hierher.

[3] Erregung der kleinsten Muskeln in der Haut.

der Schlaf fortdauert — begleitet sein (Pavor nocturnus, Cubasch 41 a). Natürlich kann der Rhythmus des Pulses stark wechseln, der Atem stocken. Auch die elektrischen Vorgänge am Körper (psychogalvanisches Reflexphänomen) können stark mitbeteiligt sein. Die experimentelle Psychologie läßt es sich ja schon lange angelegen sein, die Ausdrucksbewegungen in ihrer verschiedenen Bedingtheit exakt zu untersuchen[1]. Doch gehören diese Probleme nicht eigentlich hierher. Bei lang dauernden depressiven Affekten kann die ganze Verdauungstätigkeit stark beeinträchtigt werden, wenngleich man noch nicht mit Sicherheit behaupten kann, daß die melancholische Verstimmung die Trägheit der Verdauung herbeiführt; möglicherweise hängen beide Momente, die Verstimmung und die Verdauungsstörung, von einer dritten gemeinsamen Ursache ab[2]. Daß die häufigen hypochondrischen Wahninhalte der Melancholischen (die Därme seien verfault, es gehe nichts durch) mit den Verdauungsstörungen inhaltlich zusammenhängen, ist kaum zu bezweifeln. Auch die vielfältigen hypochondrischen Ideen der Neurastheniker hängen wohl zum Teil mit wirklich (sekundär) vorhandenen Alterationen der Bauchorgane zusammen; zum großen Teil sind sie freilich auch rein vorstellungsmäßig bedingt.

Es ist interessant, daß manche Persönlichkeiten eine besondere Macht über Körperorgane haben, deren Beeinflussung dem intensivsten Streben des Normalen nicht gelingt[3]. Schon oben wurde erwähnt, daß manche Tausendkünstler es zu Erwerbszwecken gelernt haben, halbseitig zu schwitzen, einzelne Muskelteile (z. B. die einzelnen Zacken des M. serratus anterior) gesondert zu innervieren oder dgl. Aber auch ohne diese Absicht, selbst ohne verborgene Wunschkomplexe läßt z. B. die lebhafte Vorstellung von Jodoformgeruch bei einem mit Idiosynkrasie hierfür Behafteten eine heftige Übelkeit (Nausea) oder etwa ein deutliches Exanthem entstehen (Nesselausschlag: Urticaria). Und es ist noch merkwürdiger, daß manche hysterischen Persönlichkeiten an umschriebenen Körperstellen solche Veränderungen hervorbringen, und zwar an Körperteilen, die nicht etwa einheitlich von einem einzelnen Nerven versorgt werden, sondern von verschiedenen Ästen verschiedener Nervenstämme innerviert werden. Sicherlich sind viele Erzählungen von Märtyrern, die die heiligen Wundmale Christi an sich trugen, fromme Erfindungen. Aber die Tatsache selbst kann keineswegs geleugnet werden. Denn wenn es auch wenig Fachleute gibt, die eigentliche Stigmatisierte gesehen haben, so sind doch jedem Erfahrenen Fälle bekannt, in denen z. B. eine starke Anschwellung irgendeines Körperteils binnen wenigen Stunden kam und wieder schwand[4], und dies vielleicht sogar in mehrfachem Rhythmus. Gegenüber solchen umschriebenen Ödemen aber erscheinen die eigentlichen Stigmata (mit Blutaustritten)

[1] Über die Mimik der Geistesgestörten gibt es nur wenig Brauchbares. Über das Lachen der Schizophrenen vgl. Pascal et Nadal (233 c).

[2] Vgl. Dreyfuß (52) und Wilmanns (326).

[3] Über abnorme willkürliche Augenbewegungen siehe Lechner (170) und Levi (176 a). Einen Fall, in dem sich hysterische Mechanismen und plumpe Schwindeleien mischen und der in der Mitte des 18. Jahrhunderts großes Aufsehen machte, bespricht Meige (200a).

[4] Sogenanntes Oedema fugax, angioneurotisches Oedem, Quinckesches Oedem. Siehe Cassirer (39 a).

prinzipiell nicht verwunderlicher. Welche Bedeutung solche abnorme Körperbeeinflussungen in den Heiligenlegenden und in den religiösen Bewegungen vergangener Kulturepochen gehabt haben, kann hier nicht ausgeführt werden. Hier sei nur nochmals die Merkwürdigkeit aller dieser Erscheinungen betont, daß eine allerintensivste Einfühlung in eine Vorstellung (Kreuzestod Christi) umschriebene körperliche Veränderungen hervorbringen kann, zu denen mit Absicht zu gelangen, vielen äußerst „willensstarken" Menschen mit der größten Energieanspannung niemals glückt.

Am bekanntesten ist die Erzählung von der Erscheinung der Wundmale Christi am heiligen Franz. Freilich wurden sie anscheinend erst nach dem Tode des Heiligen gefunden. Wenigstens berichtet Jakob von Vitry (Sermones ad fratres minores, herausgegeben von Hilarinus Felder, Rom, 1903) . . . . . . et ita expresse sequutus est Crucifixum, quod in morte eius in pedibus, manibus et latere vestigia vulnerum Christi apparuerunt. (Greven [94])[1]. Anders Hampe (102 a).

Auf die Pathologie der menschlichen Stimme (Phonation) und der Handschrift[2] soll hier nicht näher eingegangen werden. Auch gehören die körperlichen Begleiterscheinungen der großen Psychosen in die Psychiatrie. Der sogenannten Ausschaltungen wurde schon oben (S. 101) gedacht.

Manche Mitbewegungen werden in der menschlichen Entwicklung zu Ausdrucksbewegungen im engeren Sinn, d. h. der innerlich „Bewegte" hat die Absicht, sich auch äußerlich zu bewegen; er findet ein Gefühl der Befriedigung in der Bewegung, sei es in der Geste, sei es in der Sprache. Jemand fühlt sich gedrängt, seinen Schmerz hinauszuschreien: „ich konnte es nicht mehr für mich behalten, es mußte raus", „ich hätte es in alle Welt schreien können", „ich mußte meinem Ärger Luft machen", „ich mußte meine Unruhe austoben" — alle solche Aussprüche weisen darauf hin, daß mancherlei Affekte den Abfluß ins Motorische suchen, daß eine wie auch immer geartete Gefühlsstauung den Ausweg in die Bewegung sucht (Luftsprung vor Freude). Solche „Entladungen" können nun leicht abnorme Formen annehmen[3]. Man denke an das aufgeregte Gebaren der unruhig Erregten, an das Zerschmettern eines Gegenstandes durch den Jähzornigen, und man gelangt auf dieser Stufenleiter bald zu jenem hysterischen Wutausbruch, in dem der Verbrecher alles in seiner Zelle zusammenschlägt. Nach einem solchen „Tobsuchtsanfall" ist der Erschöpfte dann oft tief befriedigt: nun hat er Ruhe. Das berüchtigte „heute muß noch einer hin sein" des pathologisch Berauschten gehört auch mit hierher, und vielleicht besteht auch mit dem Amoklaufen eine gewisse Verwandtschaft. Endlich sei in diesem Zusammenhang auch der „*Fugue*"zustände gedacht, jenes impulsiven Wandertriebes epileptoider Psychopathen, durch den sie irgendwohin laufen, stundenlang, ziellos, zwecklos, aus einem unbestimmten Trieb ins Weite („nur fort, nix wie fort"), bis sie irgendwo erschöpft zusammen-

[1] Vgl. auch Beßmer (23), Alrutz (4 a), Imbert (145 a), Warlomont (322 b). — Über eine moderne Stigmatisierte (Gemma Galgani) siehe Ludwig (192).

[2] Vgl. dazu Klages (151), Lomer (188). Die Schriftstörungen der eigentlichen Geisteskranken liegen außerhalb dieses Rahmens.

[3] Vgl. Frank (73).

sinken und oft nach mehrstündigem Schlaf zerschlagen, hungrig, elend und erstaunt erwachen[1].

Nicht immer ist es direkt die motorische Betätigung, die die Erleichterung gewährt; oft ist es nur der Drang aus dem Gewohnten heraus, die Sucht nach etwas Neuem, nach einer Veränderung, einem starken Eindruck, selbst wenn er an sich unangenehm ist.

So erinnere ich mich eines Knaben, der aus jedem kleinen Lebenskonflikt den gleichen Ausweg fand: er löste sich eine Fahrkarte (zuweilen mit zu Hause gestohlenem Geld) nach irgendeiner fernen Station, z. B. in Pforzheim nach München. Kam er dort nach sechsstündiger Fahrt an, so war eigentlich alles schon vorbei und abreagiert: er stand dann noch etwas in der Bahnhofsgegend herum und telegraphierte dann sogleich nach Hause, man solle ihn doch um Gottes willen gleich wieder abholen.

Und in diesem Zusammenhang sei auch der Sucht mancher Kinder gedacht, gelegentlich Ungezogenheiten, Streiche usw. förmlich selbstquälerisch zu häufen in Erwartung und Ersehnung des großen Strafgerichts: — war dann die Tracht Prügel da, so war wieder alles geordnet und alle Unlust vorbei[2].

Man hat die Theorie aufgestellt, daß jeder große hysterische Anfall eine solche „Reinigung" von einer unlustvollen Spannung sei, und für einen Teil der Anfälle trifft dies wohl auch zu. Für einen noch kleineren Teil der Anfälle kann man auch der noch engeren Theorie zustimmen, daß der motorische Anfall ein Symbol für den Geschlechtsakt sei: daß die gerade unerfüllbare Sehnsucht nach Sexualbefriedigung in den Zuckungen und den *„attitudes passionelles"* des Krampfes ihr Äquivalent findet. Aber in sehr vielen Fällen hat meiner Meinung nach der hysterische Anfall mit Sexualität auch im vielfach determinierten Symbolsinne nichts zu tun.

Die Erfahrung ergibt, daß jene Persönlichkeiten, die sich gern ins Motorische entladen, und besonders jene, die bei Unlustaffekten große psychogene Anfälle bekommen, in der Mehrzahl energische, robuste, ja brutale Charaktere sind, besonders unter den Männern. Aber auch die Frauen, die an hysterischen Anfällen (im Sinne des eigentlichen *grand mal*) „leiden", haben meist einen Zug von Aktivität, Impulsreichtum, Spontaneität. Die Beziehungen vom Charakter zum Ausdruck und insbesondere vom abnormen Charakter zum abnormen Ausdruck sind — abgesehen von der Graphologie — noch so gut wie nicht untersucht worden. Die Geschichte überliefert auch von mancher bedeutenden Persönlichkeit, daß sie ab und zu, besonders nach stärksten seelischen Erschütterungen große Anfälle gehabt, d. h. die rein seelische Unlösbarkeit schwieriger Konflikte in das Motorische abreagiert habe (sich in den Anfall „geflüchtet" habe). Daraus ist dann nicht so selten die Sage entstanden, sie sei Epileptiker. Prüft man jedoch diese Quellen nach, so ergibt sich z. B. von Paulus, daß seine Epilepsie höchst zweifelhaft ist (Seeligmüller 288), und auch von Napoleon kann man mit großer Bestimmtheit aussagen, daß er nicht an Epilepsie litt. Ich lasse die Hauptstelle der letzeren Überlieferung hier folgen:

---

[1] Vgl. dazu Benon et Froissart (16 a) und Stiers umfangreiche Arbeit (306). Auch die Dipsomanie (das Quartalssaufen) gehört zum Teil hierher. Vgl. Gaupp (85 a) und Pappenheim (233 a).

[2] Strindberg z. B. erzählt auch von sich diesen Zug.

„Le jour même de son départ de Strasbourg, j'avais diné avec lui; en sortant de table, il était entré seul chez l'impératrice Josephine; au bout de quelques minutes il en sortit brusquement; j'étais dans le salon, il me prit par le bras et m'amena dans sa chambre; M. de Rémusat, premier chambellan, qui avait quelques ordres à lui demander, et qui craignait qu'il ne partit sans les lui donner, y entra en même temps. A peine y étions nous, que l'empereur tomba par terre; il n'eut que le temps de me dire de fermer la porte. Je lui arrachais sa cravate parce qu'il avait l'air d'étouffer; il ne vomissait point, il gémissait et bavait. M. de Rémusat lui donnait de l'eau, je l'inondais d'eau de Cologne. Il avait des espèces de convulsions qui cessèrent au bout d'un quart d'heure; nous le mîmes sur un fauteuil; il commença à parler, se rhabilla, nous recommanda le secret et une demi heure après, il était sur le chemin de Karlsruhe. En arrivant à Stuttgart, il m'écrivit pour me donner de ses nouvelles; sa lettre finissait par ces mots: ‚Je me porte bien.'"

(Talleyrand, Mémoires vol. I. pag. 295/96.)

Es ist begreiflich, daß die Unmöglichkeit einer Abreaktion öfter zu peinlichen Verstimmungen, Ausnahmezuständen, ja zu leichten Situationspsychosen Veranlassung gibt. Oben ist deren bei der Gefängnis- und Stacheldrahtpsychose schon einmal gedacht worden. Aber es wurde auch bei den Heimwehverstimmungen schon erwähnt, daß diese gemütlichen Abnormitäten oft nach ganz seltsamen „Lösungen" drängen, Mord, Brandstiftung usw. Und gerade die Brandstiftung ist zuweilen auch bei Erwachsenen (Psychopathen) eine seltsame Lösung innerer unerträglicher Spannungen (Bychowski 37). Manche Persönlichkeiten finden glücklicherweise harmlosere Mittel der Abreaktion: Die Kunst gibt ihnen die Form ihres Ausdrucks. Und bei künstlerisch Untalentierten ist es oft die Freude am Überschwang, an der Phrase, in der sie Genüge finden:

„So wie der Wind mit welken Blättern spielet, so spielet das Leben mit Menschenschicksalen. Herbst ist es geworden, das große Sterben zieht ins Tal. Alles Getier scheint verschwunden zu sein, nur den Zaunkönig hört man, des Winters unentwegter Gesangsmeister. Eintönig und grau vergeht der Tag. Gleich Zyklopenmauern türmt sich bald die Nacht empor. Schon oft lag ich wach und schaute in die Nacht. Zwischen Wolkenfetzen sendet der Mond sein fahles Licht. Die Sterne rieseln weich und weiß am Himmel. Und wirbelnde Gedanken in der Seele. Sinnlos hör' mein lautes Blut ich singen. Von fern erklingt eine Glocke dumpf wie kranker Herzen Stöhnen. Und ist der Ton auch längst verhallt, mir tönt er immer noch im Herzen nach. Da überkommt mich dann ein leises Grauen. Gerade wie als Kind mich oft befiel ein leises Zagen im dunklen Wald. Es weinet die Seele und klaget um dich."

(Ernst Linde, Brief an seine Frau, Psychiatr. Klinik, Heidelberg.)

Es ist selbstverständlich, daß auch der Selbstmord nicht selten nur ein Abfluß ins Motorische ist; in die Tat. Sicherlich gibt es Fälle, in denen eine besondere Verwicklung objektiver Umstände auch dem Normalen den Selbstmord als die einzig mögliche Lösung erscheinen läßt; sicherlich bestimmen gelegentlich auch einzelne krankhafte Ideen einen Kranken zum Selbstmord. In der Mehrzahl der Fälle werden es aber abnorme Gemütsverstimmungen sein, Schwermutsanfälle u. dgl., die den Tod als das einzig noch Wünschenswerte erscheinen lassen: Beendigung einer unerträglich gewordenen Situation[1]. Besondere Gefahr bringen die Verstimmungen der Pubertätszeit[2].

---

[1] Vgl. Placzek (247), Reboul (256), Stelzner (305), Gaupp (85).

[2] Redlich-Lazar (257), Eulenburg (59).

Ein hinterlassener Brief von 1786 kennzeichnet in seiner Schlichtheit gut die letzte Stimmung eines Selbstmörders (aus Dieffenbach L. F. — Graf Franz zu Erbach — E., Darmstadt, 1879):

„Wenn Du dieses erhaltest, bin ich nicht mehr. — Die Welt ist mir zu enge. Widerwärtigkeiten, die ich von Jugend auf zu ertragen hatte, und die ich mit zunehmenden Jahren immer lebhafter zu fühlen anfange, lassen mich den Tod als das glücklichste Ereignis meines Lebens ansehen. Gott erbarme sich meiner."

Es ist nicht eigentlich Aufgabe der Psychopathologie, jener Störungen des Seelenlebens ausführlicher zu gedenken, die durch Alterationen der Körpervorgänge oder schließlich der Gehirnfunktionen gesetzt werden. Krankhafte Veränderungen des inneren Körperstoffwechsels, äußere Vergiftungen, Veränderungen des Blutkreislaufes im Gehirn, ferner direkte Schädigungen der Gehirnsubstanz (Entzündungen, traumatische Zerstörungen usw.) sind sehr häufig mit den verschiedensten seelischen Alterationen verbunden. Dabei gelingt es in vielen Fällen, deren Ursachen in den Körperfunktionen einwandfrei nachzuweisen. In vielen anderen Fällen hingegen bleibt die Vermutung, eine Körperstörung verursache die Seelenstörung, eine nicht erweisbare Theorie[1]. Gerade das Fehlen seelischer „Ursachen" (d. h. im oben erörterten Sinne seelischer Sinnzusammenhänge) veranlaßt in solchen Fällen den Forscher, „wenigstens" nach den hypothetischen körperlichen Ursachen zu suchen. Dabei wird er sich meist der Schiefheit seiner methodischen Stellung nicht recht klar. Beide „Richtungen" des Suchens sind ganz verschieden orientiert. In jedem Falle einer seelischen Störung muß der Psychologe nach den Sinnzusammenhängen forschen; er muß, wenn es ihm vielleicht auch nicht gelingt, das „Auseinanderhervorgehen" zu ergründen, zum mindesten den Versuch unternehmen, die Form, in der sich die Störung seelisch äußert, aus der Persönlichkeit abzuleiten. Der Forscher muß — um einen anders gewendeten Ausdruck zu gebrauchen — sich stets um die Einfühlung bemühen. Freilich kommt er dabei in vielen Einzelfällen sehr bald an jene Grenze der Einfühlbarkeit, von der oben gesprochen worden ist. Der Seelenarzt, der Menschenkenner, der Pädagoge muß sich dieser Einfühlung gleichermaßen befleißigen. Der erstere freilich hat dazu noch eine weitere Aufgabe: er muß stets auch in jener anderen Richtung nach den körperlichen Ursachen einer seelischen Störung fahnden. Dies darzulegen ist jedoch Aufgabe der Psychiatrie. Für den Psychologen sei hier nur noch einmal deutlich jene Tatsache hervorgehoben, daß sich für manche seelische abnorme Erscheinungen ein sinnvoller Grund nicht finden läßt. Er läßt sich aber nicht darum nicht finden, weil es dem Suchenden an Geschicklichkeit oder Kenntnissen fehlt, sondern weil er grundsätzlich nicht gefunden werden kann. Genau so wie das große Übel des Epileptikers, das *grand mal* des Morbus sacer, ohne Motive urplötzlich über des Kranken Körper hereinbricht — die Hand des Herrn schlägt ihn —, genau so gibt es seelische Zustände, die motivlos im Menschen entstehen. Es sind nicht nur die sog. epileptischen (seelischen) Äquivalente, sondern es sind auch andere Gemütsverstimmungen, Erregungszustände u. dgl., die grundlos in der pathologischen Persönlichkeit wurzeln.

[1] Ich gehe hier selbstverständlich den allgemeinen Theorien über den Zusammenhang von Leib und Seele bewußt aus dem Wege.

ABNORMITÄT DER SEELISCHEN ENTWICKLUNG

Nur wenige Worte seien hier den Problemen gewidmet, die von der abnormen Entwicklung der menschlichen Seele handeln. Dabei ist nur die Ontogenese, die Reifung des einzelnen Individuums gemeint, denn nach den obigen Ausführungen über den Begriff des Abnormen kann von einer abnormen Phylogenese prinzipiell nicht gesprochen werden. Hierzu fehlt jeder Maßstab. Aber auch die abnorme Reifung ist eigentlich mehr ein Thema der pädagogischen Psychologie (Heilpädagogik) einerseits, der Psychiatrie anderseits. Es ist auch mehr von praktischem, als theoretischem Interesse, zu erörtern, inwieweit das Tempo einer kindlichen Entwicklung abnorm werden kann. Einerseits findet man eine frühzeitige Reifung im Sinne des Vorausgehens bestimmter Anlagen[1]. So gibt es eine Anzahl wohl beschriebener Fälle, in denen die mathematische Begabung sich schon auf sehr frühen Stufen der Kindheit offenbarte[2]. Und die musikalische Begabung zeigt sich ja ebenfalls oft schon sehr zeitig: die Wunderkinder haben zwar zu allen Zeiten das Staunen und die Teilnahme eines größeren Publikums erweckt, sind jedoch erst in neuester Zeit auch genaueren psychologischen Analysen unterworfen worden[3].

Der Bildhauer Joseph Kopf benutzte schon als Sechsjähriger die Hauswand zu Zeichnungen, und die Ziegelmasse in der Ziegelei des Vaters für Plastiken. Der Tiroler Landschaftsmaler Anton Koch hat als Ziegenhütejunge hoch oben im Gebirge die Felswände mit Zeichnungen bedeckt, die (mittels Kohle vom Herdfeuer) Landschaften und Geschichten, besonders aus der Offenbarung Johannis, wiedergaben.

Möbius vermag (204) 24 bildende Künstler von Rang zusammenzustellen, die schon in früher Jugend ihr Talent offenbarten und betätigten. Von Dichtern bringt er unter dem gleichen Gesichtspunkt nur 5 zusammen. A. Baeyer entdeckte im 12. Lebensjahr ein neues Doppelsalz, das erst 4 Jahre später von Struve beschrieben wurde.

Häufig sind solche Wunderkinder nicht nur in ihrer Entwicklung unausgeglichen, sondern diese Unausgeglichenheit ist nur ein Symptom in einer Kette solcher Symptome psychopathischer Art. Aber gelegentlich kommt es auch in frühen Entwicklungsstadien zu einer Reife und Tiefe

---

[1] Körperliche und geistige Reifung können auch stark divergieren. Siehe z. B. den Fall Lenhosséks (174).

[2] Siehe z. B. Moebius (205). — Über Schachwunderkinder: Becker (10 b). Baumgarten (10 a).

[3] Vgl. z. B. Révész (263) und die dort angeführte Literatur, und Richet (266), auch Feis (61), Stumpf (312 a). Besonders die phänomenalen Gedächtnisse sind auch hinsichtlich ihrer frühzeitigen Offenbarung schon seit langem beachtet worden. In dem Buche von Offner (232), S. 200 ff., und den drei Bänden G. E. Müllers (215) finden sich mancherlei Hinweise. Einen interessanten Beitrag über das Wunderkind Christian Henrich Heineken (geb. 1721) bringen die „Interessanten Lebensgemälde", von Samuel Baur I. Leipzig, Voß & Co., 1803.

des Urteils, einer Weite der Interessen und einem Ernst in allen Betätigungen, daß man nicht von der Überentwicklung einzelner Gaben reden kann, sondern eine allseitige geniale Entwicklung annehmen muß. Als wichtigstes Dokument hierfür dienen die nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten, Otto Braun (32).

Andererseits bleiben manche Kinder in der Entwicklung in der verschiedensten Weise zurück, sei es, daß einzelne „Gebiete" sich als nicht recht anbaufähig erweisen, sei es, daß bestimmte Anlagen sich in dem Augenblick als zurückgeblieben herausstellen, sobald der Unterricht zum ersten Mal an sie appelliert (etwa das optische Vorstellungsvermögen in der Geometrie), sei es, daß alle geistigen Funktionen schwierig großzuziehen sind. Die Pädagogik hat sich ja in ihren besonderen Zweigen der Hilfsschul- und Heilpädagogik höchst ausführlich, wenn auch in ihrer Einstellung etwas einseitig mit diesen Problemen beschäftigt. Hier sei von der außerordentlich großen, speziellen, allerdings meist mehr populären Literatur nur einiger zusammenfassender Werke und der 6 Zeitschriften gedacht[1].

Daß manche geistig Zurückgebliebene dennoch in einzelnen Gebieten Hervorragendes leisten können, wurde schon oben erwähnt. Besonders das Rechnen[2] und Gedächtnis[3], aber auch das Zeichnen können trotz erheblicher Debilität vorzüglich sein.

Endlich sei bei der Frage des abnormen Tempos in der seelischen Entwicklung noch jener Persönlichkeiten gedacht, bei denen die Entwicklungsjahre besonders stürmisch oder konfliktreich verlaufen. Über diese Probleme liegen noch keine Arbeiten vor, die wissenschaftlich auf einem höheren Niveau stehen. In der populären Literatur, aus der deshalb hier einiges genannt werden muß, findet man zwar mancherlei feine Einzelbeobachtungen aber kaum mehr, und nur der Zusammenhang der Verwahrlosung mit den Pubertätsjahren ist eingehender untersucht worden.[4]

---

[1] Weygandt (324), Handbuch (320), Heller (107), Fuchs (83).
Zeitschrift für Kinderforschung. Langensalza, Beyer, 1920. 25. Jahrgang.
Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik. Quelle u. Meyer. Leipzig, 1920. 21. Jahrgang.
Eos. Graeser, Wien-Leipzig, 1917. 13. Jahrgang.
Die Hilfsschule, Halle, Marhold, 1920. 13. Jahrgang.
Zeitschrift für angewandte Psychologie. Leipzig. Barth. 1920. 17. Jahrgang.
Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger. Halle, Marhold. 1920. 40. Jahrgang.
Zeitschrift für die Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns. Jena, Fischer, 1920. 8. Band.

[2] Wizel (327)..

[3] Van der Kolk (159) mit Literaturangaben.

[4] Vgl. hierzu Gruhle (98), ferner Pappenheim-Groß (233) und sonst allenfalls die kleine populäre Sammlung von Eger, Die Entwicklungsjahre (57).
(Während der Korrekturen erschien soeben die sehr beachtenswerte Arbeit von Charlotte Bühler. Das Seelenleben des Jugendlichen. Jena. Fischer. 1922.)

LITERATURVERZEICHNIS[1]

Es ist nicht leicht, aus der Fülle der psychologischen und psychiatrischen Literatur diejenigen psychopathologischen Arbeiten herauszusuchen, die dem Psychologen die in diesem Grenzgebiet gesuchten Materialien und Gesichtspunkte vermitteln. Ich habe von den älteren Werken nur jene angeführt, die besonders wichtig erscheinen oder die mit Unrecht allgemein vergessen worden sind. Im übrigen beschränkte ich mich auf neuere Arbeiten, die die ältere Literatur gut kennen und auch zitieren. Mancher kritische Leser wird dieses oder jenes vermissen, doch wird mir, glaube ich, nicht viel Wesentliches entgangen sein[2]. Wenn ich mancherlei wegließ, so schien mir dies mehr in das Gebiet der reinen Psychologie, reinen Psychiatrie oder Pädagogik zu gehören. Auch hielt ich mich streng an das Programm dieses Handbuchs. Sexualpsychologie, Kriminalpsychologie usw. haben ihre eigenen Bearbeiter.

Von Gesamtdarstellungen der Psychopathologie gab es bisher eigentlich nur die zwei Arbeiten von Stoerring (310) und Jaspers (143). Die geringe Befriedigung, die das veraltete Störringsche Buch gewährte[3], und das Fehlen einer modernen Darstellung waren wohl die Motive zu Jaspers' Buch gewesen, das die gesamten psychopathologischen Probleme von einer gänzlich neuen, vor allem methodologischen Seite aufgriff. Gerade in diesem Gesichtspunkt liegt seine Hauptstärke. Aus dem Versuch, in die Fülle angehäufter Beobachtungen einmal klare Ordnung zu bringen, spricht der energische Forscherwille einer mit allen modernen Problemen vertrauten Persönlichkeit. Aber es wäre gut, wenn wir heute nicht eine, sondern vier, fünf Psychopathologien besäßen. Die mannigfach verschlungenen Fragen des abnormen Seelenlebens haben nicht eine befriedigende Antwort, sie lassen sich recht verschieden behandeln. Es gilt mehr, die einzelnen Probleme aufzuzeigen und von allen Seiten zu beleuchten, als sie eindeutig zu lösen.

Wünscht ein Leser tiefer in das Gebiet der eigentlichen Psychiatrie einzudringen, so sei ihm das Lehrbuch von Bleuler empfohlen (27). Hinter ihm steht die grosse Kraepelinsche Psychiatrie (161a).

Über die wichtigsten bisher erschienenen Pathographien gibt ein Anhang zum Literaturverzeichnis Auskunft.

---

[1] Für mancherlei wertvolle Hinweise bin ich den Herren Professoren Dr. G. Steiner, Dr. A. Wetzel und Herrn Dr. Mayer-Groß dankbar.

[2] Die ausländische Literatur seit 1914 fehlte mir allerdings größtenteils. — Auf die Frage der Priorität eines Gedankens habe ich niemals Wert gelegt. Ich habe hierfür kein Verständnis. Insbesondere sei gegenüber Stransky betont, daß er sicher viele der hier mitgeteilten Ideen zuerst gehabt haben mag.

[3] Das noch ältere Emminghaussche Werk (58) hat nur noch historisches Interesse. — Inwieweit die üblichen Methoden der experimentellen Psychologie auch auf das Gebiet des Abnormen angewendet werden können, stellt Gregor (92 a) zusammen.

Über mancherlei Beziehungen abnormer Geistesverfassung zur Kunst wird ein demnächst erscheinendes Buch von Hans Prinzhorn orientieren. Zahlreiche interessante Dokumente zur Psychopathologie stellt Birnbaum zusammen (26b).

1. Achelis, Thomas, Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung, Berlin, Räde, 1902.
1a. Adler, A., Ein Fall von „subkortikaler Alexie (Wernicke)", Berliner Klin. Wochenschr., 27, 1890.
1b. Aksakow, Alexander N., Animismus und Spiritismus, Leipzig, Oswald Mutze, 3. Aufl.
2. Albrecht, O., Drei Fälle mit Antons Symptom, Archiv für Psychiatrie, 59, 1918.
3. D'Allonnes, G. R., Rôle des sensations internes dans les émotions et dans la perception de la durée, Rev. phil., 60, 1905.
4. Alrutz, Sydney, Halbspontane Erscheinungen in der Hypnose, Z. f. Psychol., 52, 1909.
4a. —, Ett bidrag till frågan om Sambaudet Mellan psykiska och Kroppsliga processer. Den suggestiva vesikationen. Festschrift für E. O. Burman, Upsala, 1910.
4b Alt, Ferdinand, Über Melodientaubheit und musikalisches Falschhören, Leipzig, Wien, Deuticke, 1906.
5. Anjel, Beitrag zum Kapitel über Erinnerungstäuschungen, Archiv f. Psychiatrie, 8, 1878.
6. Bálint, Rudolf, Seelenlähmung des „Schauens", optische Ataxie, räumliche Störung der Aufmerksamkeit, Monatsschrift für Psychiatrie u. Neur., 25, 1909.
6a. Ballet, Gilbert, Un cas de „fausse reconnaissance" ou de „déjà vu", Rev. neur., 12, 1904.
7. Bälz, E. von, Über Besessenheit und verwandte Zustände, Wiener mediz. Wochenschr., 57, 1907.
8. —, Über Emotionslähmung, Allg. Z. f. Psychiatrie, 58, 1901.
9. Bastian, Adolf, Über psychische Beobachtungen bei Naturvölkern, Leipzig, Ernst Günther, 1890.
9a. Baudelaire, Charles, Die künstlichen Paradiese (Opium und Haschisch), Minden, Bruns, ohne Jahr, der Werke II. Bd.
10. Bauer, J., und Schilder, P., Über einige psychophysiologische Mechanismen funktioneller Neurosen, D. Z. f. Nervenheilkunde, 64, 1919.
10a. Baumgarten, Franziska, Die Intelligenzprüfung eines Schachwunderkindes, Praktische Psychologie, I., 1920.
10b. Becker, Wern. H., Paul Morphy, seine einseitige Begabung und Krankheit, Archiv f. Psychiatrie, 64, 1921.
11. Becher, Erich, Über die Sensibilität der inneren Organe, Zeitschr. f. Psychologie, 49, 1908.
12. Bechterew, W. von, Über hypnotischen Zauberwahn. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neur., 22, 1907.
13. —, Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben, Wiesbaden, Bergmann, 1905.
14. Beck, P., Die Ekstase, Sachsa, Haacke, 1906.
15. Begbie, Harold, On the side of the angels, London, 1915 (nicht selbst eingesehen).
16. Behn, Siegfried, Über das religiöse Genie. Archiv f. Religionspsychol., 1, 1914.
16a. Benon, R., et Froissart, P., Les Fugues en pathologie mentale, Journ. de psychol., 6, 1909.
17. Benussi, Vittorio, Psychologie der Zeitauffassung, Heidelberg, Winter, 1913.
18. —, Die Atmungssymptome der Lüge, Archiv f. d. ges. Psychol., 31, 1914.
19. Bernard-Leroy, Eugène, L'illusion de fausse reconnaissance, contribution à l'étude des conditions psychologiques de la reconnaissance des souvenirs, 1898 (zitiert nach Fischer).
20. Bernhard, Kurt, Der Begriff „anormal" und seine Verwendung. Zeitschr. f. positivistische Philosophie, 2, 1914.

21. Bertrand A., Traité du somnambulisme et des différentes modifications qu'il présente. Paris, Dentu, 1823. Zitiert nach dem Auszug von Friedr. Groos, Zeitschr. f. d. Anthropologie, 1824.
22. Berze, J., Zur Psychologie der Eigenbeziehung, Zeitschr. f. Pathopsychologie, 3, 1917.
22a. —, Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität, Leipzig, Wien, Deuticke, 1914.
23. Beßmer, Jul. (S. J.), Stigmatisation und Krankheitserscheinung, Stimmen aus Maria Laach, 69, 1905.
23a. Bezold, Friedrich von, Über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter, in „Aus Mittelalter und Renaissance", München, Oldenbourg, 1918.
24. Bickel, Heinrich, Die wechselseitigen Beziehungen zwischen psychischem Geschehen und Blutkreislauf mit besonderer Berücksichtigung der Psychosen, Leipzig, Veit, 1916.
25. Binet, Alfred, Les altérations de la personnalité, Paris, Alcan, 1892.
26. Bing, Robert, und Schwartz, Léonard, Contribution à la localisation de la stéréagnosie, Schweizer Archiv für Neurol. und Psychiatrie, 4, 1919.
26a. Birnbaum, Karl, Psychosen mit Wahnbildung und wahnhafte Einbildung bei Degeneration, Halle, Marhold, 1908.
26b. —, Psychopathologische Dokumente, Berlin, Springer, 1920.
26c. —, Die krankhafte Willensschwäche und ihre Erscheinungsformen, Wiesbaden, Bergmann, 1911.
26d. Bjerre, Poul, Das Wesen der Hypnose. Z. f. Psychotherapie und mediz. Psychologie, 6, 1916.
27. Bleuler, E., Lehrbuch der Psychiatrie, Berlin, Springer, 1916.
28. —, Dementia praecox, Leipzig, Wien, Deuticke, 1911.
29. Boirac, Emile, La psychologie inconnue, Paris, F. Alcan, 1908.
30. Boismont, A., Brierre de, Des Hallucinations, Paris, Germer Baillière, 1845.
31. Bouman, L., und Grünbaum, A. A., Kasuistischer Beitrag zur Vorstellungspsychologie, Z. f. Psychol., 85, 1920.
32. Braun, Otto, Aus nachgelassenen Schriften eines früh Vollendeten, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, 1920.
33. Bronislawski, Venceslas-Handelsman, Contribution à l'étude de l'amusie et de la localisation des centres musicaux. Thèse de Bordeaux, 1900.
34. Buber, Martin, Ekstatische Konfessionen, Jena, Diederichs, 1909.
35. Bühler, Karl, Die geistige Entwicklung des Kindes. Jena, Fischer, 1918.
36. Bumke, Oswald, Über nervöse Entartung, Berlin, Springer, 1912.
37. Bychowski, Gustav, Zur Psychopathologie der Brandstiftung, Schweizer Archiv f. Neur. u. Psychiatrie, 5, 29, 1919.
38. Bychowski, Z., Über das Fehlen der Wahrnehmung der eigenen Blindheit bei zwei Kriegsverletzten, Neur. Zentralbl., 39, 1920.

38a. Calmeil, L. F., De la folie depuis la renaissance . . . jusqu'au dix-neuvième siècle. — Description des grandes épidémies de délire, Paris, Baillière, 1845, 2 Bde.
39. Canestrini, Silvio, Über das Sinnesleben des Neugeborenen, Berlin, Springer, 1913.
39a. Cassirer, R., Die vasomotorisch trophischen Neurosen. Handb. d. Neur., 5, 1914.
39b. Charcot, J. M., et Richer, Paul, Les démoniaques dans l'art, Paris, Delahaye, 1887.
40. Chowrin, A. N. (übers. von Schrenck-Notzing), Exper. Untersuchungen auf dem Gebiete des räumlichen Hellsehens, München, Reinhardt, 1919.
41. Claparède, E., Interprétation psychologique de l'Hypnose, Journ. f. Psychol. u. Neur., 18, 1912.
41a. Cubasch, C., Der Alp, Berlin, 1877.

42. Déjérine, J., Sémiologie des affections du système nerveux, Paris, Masson, 1914.

43. Delacroix, H., Analyse du mysticisme de Mme Guyon. Rev. de metaph. et mor. 1907, 15.
44. —, Etudes d'histoire et psychologie du mysticisme, Paris, F. Alcan, 1908
45. Delbruck, A., Die pathologische Luge und die psychisch abnormen Schwindler. Stuttgart, 1891, Enke.
46. Deny, Über Mischzustände, Kongreßbericht im L'Encephale. 4. 1909.
47. Dessoir, M., Das Doppelich. Leipzig, 1890.
48. Detlefsen, Frederic, Zur Kasuistik der halluzinatorischen Cocain-Paranoia Diss., Berlin, 1890.
48a. Diefenbach, Johann, Der Hexenwahn vor und nach der Glaubensspaltung in Deutschland, Mainz, Kirchheim, 1886.
49. Dilthey, Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. Leipzig, Dunker & Humblot, 1886.
50. Dix, K. W., Über hysterische Epidemien an deutschen Schulen. Langensalza Beyer.
50a. Dromard, G., Le délire d'interpretation. Journ. de Psychol., 8. 1911.
51. Domrich, Ottomar, Die psychischen Zustände, Jena, Mauke. 1849.
52. Dreyfus, Georges, Über nervöse Dyspepsie. Jena, Fischer. 1908.
53. Drobisch, Moritz Wilhelm, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode, 2. Aufl., Hamburg, Leipzig, Voß, 1898.
54. Dromard et Albès, Essai théorique sur l'illusion dite de „fausse reconnaissance", Journal de Psychologie normale et patholog., Paris. Alcan, 2, 1905.
55. Drygalski, E. von, Zum Kontinent des eisigen Südens, Berlin, 1904.
55a. Dugas et Montier, F., La dépersonalisation et la perception intérieure, Journ. de Psychol., 7, 1910.
56. Edgren, J. G., Amusie (musikalische Aphasie). D. Z. f. Nervenheilkunde. 6, 1895.
57. Eger, J., und Heitmann, Die Entwicklungsjahre. Leipzig, Eger (eine Sammlung kleiner Schriften).
58. Emminghaus, H., Allgemeine Psychopathologie. Leipzig, Vogel. 1878.
59. Eulenburg, A., Schülerselbstmorde. Berlin, H. Walther. 1907.
60. Fechner, Gustav Theodor, Elemente der Psychophysik, Leipzig. Breitkopf u. Härtel, 1860, 2 Bde.
61. Feis, Oswald, Studien über die Genealogie u. Psychologie der Musiker, Wiesbaden, Bergmann, 1910.
62. Fischer, Ottokar, Eine psychologische Grundlage des Wiederkunftsgedankens. Z. f. angew. Psychologie, 5, 1911.
62a. —, Über Makropsie und deren Beziehungen zur Mikrographie sowie über eine eigentümliche Störung der Lichtempfindung. Monatschr. f. Psychiatrie u. Neur., 19, 1906.
62b. —, Ein weiterer Beitrag zur Klinik und Pathogenese der hysterischen Dysmegalopsie. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neur., 21, 1907.
63. Fleury, Une opinion sur les peintures de H. Smith, Arch. de psych., 7.
64. Flournoy, Theodor, Une mystique moderne. Arch. de psych., Nr. 57—58. Mai 1915.
65. —, Nouvelles Observations sur un cas de Somnambulisme usw., Genf. Kündig.
66. —, Die Seherin von Genf. Autor Übers., Leipzig, Meiner. 1914.
67. —, Des Indes à la planète Mars, 4. Aufl., 1909, Atar, Paris.
68. —, Esprits et Mediums, Genf, 1911.
69. —, Beiträge zur Religionspsychologie. Übers. v. M. Regel. Leipzig. Fritz Eckardt. 1911.
70. Forel, August, Der Hypnotismus. Seine psychologische, psycho-physiologische und therapeutische Bedeutung, Stuttgart, Enke. 8./9. Aufl., 1919.
70a. —, Selbstbiographie eines Falles von Mania acuta. Arch. f. Psych., 34. Heft 3.
71. Förster, Hermann, Ein Fall von motorischer Amusie. Neurol. Zentralbl., 37, 1918 (kurzes Referat).
72. Frank, L., Über Affektstörungen bei Kindern. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte. 1919. Nr. 19.
73. —, Affektstörungen. Berlin. Springer. 1913.

74. Frank, E., Über die Repräsentation der Sensibilität in der Hirnrinde, D. Z. f. Nervenheilkunde, 39, 1910.
75. Freimark, Hans, Mediumistische Kunst, Beitr. z. Geschichte der neueren Mystik u. Magie, Leipzig, Heims, 1914.
76. —, Die okkultistische Bewegung, Leipzig, Heims, 1912.
77. Freud, S., Zur Psychopathologie des Alltagslebens. (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen usw.), 2. Aufl., Berlin, Karger, 1907.
78. —, Die Traumdeutung, 2. Aufl., Leipzig, Wien, 1909.
79. —, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Leipzig, Wien, 1916.
80. Friedmann, Max, Zur Auffassung und zur Kenntnis der Zwangsideen und der isolierten überwertigen Ideen. Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 21, 1914.
81. —, Über Wahnideen im Völkerleben. Grenzfragen d. Nerven- u. Seelenlebens, H. 6 u. 7, Wiesbaden, Bergmann, 1901.
81a. —, Über d. Natur der Zwangsvorstellungen u. ihre Beziehungen zum Willensproblem, Wiesbaden, Bergmann, 1920.
82. Friis, Achton, Im Grönlandseis mit Mylius Erichsen, Leipzig, 1910.
83. Fuchs, Arno, Schwachsinnige Kinder, 2. Aufl., Gütersloh, Bertelsmann, 1912.
83a. Fuchs, Wilhelm, Untersuchungen über das Sehen der Hemianopiker und Hemiamblyopiker, Z. f. Psychologie, 84, 1920, und 86, 1921.
84. Gaspero, H. di, Hysterische Lähmungen, Berlin, Springer, 1912.
85. Gaupp, Robert, Über den Selbstmord, Verlag der Ärztl. Rundschau, München, 1910.
85a. —, Die Dipsomanie, Jena, Fischer, 1907.
86. Geiger, Moritz, „Christian Science" in Amerika, Z. f. Religionspsychologie, 4, 1911.
87. Goldstein, Kurt, und Gelb, Adhémar, Zur Psychologie des optischen Wahrnehmungs- und Erkennungsvorgangs, Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 41, 1918.
88. —, und Gelb, Psychologische Analysen hirnpathologischer Fälle auf Grund von Untersuchungen Hirnverletzter, II, Z. f. Psychol., 83, 1920.
89. —, Kurt, Die Halluzination, ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Realität, Wiesbaden, Bergmann, 1912.
90. —, Kurt, Weitere Bemerkungen zur Theorie der Halluzinationen, Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 14, 1913.
91. Gothein, Eberhard, Soziologie der Panik, Verhandl. des ersten d. Soziologentages, Tübingen, Mohr, 1911.
92. Gregor, Adalbert, Zur Kenntnis des Zeitsinnes bei der Korsakoffschen Geistesstörung, Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neur., 23, 1908.
92a. —, Leitfaden der experimentellen Psychopathologie, Berlin, Karger, 1910.
93. Greiner, G. F. Chr., Der Traum und das fieberhafte Irresein, Altenburg, Leipzig, Brockhaus, 1817.
94. Greven, Joseph, Zur Frage nach den Wundmalen des heiligen Franziskus von Assisi, Theologie und Glaube, 2, 1910.
95. Grohmann, Über religiösen Aberglauben und Mystizismus in der Geschichte der Menschheit, Z. f. d. Anthropologie, 1825, 4. Heft.
96. Groß, Hans, Zur Frage des reflektoiden Handelns. Groß' Archiv, 7, 1901.
97. Gruhle Hans W., Selbstschilderung und Einfühlung, Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 28, 1915.
98. —, Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität, Berlin, Springer, 1912.
99. Gunkel, Hermann, Der Prophet Esra, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1900.
99a. Guttmann, A., Experimentelle Halluzinationen durch Anhalonium Lewini (Ber. üb. d. 6. Kongreß f. exper. Psychol., hrsg. v. Schumann Fr.). Leipzig, Barth, 1914.
100. Gyel, E., L'Etre subconscient, Paris, F. Alcan, 1899.
101. Hacker, Friedrich, Systematische Traumbeobachtungen mit besonderer Berücksichtigung der Gedanken, Archiv f. d. ges. Psychol., 21, 1911.
102. Hall, G. Stanley, A Study of fears. The American Journ. of Psychol., 8, 1897.
102a. Hampe, Karl, Die Wundmale des hl. Franz von Assissi, Histor. Z., 60, 1906.

102b. Hansen, Joseph. Zauberwahn. Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter, München Oldenbourg, 1900.
102c. Hassmann, O., und Zingerle, H., Untersuchung bildlicher Darstellungen und sprachlicher Äußerungen bei Dementia praecox. Journal f. Psychologie, 20, 1913.
102d. Heilbronner, K., Über Mikropsie und verwandte Zustände, D. Z. f. Nervenheilkunde, 27.
103. —, Die aphasischen, apraktischen und agnostischen Störungen, Lewandowskys Handbuch der Neurologie, 1, 982, 1093.
104. —, Zur Psychologie der Alexie, Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurol., 32, 1912.
104a. —, Über epileptische Manie, nebst Bemerkungen über die Ideenflucht, Mon.-Schr. f. Psychiatrie u. N., 13, 1903.
105. Heiler, Friedrich, Das Wesen des Katholizismus, München, Reinhardt, 1920.
106. —, Die buddhistische Versenkung, München, 1918.
106a. Heitz, Jean, Les démoniaques et les malades dans l'art byzantin. Nouv. Iconographie de la Salpêtrière, 14, 1901.
107. Heller, Theodor. Grundriß der Heilpädagogik, 2. Aufl., 1912. Leipzig, Engelmann.
108. Hellpach, Willy, Die geistigen Epidemien, Frankfurt a. M., Rütten & Löning, 1907.
109. Hellwald, Friedrich von, Die Magiker Indiens, Leipzig, Ernst Günther.
110. Hellwig, Albert, Gesundbeten und andere mystische Heilverfahren, Leipzig, Heims, 1914.
111. Hennig, R., Das Wesen der Inspiration, Leipzig, Barth, 1912.
112. —, Beiträge zur Psychologie des Doppelichs. Z. f. Psychol., 49, 1908.
113. Henry, V., Le langage martien, Paris, 1901 (zitiert nach Flournoy).
114. Henri, Victor, und Catherine, Enquête sur les premiers souvenirs de l'enfance. L'Année psychologique, 3, 1897.
114a. Henschen, Salomon Eberhard, Klinische und anatomische Beiträge zur Pathologie des Gehirns, 4, Upsala, 1911.
115. Herrmann, W., Der Verkehr des Christen mit Gott, 5. Aufl., Stuttgart, 1908.
116. Heveroch, A., Der Beziehungswahn und das Problem der Kausalität. Z. f. Pathopsychologie, 3, 1917.
117. Heymans, G., Eine Enquête über Depersonalisation usw., Z. f. Psychologie, 36, 1904.
118. —, Weitere Daten über Depersonalisation usw., Z. f. Psychologie, 43, 1906.
118a. Heyne, B., Über Besessenheitswahn bei geistigen Erkrankungszuständen. Seelsorger-Praxis, 14, Paderborn, Schöningh, 1904.
119. Hibbert, Samuel, Sketches of the Philosophy of Apparitions (or an attempt to trace such illusions to their physical causes), 2. Aufl., Edinburgh, 1825.
120. Hilbert, R., Über Störungen des Farbensinnes im Gefolge interner Erkrankungen, Klin. Monatsblatt f. Augenheilkunde, 46, N. F. 5, 1908.
121. —, Über pathologische Farbenempfindungen infolge von chirurgischen Erkrankungen, Klin. Monatsbl. f. Augenheilkunde, 47, 1909.
121a. Hildebrandt, K., Norm und Entartung des Menschen. Dresden, Sibyllenverlag, 1920.
122. Hill, Tout, Some psychical phenomena bearing upon the question of Spirit-Control Proceedings of the Society for psychical Research (zitiert nach Flournoy), 9.
123. Hirschlaff, Leo, Hypnotismus und Suggestivtherapie. Leipzig, Barth, 1905.
123a. Hitzig, E., Der Schwindel (Vertigo), Wien, Hölder, 1898.
124. Hopp, Max, Über Hellsehen, Berlin, Karger, 1918.
124a. Hoppe, Beschreibung und Erklärung der vor dem Einschlafen entstehenden Halluzinationen des Gesichts, Jahrb. f. Psychiatrie, 6, 1886.
125. Horstmann, Wilhelm, Zur Psychologie konträrer Strebungen. Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 25, 1914.
126. Hudtwalcker, M. H., Über den Einfluß des sogenannten Mystizismus und der religiösen Schwärmerei auf das Überhandnehmen der Geisteskrankheiten und des Selbstmordes, besonders in Hamburg. H.s kriminalistische Beiträge, 3, 1827.

127. Huot et Voivenel, Le cafard, Paris, 1918 (mir nicht zugänglich).
128. Husserl, Edmund, Logische Untersuchungen, Halle, Niemeyer, 2. Aufl., 1913, 2 Bde.
129. Jacobi, W., Die Ekstase der alttestamentlichen Propheten, München, Wiesbaden, Bergmann, 1920.
130. James, W., Grundzüge der Psychologie, Neuyork, 1890, Deutsch, Leipzig, Quelle & Meyer, 1909.
131. —, Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit, Übers. v. Wobbermin, Leipzig, Hinrichs, 1907.
132. Janet, Pierre, et Raymond, Névroses et Idées fixes, Paris, 1898, 2 Bde.
133. —, Pierre, L'automatisme psychologique, Essai de psychol. expér. sur les formes inférieures de l'activité humaine, Paris, Alcan, 1889, 2. Aufl., 1894.
134. —, Pierre, L'Etat mental des hystériques, 2. Aufl. Paris, Alcan, 1911.
135. —, Pierre, Le renversement de l'orientation ou l'allochirie des représentations, Journ. de psychologie normale et patholog., 5, 1908.
136. —, Pierre, A propos du „déja vu", Journ. de Psychologie normale et pathologique, 2, 1905.
137. —, Pierre, Les obsessions et la psychasthénie, Paris, F. Alcan, 1903, 2 Bde.
137a. —, Pierre, Les névroses, Paris, Flammarion, 1909.
138. Jaspers, Karl, Heimweh und Verbrechen, Leipzig, Vogel, 1909 (auch in Groß' Archiv, 35).
139. —, Die Trugwahrnehmungen, Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Referatenteil, 4, 1911.
140. —, Zur Analyse der Trugwahrnehmungen (Leibhaftigkeit und Realitätsurteil), Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 6, 1911.
141. —, Über leibhaftige Bewußtheiten usw., Z. f. Pathopsychologie, 2, Leipzig, Engelmann, 1913.
142. —, Eifersuchtswahn, Ein Beitrag zur Frage: „Entwicklung einer Persönlichkeit oder Prozeß"? Z. f. d. Neurol. u. Psychiatrie, 1, 1910.
143. —, Allgemeine Psychopathologie, 2. Aufl., Berlin, Springer, 1920.
144. Jastrow, Joseph, The Subconscious, London, Constable, 1906.
145. Jeanne, Soeur, Memoiren einer Besessenen, Stuttgart, Lutz, ohne Jahr.
145a. Imbert-Gourbeyre, Antoine, La stigmatisation, l'extase divine et les miracles de Lourdes, Clermont-Ferrand, Libr. cathol., 1894, 2 Bde.
146. Josefson, Arnold, Gehirngeschwulst mit Gesichtshalluzinationen und Makropsie, D. Z. f. Nervenheilk., 49, 1913.
147. Isserlin, Max, Psychologische Untersuchungen an Manisch-Depressiven, Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neur., 22, 1907.
148. Itten, W., Beiträge zur Psychologie der Dementia praecox, Dissertation, Zürich, 1912.
149 Kafka, Gustav, Versuch einer kritischen Darstellung der neueren Anschauungen über das Ichproblem, Archiv f. d. ges. Psychologie, 19, 1910.
149a. Katz, D., Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung, Z. f. Psychologie, Ergbd. 7, Leipzig, 1911.
150. Kerner, Justinus, Die Seherin von Prevorst, 4. Aufl., Stuttgart, Tübingen, Cotta, 1846.
151. Klages, Ludwig, Die Probleme der Graphologie, Leipzig, 1910.
152. Klien, H., Beitrag zur Psychopathologie und Psychologie des Zeitsinnes, Z. f. Pathopsychologie, 3, 1917.
152a. Knauer, A., and Maloney, W. J. M. A., A preliminary note on the psychic action of mescalin, with special reference to the mechanism of visual hallucinations, J. of nerv. a. ment. disease, 40, 1913.
152b. Knauer, A., Zur Pathologie des linken Schläfenlappens, Klinik für psych. u. nerv. Krankh., 4, 1909.
153. Koch, J. L. A., Die psychopathischen Minderwertigkeiten, Ravensburg, O. Meier, 1891.
154. Koffka, K., Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze, Leipzig, 1912.
155. Kogerer, Der Fall Maria D., Wiener med. Wochenschr., 1920/21, im Separatum.

156. Köhler, Wolfgang, Intelligenzprüfungen an Anthropoiden. 1. Abt. d. k. preuß. Akad. d. Wiss., phys.-math. Klasse, 1917.
157. Köhler, Paul, Beiträge zur systematischen Traumbeobachtung. Arch. f. d. ges. Psychologie, 23, 1912.
158. Kohnstamm, Oskar, Medizinische und philosophische Ergebnisse aus der Methode der hypnotischen Selbstbesinnung, München, Reinhardt, 1918.
159. Kolk, J. van der, und Jansens, G. B. A., Außergewöhnliche Hypermnesie für Kalenderdaten bei einem niedrig stehenden Imbezillen, Allg. Z. f. Psychiatrie, 62, 1905.
160. Kotik, Naum, Die Emanation der psychophysischen Energie, Wiesbaden, Bergmann, 1908.
161. Kraepelin, Emil, Über Sprachstörungen im Traume, Psychologische Arbeiten, 5, 1910.
161a. —, Psychiatrie, 8. Aufl., Leipzig, Barth, 1909—1915. 4 Bde.
162. —, Über Erinnerungsfälschungen, Arch. f. Psychiatrie, Nr. 17, 1886. 18, 1887.
163. Kretschmer, Ernst, Der sensitive Beziehungswahn, Berlin, Springer, 1918.
164. Kronfeld, Arthur, Das Wesen der psychiatrischen Erkenntnis, Berlin, Springer, 1920.
165. —, Über die logische Stellung der Kriminologie zur Psychopathologie, Allg. Z. f. Psychiatrie, 72, 1916.
166. Krukenberg, H., Der Gesichtsausdruck des Menschen, Stuttgart, Enke, 1913.

167. Lange, Die Gemütsbewegungen, Würzburg, 1910.
167a. Längin, Georg, Religion und Hexenprozeß, Leipzig, Wigand, 1888.
168. Latte, Markus, Über die nach Kokaingebrauch beobachteten akuten Intoxicationen, Dissertation, Berlin, 1888.
168a. Laurent, Johannes Theodor, Leben und Briefe, her. von Karl Möller, Trier, Paulinus, 3 Bde., 1887—1889.
169. Laures, H., Les synesthésies, Bibliothèque de Psychol. expérim. et de metapsychie, Paris, Blond, 1908.
170. Lechner, C. S., Abnorme willkürliche Augenbewegungen, Klin. Monatsblatt f. Augenheilk., 53, 1914.
171. Lehmann, Alfr., Aberglaube und Zauberei, übers. v. Petersen, Stuttgart, Enke, 98.
172. Lemaître, Auguste, La vie mentale de l'adolescent et ses anomalies, Saint Blaise, 1910.
173. —, Un nouveau cycle somnambulique de Mlle Smith; les peintures religieuses, Arch. de psych., 7, 63.
174. Lenhossék, Geschichte einer ungewöhnlich schnellen Entwicklung bei einem Mädchen, Mediz. Jahrb. des österreichischen Staates, VI, 3, 1821.
175. Lenz, G., Die hirnlokalisatorische Bedeutung der Makulaaussparung im hemianopischen Gesichtsfelde, Klin. Monatsbl. f. Augenheilk., 53, 30, 1914.
176. Leschke, Erich, Die Ergebnisse und die Fehlerquellen der bisherigen Untersuchungen über die körperlichen Begleiterscheinungen seelischer Vorgänge, Archiv f. d. ges. Psychol., 31, 1914.
176a. Levi, Emil, Über das willkürliche Schielen des einen bei Primärstellung des anderen Auges, Klin. Monatsbl. f. Augenheilkunde, 46, 1908.
177. Lewandowsky, M., Über Abspaltung des Farbensinnes, Monatsschr. f. Psychiatrie und Neurologie, 23, 1908.
178. —, Die Hysterie, Berlin, Springer, 1914.
178a. Liebscher, K., Über einen Fall von künstlich hervorgerufenem „halbseitigen" Ganser nebst einem Beitrage zur Kenntnis der hysterischen Dysmegalopsie, Jahrb. f. Psychiatrie u. Neur., 28, 1907.
179. Liepmann, H., Ein Fall von reiner Sprachtaubheit, Breslau, Schletter, 1898.
180. —, Über Ideenflucht, Halle, Marhold, 1904.
181. —, Über Störungen des Handelns bei Gehirnkranken, Berlin, Karger, 1905.
182. —, Der weitere Krankheitsverlauf bei dem einseitig Apraktischen usw., Berlin, Karger, 1906.
182a. —, Über die agnostischen Störungen, Neurol. Centralbl., 27, 1908.

183. Liepmann, M., Ist die Todesstrafe im künftigen deutschen und österreichischen Strafgesetzbuch beizubehalten? Verhandl. d. 31. d. Juristentages, II, ohne Jahr.
184. Linke, P. F., Grundfragen der Wahrnehmungslehre, München, E. Reinhardt, 1918.
185. Lockemann, Zur Kasuistik der Geruchsanomalien, Z. f. rationale Medizin, 3. Reihe, Bd. 12, 1861.
186. Lombard, Emile, Essai d'une classification des phénomènes de glossolalie, Arch. de psych., 7.
187. —, De la glossolalie chez les premiers chrétiens usw., Lausanne, 1910.
188. Lomer, Georg, Über graphologische Kennzeichen des Schwachsinnes, Archiv f. Psychiatrie, 53, 1914.
189. Lotmar, F., Zur Kenntnis der erschwerten Wortfindung und ihrer Bedeutung für das Denken des Aphasischen, Schweizer Arch. f. Neur. u. Psychiatrie, 5, 1919.
190. Lotze, Rudolph Hermann, Medizinische Psychologie oder Physiologie der Seele, Leipzig, Weidmann, 1852.
191. Löwy, Max, Die Aktionsgefühle, Prager mediz. Wochenschr., 23, 1908.
192. Ludwig, A., Gemma Galgani, eine Stigmatisierte aus jüngster Zeit, Ein Beitrag zur Erforschung des Phänomens der Stigmatisation, Passauer theol. Monatsschr., 22, 1911/12.
193. Lumpp, Das Schicksal von 50 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe Verurteilten, Blätter für Gefängniskunde, 47, 1913.

194. Machen, Artur, The Angels of Mons, London, 1915 (nicht selbst eingesehen).
194a. Mandel, Theodor Heinrich, Der Sieg von Möttlingen im Lichte des Glaubens und der Wissenschaft, Leipzig, O. Mutze, 1896.
195. Mann, Ludwig, Über Störungen des Raumsinnes der Netzhaut oder der optischen Lokalisation bei Herderkrankungen im Gebiete der Sehstrahlung (Paropsie), Neurol. Zentralbl., 38, 1919.
196. Marillier, L., Les Hallucinations télépathiques par Gurnay, Myers, Podmore, Paris, F. Alcan.
197. Martin, M., A Description of the Western Islands of Scotland, London, 1716 (zitiert nach Justinus Kerner).
198. Maxwell, J., Les Phénomènes psychiques. Recherches, Observations, Methodes, Paris, F. Alcan.
199. Mayer-Groß, Willy, Zur Phänomenologie abnormer Glücksgefühle, Z. f. Pathopsychologie, 2, 1914.
200 —, Selbstschilderung eines Kokainisten, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 62, 1920.
200a. Meige, Henry, La maladie de la fille de Saint-Géosmes (d'après Jean François, Clément Morand, 1754) Nouv. Iconogr. de la Salpetrière, 9, 1896.
201. Meringer und Mayer, Versprechen und Verlesen, Stuttgart, 1895.
202. Meumann, E., Zur Frage der Sensibilität der inneren Organe, Archiv f. d. ges. Psychologie, 9, 1907.
202a. Meunier, R., Le hachich. Essai sur la psychologie des paradis éphémères, Paris, Bloud, 1909, 3. Aufl.
203. Mingazzini, Giov., Contributo clinico ed anatomopatologico allo studio delle afasie musicali e transcorticali, Schweiz. Arch. f. Neur. u. Ps., 3, 1918.
204. Moebius, P. J., Über Kunst und Künstler, Leipzig, Barth, 1901.
205. —, Über die Anlage zur Mathematik, 2. Aufl., Leipzig, Barth, 1907.
206. Moll, Gesundbeten, Medizin und Okkultismus, Berlin, 1904.
207. Mönkemöller, Geisteskrankheit und Geistesschwäche in Satire, Sprichwort und Humor, Halle, Marhold, 1906.
208. Montmorand, Les états mystiques, Revue philosophique, 60, 1905.
209. Moreau, J., Du Hachich et de l'aliénation mentale, Paris, 1845 (zitiert nach Mosiman).
210. Morgenthaler, W., Über Zeichnungen von Gesichtshalluzinationen, Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 45, 19, 1919.
211. —, Ein Geisteskranker als Künstler. Arbeiten zur angew. Psychiatrie I, Bern, Bircher, 1921.

212. Mosiman, Eddison, Das Zungenreden geschichtlich und psychologisch untersucht, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1911.
213. Mossier, G., Soldat et trappiste. Etude d'âme par un père de l'ordre des trappistes, Paris, 1917 (nicht selbst eingesehen).
214. Mourly-Vold, J., Über den Traum, Exper. psychol. Untersuchungen, herausg. v. Klemm, Leipzig, Barth, I u. II, 1910/12.
215. Müller, G. E., Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufs, Z. f. Psychologie, I., 1911, II., 1917, Ergbd. 9, III, 1913, Ergbd. 8.
216. Müller, Johannes, Über die phantastischen Gesichtserscheinungen, Koblenz, Hölscher, 1826.
217. Myers, F. W. H., The subliminal consciousness, Proceedings of the society for psychical Research, Bd. VII, 288 u. ff. Bde., z. B. 15 vom Oktober 1900.
218. Myers, Frédéric W. H., La personnalité humaine, sa survivance, ses manifestations supra-normales (aus dem Engl. übersetzt von M. Jankelevitch Human Personality, 2 vols, 1903), Paris, F. Alcan, 1906.
219. Nachmansohn, M., Zur Erklärung der durch Inspiration entstandenen Bewußtseinserlebnisse, Arch. f. d. ges. Psychologie, 36, 1917.
220. Naef, Fall eines Herrn, der von Australien verschwand und hiervon erst erfuhr, als er in Zürich die Zeitung las. Z. f. Hypnotismus, 1908 (nicht gefunden).
221. Nägeli, Über selbstbeobachtete Gesichtserscheinungen, Sitz.-Ber. d. K. Bayer. Akademie d. Wissensch., 1868, I.
222. Nansen, Fr., In Nacht und Eis, Leipzig, 1897.
223. Naville, F., Memoires d'un médecin aphasique, Autoobservation et notes psychologiques du Docteur Saloz père, de Genève, atteint d'aphasie totale suivie de guérison, Archives de Psychologie, 17, 1918.
224. Nicolai, Fr., Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen; nebst einigen erläuternden Anmerkungen, Neue Berlinische Monatsschrift vom Mai 1799, I, S. 321.
225. Nicole, Albert, Le Cafard, Berlin, Furcheverlag, etwa 1918.
225a. Nippold, Friedrich, Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens, Berlin, Lüderitz, 1875.
226. Österreich, Konstantin, Der Besessenheitszustand, seine Natur und seine religions- und völkerpsychologische Bedeutung, Deutsche Psychologie, 1916.
227. —, Einführung in die Religionspsychologie, Berlin, Mittler, 1917.
228. —, Die Phänomenologie des Ich in ihren Grundproblemen, Leipzig, Barth, 1910.
229. —, Die Entfremdung der Wahrnehmungswelt und die Depersonalisation in der Psychasthenie, Journ. f. Psychol. u. Neurol., 7—9, 1905/07.
230. —, Das Selbstbewußtsein und seine Störungen, Z. f. Psychotherapie u. medizin. Psychologie, 2, 1910.
231. —, Grundbegriffe der Parapsychologie, Pfullingen, Baum, 1921.
232. Offner, Max, Das Gedächtnis, Berlin, Reuther & Reichard, 1909.
233. Pappenheim, Martin, und Groß, Karl, Die Neurosen und Psychosen des Pubertätsalters, Berlin, Springer, 1914.
233a. — —, Über Dipsomanie, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, II, 1912.
233b. Parish, Edmund, Über die Trugwahrnehmung (Halluzination und Illusion), Leipzig, Ambros Abel, 1894.
233c. Pascal et Nadal, Le sourire et le rire dans la démence précoce, Journ. de Psychol., 6, 1909.
234. Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition, Wien, 1877.
235. Pelmann, Karl, Psychische Grenzzustände, Bonn, Cohen, 1909.
236. Perky, Ch. W., An experimental study of imagination, The American Journal of Psychology (ed. by Stanley, Hall), 21, 1910.
237. Pfister, Oskar, Hysterie und Mystik bei Margaretha Ebner (1491—1551), Zentralbl. f. Psychoanalyse, I, 1911.
238. —, Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultes, Zentralbl. f. Psychoanalyse, I, 1911.
239. —, Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie, Jahrb. f. psychoanalyt. Forschungen, 3, 1911.

239a. Pick, A., Über Störungen der Orientierung am eigenen Körper, Arbeiten aus der deutschen psychiatr. Univ.-Klinik in Prag, Berlin, 1908.
239b. —, Zur Symptomatologie des atrophischen Hinterhauptlappens, Ebenda.
240. —, Aus dem Grenzgebiet zwischen Psychologie und Psychiatrie, Fortschritte der Psychol., II, Leipzig, Berlin, Teubner, 1914.
241. —, Die agrammatischen Sprachstörungen, Berlin, Springer, 1913.
242. —, Kleine Beiträge zur Lehre von den Halluzinationen, Neur. Zentralbl., 38, 1919.
243. —, Zur Psychopathologie des Zeitsinnes, Z. f. Pathopsychologie, 3, 1917.
244. —, Zur Psychologie der Eigenbeziehung, Z. f. Pathopsychologie, 3, 1917.
245. —, Zur Phänomenologie abnormer Glücksgefühle, Z. f. Pathopsychologie, 3, 1917.
246. —, Über eine neuartige Form von Paramnesie, Jahrb. f. Psychiatrie u. Neur., 20, 1901.
246a. —, Über eine besondere Form von Orientierungsstörung und deren Vorkommen bei Geisteskranken, D. med. Wochensch., 34, 1908.
246b. —, Über das Sprachverständnis, Leipzig, Barth, 1909.
247. Placzek, Selbstmordverdacht und Selbstmordverhütung, Leipzig, Thieme.
248. Poppelreuter, Walter, Die psychischen Schädigungen durch Kopfschuß im Kriege 1914/16, I., Leipzig, Voß, 1917, II., Leipzig, Voß, 1918.
248a. Poulain, August, S. J., Des grâces d'oraison. deutsch: „Die Fülle der Gnaden", Freiburg, Herder, ohne Jahr, 2 Bde.
249. Prichard, J. C., Treatise on diseases of the nervous system., London, 1822, zitiert nach Z. f. Anthropologie, 3, 1824.
249a. Prinzhorn, Hans, Das bildnerische Schaffen des Geisteskranken, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 52, 1919.
250. Probst, M., Über die Lokalisation des Tonvermögens, Archiv f. Psychiatrie, 32, 1899.
251. Purkinje, Beiträge zur näheren Kenntnis des Schwindels aus heautognostischen Daten, Mediz. Jahrb. d. österr. Staates, VI, 2. Wien, Gerold, 1820.
252. Quincey, Thomas de, Bekenntnisse eines Opiumessers, deutsch von L. Ottmann, Stuttgart, Lutz, 1886.
253. Rademacher, Arnold, Das Seelenleben der Heiligen, Paderborn, 1916.
254. Radestock, Paul, Schlaf und Traum, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879.
255. Raulin, M. Jules Marie, Le rire et les exhilarants, Diss., Paris, 1899.
255a. Rautmann, Hermann, Untersuchungen über die Norm, ihre Bedeutung und Bestimmung, Jena, Fischer, 1921.
256. Reboul, Jean André Michel, Essai sur la pathogénie du suicide, Thèse de, Bordeaux, 1900.
257. Redlich, E., und Lazar, E., Über kindliche Selbstmörder, Berlin, Springer, 1914.
258. Redlich und Bonvicini, Giulio, Weitere klinische und anatomische Mitteilungen über das Fehlen der Wahrnehmung der eigenen Blindheit bei Hirnkrankheiten, D. Z. f. Nervenheilkunde, 41, 1911.
259. —, Über das Fehlen der Wahrnehmung der eigenen Blindheit bei Hirnkrankheiten, Jahrb. f. Psychiatrie, 29, 1909.
260. Reiff, Plotin und die deutsche Romantik, Euphorion, 19, 1912.
261. Reiß, Eduard, Konstitutionelle Verstimmung und manisch depressives Irresein, Berlin, Springer, 1910.
262. Reitzenstein, R., Die hellenistischen Mysterienreligionen, Leipzig, 1910, B. G. Teubner.
263. Révész, Géza, Erwin Nyiregyhazi, Leipzig, Veit, 1916.
264. Ribot, L'imagination créatrice, übers., Bonn, 1902, Die Schöpferkraft der Phantasie.
265. Richer, Paul, Etudes cliniques sur l'Hystério-Epilepsie ou grande Hystérie, Paris, Delahaye, 1881.
266. Richet, Ch., Note sur un cas remarquable de précocité musicale. Congrès intern. de Psychologie, Paris, 1900. Compte rendu des séances usw., Paris, 1901 (zitiert nach Révész).
267. Rieger, Konrad, Der Hypnotismus, Jena, Fischer, 1884.
267a. Rochas, Albert de, Les sentiments, la musique et le geste, Grenoble, 1900.

268. Rohardt, Ein Fall von motorischer Amusie, Neurol. Zentralbl., 38, 1919.
268a. Rohde, Erwin. Psyche. Tübingen. J. C. B. Mohr, 4. Aufl., 1907, 2 Bde.
268b. Roscher, W. H., Ephialtes, eine pathologisch-mytholog. Abhandlung über die Alpträume und Alpdämonen des klass. Altertums, Abh. der phil. hist. Klasse der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss., XX., 2, Leipzig, 1900.
268c. Rose, Edmund. Über die Halluzinationen im Santonrausch, Virchows Archiv f. patholog. Anatomie. 28, 1863.
269. Rosenberg, Maximilian. Die Erinnerungstäuschungen der „reduplizierenden Paramnesie" und des „déjà vu" usw., Z. f. Pathopsychologie, 1. 1912.
269a. Roskoff, Gustav, Geschichte des Teufels. Leipzig. Brockhaus, 1869, 2 Bde.
270. Roß. C. James. A Voyage in the Southern and Antarctic Regions, London, 1847.
271. Rossigneux. Charles. Essai sur l'audition colorée et sa valeur esthétique, Journ. de psychol. normale et pathol., 2, 1905.
272. Rüdin. Ernst. Über die klinischen Formen der Seelenstörungen bei zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe Verurteilten, München, Wolf, 1909.
273. —, Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen, Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox. Berlin. Springer, 1916.
274. —. Einige Wege und Ziele der Familienforschung mit Rücksicht auf die Psychiatrie, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 7, 1911.
275. Rülf, J., Das Halluzinationsproblem, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 24, 1914.
276. Rusk, The British Journ. of Psychology. 3, 1910.
277. Sanctis, Sante de. Die Träume, übers. v. O. Schmidt, Halle. Marhold, 1901.
278. Sander, Wilh., Epileptische Anfälle mit subjektiven Geruchsempfindungen bei Zerstörung des linken Tractus olfactorius durch einen Tumor, Archiv f. Psychiatrie, 4. 1874.
279. Schilder. Paul. Wahn und Erkenntnis. Berlin. Springer, 1918.
280. —. Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein, Berlin, Springer, 1914.
281. —. Zur Theorie der Entfremdung der Wahrnehmungswelt, Allg. Z. f. Psychiatrie, 76, 1921.
282. Schneider. Kurt. Die Lehre vom Zwangsdenken in den letzten 12 Jahren (Literatur bis April 1918). Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie. Ref. 16, 113 u. 193, 1918.
282a. —. Pathopsychologische Beiträge zur psychologischen Phänomenologie von Liebe und Mitfühlen, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 65, 1921.
282b. —. Ein Veronaldelirium. Allg. Z. f. Psycheatrie, 72, 1916.
283. Schönfeldt, Max. Über das induzierte Irresein (Folie communiquée). Arch. f. Psychiatrie, 26. 1894.
284. Schreber, Daniel Paul. Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken, Leipzig, Oswald Mutze, 1903.
284a. Schrenk, E., Was lehrt uns die Kasseler Bewegung (1907)? Kassel. Böttger, ohne Jahr.
285. Schröck, R., Über kongenitale Wortblindheit. Klin. Monatsbl. f. Augenheilkunde, 54, 1915.
286. Schultz, Julius. Was lernen wir aus einer Analyse der Paranoia für die Psychologie des normalen Denkens? Arch. f. d. ges. Psychologie. 31, 1914.
287. Schwechten. W., Assoziationsversuche zur Komplexforschung bei paranoider Demenz, Z. f. Pathopsychologie, Leipzig, Engelmann, 1919.
287a. Schweinitz, G. E. de, A case of homonymous hemiopic hallucinations with lesion of the right optic tract. The New York medical journal. 53, 1891.
288. Seeligmüller. Adolf. War Paulus Epileptiker? Leipzig. J. C. Hinrichs, 1910.
289. Seiling. Max. Goethe und der Okkultismus. Leipzig. Oswald Mutze, ohne Jahr.
290. Semon, Richard. Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens, 2. Aufl., Leipzig, Engelmann, 1908.
291. —. Die mnemischen Empfindungen. Leipzig, Engelmann, 1909.
292. —. Bewußtseinsvorgang und Gehirnprozeß. Wiesbaden, Bergmann, 1920.
293. Serko. Alfred, Im Mescalinrausch, Jahrb. f. Psychiatrie. 34. 1913.
294. —. Über einen eigenartigen Fall von Geistesstörung. Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 44, 1919.

295. Siemer, Heinrich, Meine fünf Klosterjahre. Berlin. Hamburg, Jansen, 1913.
296. Sittig, Otto, Störungen im Verhalten gegenüber Farben bei Aphasischen, Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neur., 49. 1921.
296a. —, Zur Kasuistik der Dysmegalopsie, Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neur., 33, 1913.
297. —, Zur Psychopathologie des Zahlenverständnisses. Z. f. Pathopsychologie, 3, 1917.
297a. —, Ein Beitrag zur Kasuistik und psychologischen Analyse der reduplizierenden Paramnesie, Z. f. Pathopsychologie, 2, 1914.
298. Sollier, Paul, Les phénomènes d'autoscopie, Paris, Alcan, 1903.
299. Specht, Wilhelm, Zur Pathologie des Realitätsbewußtseins, Z. f. Pathopsychol., 3, 1917.
299a. —, Zur Phänomenologie und Morphologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen, Z. f. Pathopsychologie, 2, 1914.
300. Spitta, Heinrich, Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele, Freiberg, Mohr, 2. Aufl., 1892.
301. Spitzer, Leo, Die Wortbildung als stilistisches Mittel, Halle, 1910.
302. Starbuck, Edwin Diller, Religionspsychologie. Empirische Entwicklungsstudie des religiösen Bewußtseins, übers. v. Beta, Leipzig, 1909. Klinkhardt.
303. Staudenmaier, Ludwig, Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft, Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1912.
304. Stauffenberg, Wilh. v., Über Seelenblindheit (Optische Agnosie), Wiesbaden, Bergmann, 1913.
305. Stelzner, Helene Friederike, Analyse von 200 Selbstmordfällen, Berlin, Karger, 1906.
305a. Stern, Felix, Beiträge zur Klinik hysterischer Situationspsychosen, Archiv f. Psychiatrie, 50, 1913.
305b. Stern, Erich, Experimentell-psychologische Untersuchungen an Gehirnverletzten, Journ. f. Psychol. u. Neur., 23, 1917.
305c. Sternberg, W., Das Krankheitsgefühl, Pflügers Archiv f. d. ges. Physiologie, 134, 1910.
306. Stier, Ewald, Wandertrieb und pathologisches Fortlaufen bei Kindern, Fischer, Jena, 1913.
307. Stöcker, Wilhelm, Über Genese und klinische Stellung der Zwangsvorstellungen, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 23, 1914.
308. Stoffels, Joseph, Die Angriffe der Dämonen auf den Einsiedler Antonius, Theologie und Glaube, 2, 1910.
309. Stoll, Otto, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie, Leipzig, Köhler, 1894, 2. Aufl., 1904.
310. Störring, Gustav, Vorlesungen über Psychopathologie, Leipzig, Engelmann, 1910.
311. Strümpell, Adolf, Über das Zeitbewußtsein und über eine eigentümliche Wahnbildung des Zeitbewußtseins bei schweren Typhuskranken, Neurol. Zentralbl., 38, 1919.
312. Strümpell, L., Die Natur und Entstehung der Träume, Leipzig, Veit, 1874.
312a. Stumpf, C., Akustische Versuche mit Pepito Arriola, Z. f. angew. Psychologie, 2, 1909.
313. —, Empfindung und Vorstellung, Abhandl. d. K. Preuß. Akademie d. Wissenschaften, 1918.

313a. Tiesmeyer, L., Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des 19. Jahrhunderts, Kassel, Böttger (nicht selbst eingesehen).
314. Tischner, Rudolf, Einführung in den Okkultismus und Spiritismus, München, Wiesbaden, Bergmann, 1921.
315. —, Über Telepathie und Hellsehen, München, Bergmann, 1920.
315a. Tuczek, Karl, Analyse einer Katatonikersprache, Z. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 72, 1921.
316. Tuke, Hack D., Geist und Körper, Jena, Fischer, 1888, übers. v. Kornfeld.
317. Vierordt, Karl, Der Zeitsinn, Tübingen, H. Lauff, 1868.

318. Vischer, A. L., Zur Psychologie der Übergangszeit, Basel, Kober, 1919.
319. —, Die Stacheldrahtkrankheit, Zürich, Rascher & Co., 1918.
320. Vogt, H., und Weygandt, W., Handbuch der Erforschung und Fürsorge des jugendlichen Schwachsinns, Jena, Fischer, bisher 2 Hefte.
321. Vorbrodt, Gustav, Fleurnoys Seherin von Genf und die Religionspsychologie, Leipzig, Felix Meiner, 1914.
322. Wagner-Jauregg, Julius, Über Suggestion, Hypnose und Telepathie, Wiener mediz. Wochenschr., 1919, Nr. 27 u. 28.
322a. Waldstein, Louis, Das unterbewußte Ich und sein Verhältnis zu Gesundheit und Erziehung, Wiesbaden, Bergmann, 1908.
322b. Warlomont, Louise Lateau, Rapport médical sur la Stigmatisée de Bois d'Haine, Bruxelles, Muquardt, 1875.
323. Wasielewski, Waldemar v., Telepathie und Hellsehen, Halle, Marhold, 1921.
324. Weygandt, W., Idiotie und Imbezillität, Handbuch der Psychiatrie, Leipzig, Wien, Deuticke, 1915.
325. —, Beitrag zur Lehre von den psychischen Epidemien, Halle, 1905, Marhold.
326. Wilmanns, Karl, Die leichten Fälle des manisch depressiven Irreseins (Zyklothymie) und ihre Beziehungen zu Störungen der Verdauungsorgane, Leipzig, 1906.
326a. —, Über Gefängnispsychosen, Halle, Marhold, 1908.
326b. —, Die Psychopathien, Handbuch der Neurologie, 5, 1914.
326c. Witry, Theodor, Über die Dauer von Halluzinationen, Schweizer Archiv f. Neur. u. Psychiatrie, 8, 1921.
327. Wizel, Adam, Ein Fall von phänomenalem Rechentalent bei einem Imbecillen, Arch. f. Psychiatrie, 38, 1904.
328. Wollenberg, Robert, Über psychische Infektion, Archiv f. Psychiatrie, 1920.
329. Zoepf, Julius, Die Mystikerin Margareta Ebner, 1291—1351, Berlin, Leipzig, Teubner, 1914.

Die Pathographien, die es sich zur Aufgabe machen, die Persönlichkeit bedeutender Menschen auf abnorme Züge zu untersuchen, sind hier gesondert aufgeführt. So wenig die meisten unter ihnen befriedigen — die Verfasser, besonders Moebius, hüten sich selten vor den ungeniertesten Werturteilen —, hielt ich es doch für empfehlenswert, als Material für den psychologischen Forscher alles zusammenzustellen, was ich fand.

PATHOGRAPHIEN

330. Abraham, Karl, Giovanni Segantini, Ein psychoanalytischer Versuch, Leipzig, Wien, Deuticke, 1911.
331. Albrecht, Paul, Fritz Reuters Krankheit, Halle, Marhold, 1907.
331a. Binet, Alfred, et Passy, Etudes de Psychologie sur les auteurs dramatiques, L'année psychol., 1, 1895.
332. Demole, V., Analyse psychiatrique des confessions de Jean Jacques Rousseau, Schweiz. Arch. f. Neur. u. Psychiatrie, 2, 1918.
332a. Dupré, La folie de Charles VI., Revue scientifique, Janv. 1911 (nicht selbst eingesehen).
333. Ebstein, Erich, Chr. D. Grabbes Krankheit, München, Reinhardt, 1906.
334. Ebstein, Wilhelm, Dr. Martin Luthers Krankheiten, Stuttgart, Enke, 1908.
335. —, Artur Schopenhauer, Stuttgart, Enke, 1907.
336. Feis, Oswald, Hector Berlioz, Wiesbaden, Bergmann, 1911.
337. Freimark, Hans, Tolstoi als Charakter, Wiesbaden, Bergmann, 1909.
338. —, Robespierre, eine historisch-psychologische Studie, Wiesbaden, Bergmann, 1913.

338a. Glagau, Hans, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle, Marburg, Elwert, 1903 (Rousseau, Goethe, Moritz, Marie Roland).
338b. Gurrier, P., Etude méd.-ps. sur Thomas de Quincey, Lyon, Rey, 1908 (nicht selbst eingesehen).
338c. Hellpach, Willy, Zur pathographischen Diagnose über C. F. Meyer, Zentralblatt f. Nervenheilkunde u. Psychiatrie, 32, 1909.
338d. Heß, Eduard, Über Konrad Ferdinand Meyer, Allg. Zeitschrift f. Psychiatrie, 58, 1901.
338e. Hinrichsen, Otto, Sexualität und Dichtung. Ein weiterer Beitrag zur Psychologie des Dichters, Wiesbaden, Bergmann, 1912.
338f. —, Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters, Wiesbaden, Bergmann, 1911.
339. Hoffmann, Rich. Adolf, Kant und Swedenborg, Wiesbaden, Bergmann, 1909.
339a. Jacobi, Walter, Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes, Langensalza, Wendt & Klauwell, 1915.
340. Jaspers, Karl, Strindberg und van Gogh, Leipzig, Bircher, 1922.
341. Jentsch, Ernst, Julius Robert Mayer, Berlin, Springer, 1914.
342. —, Das Pathologische bei Otto Ludwig, Wiesbaden, Bergmann, 1913.
342a. Joly, H., La folie de J. J. Rousseau, Revue phil., 30, 1890 (nicht selbst eingesehen).
343. Kanngießer, Friedr., Die Pathographie der Julisch-Claudischen Dynastie, Arch. f. Psychiatrie, 53, 1914.
344. Kielholz, A., Jakob Boehme, Ein pathographischer Beitrag zur Psychologie der Mystik, Leipzig, Wien, Deuticke, 1919 (psychoanalytisch).
345. Kowalewsky, P. J., Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker, München, Gmelin 1910.
345a. Lagriffe, Lucien, Guy de Maupassant, Etude de Psychologie pathologique, Annales méd.-psych., 1908, 9. Serie 8. Bd., 10. Serie 9. Bd.
346. Lange, Wilh., Die Psychose Maupassants, Ein kritischer Versuch, Zentralbl. f. Nervenheilk. u. Psychiatrie, 32, 1909.
346a. —, Konrad Ferdinand Meyer, Eine pathographische Skizze, Zentralbl. f. Neurologie, 32, 1909.
347. —, Hölderlin, Eine Pathographie, Stuttgart, Enke, 1909.
348. Margis, Paul, E. T. A. Hoffmann, Eine psychographische Individualanalyse, Leipzig, Barth, 1911.
348a. Mariani, C. E., L. N. Tolstoi, Studio psicologico, Turin, Bocca, 1903 (nicht selbst eingesehen).
348b. Masoin, E., Etude méd. sur Chateaubriand, Bull. acad. roy. de méd., Belg., 22, 1908 (nicht selbst eingesehen).
349. Möbius, P. J., J. J. Rousseaus Krankheitsgeschichte, Leipzig, Barth, 1898.
350. —, Über das Pathologische bei Goethe, Leipzig, Barth, 1898.
351. —, Über Schopenhauer, Leipzig, Barth, 1899.
352. —, Über das Pathologische bei Nietzsche, Wiesbaden, Bergmann, 1902.
353. —, Goethe, 2 Teile, Leipzig, Barth, 1903.
354. —, Über Scheffels Krankheit, Halle, Marhold, 1907.
354a. —, Über Robert Schumanns Krankheit, Halle, Marhold, 1906.
354b. —, G. Th. Fechners Krankheitsgeschichte, Neurol. Beiträge, Heft 2, 1894.
354c. Odinot, R., Etude méd.-psych. sur Alfred de Musset, Lyon, Storck, 1908 (nicht selbst eingesehen).
355. Pascal, Les maladies mentales de Robert Schumann, Journ. de Psychol. norm. et Pathol., 5, 1908.
356. Pfister, Oskar, Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorff, Leipzig-Wien, Deuticke, 1910 (psychoanalytisch).
357. Praetorius, Numa, Das Liebesleben Ludwigs XIII. von Frankreich, Bonn, Markus Weber, 1920.
358. Probst, Ferdinand, Edgar Allan Poe, München, Reinhardt, 1908.
359. Rahmer, S., August Strindberg. Eine pathologische Studie, München, Reinhardt, 1907.

359a. Reichel, G., Zinzendorffs Frömmigkeit im Licht der Psychoanalyse. Tübingen. Mohr, 1911.
360. Sadger, J., Aus dem Liebesleben Nicolaus Lenaus, Leipzig, Wien, Deuticke. 1909 (psychoanalytisch).
361. —, Heinrich von Kleist, Wiesbaden, Bergmann, 1910 (psychoanalytisch).
362. —, Friedrich Hebbel, Ein psychoanalytischer Versuch, Wien, Deuticke, 1920.
363. —, Konrad Ferdinand Meyer. Eine pathographisch-psychologische Studie, Wiesbaden, Bergmann, 1908.
364. Schweitzer, Albert, Die psychiatrische Beurteilung Jesu. Tübingen, Mohr, 1913 (dort auch weitere Literatur zu diesem Problem).
365. Segaloff, Tim., Die Krankheit Dostojewskys, München, Reinhardt, 1907.
366. Seeligmüller, Adolf, War Paulus Epileptiker? Leipzig, J. C. Hinrichs, 1910.
366a. Storch, Alfred, August Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie, Wiesbaden, Bergmann, 1921.
366b. Toulouse, E., Enquête médico-psychol. sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la névropathie, I. Introduction générale. Emile Zola, Paris, Flammarion, 1896.
367. Vorberg, Gaston, Guy de Maupassants Krankheit, Wiesbaden, Bergmann, 1908.
368. Weichbrodt, R., Der Dichter Lenz, Arch. f. Psychiatrie, 62, 1920.
369. Weiß, E., Psychologische Streifzüge über Oskar Wilde, Leipzig, Apian-Bennevitz. 1908 (nicht selbst eingesehen).

Nach Abschluß der Revision erschien:

370. Schneider, Kurt, Der Dichter und der Psychopathologe. Mit einem Literaturnachweis, Köln, Rheinlandverlag, 1922.

KRIMINALPSYCHOLOGIE

VON

M. H. GÖRING

EINLEITUNG

Die Kriminalpsychologie kann man zurückverfolgen bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts (134, 423). Feuerbach hat ihren Wert schon erkannt (389), doch versuchte er noch nicht, sie systematisch zu verarbeiten. Den Hauptaufschwung nahm sie durch den Grazer Strafrechtslehrer Hans Groß, der in seinen Arbeiten und in dem von ihm herausgegebenen Archiv immer wieder auf ihre Wichtigkeit hinwies, und die Literatur und seine eigenen Erfahrungen schließlich in seinem Werke „Kriminalpsychologie" verarbeitete (134).

Das Wort Kriminalpsychologie hat verschiedene Bedeutung. Die einen verstehen unter ihr nur die Lehre von dem Seelenleben des Verbrechers und behandeln sie als Unterabteilung der Kriminalanthropologie (134, 383). Andere fassen das Gebiet viel weiter und rechnen dahin „alle Lehren der Psychologie, welche der Kriminalist bei seiner Arbeit notwendig hat" (133, 399). So kommt Groß dazu, die Kriminalpsychologie in einem vorläufigen Schema der Kriminologie (133) an drei verschiedenen Stellen zu benennen; wir finden die objektive Kriminalpsychologie unter der Kriminalanthropologie, die soziale unter der Kriminalsoziologie und die subjektive unter der Kriminalphänomenologie; außerdem enthalten die Untersuchungskunde und der zweite Teil der Kriminalpolitik, die Pönologie, ungenannt noch Abschnitte der Kriminalpsychologie. Nach Schneickert (423) müßte dem heutigen Bedürfnis entsprechend ein vollständiges System der Kriminalpsychologie folgende Gebiete umfassen: die Psychologie der Aussage, des Verbrechers, des Verbrechens und der Urteilsfindung.

Im Rahmen eines Handbuches der vergleichenden Psychologie erscheint es nicht zweckmäßig, in dem Band, der von dem abnormen Bewußtsein handelt, die Psychologie des Richters und des Zeugen aufzunehmen; sie wird daher nur so weit berührt werden, als sie in Beziehung steht zur Psychologie des Verbrechers.

Bevor wir auf unser Thema eingehen, müssen kurz die Mittel besprochen werden, die uns befähigen, die Psyche des Verbrechers kennenzulernen.

Als erstes kommt die Verwertung der philosophisch gerichteten Psychologie in Betracht. Es hat sich aber, besonders auf dem XII. Kongreß der J. K. V., gezeigt, daß seitens der Juristen der Wert dieser Psychologie für Juristen nicht hoch angeschlagen wird. Auf dem genannten Kongreß haben sich besonders van Hamel jun. und Höffding (336) ihr gegenüber durchaus ablehnend verhalten. Mezger (336) will lediglich das induktiv gesammelte Material zu wissenschaftlicher Betrachtungsweise, zur Gewinnung allgemeiner Typen und Gesetze heranziehen; dagegen glaubt er, von der theoretischen Psychologie keine wesentlichen Vorteile

erhoffen zu dürfen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man diese gänzlich unberücksichtigt lassen soll. Aschaffenburg (15), Hellwig (174) und Münsterberg (354) haben recht, wenn sie behaupten, daß die philosophisch gerichtete Psychologie durch die Erfahrungspsychologie nicht ersetzt werden könne, und Otto Lipmann (298) meint, die theoretische Psychologie müsse erörtert werden, um die angewandte verstehen zu können.

Ein heftiger Kampf entbrannte um die Frage nach der Brauchbarkeit der Statistik. Von Aschaffenburg (14), Wulffen (502) u. a. wurde sie in ausgiebigster Weise benutzt, besonders zur Feststellung des sozialen Einflusses. Der eifrigste Verfechter für ihre Verwendung ist Georg v. Mayr (330). Ihm ist Hoegel entgegengetreten (201, 202); er weist auf die Fehlerquellen hin, ohne damit die Kriminalstatistik ganz und gar zu verwerfen, ein Standpunkt, den auch Hurwicz (232) einnimmt. Zweifellos kann die Statistik der Kriminalpsychologie große Dienste leisten: nur darf man nicht zu viel von ihr verlangen. Einmal darf man nicht vergessen, daß sich viele Tausende der Bestrafung und somit auch der Statistik entziehen (185), und zweitens kann, wie Wassermann treffend sagt (485), die Kriminalstatistik nur eine Wissenschaft sein, die die Wirklichkeit schildert, wie sie ist; sie kann im besten Fall ein Bild von Partialursachen geben, aber nie ein vollständiges Bild des Ablaufs.

Unter Berücksichtigung der genannten Einschränkung wird man die Kriminalpsychologie immer weiter ausbauen müssen. Leider ist die Anregung Hellwigs (166) zu einer Statistik der Beweggründe, die auch v. Mayr empfiehlt (330), während v. Inama-Sternegg sie für undurchführbar hält (234), noch nicht auf fruchtbaren Boden gefallen. Natürlich könnte es sich bei dieser Statistik nur um eine Erfassung konkreter Motive, nicht um eine statistische Eigenart der Individualität des Täters handeln (231).

In erster Linie muß sich die Kriminalpsychologie der Biologie als Hilfswissenschaft bedienen, worauf schon Kafka in der Einleitung hingewiesen hat. Dieses ist nur möglich durch gründliche Bearbeitung von Einzelfällen. Schon vor fast 200 Jahren haben Pitaval (380) und etwas später Feuerbach (87) Schilderungen von Einzelfällen gegeben; sie hielten sich aber mehr an das juristisch Interessante. Erst in neuerer Zeit, nachdem man erkannt hatte, daß die Statistik nicht alle Wünsche erfüllen konnte, wandte man sich wieder der Bearbeitung der Einzelfälle zu (243); vor allem haben Sommer (448) und in jüngster Zeit Gruhle und Wetzel einen besonderen Wert auf die Bearbeitung des Einzelfalles gelegt (149, 147, 493); von Münsterberg wird sie für die gesamte Psychotechnik verlangt (354). Dabei handelt es sich aber nicht so sehr um eine Beschreibung der Tat und der für den Juristen wichtigen Umstände zum Ergreifen des Täters, sondern um eine exakte Beschreibung des einzelnen psychischen Vorgangs im Verbrecher und der kriminogenen Würdigung des psychischen Einzelvorgangs, woraus nach Mezgers Ansicht (337 a) die Kriminalpsychologie den größten Vorteil ziehen wird. In dieser Hinsicht könnte die Psychiatrie für die Kriminalpsychologie vor-

bildlich sein (517). Sommer (449) verlangte auf dem VII. Internationalen Kongreß für Kriminalpsychologie die Übertragung der Methodik der empirischen Psychologie und Psychiatrie auf die Kriminalpsychologie. Es sollen die Motive, die Denkweise, die Art des Zusammenlebens und der Organisation sowie die Ursachen der Verbrechen auf analytischer Grundlage methodisch erforscht werden (448). Sommer sowohl wie Aschaffenburg (15) empfehlen die Schaffung kriminalpsychologischer Kliniken.

Die neueste Phase, in der wir uns befinden, ist die Bearbeitung einzelner Verbrechen in größerer Menge (243); es handelt sich hier also um eine Verquickung von Statistik und Einzelbearbeitungen, um eine Individualstatistik. Auf Grund der Arbeiten von Passow (374) und Wassermann (485) hält Wetzel (494) die Bearbeitung der Einzelfälle aus den beiden folgenden Gründen für wichtig: einmal sollen sie als Masse zur Aufdeckung allgemeiner Ursachen verhelfen und zweitens der Aufstellung psychologischer und psychopathologischer Zusammenhänge beim Zustandekommen eines Deliktes dienen; dabei kann dargetan werden, wie die statistisch erfaßten Ursachen bei dem Individuum wirksam geworden sind. Diese äußerst nutzbringende Verbindung zwischen Einzelforschung und Statistik war früher schon von Groß angeregt worden (139).

Mit dieser Hervorhebung der Einzelforschung soll natürlich nicht gesagt sein, daß sie auf die ganze Alltagskriminalität angewandt werden muß. Wetzel selbst erklärt (494), daß bei der landläufigen Kriminalität die statistische Methode ausreichen würde, weil es hier gelingen würde, die ursächliche Bedeutung statistisch erfaßter allgemeiner Beziehungen zu prüfen, ohne das Einzeldelikt des einzelnen Täters zu zergliedern.

I. DER VERBRECHER IN SEINER ENTWICKLUNGSZEIT

Schon bei Besprechung der Statistik als Hilfsmittel der Kriminalpsychologie wurde darauf hingewiesen, daß es kaum einen Fall gibt, in dem nur eine einzige Ursache wirkt. So stellt auch die soziale Strafrechtsschule das Verbrechen als gesetzmäßiges Resultat individueller und sozialer Faktoren hin (227), und Irk (235) nennt die Kriminalität eine zusammengesetzte Erscheinung, das Ergebnis biologischer, sozialer und physikalischer Komponenten. Auf letztere wird nur kurz eingegangen, da sie, wie wir sehen werden, am unwichtigsten ist. Wir werden mit der Besprechung der endogenen Komponente beginnen.

A. DER EINFLUSS DER VERANLAGUNG

1. Der Einfluß der Rasse

Die Untersuchungen über die Rasse als Kriminalitätsfaktor sind schwierig, da weder Sprache noch Staatsgebilde für die Abgrenzung einer Rasse ausschlaggebend sind und vielfach eine Mischung der Rasse stattgefunden hat (447). Auch steht die Bearbeitung von Einzelfällen und deren Vergleichen sowie die experimentelle Untersuchung der Rassen noch ganz im Anfangstadium (354). Außerdem muß man immer daran denken, ob es gerade die Rasse ist, die gewisse Eigenschaften hervorbringt, oder ob nicht vielleicht das Klima, die Ernährung u. a. auch einen wichtigen Faktor darstellen (283). Während Kovalevsky (270) die Rasse kaum berücksichtigt, hebt Rüdin (409) ihren Einfluß besonders hervor. Es gibt allerdings Landstriche, in denen unter annähernd gleichen Lebensbedingungen Angehörige verschiedener Rassen nebeneinander leben, z. B. Arier, Mongolen, Neger und Indianer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; ihre Kriminalität ist auch schon verglichen worden; die Arbeiten beruhen aber lediglich auf der Statistik. Fehlinger hat gefunden (82), daß die Kriminalität bei den Negern viel größer ist als bei den Weißen, aber geringer als bei den Mongolen und Indianern; er ist sich bewußt, daß neben den Rasseneigentümlichkeiten auch die wirtschaftliche Lage eine Rolle spielt; er hält sie aber nicht für allein ausschlaggebend. Sie auszuschließen, ist jedoch der Statistik nicht möglich. Dazu gehören Einzelbeobachtungen, die uns einstweilen nicht zur Verfügung stehen. Näcke (358) glaubt, daß man, je mehr man sich mit der vergleichenden Pathologie und Kriminalistik der Rassen beschäftige, um so mehr finden werde, daß die Einwirkung der Rasse nicht zu unterschätzen sei; zu solchen Untersuchungen sei aber erforderlich, daß man zunächst Genaueres über die Methodik einer solchen Forschung und über die Fragestellung festsetze, anstatt sich in

Statistiken zu stürzen. Besonders nachteilig wirkt die Vermischung heterogener Rassenelemente, worauf u. a. Weinberg aufmerksam gemacht hat (489).

Innerhalb der Rasse muß man Unterabteilungen bilden. Wir wissen, daß Germanen, Romanen und Slawen ganz anders geartet sind, was sich auch in ihrer Kriminalität widerspiegelt. Man lese die Arbeiten der Italiener, aus denen deutlich hervorgeht, welchen Einfluß der Affekt auf die Handlungsweise der Italiener ausübt; Wulffen meint, daß man Beispiele von gleichartiger Affektwirkung nur ganz selten in der deutschen Praxis finden werde (502). Die Mischungen innerhalb der Unterabteilungen können von großem Nutzen sein, wie z. B. der germanische Einschlag in Frankreich, während die Slawenbeimischung in Ost- und Mitteldeutschland auf die Germanen ungünstig gewirkt hat. Die Unterschiede zwischen den Süddeutschen und Rheinländern einerseits und den Norddeutschen andererseits sollen auf die Beimischung von romanischem und keltischem Blute zurückzuführen sein (356 a). Sicher könnte das Studium der Geschichte über den Einfluß der Rasse auf die Kriminalität noch manchen Aufschluß geben.

Am schwierigsten sind die Rassen zu beurteilen, deren Angehörige verstreut zwischen anderen Rassen wohnen, besonders die Juden und die Zigeuner. In der Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden wurde viel über die Kriminalität der Juden geschrieben, ohne daß man zu einem endgültigen Ergebnis gekommen wäre. Es gibt zu viele Bedingungen, die mitsprechen; so haben beispielsweise Hoppe (212) und Mönkemöller (344) die Vermutung ausgesprochen, daß die geringe Verbreitung des Alkohols eine Ursache für die geringe Anteilnahme der Juden an der Kriminalität sei. Während in der letzten Zeit de Roos (404) der Rasseneigentümlichkeit eine besondere Bedeutung beimißt, vor allem glaubt, daß nicht der Beruf Ursache der Teilnahme der Juden an gewissen Delikten ist, sondern daß die Berufswahl und diese Delikte gemeinsame Ursachen in der Eigenart des jüdischen Volkes haben, meint Wassermann (484), daß die Kriminalität der Juden vor allem das Produkt sozialer Verhältnisse sei, daß die Kriminalität der Gesamtheit eines Landes der Kriminalität seiner Juden ähnlicher werde, je mehr das Land Industriestaat werde. Dazu würden die in Amsterdam gemachten Erfahrungen stimmen; dort sind die Juden meist Fabrikarbeiter und stellen in der Kriminalistik einen hohen Prozentsatz bei den Körperverletzungen, im Gegensatz zu den Juden anderer Länder, die meist Händler sind und sich mehr an Eigentumsdelikten beteiligen (514). Auch Franz v. Liszt (302) steht auf dem Standpunkt, daß die Kriminalität der Juden keine Rassen-, sondern eine Berufskriminalität sei. Die Frage nach der Erhöhung der Kriminalität bei Kindern aus christlich-jüdischen Mischehen ist bis jetzt nur angeschnitten worden (320); sie bedarf noch weiterer Bearbeitung.

Nicht so schwer wie das Studium der Juden ist das der Zigeuner, da sie ihre Eigenart bewahrt und sich kaum mit der seßhaften Bevölkerung vermischt haben. Eine Zusammenstellung der Literatur findet man bei Hellwig (168), der vor allem auf die Eigentümlichkeit der Zigeuner

bei Eigentumsdelikten den Aberglauben der Bevölkerung auszunutzen, hingewiesen hat. Es wäre statistisch falsch, wollte man die Straffälligkeit der Zigeuner zur einheimischen hinzurechnen, da es sich um einen Volkstamm handelt, dessen Sitten und Anschauungen in denkbar schärfstem Gegensatz zu jenen der Umgebung stehen (202). Leider fehlen über die Zigeunerkriminalität noch genauere Untersuchungen.

2. Der Einfluß der Familie

In die Vererbung von Familieneigentümlichkeiten ist man weiter eingedrungen als in die Übertragung von Rasseneigentümlichkeiten auf ein Individuum. Gruhle kommt in seinen eingehenden Untersuchungen über die Flehinger Zöglinge (148) zu dem Ergebnis, daß bei 20 Prozent der Verwahrlosten die Ursache des sozialen Verfalles ausschließlich oder vorwiegend in der abnormen Artung, in weiteren 21 Prozent allein oder hauptsächlich in der Anlage, die aber nicht als abnorm zu bezeichnen sei, zu finden sei. Sommer hat betont, daß eine Individualpsychologie mit der Familienforschung untrennbar verbunden sei (447). Er hat darauf hingewiesen, daß es Verbrecher gibt, die aus einer unbescholtenen Familie hervorgegangen und doch infolge Vererbung zum Verbrecher geworden sind. Das sind die Fälle, in denen eine in der Familie zu beobachtende Anlage aktiv wird. Sie sind besonders wichtig, weil sie in der Regel übersehen werden. So manches Rätsel könnte gelöst werden, wenn man sein Augenmerk auf den Familiencharakter richten würde (446). Zu dieser Gruppe dürfte der von mir begutachtete Frhr. v. C. gehören, der aus dem Kadettenkorps entfernt werden mußte, eine landwirtschaftliche Schule ohne Erfolg besuchte, vergeblich sich bemühte, Offizier zu werden, mit 25 Jahren ein Vermögen durchgebracht hatte und sich dann eine große Anzahl Eigentumsdelikte zuschulden kommen ließ. Andererseits gibt es Familien, in denen die kriminelle Veranlagung so ausgesprochen ist, daß zahlreiche Familienglieder ihr zum Opfer fallen. Mendel hat versucht, Vererbungsgesetze aufzustellen, auf deren Bedeutung für die Familienforschung Sommer (447), für die Kriminalistik Fehlinger (93) hingewiesen haben. Es wurden zwei Wege eingeschlagen, um die hereditären Verhältnisse bei den Verbrechern zu studieren; entweder prüfte man die Heredität der Insassen einer Strafanstalt und baute darauf eine Statistik auf (155), oder man untersuchte ganze Verbrecherfamilien (262). Am interessantesten sind die Bearbeitungen der Familien Yuke (76), Kerangál (22), Zero-Markus (248), Viktoria (345) und vor allem Lundborgs Werk über ein 2232 köpfiges Bauerngeschlecht (314), von dem er aber ausdrücklich behauptet, daß man es keineswegs als Verbrechergeschlecht bezeichnen dürfe, wenn es auch auf einem recht niedrigen moralischen Niveau stehe. Sighele (443) hat in dem italienischen Dorf Artena, in dem die meisten Einwohner miteinander verwandt sind, eine 6 fach höhere Zahl von schweren Verbrechen gefunden als im übrigen Italien. Sowohl bei der Untersuchung der Verbrecherfamilien als auch bei der Prüfung der Heredität der Anstaltsinsassen fand man, daß die verbrecherische Neigung und die Anlage zu Geisteskrankheiten Hand

in Hand gehen, daß also eine polymorphe Vererbung vorliege. Infolgedessen ist es auch verständlich, daß unter Vererbung verbrecherischer Neigung nicht die Vererbung der Fähigkeit zu verbrecherischen Entschlüssen als solche, sondern nur die Vererbung von Unregelmäßigkeiten in der Bildung von Willensentschlüssen zu verstehen ist, worauf Rosenfeld aufmerksam gemacht hat (406). Es hat aber den Anschein, als ob diese Unregelmäßigkeit nicht eine gänzlich vage ist, sondern als ob die abnorme Bildung von Willensentschlüssen in manchen Fällen in einer bestimmten Richtung verläuft; so hat z. B. Kurella gefunden (284), daß in bestimmten Familien die Neigung zu gewissen Delikten, wie Betrug, Brandstiftung, Grausamkeiten und Sittlichkeitsverbrechen, immer wieder auftritt.

Bisher wurde angenommen, daß im allgemeinen das Zentralnervensystem der Träger des Vererbten sei. In vielen Fällen trifft dieses auch zu; in anderen fehlt aber jeder Anhaltspunkt für eine solche Annahme. Die Forschungen auf dem Gebiete der inneren Sekretion (35) geben uns ganz neue Gesichtspunkte, die für die Kriminalpsychologie von ausschlaggebender Bedeutung werden können. Es darf angenommen werden, daß gerade die Störungen des innersekretorischen Systems auf die Psyche des Menschen von besonderer Wichtigkeit sind, was im Abschnitt E noch näher dargelegt werden soll. Auf Grund dieser Forschungen würde die polymorphe Vererbung ohne Zwang ihre Erklärung finden, zugleich aber auch die Grenze zwischen Geistesstörung und Verbrechen mehr als bisher verwischt werden.

Besonderer Beachtung bedarf die Frage nach dem schädigenden Einfluß des Alkohols auf die Keimdrüse. Rosenberg (405) hat den Einfluß des Alkohols auf die Nachkommenschaft bei den Bürgern eines Dorfes geprüft und gefunden, daß bei der Deszendenz von Trinkern Minderwertigkeit in körperlicher, intellektueller, moralischer und ökonomischer Richtung auftritt. Fehlinger (84) vertritt nun den Standpunkt, daß der Alkoholismus nicht die Entartung, sondern die Entartung den Alkoholismus hervorruft, bestreitet allerdings nicht, daß der Alkoholismus die Entartung zum Vorschein zu bringen vermag. Schallmayer dagegen hat darauf hingewiesen (415), daß der Alkohol, ebenso wie das luetische Gift, nicht nur die wichtigsten Organe, sondern auch die Erbsubstanz schädige. Zu der gleichen Ansicht kommt Hoppe auf Grund der Statistik (213) und seiner Beobachtungen an Fürsorgezöglingen (212); er behauptet, daß nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nichts sicherer sein könne als die degenerierende Wirkung des Alkohols. Eine gute Übersicht über die Bedeutung der elterlichen Trunksucht gibt Gruhle (148). Sehr schwer ist die Frage zu beantworten, ob der Rausch zur Zeit der Zeugung als solcher eine degenerierende Wirkung auf die Nachkommen ausüben kann. Näcke (359) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Frage noch nicht genügend geklärt ist und sehr schwer zu klären sein wird, da in erster Linie das Vorhandensein des Rausches und die Tatsache der Zeugung festgestellt werden muß.

3. Alter und Geschlecht

Die Eigentümlichkeiten des Alters und des Geschlechts stehen mit der Entwicklung der Geschlechtsdrüsen in engster Beziehung, was sich auch beim Begehen von Verbrechen deutlich zeigt. Über Verbrechen im Kindesalter hat Mönkemöller ausführlich berichtet (346). Vor der Pubertätszeit fehlt es dem Kind oft an ethischem Bewußtsein. Das Affekt- und Triebleben mit ihrem kaum zu bezwingenden Egoismus herrschen (503). Es fehlt die Überlegung. Die Delikte sind Augenblickshandlungen, bei denen die Suggestion eine große Rolle spielt (347), es besteht eine besondere Neigung zum Lügen (317). Während der Pubertätszeit drängt in dem Jugendlichen alles nach Neuem; wie im Körper (317), so geht auch in der Psyche eine Änderung vor; es beginnt die Koppelung der Erotik an die psychischen Eigenschaften (92). Während dieser Übergangszeit fehlt dem Kinde der nötige Halt. Die Beeinflußbarkeit kann noch größer sein als vorher. Die Gefühlslage ist sehr schwankend (325). Es besteht eine Neigung zu Unzufriedenheit. In der Fremde tritt häufig Heimweh auf (242, 134). Jaspers (242) vergleicht das jugendliche Wesen mit einer Pflanze, die aus dem Boden genommen wird; nach Wulffen (504) läßt sich das Heimweh zuweilen überhaupt nicht motivieren; es kann geradezu im Gegensatz zu den häuslichen Verhältnissen stehen. Oft ist mit ihm Zorn oder Rache verbunden. Die Tat wird meist unter dem Drang, nach Hause zu kommen, ohne Prüfung der Folgen begangen. Erich Stern (530) stimmt Hoffmann (523) darin bei, daß nicht jeder jugendliche Verbrecher ein Psychopath oder Schwachsinniger sei, meint aber, daß leichte Intelligenzdefekte bei Fürsorgezöglingen und jugendlichen Kriminellen doch überaus häufig seien.

Bei der senilen Involution wird die Psyche in zwei Richtungen verändert: vorhandene Charakterzüge werden intensiver, neue treten hinzu (289). In mäßigem Grade werden die Eigenschaften, die man beim Eunuchen findet, wie Egoismus und Reizbarkeit, angetroffen (134). Der Geschlechtstrieb, der schon geschwunden war, kann wieder aufflackern, unter Umständen in veränderter Form (364, 57).

Nicht nur das Alter, auch das Geschlecht übt einen bedeutenden Einfluß auf die Kriminalität aus, was in der Konstitution und Geschlechtsfunktion des Weibes begründet ist (490, 342). Kühlewein charakterisiert den Unterschied kurz, aber treffend (282): Das Verbrechen des Mannes trägt mehr den Stempel des Brutalen, das des Weibes mehr den der Unehrlichkeit an sich. Eine ausführlichere Schilderung der Frauenpsyche finden wir bei Wilh. Liepmann (298 a), Möbius (342) und in speziell kriminalpsychologischer Hinsicht bei Groß (134) sowie vor allem bei Lombroso-Ferrero (310). Wulffen (504) u. a. haben darauf hingewiesen, daß die Sexualität der Frau einen besonderen Einfluß auf ihre Kriminalität ausübe; ihre Beurteilung ist aber sehr erschwert, weil das Sexuelle bei der Frau meist versteckt ist (134); es wirkt nur unsichtbar. Jaßny (244) will in den Verbrechen des Weibes ihre Schwäche wiedererkennen, die ihr einen ehrlichen, offenen Streit nicht erlaubt. Wichtig sind die Beobachtungen, die Bloch während des Krieges

gemacht hat (44 a). Er fand, daß eine große Anzahl Delikte, die früher nur von Männern begangen wurden, Frauen ausführten, die in die Stellen der Männer eingerückt waren. Eine besondere Beachtung verdienen die mit der Menstruation (45) und der Geburt (41) einhergehenden psychischen Veränderungen. Wollenberg (499) hat auf die Launenhaftigkeit, die gesteigerte Reizbarkeit, Unverträglichkeit, eifersüchtigen Regungen hingewiesen. Marx (325) will vor den Menses Triebhaftigkeit, Ermüdbarkeit, gesteigerte und verminderte intellektuelle Leistungsfähigkeit beobachtet haben. Triebartige Handlungen und Affektentgleisungen finden wir vor allem auch vor und nach der Geburt (39).

Die Psyche des Homosexuellen ähnelt der des Weibes, was auch Urninge zugegeben; auch bei ihnen finden wir das Unaufrichtige als hervorstechendes Merkmal (413).

B. EXOGENE GIFTWIRKUNG

Eine sehr bedeutende Rolle unter den für Verbrechen in Betracht kommenden Bedingungen spielen Gifte, welche die Psyche des Menschen so ungünstig beeinflussen, daß die zum Verbrechen treibenden Eigenschaften die Vorherrschaft erlangen.

An erster Stelle ist der Alkohol zu nennen. Er ruft allmählich eine sittliche Verrohung hervor (271), die zu den schwersten Konflikten mit dem Strafgesetz führt. Zwei Umstände sind es, die so verheerend wirken: die immer mehr sinkende Widerstandskraft und der stets zunehmende Drang nach alkoholischen Getränken. Seitens der Gießener Klinik wurde ein Alkoholist, K., begutachtet, der aus guter, allerdings verarmter Familie stammte und infolge dauernden Alkoholmißbrauches so verkommen war, daß er, um Geld für Schnaps zu erhalten, seine Sachen versetzte, unter Vorspiegelung falscher Tatsachen Geld borgte und schließlich 8 Diebstähle ausführte. Von anderen Alkoholpsychosen seien nur das Delirium tremens, die Alkoholhalluzinose und der Eifersuchtswahn der Trinker erwähnt, da sie wegen ihrer Wahnideen zu den schwersten Verbrechen Anlaß geben können (197, 220). Über die Wirkung des Alkohols ist schon sehr viel geschrieben worden; Hirschfeld (196) glaubt, man könnte die Strafanstalten um die Hälfte verkleinern, wenn es keinen Alkohol gäbe. Killen (256), der selbst im Gefängnis war, hält sogar zwei Drittel der Insassen der Anstalt, in der er war, für Opfer der Trunksucht; Kurella (284) meint, daß fast alle Gewohnheitsverbrecher dem Alkohol verfallen seien. Öhlert (371) und Yvernes (508) möchten dem Wein eine Sonderstellung zuweisen: sie glauben, ihm nicht so oft wie anderen alkoholischen Getränken die Schuld an Delikten zumessen zu dürfen, ob mit Recht, möchte ich mit Kürz (285 a) bezweifeln; die, allerdings auch nicht unbedingt maßgebenden, statistischen Angaben über die Kriminalität in der Rheinpfalz sprechen dagegen (218).

Außer dem Alkohol gibt es noch eine Anzahl Gifte, die das ethische Empfinden herabsetzen (185), z. B. Äther, Kokain, das Gift des Stechapfels und Fliegenschwamms, Haschisch, Opium und Morphium (106); die beiden letztgenannten haben sich bei uns besonders eingebürgert.

Die Kranken, die unter ihrer Wirkung leiden, verkommen vollkommen; sie scheuen sich auch nicht, Rezepte, also Urkunden, zu fälschen, nur um in den Besitz des Giftes zu gelangen.

Die Einwirkung des syphilitischen Giftes auf die Psyche des Menschen sei hier nur kurz erwähnt; es handelt sich um ausgesprochene Geisteskrankheiten, die in jedem Lehrbuch der Psychiatrie genau beschrieben sind. Am bekanntesten ist die progressive Paralyse, die schon frühzeitig Zerstreutheit, Gedächtnisschwäche und vor allem ein Nachlassen der ethischen Gefühle hervorruft, was zu Delikten aller möglichen Art führen kann.

Auch andere Infektionskrankheiten sowie das Fieber an sich können die Psyche dadurch beeinflussen, daß sie Verwirrtheitszustände hervorrufen, die vor allem mit Wahnideen und Sinnestäuschungen einhergehen (271).

C. KOSMISCHE EINFLÜSSE

Das Klima eines Landes, die verschiedenen Jahreszeiten, die Höhenlage eines Gebietes scheinen nicht ohne Einfluß auf die Begehung von Verbrechen zu sein (185), wenn man ihnen auch, wie Rüdin im Gegensatz zu Kovalevsky mit Recht hervorhebt (409, 270), kein zu großes Gewicht beimessen darf. Gaedeken hat darauf hingewiesen (110), daß die Sonnenstrahlen einen physiko-chemischen Einfluß auf den menschlichen Organismus ausüben; er glaubt, daß auf diesen Einfluß unter Umständen Sittlichkeitsdelikte zurückzuführen sind. Wenn dieses auch nicht die alleinige Ursache ist, so darf immerhin angenommen werden, daß die Hitze nicht unbeteiligt ist, was auch aus statistischen Erhebungen hervorgeht, nach denen vor allem die Unzuchtsverbrechen im Sommer zahlreicher sind als im Winter (14). Man darf aber nicht vergessen, daß im Sommer mehr getrunken wird und der Alkohol die sexuelle Begehrlichkeit steigert; Hentig (185) glaubt allerdings, daß an schönen Sommertagen nicht soviel getrunken wird wie an Regentagen, da die Menschen bei gutem Wetter mehr ins Freie gehen, als in Wirtschaften sitzen. In heißen Gegenden scheint der Alkohol aber doch eine recht erhebliche Rolle zu spielen; er wird von Europäern meist in sehr konzentrierter Form getrunken; auch wird er in den Tropen schlechter vertragen. Wichtig sind die diesbezüglichen Untersuchungen französischer Ärzte. Jullien (249) und Granjux (132) warnen davor, beim *„Cafard“*, der ungefähr unserem Tropenkoller entspricht, dem Klima zu viel Schuld beizumessen, und verweisen auf die anderen Ursachen, die bei Entstehung dieser Erkrankung sehr wesentlich sind, während Dautheville dem Klima die Hauptschuld beimißt (68). Die in den heißen Gegenden begangenen Delikte bestehen vor allem in äußerst brutalen Gewaltakten. Am meisten Aufsehen machte in Deutschland um 1900 der Fall Arenberg, bei dem aber auch Alkoholismus und psychische Minderwertigkeit eine große Rolle spielten (375 b).

Es sei noch erwähnt, daß Antonini in der Provinz Bergamo ein Zunehmen der Verbrechen gegen die Person, des Betrugs und des Diebstahls mit dem Hinabsteigen von den Bergen in die Ebene fand (12).

D. DAS MILIEU

Über die Frage, ob mehr die Veranlagung oder das Milieu Verbrecher erzeuge, ist viel gestritten worden. Die Untersuchungen Gruhles haben gezeigt (148), daß bei den Flehinger Zwangszöglingen in 18 Prozent dem Milieu die Schuld an der Verwahrlosung zuzuschreiben war. Andere Autoren legen dem Milieu eine weit größere Bedeutung bei (357). Jacobsohn (236) hat, während er Berater am Berliner Jugendgericht war, die Erfahrung gemacht, daß nur 2 Prozent der Jugendlichen, die sich strafbarer Handlungen schuldig gemacht hatten, aus besser situierten Familien stammten. Fürstenheim (109) führt die erste Entstehung verbrecherischer Handlungen meist auf soziale Ursachen zurück. Bei Beurteilung dieser Frage kommt es auch auf die subjektive Auffassung an. Sicher hat bei den Menschen, die durch Alkoholismus oder progressive Paralyse moralisch verkommen sind, das Milieu in den meisten Fällen Einfluß gehabt, obwohl die Begehung der Delikte unmittelbar auf die Giftwirkung zurückgeführt werden muß. Bonger (50) geht noch weiter; er steht auf dem Standpunkte, daß auch die Veranlagung mehr oder weniger auf soziale Umstände zurückzuführen sei, dadurch, daß ihr schlechte hygienische und Ernährungsverhältnisse zugrunde lägen. Dieses hatte Morel (350) schon 1857 erkannt und es wurde auch auf dem V. Internat. Kriminalanthr. Kongreß betont (356). Die englische Kommission zur Erforschung der Entartung glaubt, daß die Entartung weniger ererbt, als im Einzelleben erworben ist (58 b), was das Massenexperiment des englischen Großindustriellen W. H. Lever auch zu beweisen scheint (415).

Das Milieu ist abhängig von der herrschenden Kultur. Es gibt Menschen, die sich der Kultur ihrer Zeit und somit dem Milieu, in dem sie leben, nicht anpassen können, die eine von der Mehrheit abweichende Stellung einnehmen. Kauffmann sagt (253), daß die Spitzbuben eine Welt für sich bilden, ihre eigenen Lebensanschauungen und Gesetze haben. Kleemann (261) glaubt, daß diese Gewohnheitsverbrecher in ihrem Tun und Treiben nichts Unrechtes erblickten, da sie den Staat und seine sittlichen Normen nicht anerkennten. Aber auch einzelne vom Gesetzgeber mit Strafe bedrohte Handlungen haben nach Ansicht ganzer Bevölkerungsschichten zu Unrecht Aufnahme in den Strafgesetzen gefunden. In erster Linie sind einzelne Sittlichkeitsdelikte zu nennen. Je nach ihrer Veranlagung haben die Völker zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden Gesetze erlassen, um der Zügellosigkeit in geschlechtlicher Beziehung zu steuern; natürlich sind sie ganz verschieden ausgefallen (95). So ist der Begriff und die Vorstellung des Inzestes relativ kurzen Datums (318). Infolgedessen denkt das Volk nicht so hart über dieses Verbrechen (323) wie der Gesetzgeber, und es kommt oft vor, daß die Einsicht für die Strafbarkeit einer solchen Handlung vollständig fehlt (319). Vor allem stehen die Homosexuellen auf dem Standpunkt, daß ein gleichgeschlechtlicher Verkehr durchaus nicht verabscheuungswürdig sei, infolgedessen auch nicht unter Strafe gestellt werden dürfe (240, 196 a). Diese Anschauung besteht schon lange in den romanischen Ländern und scheint sich in den germanischen allmählich Bahn zu

brechen. Kurella (284) hält die Bestrafung der Homosexualität für ein Überbleibsel der römischen Ehe- und Bevölkerungspolitik in Verbindung mit den damals vom Orient her sich verbreitenden asketischen Gedanken.

Das Verbot der Abtreibung wird in vielen Bevölkerungskreisen als ein unberechtigter Eingriff in die Rechte der schwangeren Frau angesehen, vor allem dann, wenn die Frau gegen ihren Willen geschwängert worden ist (360).

Auch in bezug auf Eigentums- und andere Delikte, wie Zoll- und Steuerdefraudationen, stimmen die Ansichten einzelner Individuen mit denen der Allgemeinheit durchaus nicht überein. So haben wir während des Krieges und vor allem nach Ausbruch der Revolution gesehen, daß die meisten Menschen kein Verständnis für die aus der Lebensmittelknappheit entstandenen Gesetze haben; sie sträuben sich gegen die Eingriffe in ihr Eigentumsrecht und verstoßen gegen die Strafbestimmungen. Eine noch tiefere Kluft besteht zwischen der Allgemeinheit und den linksstehenden Sozialisten. Diese wollen das Privateigentum nicht anerkennen und haben dementsprechend sich auch betätigt, wenn sie in einem Orte die Oberhand hatten. Sollten sie ans Ruder kommen, so würde das, was unter Verbrechen zu verstehen ist, eine vollständige Umänderung erfahren. Bezeichnend sind die Ansichten der Arbeitnehmerbeisitzer in den Schlichtungsausschüssen; sie entschuldigen Handlungsweisen, sogar Eigentumsvergehen der Arbeiter ständig mit der Notlage, der mangelhaften Bildung und schlechten Erziehung. Viele Arbeiter stehen auf dem Standpunkt, daß die Gesetze für sie nicht maßgebend sind vor allem in bezug auf den Vertragsbruch und Streik (282 a). Mit Macht bricht sich, wie es scheint, eine neue Rechtsanschauung Bahn. Oborniker sagt mit Recht (370), das Verbrechen sei das Produkt aus der Eigenart des Verbrechers einerseits und den den Verbrecher im Augenblick der Tat umgebenden gesellschaftlichen Verhältnissen andererseits. Ein gutes Beispiel dafür ist die Geschichte des Duells (237). Die Gesellschaft bestimmt, was ein Verbrechen ist; sie ist, wie Jhering (245) sagt, die Erzeugerin des sittlichen Willens. Auch der Fall Wilden-Nettelbeck (96) ist auf die herrschende Gesellschaftsordnung zurückzuführen. Der Verkehr zwischen Fräulein Wilden und Dr. Nolten war von der Gesellschaft mißbilligt worden; infolgedessen verlangte sie von ihm Rehabilitierung in der ehrengerichtlichen Verhandlung, was er verweigerte.

Unsere Kultur hat es mit sich gebracht, daß sich die Gegensätze zwischen den einzelnen Klassen immer mehr verschärfen. Das Tun und Treiben der meisten ist beherrscht von der Sucht nach dem Gelde; Armut und Reichtum stehen sich schroff gegenüber, und aus diesem Gegensatz, also aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, entstehen unendlich viele Verbrecher (370). Es ist nicht notwendig, daß eine ausgesprochene Notlage vorliegt; der Wunsch, mehr zu besitzen, ebensoviel wie andere ausgeben zu können, ist schon ein starker Verbrechensantrieb. Die stärkste Triebfeder wird aber die Not sein (529), die in den Großstädten einen kaum denkbaren Grad erreicht (145). Um seine Bedürfnisse zu befriedigen, wird man sich in den meisten Fällen nur am

Eigentum anderer vergreifen; doch können damit auch andere Delikte, vor allem solche gegen die Person, in Verbindung stehen, in letzter Linie der Raubmord; es ist aber zu beachten, daß bei ausgesprochener Notlage nur sehr selten zum Mord geschritten wird (72). Nicht nur ein positiver Gewinn, auch die Scheu vor neuer finanzieller Belastung kann zum Verbrechen treiben; es sei hier an den Kindsmord erinnert, bei dem sicher die Not (118) oder, wie Högel sich ausdrückt (199), die Behinderung im Fortkommen und die Schwierigkeit der Aufziehung des Kindes ein stark mitbestimmender Faktor ist, was allerdings Aschaffenburg auf Grund der Statistik bestreiten zu müssen glaubt (14). Die Not kann auch darin bestehen, daß man selbst Erpressungen ausgesetzt ist, wie der von Codeluppi beschriebene Homosexuelle (63), und keinen anderen Ausweg sieht, als daß man sich das für den Erpresser bestimmte Geld auf unrechtmäßige Weise verschafft. Bonger behauptet sogar (50), daß selbst bei Sittlichkeitsdelikten die wirtschaftliche Notlage eine große Rolle spiele; so steht z. B. mißgewachsenen und alten Männern, denen sich ohne Entgelt kein Mädchen zur Verfügung stellt, falls sie Geld haben, das Bordell offen; sind sie arm, so werden sie sich unter Umständen zu Notzucht und Unzucht an Kindern hinreißen lassen (57).

Mönkemöller hat bei seinen Untersuchungen der Hannoveraner Korrigendinnen keine Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Konjunktur feststellen können, im Gegensatz zu den Korrigenden (344). Diese Tatsache findet ihre Bestätigung in den Untersuchungen von G. v. Grabe (131), Chr. Müller (353) und Sichel (441) über Prostituierte, wenn auch in einzelnen Fällen die Not ausschlaggebend gewesen sein mag (364).

Als Notlage kann man es auch bezeichnen, wenn Eltern infolge ihrer Erwerbstätigkeit nicht in der Lage sind, sich um ihre Kinder zu kümmern. Zweifellos spielt die Vernachlässigung durch die Eltern, die mangelhafte Erziehung, eine große Rolle im Leben des angehenden Verbrechers. Dazu kommt noch das schlechte Beispiel. Man muß dabei nicht gleich daran denken, daß Eltern absichtlich ihre Kinder zu schlechten Menschen erziehen wollen, oder daß es ihnen gleichgültig ist, was aus ihren Kindern wird. Meist wird das schlechte Beispiel ganz ungewollt gegeben. Leben die Kinder mit ihren Eltern in einem einzigen Raume, so hören sie vieles, was für sie nicht gut ist; sie sehen, wenn sie mit den Eltern im gleichen Raume schlafen, den Sexualverkehr, schlafen auch oft mit einem der Eltern oder mit Geschwistern im gleichen Bett (324); das Schamgefühl ist bei der unteren Bevölkerungsschicht nicht so ausgebildet (500), daß man bei ihr Verständnis für die Einwirkungen auf die kindliche Seele erwarten darf. Sergi sagt mit Recht, die Seele sei empfindlicher als die Magnolienblüte, die an der berührten Stelle ihre weiße Farbe verliert; es gebe für sie nichts Gefährlicheres als den wiederholten Kitzel (439). In manchen Fällen bleibt es aber nicht bei dem ungewollten schlechten Beispiel. Ein trauriges Bild, wie es in Großstädten keine Seltenheit ist, entwirft Pollak (382) von dem Vorleben von 13 Knaben und Mädchen im Alter von 11 bis 16 Jahren, die sich zu einer Verbrecherbande zusammengeschlossen hatten. Bei den meisten waren die häuslichen Verhältnisse trostlos; die Mütter gingen tagsüber zur Arbeit;

manche lebten in wilder Ehe; eine Mutter verleitete sogar ihre eigene Tochter zur Prostitution. Über die Vorgänge, die Kinder in den gemeinsamen Schlafstuben sehen müssen, hat Horch vor kurzem wieder ein furchtbares Beispiel veröffentlicht (216). Der in Gießen begutachtete M. hatte als Vater einen Trinker, der sich wochenlang umhertrieb und für seine Familie nicht sorgte; seine Mutter ließ sich mit anderen ein und wurde deswegen vom Vater erstochen. M. beging sein erstes Delikt mit 15 Jahren und hatte mit 20 und 23 Jahren je 1½ Jahre Zuchthaus wegen Eigentumsverbrechen zu verbüßen.

Man findet übrigens nicht nur in der armen Bevölkerungsschicht das schlechte Beispiel und die Vernachlässigung, sondern auch in besser situierten Kreisen. Die Eltern sind durch Geschäft, Ehrenämter und gesellschaftliche Verpflichtungen derart in Anspruch genommen, daß sie für die Erziehung der Kinder keine Zeit haben. Der oben erwähnte, von mir begutachtete K., der zahlreiche Diebstähle begangen hatte, um sich Geld für Schnaps zu verschaffen, hatte in der Jugend nicht die Erziehung genossen, die er so notwendig gebraucht hätte; auf dem elterlichen Tische stand stets die Weinflasche; der Vater war derart in Anspruch genommen, daß er die Erziehung seines Sohnes fremden Leuten überließ, obwohl er wissen mußte, daß sein Sohn intellektuell und ethisch, wenn auch nur in mäßigem Grade, minderwertig war. Er merkte nicht einmal, in wie schlechte Gesellschaft sein Sohn geraten war. Auch der dauernde Widerspruch in den Anordnungen der Eltern, übermäßige Strenge des Vaters einerseits und unangebrachte Milde der Mutter andererseits wirken oft sehr ungünstig; ein von mir begutachteter Primaner kam zum Teil durch ein solches Verhalten der Eltern auf die schiefe Bahn, ging mit einer Prostituierten durch und bot sich, als er kein Geld mehr hatte, dem französischen Militärattaché als Spion an.

Besonders groß ist die Vernachlässigung bei den unehelich geborenen Jugendlichen, was auf das Fehlen der väterlichen Zucht zurückzuführen ist. Dazu kommen aber noch andere Umstände, die auf diese Kinder ungünstig einwirken; die Mutter liebt sie oft nur wenig, bringt sie meist bei fremden Leuten unter und kümmert sich kaum mehr um sie; in der Schule werden sie scheel angesehen; die Lebensbedingungen sind gewöhnlich äußerst ärmlich (364). So ist es zu erklären, daß wir bei den unehelich Geborenen eine verhältnismäßig große Kriminalität finden. Bolte (49) und Näcke (364) glauben allerdings, daß die körperliche und geistige Minderwertigkeit, die bei unehelich Geborenen weit häufiger zutage tritt als bei ehelich Geborenen (268), nicht nur auf das Milieu, sondern auch auf die Veranlagung zurückzuführen sei. Ein Aufschluß über die Verbrechensursachen bei unehelich Geborenen wird aus der Statistik kaum erwartet werden können, da vor allem die Zahl der ehelich und unehelich geborenen Strafmündigen, die als Grundlage dienen müßte, fehlt (202). Daß der Mangel an Erziehung einen ganz erheblichen Einfluß auf die Jugendlichen ausübt, haben wir im Kriege wahrnehmen können, worauf Bovensiepen (56), Hellwig (176), Franz v. Liszt (303), Wittig (532) u. a. hingewiesen haben.

Ob die Erwerbsarbeit die Jugendlichen ungünstig beeinflußt, ist noch nicht geklärt; Homburger bestreitet es auf Grund von statistischen Angaben (205), während Forcher es bejaht (101). Über die Frage nach einer ungünstigen Einwirkung des Berufs im allgemeinen auf die Psyche des Menschen hat Lindenau (300) einige Anhaltspunkte gegeben. Er hat gefunden, daß es hauptsächlich drei Wege sind, auf denen die Berufstätigkeit zum Verbrechen ausartet: 1. der Beruf bietet objektiv Gelegenheit zum Verbrechen; 2. der Täter verwendet die im Beruf erworbene Fertigkeit in sozial-gefährlicher Weise; 3. der Beruf übt einen ungünstigen Einfluß auf die sittlichen Anschauungen der Angehörigen aus. Die Lösung der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Beruf und Verbrechen bietet aber manche Schwierigkeiten. Man muß z. B. daran denken, daß die Berufsangabe nur als Deckmantel dienen kann (344), oder daß eine bestimmte Veranlagung, die zu Verbrechen führt, auch für die Berufswahl ausschlaggebend gewesen sein kann, worauf besonders Hurwicz (228) und Stekel (454) aufmerksam gemacht haben. Letzterer hält die Berufswahl zum Teil für eine Sublimierung der erotischen und kriminellen Triebe. Hurwicz hat gefunden, daß beispielsweise die italienischen Schlächter zu Roheitsdelikten neigen, und meint, daß sowohl die Gewalttaten als auch die Berufswahl aus der Veranlagung hervorgegangen seien. Bei Taglöhnern mache sich der unheilvolle Einfluß des Mangels eines ständigen Verdienstes und Berufes bemerkbar; die Tätigkeit als Taglöhner sei aber meist gewählt worden wegen angeborener oder erworbener verminderter Arbeitsfähigkeit. Bei den Berufen, deren Angehörige sich in einer günstigen wirtschaftlichen Lage befänden, wie die Beamten, höheren Angestellten, sei die Kriminalität sehr gering. Wie recht Hurwicz damit hat, daß dabei die wirtschaftliche Lage und nicht der Beruf das Ausschlaggebende sei, geht daraus hervor, daß seit der Teuerung der Lebensmittel Beamte nicht mehr so selten sich am Staatseigentum vergreifen; so wurde von mir ein städtischer Beamter begutachtet, der aus Not Unterschlagungen begangen hatte; es war ihm bei dem kärglichen Lohn nicht möglich, mit seiner großen Familie durchzukommen, zumal seine Frau und eine Tochter krank waren. Neben der Not spielte die günstige Gelegenheit und die psychopathische Veranlagung eine Rolle. Hurwicz meint, man solle in Anbetracht der angeführten Tatsachen nicht von Berufs-, sondern von Standes- oder Sozialkriminalität sprechen. Er wünscht eine möglichst umfassende Untersuchung der Lage einer bestimmten sozialen Gruppe und hat selbst angefangen mit der Bearbeitung der Kriminalität der weiblichen Dienstboten (229), wobei er zu dem Schluß kommt, daß die Kriminalität der weiblichen Dienstboten sehr günstig dastehe, im Gegensatz zu de Rykere (412) und Fehlinger (85), der allerdings die Verhältnisse in Nordamerika schildert, während v. Michaelis seine Ansicht teilt (341). Hurwicz' Bearbeitung der Dienstbotenkriminalität sollte für andere Gruppen vorbildlich sein.

Besonderer Erwähnung bedürfen die Schmarotzer der menschlichen Gesellschaft, die Landstreicher, die aus Arbeitscheu wandern, und die Prostituierten. Während Chr. Müller (353) und Seige (435) beide einander

gegenüberstellen, glaubt v. Grabe (131) keine Anhaltspunkte für Beziehungen beider zueinander gefunden zu haben. Jedenfalls neigen beide zum Begehen von Straftaten. Die Ursache ist aber nur sekundär in der Tätigkeit zu suchen. Das Primäre ist die Veranlagung und das Milieu in der Jugend (276), welche das Individuum auch zum Landstreicher und zur Prostituierten gemacht haben, wozu kriminalitätfördernd das neue Milieu hinzukommt. Bei den Landstreichern sind, wie Wilmanns festgestellt hat (496), die Affektverbrechen besonders zahlreich; sie werden meist unter der Wirkung des Alkohols begangen. Zwischen dem Landstreichertum und dem professionellen Verbrechertum bestehen seiner Ansicht nach kaum Beziehungen (497). Wulffen weist aber darauf hin, daß auch die Schwerverbrecher häufig wandern und gerade auf der Landstraße ihre Delikte begehen (502). Die Prostitution (373) soll nach Lombroso ein Äquivalent der Kriminalität sein (310), eine Ansicht, die auch von Cramer vertreten (65), von anderen, wie Näcke (364), nicht geteilt wird. V. Grabe glaubt (131), daß Kriminalität und Prostitution weder Gegensätze noch Äquivalente, aber häufig vereint seien. Die Ansichten über die Häufigkeit der Kriminalität der Prostituierten gehen sehr auseinander; v. Grabes Ansicht, daß es sich bei den Bestrafungen Prostituierter nicht nur um sittenpolizeiliche Verstöße, sondern sehr oft um Eigentumsdelikte handle, teilt Bonhöfer (51) und Sighele (441) im Gegensatz zu Baumgarten (30) und Hübner (221). Hermann (189) hält die Neigung zu Verbrechen bei heimlichen Prostituierten für stärker als bei öffentlichen. Daß aber auch diese leicht zu Verbrechen verleitet werden, zeigt der Prozeß Riehl, der uns ein Bild gibt von den schauerlichen Zuständen in einem Wiener Bordell und von dem Einfluß der Bordellwirtin auf ihre Prostituierten (516).

Daß die männliche Prostitution mit dem Erpressen in engster Verbindung steht, ist bekannt. Hirschfeld (195) hält die Erpresser meist für Gelegenheitsprostituierte; für wenige sei die Prostitution nur Vorwand.

Einen großen Einfluß auf die Kriminalität üben Kriege aus. Sommer (451) nennt sie ein Massenexperiment über die Auslösung von Affekten und die Aktivierung geistiger Eigenschaften. Starke hat in einer Abhandlung von 1884 (453) fast nur von der versittlichenden Kraft des Krieges gesprochen, und Travers (473) glaubte zu Beginn des Weltkrieges noch an die günstige Wirkung auf die Kriminalität, an eine moralische Besserung des deutschen Volkes durch den Krieg. Er hat sich schwer getäuscht. Die Begeisterung im August 1914 mag wohl vorübergehend einen günstigen Einfluß auf die Psyche des Volkes ausgeübt haben. Sie hat aber mit dem Kriegshandwerk nichts zu tun. Auer (23) hat auf die zahlreichen Roheitsdelikte gerade der aus der Front heimgekehrten Soldaten hingewiesen; Höpler (207) erwähnt die Lockerung der Sitten besonders bei den ausziehenden Truppen. Aber nicht nur bei den Soldaten, auch bei den Daheimbleibenden wirkt der Krieg ungünstig. Kleemann hat beobachtet (265), daß der krasse Egoismus, der Mangel an Gemeinsinn, gerade während des Krieges besonders deutlich zutage getreten ist. Die Ursachen dafür sind mannigfaltig. Das Frontleben übt sicherlich einen verwildernden Einfluß aus; aber auch die Zustände

in der Heimat spielen eine große Rolle. Auf die mangelhafte Erziehung wurde schon oben hingewiesen. Höpler (207) und v. Liszt (303) schreiben dem Innehaben von Vertrauensstellungen, dem übertriebenen Selbstbewußtsein der jungen Männer und den hohen Löhnen für junge Leute einen schädigenden Einfluß zu, während Auer (23) darauf weniger Gewicht legt. Die schädigende Wirkung des überreichlichen Arbeitsverdienstes erwähnt auch Hellwig (176). Elsa v. Liszt glaubt, daß neben der Aufsichtslosigkeit die allgemeine Amnestie bei Jugendlichen kriminalitätsteigernd gewirkt hat (301). Wittig (532) faßt die äußere Ursache für die Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen zusammen unter die Begriffe: Erziehungsnot, Wirtschaftsnot, Gewissensnot. Die günstige Gelegenheit, kriminell zu werden, wirkte aber nicht nur auf junge Leute. Die Möglichkeit, leicht große Summen zu verdienen, reizte viele Menschen zu Handlungen, die sie im Frieden nie begangen hätten. Dazu kommt, daß der plötzliche rechtmäßige Vermögenserwerb, wie Auer mit Recht sagt (23), verheerend auf die allgemeinen sittlichen Anschauungen der wenig Gebildeten wirkte.

Noch schlimmer als Kriege ist der Einfluß von Revolutionen, da durch sie die Staatsautorität vernichtet wird. Wer im Winter 1918/1919 noch im Heeresdienst war, der weiß, daß der Begriff Staatseigentum für unzählige Individuen erloschen war. Noch 1920 war die Zahl der Eigentumsdelikte erschreckend hoch (282 a). Dieselbe Macht, die unser Volk bei Kriegsbeginn gehoben, stürzte es bei der Revolution in die Tiefe: es war die Massensuggestion, wie wir sie immer wieder in der Geschichte finden können; es sei nur an die französische Revolution (470) und die schon vor dem Krieg in Erscheinung getretenen russischen Zustände (31) erinnert (444).

Nach Le Bon (288) folgt die Masse nicht denselben psychologischen Gesetzen wie das Individuum. Sie ist impulsiv, leichtgläubig, kritiklos, überschwenglich. Kraus (277) nennt die Massenseele, die das Resultat widersprechender und konformer Äußerungen der einzelnen Massenteilnehmer ist, eine variable, je nach der Natur der Komponenten, die das Übergewicht bei ihrer Bildung erlangen. Eine eingehende Analyse der Kollektiv- und Kumulativverbrechen finden wir bei Strasser (461). Die Kollektivverbrechen können planmäßig infolge eines chronischen Gärungsprozesses entstehen (Bandenverbrechen) oder durch relativ einfache Übertragung gefühlsbetonter Ideen unter der Wirkung von Kontagion und Suggestion mit explosiver Wirkung. Letztere entstehen auf Grund von Gläubigkeit und Leichtgläubigkeit oder durch gleichartige Affektivität, oder durch Übereinstimmung alles überragender, wildleidenschaftlicher Affekte. Die Moral der Menge wird, wie Zaitzeff sagt (512), schlechter, der Verstand geringer, der Wille stärker. Wie gewaltig die Suggestion wirkt, hat Rich. Wagner, der selbst als 17 jähriger von ihr zur Zeit der Pariser Julirevolution 1830 mitgerissen wurde, geschildert (224). Jelgersma (246) hält die Kontagion nicht nur für eine intellektuelle, sondern auch für eine emotive, d. h., daß die Menge zuerst die Gesten des Affekts einzelner nachahmt und dann die ihnen entsprechenden Gefühle empfindet. Für eine Teilverantwortung besteht bei dem einzelnen

Individuum kein Gefühl; es glaubt sogar, wie Le Bon betont (280), nur seine Pflicht zu tun, wenn es an den Handlungen teilnimmt. Die Seele dieser Masse ist nichts anderes als der Makroanthropos Schopenhauers (134). Aber nicht jeder läßt sich mit fortreißen; abgesehen von Jugendlichen besteht ein großer Teil der Masse aus der seelisch oder moralisch verkommenen Hefe des Volkes (444). Nach Brennecke (518) liegt die psychologische Begründung der Revolution in dem tiefwurzelnden Egoismus des Einzelindividuums und dem summierten, brutalen Egoismus der Masse. Kraepelin (526) dagegen hebt das Psychopathische hervor; er glaubt, daß ein langandauernder Druck, wie die Not und Entbehrungen der Kriegsjahre, hysterische Massenpsychosen hervorrufen kann. Beide Autoren sind mit Kahn (525) der Ansicht, daß die überwiegende Mehrheit der revolutionären Führer zu den psychopathischen Persönlichkeiten zu rechnen sind.

Banden, die gemeinschaftliche Verbrechen ausüben, können auch auf Grund von Suggestion entstehen, besonders wenn Jugendliche sich unter einem Älteren zusammenfinden und sich von diesem leiten lassen, wie Pollak es geschildert hat (382). Meist werden aber Banden aus Gewohnheitsverbrechern bestehen (444), die sich zwar gegenseitig beeinflussen können, aber von vornherein in der Absicht, Verbrechen zu begehen, zusammengeschlossen haben. Im modernen Staat hat sich das Äußere der Bande geändert; an Stelle der physischen Übermacht ist die List getreten (192). Vor allem sind die Organisationen zum Betreiben des Mädchenhandels und für Versicherungschwindel berüchtigt; ihre Verkettung ist oft ebenso innig wie die der Banden in früheren Zeiten, wie die Vorschriften einer Brooklyner Brandstifterbande lehren (414). Vielfach sind die Mitglieder eidlich miteinander verbunden; Verrat wird mit dem Tode bestraft wie bei der bekannten Mafia (191).

Von diesen Kollektivverbrechen hat Strasser das Kumulativverbrechen unterschieden. An Hand der bekanntesten Prozesse schildert er die Wechselwirkung des individuellen Faktors und der sozialen Verhältnisse; es handelt sich hier um eine gegenseitige Induktion, die schleichend wirkt; jeder Beteiligte trägt immer wieder neue Ideen hinzu, die auf den Partner einwirken und bei ihm neue Gedanken auslösen; so schildert Sommer eine Familie (447), von der 3 Angehörige dauernd sich ungünstig beeinflußten; alle waren zur Beobachtung in der Gießener Klinik. In einem von mir begutachteten Falle veranlaßte eine Frau ihren Mann zu unnötigen Ausgaben; er deckte sie durch Unterschlagungen. Die Ehegatten waren schwere Psychopathen und hatten sich in der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing kennengelernt. Strasser sagt, infolge der gegenseitigen Einwirkungen sei es nicht möglich, aus der psychologischen Analyse der Tatbestände oder aus der Individualpsychologie eine befriedigende Erklärung der Entstehung von Kumulativverbrechen zu erhalten.

Häufiger als die gegenseitige Induktion findet man die einseitige; auch bei der gegenseitigen ist meist ein Teil der kräftiger induzierende. Die induzierten Individuen sind in der Regel schwer psychopathisch veranlagt, von geringer Willenskraft und großer Beeinflußbarkeit. In der

Gießener Klinik wurde ein Psychopath von mir beobachtet, der, durch die Rede eines Kommunistenführers begeistert, der Partei beitrat und 7 Tage später sich mit an die Spitze eines Putsches stellte, obwohl er sich früher kaum mit Politik beschäftigt hatte. Weygandt (495) hat 4 Gruppen unterschieden, von denen die auslösende psychische Beeinflussung und der Einfluß von Geisteskranken auf geistig Gesunde ohne Entwicklung einer ausgesprochenen Psychose am wichtigsten sind. Neben dieser Wachsuggestion kennen wir noch die Hypnose, in der der Hypnotisierte in einem außerordentlichen Abhängigkeitsverhältnis zum Hypnotiseur steht; dieses Abhängigkeitsverhältnis kann bei besonders guten Medien so stark sein, daß in der Hypnose Delikte begangen werden. Forel (100) und v. Schrenck-Notzing (428) haben solche Erfahrungen gemacht, ersterer auch auf experimentellem Wege. Auch Wagner von Janregg ist der Ansicht, daß man auf Grund der Laboratoriumsversuche die Möglichkeit des Mißbrauchs Hypnotisierter zur Ausführung von Verbrechen zugeben muß (531).

Einen stark suggestiven Einfluß üben, vor allem auf Jugendliche, Schundliteratur und -films aus (430). Nur muß man sich hüten, gleich alles auf sie zurückzuführen. Hellwig hat gefunden, daß Lektüre und Kinobesuch nicht selten als Ausrede und Entschuldigung vorgebracht werden (171). Er rechnet auch nicht die ganzen Indianergeschichten, wie die Schriften von Karl May (179), dahin. Für besonders schädlich hält er, wie auch Kleemann (263) und Näcke (364), die Kriminalromane und Berichte über Skandalprozesse. Die Frage, ob Lektüre oder Film schädigender wirke, beantwortet Meyer (335) dahin, daß der Film instruktiver sei und nachhaltiger wirke, während die Lektüre erst in der Phantasie zu einem Bild umgearbeitet werden müsse, was auch von Näcke betont wird (364). Münsterberg schlägt vor (354) unter Hinweis auf die Tatsache, daß beim Eintreten der Erschlaffung am Ergographen weder Wille noch Zureden, wohl aber Vormachen zu erneuter Tätigkeit anregen kann, es solle durch psychologische Experimente geprüft werden, welche Faktoren den Gang zum Verbrechen oder die Hemmung des verbrecherischen Impulses steigern können. — Selbstverständlich ist die Wirkung von Schundliteratur und -film durchaus nicht bei jedem Individuum gleich schädlich. Es kommt vor allem auch auf die Veranlagung an (364, 475).

Im Zusammenhang mit der Suggestion muß auch kurz auf die Beeinflussung des Verbrechens durch die Religion hingewiesen werden. Darüber besteht wohl kein Zweifel, daß es Menschen gibt, die durch ihre Religion vom Verbrechen abgehalten werden. Andererseits weiß man auch, daß eine Religiosität im Sinne des Verbrechers sehr wohl mit einer verbrecherischen Gesinnung vereinbar ist (46). So ermordete der Mönch Mazoch den Mann seiner Geliebten, Pfarrer Riembauer seine Geliebte, wobei sie den Sterbenden die Absolution erteilten (390). Eine Frau tötete ihr neugeborenes Kind, nachdem sie ihm die Nottaufe gegeben hatte (77). In Grete Beiers Briefen finden sich häufig fromme Aussprüche, bisweilen sogar angewendet auf ihre verbrecherischen Pläne (119). In der Gießener Klinik wurde ein Student begutachtet, der vor einem

Selbstmord zurückschreckte, weil er dann nicht die Absolution empfangen könne. Er scheute sich aber nicht, seinen Vater zu ermorden, ja glaubte sogar, damit ein gutes Werk zu tun, da sein Vater sich mehrfach den Tod gewünscht hatte. Zugleich mit dem Vater tötete er drei Geschwister, damit diese nicht unversorgt zurückblieben.

Ob die Konfession einen Einfluß auf die Begehung eines Verbrechens ausübt, ist sehr unwahrscheinlich. Wassermann (484) bestreitet es für die Juden, und ernste Kritiker halten Ritualmorde für ausgeschlossen (180, 137). Nur der Ohrenbeichte wird von einzelnen Autoren ein gewisser Einfluß zugeschrieben. Einmal kann der Beichtvater durch seinen Zuspruch ein Verbrechen verhindern; es kann aber auch die infolge der Beichte zu erteilende Absolution ein die Kriminalität steigerndes Moment sein (169); endlich ist erwähnt worden, daß Geständnisse über das Sexualleben im Beichtstuhl zu Sittlichkeitsvergehen geführt haben (161).

Wichtiger als die Religion ist für die Kriminalität der Aberglaube. Er ist weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt. Hellwig, ein Spezialist auf diesem Gebiete, hat in vielen Aufsätzen und Broschüren darauf hingewiesen, daß es kaum ein Delikt gibt, welches nicht aus Aberglauben begangen werden kann, vom Morde angefangen bis zum harmlosen Diebstahl (178, 291); besonders hervorgehoben seien Gewalttaten gegen vermeintliche Hexen, Leichenschändungen und Meineid. Löwenstimm (312) hat über religiösen Fanatismus berichtet, der mit Ermordungen einherging. Es sei auch bemerkt, daß unter Ausnutzung des Aberglaubens schwere Eigentumsdelikte begangen werden (178); dahin gehört endlich auch die Kurpfuscherei mit ihren Sympathie- und Wunderkuren (178, 172) und die Ausnutzung des Geisterglaubens (427, 416).

E. DIE WIRKUNG DER EINFLÜSSE AUFEINANDER

Schon bei Besprechung der einzelnen Einflüsse mußte immer wieder darauf hingewiesen werden, daß es nur selten eine einzige Ursache ist, die zum Verbrechen führt. Meist findet ein Zusammenwirken mehrerer Ursachen statt. Die dabei denkbaren Kombinationen sind natürlich sehr zahlreich. Es besteht die Möglichkeit, daß eine ungünstige Veranlagung durch ein günstiges Milieu nicht in Erscheinung tritt (529). Die ungünstige Veranlagung kann aber auch so stark sein, daß das Milieu seinen Einfluß nicht mehr zur Geltung zu bringen vermag. Sie ist nicht immer gleichartig, wie wir gesehen haben, denn sie kann nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden sein. So kann z. B. die ungünstige Veranlagung mehr auf dem moralischen oder mehr auf dem affektiven Gebiete liegen. Es gibt auch Fälle, in denen das Milieu für die Verbrecherlaufbahn eines Menschen ausschlaggebend wurde. Es ist aber auch denkbar, daß eine Veranlagung so ausgezeichnet ist, daß selbst das ungünstigste Milieu ohne Wirkung bleibt. Die kosmischen Einflüsse scheinen eine nur untergeordnete Rolle zu spielen. Alkoholismus und syphilitische Gehirnerkrankungen können an sich ausschlaggebend für Delikte sein; man wird aber immer daran denken müssen, daß bei der

Akquisition dieser Erkrankungen in den allermeisten Fällen die Veranlagung und das Milieu eine wesentliche Rolle gespielt haben. Überhaupt wird man in jedem einzelnen Falle genau prüfen müssen, ob nicht neben der hervorstechenden Ursache noch andere vorhanden sind; meist wird man sie finden, vor allem im Zusammenwirken von Veranlagung und Milieu; so fand Gruhle (148), daß bei den Flehinger Zwangszöglingen in 41 Prozent Veranlagung und Milieu zu gleichen Teilen an der Verwahrlosung schuld waren.

Trotz dieser außerordentlichen Mannigfaltigkeit hat man immer wieder versucht, eine Einteilung der Verbrecher vorzunehmen. Nur die klassische Strafrechtschule will nichts davon wissen; so erwartet z. B. Högel (198) von der Einführung des biologischen Momentes bei der Einteilung der Verbrecher nur Schaden; er will lediglich eine Trennung zwischen Erwachsenen und Jugendlichen gelten lassen. Die anderen bemühen sich, eine brauchbare Einteilung zu finden; doch ist man noch zu keinem endgültigen Ergebnis gelangt. v. Liszt (304) teilt die ganze Kriminalität in die akute und chronische; er erwähnt ausdrücklich, daß bei der ersteren der äußere Anlaß, bei der letzteren die dauernde Eigenart überwiege; dem entspricht die Einteilung von Marx (325) in Situationsverbrecher und verbrecherische Persönlichkeit. Kauffmann (253) unterscheidet den willensschwachen Verbrecher, den Landstreichertyp, zu dem er auch die Leidenschafts- und Gelegenheitsverbrecher rechnet, von dem energischen Verbrecher. Er hat bei dieser Einteilung die Milieuwirkung weniger berücksichtigt, dagegen zwei verschiedenartige Veranlagungen als Grundlage angenommen. Nur auf die Veranlagung stützt sich Garofalo (112), wenn er zwischen den durchaus unmoralischen, den heftigen, den haltlosen und den zynischen Verbrechern unterscheidet. Am differenziertesten gliedert Aschaffenburg (14), und zwar in Zufalls-, Affekts-, Gelegenheits-, Vorbedachts-, Rückfalls-, Gewohnheits- und Berufsverbrecher. Vebaek (478) griff in seinem an die Brüsseler anthropologische Gesellschaft 1911 eingereichten Bericht unter besonderer Hervorhebung der endogenen und exogenen Momente auf Aschaffenburg zurück. Zafita (510) hat versucht, die Verbrechertypen psychologisch zu systematisieren; von denen, die die verbrecherische Absicht unmittelbar verwirklichen, nennt er die Verbrecher mit emotionalem Affekt und die mit intellektuellem Defekt; ihnen stellt er die Verbrecher, bei denen der verbrecherischen Absicht Bedenken hinsichtlich Verbot und Strafe entgegentreten, gegenüber, und zwar den uneigentlichen Verbrecher, bei dem der Gedanke an das Verbot den konträren Sollungsgedanken verursacht, den eigentlichen Verbrecher, bei dem der Gedanke an die Strafe und nur er eine der Absicht konträre Strebung hervorruft, und endlich den moralisch irren Verbrecher, bei dem die Bedenken überhaupt keine konträre Wollung verursachen.

Während Zafita auf der Psychologie seine Einteilung aufbaut, benutzen die anderen biologische Grundlagen, aber nicht ausschließlich: immer spielt auch der Erfolg hinein. Der einzige, welcher versucht hat, auf rein biologischer Grundlage einen bestimmten Verbrechertyp herauszuarbeiten, war Lombroso (306, 307, 308). Auf Grund bestimmter psychi-

scher Eigenschaften in Verbindung mit körperlichen Degenerationszeichen, auf die zuerst Morel (351) aufmerksam gemacht hat, konstruierte er den „geborenen Verbrecher". Über Lombrosos Lehre entbrannte ein heftiger Streit; die Kritiken sind außerordentlich zahlreich (502). Während viele Italiener, wie Ferri (86) u. a. ihm mit großem Beifall zustimmten, hatte er in Deutschland besonders heftige Gegner wie Bär (27) und Näcke (361). Doch gab es auch viele, die Lombrosos Verdienste durchaus anerkannten, wenn auch nicht so uneingeschränkt wie Kurella (285). Sommer (448) trennte die Frage nach dem geborenen Verbrecher in zwei Teile: er verneinte die Frage, ob sich angeborene moralische Abnormitäten in signifikanten morphologischen Kennzeichen ausdrücken, dagegen bejahte er die Frage, ob es Menschen gibt, die in einem so jugendlichen Alter ausgeprägte Neigung zu verbrecherischen Handlungen zeigen, daß man von angeborenen moralischen Abnormitäten reden kann. Auch Bleuler (42), Garofalo (112), Gaupp (113), Gruhle (148), Kauffmann (253), Longard (311), Svenson (468) u. a. lehnen Lombrosos Lehre nicht vollkommen ab. So sagt Bleuler ausdrücklich, es sei kein einziges stichhaltiges Argument gegen die Auffassung Lombrosos vorgebracht worden. Garofalo (111) hatte auf dem Internationalen Kriminalanthropologischen Kongreß in Paris 1889 beantragt, Lombrosos Lehre solle von einer Kommission methodisch geprüft werden, was auch einstimmig angenommen wurde; doch mußte er 1896 in Genf feststellen, daß nichts geschehen war und man noch immer auf sich oft widersprechende Einzeluntersuchungen angewiesen ist (112).

Lombroso hat psychische Eigenschaften und Degenerationszeichen wahllos zusammengestellt und geglaubt, aus ihnen einen Verbrechertyp konstruieren zu können. Er hat nicht versucht, ihre Ursachen zu ergründen. Erst allmählich hat man angefangen, psychische und morphologische Abnormitäten, die man beim Verbrecher findet, mit bestimmten Störungen in Beziehung zu setzen. So hat Sommer darauf hingewiesen (448), daß sehr oft ein Zusammenhang zwischen Abnormitäten des Schädelbaues und in der frühesten Entwicklungszeit überstandenen Gehirnerkrankungen, die angeborenen Schwachsinn oder Epilepsie hervorrufen können, besteht. Andere morphologische Abnormitäten, wie mangelhafte Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale und übermäßige Ausbildung der Extremitäten, finden wir, wie Fischer ausführlich angibt (91, 92), beim Eunuchoidismus. Bär (27) und Kurella (283) betonen die Häufigkeit ungewöhnlich dichten Haares bei schwachem Bartwuchs, das späte Ergrauen und Ausfallen des Haares, das frühzeitige Auftreten von Falten und Runzeln im Gesicht, Lombroso (306) die große Spannweite der Arme im Verhältnis zur Körperlänge bei Verbrechern, alles Symptome, die wir beim Eunuchoiden finden. Auch Tierexperimente haben zu der Erkenntnis geführt, daß das innersekretorische System auf die Körperbildung einen sehr starken Einfluß ausübt, so ist von Abderhalden (1) u. a. an Kaulquappen gezeigt worden, daß das Füttern mit wirksamen Substanzen innersekretorischer Drüsen erhebliche gesetzmäßige Mißbildungen hervorruft.

Aber nicht nur bezüglich der morphologischen Abnormitäten findet man Gesetzmäßigkeiten, auch bezüglich der persönlichen Eigenschaften

kann man unter den Verbrechern einzelne Typen herausheben, vor allem den eunuchoiden und epileptoiden Typ. Bei ersterem finden wir ein verschlossenes, abweisendes, mißtrauisches, teilnahmloses, entschlußunfähiges, reizbares, egoistisches und empfindliches Wesen; Fischer (90) hält den Ausfall der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüse für das ursprüngliche ätiologische Moment; dieser wiederum hat seine Ursache in der mangelhaften Geschlechtsdrüsenentwicklung, die nach Fischers Ansicht entweder auf einen ungenügenden Reiz der Zirbeldrüse auf die Geschlechtsdrüse oder auf eine Unterwertigkeit der Geschlechtsdrüse und dadurch hervorgerufene mangelhafte Reaktionsfähigkeit auf Reize der Zirbeldrüse beruht. Jedenfalls ruft diese mangelhafte Funktion der Geschlechtsdrüse eine Enterotisierung des gesamten innersekretorischen Systems hervor. Der epileptoide Typ, der neben höflichen Formen, oberflächlicher Religiosität und Pedanterie eine egozentrische Einstellung, Reizbarkeit mit Neigung zu impulsiven Handlungen und Empfindlichkeit aufweist, scheint u. a. auch auf innersekretorischen Störungen der Nebennieren zu beruhen. Fischer (93, 94) hofft, nicht nur Krämpfe durch Entfernung einer Nebenniere (58 a) günstig beeinflussen zu können, sondern auch Reizbarkeit und Jähzorn zu mildern.

Zu diesen beiden Typen kommt als dritter der mit einem anomalen sexuellen Triebleben (275). Diese Anomalien werden meistens für angeboren gehalten, wenn es auch, wie Groß sagt (140), unter jungen Leuten, namentlich wenn sie in der Erziehung zurückgeblieben sind, unentschiedene Naturen gibt, die durch irgendeinen Einfluß von außen zum Hetero- oder Homosexuellen entwickelt werden können. Strasser (462) dagegen glaubt, man tue denjenigen Kranken, die sich als Homosexuelle, als Fetischisten, Sadisten usw. betrachten, sicher kein schwereres Unrecht, als daß man ihre Krankheiten mit einer angeborenen, unbeeinflußbaren Veranlagung belaste. Nach Hoche (197) erhalten alle Triebe den zugeordneten Vorstellungsinhalt erst im Einzelleben; was von vornherein abnorm sein könne, sei eine das gewöhnliche Maß übersteigende Bestimmbarkeit des Geschlechtstriebes durch zufällige erste Eindrücke und eine vom Gewöhnlichen abweichende Gefühlsbetonung, durch welche Lust und Unlust nicht von denselben Eindrücken hervorgerufen werde, wie bei der Mehrzahl der übrigen Menschen. Welch große Rolle das assoziative Moment in geschlechtlichen Dingen spielt, hat auch Senf (437) an einzelnen Beispielen ausgeführt. Stekel spricht von einer Neurose (454 a).

Die neueren Untersuchungen auf innersekretorischem Gebiete weisen uns einen ganz anderen Weg (519). Schulz (429) und Steinach (455) haben bei Tieren durch Transplantation von Geschlechtsdrüsen Männchen feminiert und Weibchen maskuliert. Lichtenstern (292) hat durch eine nach einer Kastration vorgenommene Hodenimplantation positive Resultate erzielt; ihm und Mühsam (352 a) ist es auch gelungen, durch Einpflanzung normaler Hodensubstanz bei Homosexuellen den perversen Geschlechtstrieb normal einzustellen. Auf Grund dieser Untersuchungen behauptet Fischer (92) mit Recht, daß der Geschlechtstrieb keine angeborene Gehirnanlage sei; seine Ausbildung, d. h. die Erotisierung der Psyche, sei die Leistung der reifen Geschlechtsdrüse, eine Anschauung,

die auch schon in der 14. Auflage von Krafft-Ebbings Psychopathia sexualis erwähnt wird. Fischer kommt weiter auf Grund anderer Untersuchungen zu dem Schluß, daß die Wirkung der innersekretorischen Keimdrüse sowohl auf die morphologischen Eigenschaften wie auf die Charakteranlagen keine unmittelbare ist, sondern durch eine Vergeschlechtlichung des ganzen innersekretorischen Apparates zustande kommt.

Von großer Bedeutung wäre es, würde man noch den psychopathischen Typ in dieses System einordnen können. Seine Symptome, die von Birnbaum ausführlich beschrieben sind (37), sind die Neigung zu überstarken Empfindungen, einseitige Gefühlsbetontheit, übertrieben ausgeprägte Charakterzüge, Disharmonien, labile Stimmung und Widerstandslosigkeit. Von ihm zu trennen wäre der Verbrecher mit moralischen Defekten, der Ähnlichkeit mit dem eunuchoiden Typ besitzt. Sowohl beim psychopathischen als auch beim moralisch defekten Verbrecher muß keine Intelligenzstörung vorhanden sein. Gemäß dieser Erkenntnis in Verbindung mit der seit langem bekannten und praktisch verwerteten Erfahrungstatsache, daß man durch Kastration vorher unbrauchbare Tiercharaktere zu brauchbaren Arbeitstieren machen kann, ferner den Ergebnissen der Experimente von Cannon (61 a) und de la Paz (375 a), welche nach Entfernung der Nebennieren bei Katzen ein Fehlen der Affektäußerungen feststellen konnten, und den Feststellungen Nagels (365 a) und Stillings (458 a), daß bei den Tieren in der Brunftzeit mit ihrer gesteigerten Reizbarkeit und Aggressivität eine Hypertrophie der Nebennieren einhergeht, nimmt Fischer an (92), daß der Charakter, soweit er unabhängig von der Intelligenz ist, keine selbständige Gehirnanlage ist, sondern die Reaktion des Gehirns auf die Tätigkeit des innersekretorischen Systems. Zu dieser Annahme hat auch die Tatsache beigetragen, daß bei heftig auftretenden Affekten fast immer eine mehr oder weniger erhebliche Bewußtseinstörung zu finden ist; Voß (480) hält bei allen Affektverbrechen eine lückenhafte Erinnerung für naturgesetzlich, weil das plötzliche Eintreten oder rapide Anschwellen eines auf Vorstellungen beruhenden Gefühles mit solcher Intensität auftritt, daß dadurch jeder anderweitige Bewußtseinsinhalt verdrängt wird (247). Auf Grund der Freudschen Lehre glaubt Stekel (454), daß jeder Neurotiker mit „verdrängten" kriminellen Gedanken kämpfe; er erkranke, weil sich seine psychische Energie im Kampfe zwischen dem Kriminellen und den ethischen Hemmungsvorstellungen aufreibe. Ribot (403) hat schon die Theorie aufgestellt, daß das Wesentliche, die Wurzel des Gefühlslebens, nicht in dem Bewußtsein von Lust und Unlust liege, sondern daß die Ursachen in den Tiefen des körperlichen Gefühls zu suchen seien, welches seinerseits eine Resultante der Lebensfähigkeiten darstelle. Wichtig für die Beurteilung der Affekte ist die Äußerung Mezgers (339), es sei falsch, daß die kurze Dauer, der rasche Ablauf ein charakteristisches Merkmal des wahren Affektes bilde, wie es vielfach angenommen werde; genau so gut, wie es akute Affekte gebe, kämen auch chronische Affekte vor, vor allem auf pathologischer Grundlage. Mezger (337) führt die Affekte zurück auf die ihnen zugrunde liegenden Triebe; gerade in ihnen — den guten und schlechten — sei die kriminalpsychologische Bedeutung der Affekte zu suchen. Jeden-

falls ist, wie Kurella (283) sagt, die Erforschung der individuellen Affektdisposition das fundamentale Problem der Kriminalpsychologie, und Fischer (92) verlangt mit Recht als eine der wesentlichsten Aufgaben der Kriminalpsychologie die Analysierung der Verbrecher nach ihren Charaktereigenschaften und Trieben. Vielleicht wird es möglich sein, auf Grund der Forschungen über innere Sekretion bald tiefer in das Wesen des Affekt- und Trieblebens einzudringen und vor allem die psychopathischen Verbrecher genauer zu ergründen.

Die Störungen des innersekretorischen Systems werden meist auf Veranlagung beruhen; doch können sie auch durch Erkrankungen, besonders in der Kindheit oder während des embryonalen Lebens sowie durch übermäßigen Alkoholgenuß entstanden sein.

Außer diesen Störungen des Affektes und Trieblebens können Erkrankungen oder mangelhafte Veranlagung der Großhirnrinde zu Störungen, besonders auf intellektuellem Gebiete, führen (190), die häufig Anlaß zu Delikten geben. Das Gehirn kann primär erkrankt sein, etwa infolge von vererbter Syphilis, oder sekundär, z. B. infolge primärer Erkrankung der Schilddrüse, was Myxödem und Kretinismus hervorrufen kann (481, 241).

II. DER VERBRECHER VOR DER TAT UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG EINZELNER DELIKTSGRUPPEN

Nachdem wir im vorigen Kapitel die Einflüsse, die zum Verbrechen führen können, im allgemeinen besprochen haben, wenden wir uns nunmehr den unmittelbaren Ursachen bestimmter Deliktsgruppen zu und zugleich dem Verhalten des Verbrechers vor der Tat. Gewöhnlich bezeichnet man die unmittelbare Ursache als Motiv. Manchen ist diese Fassung allerdings zu eng; so meint Wallner (483), man müsse unter Motiv einmal jede innere und äußere Bedingung für das Zustandekommen einer Handlung verstehen, andererseits den durch eine Handlung bezweckten Erfolg. Hübner und Löwenstein (221 a) definieren das Motiv als die Vorstellung eines Zweckes, sofern sie Antrieb zur Tat wird. Handelt es sich bei Begehung eines Verbrechens nicht um eine Triebhandlung, so ist ein Entschluß erforderlich. Kleemann (265) unterscheidet zwischen Wahlhandlung, bei der aus zwei Motiven eines gewählt wird, und Willkürhandlung, bei der die Wahl aus mehreren Motiven getroffen wird. Zafita (511) hat die psychischen Voraussetzungen des Entschlusses geprüft und sie in der zeitlichen Differenz zwischen Entschlußfassung und Realisierung sowie in der Lösung des Wollungskonfliktes gefunden; diese Lösung besteht bei gleichartigen Wollungsgedanken in der Überwindung des einen durch den anderen, bei verschiedenen in der Erreichung des relativ höchsten Intensitätsgrades des Begehrungs- bzw. Sollungselements. Hurwicz (226) hat darauf hingewiesen, daß die Verbrechensmotive nicht nur emotioneller, sondern auch intellektueller Art sein können, sich oft sogar zu Rechtfertigungsgründen steigern. Eine weitere psychologische Differenzierung hat Senf versucht (437); er nennt als Verbrechensmotive die absolute Unverfügbarkeit über Hemmungsvorstellungen und endlich die systematische Abstumpfung und Vernichtung der Hemmungsvorstellungen. Nicht selten findet man, daß es nicht möglich ist, einen Einklang zwischen der Tat und dem später angegebenen Motiv herzustellen, ohne daß man dem Täter eine Lüge vorwerfen könnte. In diesen Fällen handelt es sich gewöhnlich um eine Triebhandlung, und die Motivierung ist eine retrospektive (448).

Um Aufschluß über die Motive zu erhalten, ist es notwendig, daß alle Hilfsmittel gesammelt werden, die auf sie Bezug haben können. Allgemein ist aus der Schrift (135, 267) und Sprache (260, 151) der Verbrecher manches zu entnehmen, was kriminalpsychologisch von Interesse ist. Im einzelnen können die Aufzeichnungen von Verbrechern, die Kerkerpalimpseste (309) und Autobiographien (239) von Bedeutung sein; doch

darf man nicht vergessen, daß diese Aufzeichnungen meist bestimmte Zwecke verfolgen; vor allem lieben die Verbrecher aus Eitelkeit oder anderen Gründen ihre Handlungsweise zu beschönigen. Ebenso wird man Aussagen der Verbrecher vor Gericht nur mit Vorsicht verwenden dürfen. Dagegen wird man manches erfahren können, wenn man, wie Flynt (99), Kauffmann (253) und Kläger (259) mit den Verbrechern zusammen lebt, da sie sich natürlich in Freiheit ganz anders geben als in Gefangenschaft.

Besonders mannigfaltig und nicht selten unklar sind die Ursachen, die zum Morde führen [1]. Einer der wichtigsten Gründe für die Unklarheit ist darin zu suchen, daß der Hauptzeuge der Tat, der Ermordete, keine Angaben mehr machen kann. Besonders selten dringt man in die Psyche des Mörders ein, wenn es sich um einen Gattenmord handelt; oft fehlt, wenigstens äußerlich, die Zerrüttung der Ehe, wie Reukauff sie in 2 Fällen geschildert hat (401). Voß meint (479), die Ehe sei wie mit einer chinesischen Mauer umgeben. Überhaupt ist, sobald das Sexualleben bei der Tat eine Rolle spielt, eine Enthüllung der Motive schwer möglich. Bei dem von mir begutachteten Gattenmörder Rein lag der Verdacht vor, er habe ein Verhältnis mit einem Mädchen gehabt und seine Frau ermordet, um das Mädchen heiraten zu können; der Beweis konnte nicht erbracht werden, da sowohl der Mörder wie auch das Mädchen jegliches Verhältnis zueinander bestritten, obwohl die Zeugenaussagen auf ein solches hinwiesen. — Es gibt aber auch Fälle, in denen tatsächlich kein greifbares Motiv vorliegt, so, wie es scheint, bei dem gewalttätigen, verschlossenen, trotzigen und zynischen Massenmörder Stephan Wanyck (392) und dem von Huler beschriebenen jugendlichen Raubmörder, der schon in der Schule schlecht, verschlossen und heimtückisch war (222). Vor allem wird dies auch bei den Giftmördern behauptet. Hellwig (170) meint, es handle sich bei diesen Fällen lediglich um ein dämonisches Behagen, was auch Scholz (424) von der Gesche Gottfried annimmt, während Abels (3) und Wulffen (505) bei ihnen eine sexuelle Komponente erkennen zu können glauben. Bloch (44) sieht bei vielen professionellen Giftmischerinnen, wie Jegado, Brivilliers, Gottfried in ihren Taten eine sadistische Neigung, was auch bei der Zwanziger nicht ausgeschlossen erscheint. Feuerbach meint allerdings (87), das Gefühl unwiderstehlicher Macht, die Freude, eine Kraft zu besitzen, womit sie jede Beschränkung nach Gefallen umwerfen, jeden Zweck erreichen könne, sei der Grund für die Giftmorde der Zwanziger; sie selbst sagte dem Untersuchungsrichter, ihr Tod sei für die Menschen ein Glück; denn es würde ihr nicht möglich gewesen sein, die Giftmischereien zu unterlassen.

Am verständlichsten dürfte der Raubmord erscheinen; er ist nur einem moralisch tiefstehenden Individuum zuzutrauen, was auch in den zahlreichen beschriebenen Fällen zum Ausdruck kommt; nur gehen die Ansichten darüber auseinander, ob die Raubmörder langsam dazu erzogen

[1] Das Wort Mord wird im folgenden nicht im juristischen Sinne gebraucht, sondern in allen Fällen, in denen Tötungsabsicht bestand.

werden und erst andere Delikte verüben, oder ob sie gleich mit dem Morde beginnen (203, 491); für die Mörder im allgemeinen gilt, daß sie die Tat zumeist im jugendlichen Alter begehen, sich also zum Morde sehr zeitig entschlossen haben (384). Der Raubmord wird vorher genau überlegt; nur selten zögert der Täter vor der Ausführung infolge von Gewissensbissen oder nimmt Alkohol zu sich, um genügend Kraft zur Tat zu erlangen. Zuweilen wird nur ein Raub in erster Linie beabsichtigt; der Täter ist sich aber schon vor der Tat schlüssig, daß er, falls er auf Widerstand stoßen sollte, die Ermordung des Gegners vornehmen werde; auch für diesen Fall wird ein Plan vorher entworfen. Nicht selten handelt es sich um mehrere Täter, unter denen meist einer — nicht selten eine Frau (244) — der intellektuelle Urheber, ein anderer der Ausführende ist. Daß große Not zum Raubmord führt, kann nur dann angenommen werden, wenn außerdem die endogenen Bedingungen dazu gegeben sind, wie in Haldys Fall (153). Psychologisch aufs engste mit dem Raubmord verknüpft sind die Morde, die auch aus Habgier begangen werden, ohne daß damit eine Beraubung im juristischen Sinne verbunden ist. Gewöhnlich handelt es sich um die Erlangung eines Erbes oder einer Versicherungsumme. Diese Morde sind meist von langer Hand vorbereitet; so hatte Hau seinen Plan in England erdacht; er gelang nicht vollkommen; trotzdem ließ er nicht von ihm ab; es ist sehr wahrscheinlich, daß ihn vor der Tat Gewissensbisse plagten, die er durch Verkehr mit Prostituierten zerstreute (501). Es sind Fälle bekannt, wie der des Frankfurter Mörders Hopf und des Grazer Zotter (459), in denen die Mörder heirateten, um zu morden; in den genannten Fällen gelang den Tätern dieses Manöver mehrfach; immer wieder brachten sie ihre Frauen um, ohne ertappt zu werden. Auch die Engelmacherin, die für ein Entgelt Kinder umbringt, gehört hierher (244). Den gleichen sittlichen Tiefstand zeigen die wenigen Mörder, die die Tat begehen, um berühmt zu werden, wobei meist noch Habgier mitwirkt, ferner der von Höpler geschilderte Fall (209), in dem ein Mörder im Gefängnis einen Mord beging, um für den ersten Mord das Wiederaufnahmeverfahren durchzusetzen.

Verhältnismäßig zahlreich sind die Gatten- und Familienmorde. Mit Recht sagt Voß (479), daß gerade die Ehe der Nährboden für die schwersten Konflikte und heftigsten Leidenschaften sei. Das ständige Zusammensein steigert Widerwillen und Haß; schließlich genügt bei leicht erregbaren Menschen ein Wort oder sonst ein unbedeutender Anstoß, um eine furchtbare Tat hervorzurufen. Nicht selten gesellt sich zu dem Haß eines Ehegatten seine Liebe zu einem dritten Menschen. In diesen Fällen tötet, wenn es sich um Frauen handelt, meist nicht der Ehegatte, sondern der Geliebte unter dem Einfluß des Ehegatten, wie der Allensteiner (428) und andere Prozesse zeigen; oft ist der Altersunterschied zwischen den Ehegatten sehr erheblich und der Grund für die ehelichen Zwistigkeiten (401). Dem Morde könnte man gleichstellen, wenn ein Mensch einen anderen durch gehässige, still arbeitende Verleumdung zum Selbstmord treibt (401). Meist wird der Mord vorher genau vorbereitet. Der Haß muß sich nicht immer auf den Ehegatten beziehen; er kann sich

auch gegen andere richten, die im Hause wohnen, besonders gegen die Eltern und Schwiegereltern, die sich auf ihren Altenteil zurückgezogen haben und den jungen Leuten zur Last fallen, was Reukauff aus der Geschichte und dem Leben der Naturvölker zu erklären versucht (401), schließlich überhaupt gegen Leute, die im Wege sind; so ermordete ein Neffe seine bei ihm und seiner ganzen Familie verhaßte Tante, weil sie keine pekuniäre Unterstützung leisten wollte (401), und ein Homosexueller den Onkel eines von ihm zum Sexualverkehr erwählten jungen Mannes, weil er den Verkehr hindern wollte (33). Kaum glaublich klingt der von zwei jugendlichen Mördern angegebene Grund, der Ermordete habe sie so oft verklatscht (29).

Eine wichtige Rolle spielt verschmähte Liebe, Eifersucht, die, wie Friedmann sagt (105), zur dämonischen Gewalt wird, wenn man sie systematisch hegt und emporzüchtet. Es sind genug Fälle bekannt, in denen besonders der Ehemann seine Frau oder deren wirklichen oder vermeintlichen Liebhaber umbrachte, ohne sich vorher lange zu besinnen, als wenn es selbstverständlich sei. Reukauff (401) berichtet von einem Bulgaren, der aus einer Art krankhaften Verirrung ideeller Lebensauffassung sein Mädel ermordete, und Seyfarth (440) von einer Frau, die ihren ersten Liebhaber erschoß und dem zweiten Schwefelsäure ins Gesicht goß, so daß er erblindete; nach beiden Taten machte sie Selbstmordversuche: dem zweiten erlag sie. Bei Urningen ist der Mord aus Eifersucht eine große Ausnahme (364). Ein Fall ist von Nemanitsch (401) beschrieben, ein anderer, in dem ein Urning merkwürdigerweise seine Frau aus Eifersucht tötete, von Näcke (364). Es ist übrigens nicht nötig, daß sich die Eifersucht gegen ein bestimmtes Objekt richtet: es gibt auch eine abstrakte Eifersucht, wie Marcuse sagt (322), aus sinnlichem Despotismus.

Es kommen Fälle vor, bei denen infolge drückender Not zum Morde gegriffen wird; meist beabsichtigt der Täter zugleich sich selbst zu töten. Der Grad der Not steht dabei in der Regel in umgekehrtem Verhältnis zur Schwere der Psychopathie. Muralt (355) spricht in diesen Fällen von kompliziertem, Straßmann (463) von kombiniertem oder erweitertem Selbstmord (487). Liebe zu den nächsten Angehörigen, besonders zu den unmündigen Kindern, und Mitleid mit ihnen sind die Triebfeder zu der Tat. Der Entschluß fällt meist sehr schwer; schließlich treibt die Verzweiflung zur Tat. Ergreifend ist die Schilderung von dem Schicksal des Christian Holzwart (515), der seine Frau und Kinder umbrachte; nichts Abnormes konnte an ihm festgestellt werden, nur das Unglück trieb ihn endlich zur Tat, zu der ihm, wie er selbst sagte, die Liebe die Kraft gab; der Selbstmordversuch mißglückte. Zu dieser Gruppe gehören die meisten Fälle von Massenmord, soweit sie nicht von Geistesgestörten begangen werden (114, 494). Das Mitleid mit einem unheilbar kranken Kinde hat schon zum Morde geführt, wenn die Mutter glaubte, das Kind würde nach ihrem Tod unversorgt sein (364). Auch bei unglücklichen Ehen kommt die Tötung der Kinder und Selbstmord nicht so selten vor. Erfolgt die Tat gleich nach einem ehelichen

Zwist, so sind die Vorbereitungen meist kurz; die Streitigkeit wäre dann das auslösende Moment für eine schon lange beabsichtigte Tat.

Ein interessanter Fall ist von Reukauff beschrieben (401), in dem ein Selbstmordversuch dem Morde vorausging; der Selbstmordversuch erfolgte aus wirtschaftlicher Not und ehelichem Zwiste, der Mord wegen Verbitterung, vor allem wohl deswegen, weil die Frau auf den Selbstmordversuch mit den sehr schweren Verletzungen nicht reagierte.

Der erweiterte Selbstmord kommt auch noch vor bei Liebenden, die aus irgendeinem Grunde sich trennen müssen. In diesen Fällen ist der Entschluß meist außerordentlich schwer. Tagelang trägt sich das Paar mit dem Gedanken; aber immer wieder wird die Tat aufgeschoben. Gewöhnlich ist die Frau der treibende, der Mann der ausführende, infolgedessen auch der hemmende Teil. Der Einfluß der Frau auf den Mann ist unter Umständen so bedeutend, daß man von einer Hörigkeit sprechen kann (211). Meist liegt eine schwere psychopathische Veranlagung bei beiden Teilen vor. Seltener sind die Fälle, in denen auf Wunsch ein Mord begangen wird, ein anschließender Selbstmord aber nicht beabsichtigt ist, wie im Falle Brunke (407). Psychologisch kaum verständlich sind die Morde, die ausgeführt werden, angeblich um selbst hingerichtet zu werden (184).

Von anderen Ursachen sind noch zu erwähnen der Mord aus Rache, der bei uns von Frauen ausgeübt wird, wenn der Geliebte sie verschmäht, auch ohne daß dabei Eifersucht im Spiele zu sein braucht (401); besonders oft finden wir ihn bei Slawen und Südeuropäern, von denen er meist nicht als ein entehrendes Verbrechen aufgefaßt wird (251); es sei nur an die korsische Vendetta erinnert. Scholz hat einen Fall beschrieben (425), in dem ein 14 jähriges Mädchen ein 2½ jähriges Kind in eine Klosettgrube warf, weil es von der Mutter des Kindes eine Ohrfeige bekommen hatte, und ein 3½ jähriges Kind schlug und dann bewußtlos, aber noch lebend verscharrte, weil es angeblich unartig gewesen war. Politische Morde waren früher vor allem in den romanischen Ländern üblich (204), in revolutionären Zeiten sind sie bekanntlich auch bei uns beliebt. Selten ist der Mord aus Aberglauben. Der Lustmord wird bei den Sexualdelikten behandelt werden. Von ihm sind die Fälle zu unterscheiden, in denen das Opfer getötet wird, um den Zeugen eines anderen Verbrechens, z. B. einer Notzucht, zu verdecken. Diese Fälle sind vielleicht auch häufiger als die Lustmorde. Man findet sie nicht nur zum Verdecken von Sexualdelikten, sondern auch von anderen Delikten, besonders schwerer Diebstähle, und nicht zuletzt, um eine Schwangerschaft aus der Welt zu schaffen; im letzteren Falle geht eine Vorbereitung meist vorher, während bei den anderen, besonders bei den Sexualdelikten, die Absicht, zu töten, meist plötzlich auftritt.

Bei Jugendlichen kommen Morde aus Heimweh vor (242); die psychologische Erklärung ist oft schwer; manchmal wird der Drang nach Hause so groß sein, daß nichts, selbst ein Mord nicht, gescheut wird, um heimzukommen.

Bei Ermordung durch Geisteskranke (129) sind die Motive nicht immer leicht sicherzustellen (365); oft sind sie durch die der Tat

zugrunde liegende Wahnidee erklärbar; es handelt sich gewöhnlich um Verfolgungsideen oder sehr schwere Depressionen mit Versündigungsideen; in letzterem Falle handelt es sich dann um Ermordung der Angehörigen mit Selbstmordabsicht, also um eine Ergänzung zum normalpsychologischen erweiterten Selbstmord. Morde auf Grund von Zwangsgedanken sind sehr selten. Angriffe auf Personen in Schlaftrunkenheit sind mehrfach beschrieben (364), ohne daß jedoch die Ermordung erfolgte.

Psychologisch am nächsten steht dem Mord die beabsichtigte schwere Körperverletzung; die Motive können dieselben sein. Auf den tiefsten sittlichen Stand weisen die Kindsmißhandlungen; die Gründe dafür sind meist darin zu suchen, daß ein Elternteil zum zweiten Male geheiratet hat, das Kind ihnen lästig ist, oder daß bei unehelichen Kindern eine Entfremdung zwischen Mutter und Kind eingetreten ist, weil es zuerst bei Fremden aufgezogen wurde (210, 442). Teils werden sie im Affekt, teils aber auch mit der Absicht, den Tod des Kindes herbeizuführen, vorgenommen.

Von moralischem Defekt zeugen auch die Kastrationen (219) und auf Entstellung hinzielende Körperverletzungen (78) aus Eifersucht. Das Schlagen der Kinder auf das Gesäß (20) und das sogenannte Messerstechen (362) können auf sadistische Neigungen hinweisen; doch sagt Näcke mit Recht (364), nicht aus der Tat, sondern nur aus den Motiven könne erkannt werden, ob Sadismus vorliege.

Die meisten Körperverletzungen werden im Affekt begangen. Die Epileptoiden sind vor allem gefährlich; der kleinste Anlaß genügt, um eine Entladung herbeizuführen. Als krasser Fall einer Körperverletzung im Affekt sei der von Altmann (7) erwähnt, in dem der Täter nach dem Beischlaf die Dirne schwer verletzte, aus Ekel über sich selbst und aus Wut darüber, daß die Dirne ihn verleitet hatte. Bei den Affektdelikten spielt der voraufgegangene Alkoholgenuß meist eine große Rolle (274). Sehr lehrreich sind die statistischen Mitteilungen, die darüber veröffentlicht worden sind, vor allem die Erhebungen in Bayern (364) und Belgien (186). Es sei auch auf die Gruber-Kräpelinschen Wandtafeln, auf Azcarates (25), Aschaffenburgs (14) und Aulls (24) Ausführungen sowie auf die Berufs- und geographische Verbrecherstatistik (53, 217, 344) hingewiesen. Man darf aber nie vergessen, daß, wie schon oben erwähnt, in der Statistik immer nur e i n e Bedingung zum Ausdruck kommt (258) und außerdem vielfach Delikte zusammengefaßt werden, die psychologisch nicht zusammengehören.

Natürlich reagiert nicht jeder Mensch auf Alkohol gleichstark; tritt nach geringen Mengen eine übermäßig starke Wirkung ein, so spricht man von pathologischem Rausch. An der Münchener Klinik habe ich einen vielfach vorbestraften Mann u. a. mit dem Weilerschen Arbeitschreiber untersucht; er leistete an den alkoholfreien Tagen 659 kgcm, an den Alkoholtagen 1268 kgcm (126). Einen noch größeren Unterschied erreichte ein in der Gießener Klinik beobachteter Gelegenheits-

arbeiter, nämlich an den alkoholfreien Tagen 674 kgcm, an den Alkoholtagen 1517 kgcm.

Einer besonderen Besprechung bedarf die Kindstötung. Die Mutter ist meist in einer ungünstigen wirtschaftlichen Lage, oft in einer Notlage; dazu kommt die Sorge, was aus dem Kinde, das sie mangels eines eigenen Hausstandes nicht selbst aufziehen kann, werden soll. Gleispach (118) glaubt, die Mutter könne das Wimmern des Kindes als Bitte um Tötung auffassen, der sie in ihrer Erregung nachkommt. Dazu kommt die Furcht vor Schande, die sich natürlich nach der Ansicht der Volksschicht richtet, zu der die Mutter gehört. Gleispach hat darauf aufmerksam gemacht, daß z. B. in Kärnten trotz der großen Zahl der unehelich Geborenen sehr wenig Kindstötungen vorkommen (199), was er auf geringe Not und vor allem auf den wenig ausgeprägten Ehrennotstand zurückführt. Über die genannten Motive kann die Mutter schon während ihrer Schwangerschaft nachdenken, wie eine in der Gießener Klinik begutachtete Magd, die ihr erstes Kind eine Stunde nach der Geburt so, wie sie es vorgehabt hatte, tötete, während sie nach der zweiten Geburt 16 Stunden wartete. Die Ansichten darüber, wie der Geburtsvorgang auf die Psyche wirkt, gehen auseinander. Groß (139) hält die physiologischen und psychologischen Momente, die zur Zeit der Geburt auftreten, nicht für ausschlaggebend; Bischoff (41) meint, die Affekte der heimlich Schwangeren würden durch den Geburtsvorgang normalerweise nicht zu pathologischer Höhe gesteigert, sehr schwere Ergriffenheit würde durch den Geburtsvorgang nicht gefördert, sondern gehemmt, besondere Disposition besäßen nur geistesschwache ledige Erstgebärende. Die meisten anderen Autoren teilen diese Ansicht nicht. Margarete Meier (331) und Plempel (381) halten den erschütternden und schwächenden Einfluß beim Geburtsvorgang für derart verwirrend, daß die Furcht vor Not und Schande mit abnormer Kraft ausgestattet wird, für das „Zuviel" des Reizzuwachses, das die Tat zur Ausführung kommen läßt. Der Entschluß zur Kindstötung werde der Mutter meist durch die Wucht der erdrückenden Tatsachen und Verhältnisse erst im Augenblick der Tat aufgezwungen. Gleispach (118) will gerade den Geburtschmerzen die größte Bedeutung beimessen; er vergleicht die häufige, heftige, wenn auch nur vorübergehende Abneigung der Mutter gegen das neugeborene Kind mit der Wut ungebildeter Personen bei Schmerzen gegen den Urheber oder vermeintlichen Urheber des Schmerzes, besonders leblose Gegenstände und Tiere. Er widerspricht Groß' Ansicht (139), daß stets äußere Momente mitgewirkt haben müssen. Aschaffenburg hat schon zweimal den Wunsch ausgesprochen (18), ein psychiatrisch geschulter Frauenarzt möge die bei normalen ehelichen sowie unehelichen Geburten auftretenden Zustände genau beobachten und analysieren, ohne daß er, soviel ich weiß, bisher erfüllt wurde; nur Aschner ist auf die Psyche des Weibes etwas näher eingegangen (21).

Die Kindstötung kann als eine höhere Stufe der Abtreibung aufgefaßt werden (10). Daher findet man bei der Abtreibung im allgemeinen dieselben Motive wie bei der Kindstötung: nur fällt das im Geburts-

vorgang selbst liegende Moment fort. Dagegen kommt bei der Abtreibung hinzu, daß sie dem sittlichen Empfinden des Volkes nicht widerspricht (319a). Dies gilt vor allem für interne Mittel, weniger für mechanische örtliche Eingriffe.

Sowohl bei der Abtreibung als auch bei der Kindstötung gibt es genug Fälle, in denen lediglich der moralische Tiefstand der Mutter die Tat hervorbringt (388).

Bei den Sittlichkeitsdelikten führt in vielen Fällen ein übermäßiger Sexualtrieb, den Moll in den Detumeszenz- und Kontrektationstrieb zerlegt (343, 340), und ein Mangel von Hemmungen ihm gegenüber zur Tat, vor allem zur Notzucht und unzüchtigen Handlungen an Kindern. Diese beiden Delikte werden besonders oft von Schwachsinnigen begangen, bei denen die Hemmungen meist sehr gering, der Sexualtrieb dagegen sehr stark ausgebildet ist. Es gibt aber auch Fälle, in denen genügend Hemmungen vorliegen: sie überwinden zunächst den Drang zu sexueller Betätigung; der Kampf wird fortgesetzt, bis schließlich die Hemmungen überwunden werden. So hat ein von mir in Gießen begutachteter Arbeiter, der unzüchtige Handlungen an einem jungen Mädchen vorgenommen hatte, angegeben, schon tagelang vor der Tat sei er beim Anblick des Mädchens erregt gewesen; er habe seine Gesellschaft gemieden, damit nichts passiere, aber schließlich sei er dem Triebe doch unterlegen. Bei besonders heftigen Kämpfen spiegelt sich die innere Tätigkeit außen wider; Unruhe, Zittern, Rötung des Kopfes und Schweißausbruch treten auf. Oft fehlt jede äußere Ursache für die Tat, wie bei dem von Ungewitter (477) erwähnten Manne, der wegen seiner Frömmigkeit bekannt war und 11 Kinder hatte, trotzdem aber keine Gelegenheit zur sexuellen Betätigung vorübergehen ließ und 40 Jahre lang unzüchtige Handlungen an Kindern vornahm. Besonders verhängnisvoll ist die Wirkung des Alkohols: er beseitigt nicht nur die Hemmungen, sondern steigert auch die sexuelle Begehrlichkeit (128). Krohne schloß einen 1883 gehaltenen Vortrag mit den Worten: „Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit, mögen sie Notzucht, Unzucht mit Erwachsenen und Kindern heißen, haben fast ausschließlich ihre Ursache im Branntwein." Balser (26), Bonhoeffer (52) und Dannemann (66) behaupten, daß Notzuchtsdelikte nur selten vorkämen, ohne daß Alkohol dabei eine Rolle spiele. Aschaffenburg (14) bringt eine statistische Tabelle, aus der wir ersehen, daß unter 44 Sittlichkeitsverbrechern 29 Gelegenheits- und 4 Gewohnheitstrinker waren. Ganz plötzlich auftretende Triebhandlungen kommen nur bei Geisteskranken vor, vor allem bei epileptischen Dämmerzuständen und katatonen Erregungszuständen. In diesen Fällen kommt dem Kranken das Unrechte der Tat gar nicht zum Bewußtsein. Zu solchen krankhaften Handlungen gehört ein Teil der Fälle von Exhibitionismus. Er kann aber auch andere Ursachen haben; Mönkemöller (349) hat darauf hingewiesen, daß das Exhibitionieren nicht selten bei Trinkern vorkomme und damit zu erklären sei, daß der Alkohol nicht nur die sexuelle Begehrlichkeit steigere, sondern auch die sexuelle Leistungsfähigkeit herabsetze. Im übrigen sieht Mönke-

möller im Exhibitionieren nur den Wunsch des Täters, eine Person des anderen Geschlechts sexuell zu erregen; es handelt sich dabei stets um Männer, da Frauen nur im geisteskranken Zustande exhibitionieren. Wulffen hält den Exhibitionismus für einen abgeschwächten Sadismus (504), eine Ansicht, die wohl nur in einzelnen Fällen zutreffen dürfte.

Sadistische Akte werden entweder gut vorbereitet oder triebartig während des Geschlechtsverkehrs ausgeübt. Es ist bekannt, daß Andeutungen von Sadismus auch beim normalen Geschlechtsverkehr vorkommen (44), daß der Biß einen Kuß ersetzen kann, daß ferner sexuelle Gesten zur Grausamkeit reizen (364) und Schreien, Schmerzen, vor allem das Blut des Partners die Libido steigern können (362, 134). So kann es vorkommen, daß der Beischlaf begonnen wird ohne jede Absicht, sadistische Handlungen vorzunehmen, und erst während der Ausführung der sadistische Trieb zur Betätigung drängt. Den Höhepunkt sadistischer Handlungen stellt der Lustmord dar (275, 504). Psychologisch ist er nicht immer in gleicher Weise zu erklären; es gibt Lustmörder, die im Überwältigen und Zerstören ihre sexuelle Befriedigung finden, und solche, die erst während des Koitus den Drang zum Töten verspüren, hyperhedonische Lustmörder, wie Ziehen sie nennt (438, 233); Marcuse meint (322), beim Lustmord handle es sich oft nicht um einen reinen Sadismus; er sucht vielmehr die Ursache in dem Haß gegen das weibliche Mysterium des Geschlechtlichen. Eine sexuelle Ursache hatte auch der von Abels (3) berichtete Giftmord, der von einer Frau begangen wurde, angeblich um eine Leiche schmücken zu können, da bei einer solchen Handlung stets sexuelle Erregungen auftraten. Es sollen auch Morde vorkommen, die lediglich aus Übersexualität begangen werden, wenn der seelische Drang nach der Geliebten zu groß wird oder die sinnliche Begierde nach Wollust über sich selbst hinausgehen will (322); so tötete Streffau im höchsten sexuellen Affekt seine geliebte, jungfräuliche Braut, weil sie ihm den Beischlaf verweigerte (436).

Auch zu Diebstählen kann der Sexualtrieb führen. Es gibt Menschen, vor allem Männer, deren Sexualtrieb auf einen bestimmten Gegenstand, den Fetisch, gerichtet ist; sie versuchen ihn auf jede Weise zu erhalten, sei es durch Kauf, sei es durch Diebstahl; manchmal ist sogar der Diebstahl für die sexuelle Erregung Vorbedingung. Näcke hat darauf aufmerksam gemacht (363), daß der Fetischismus aus dem Normalen hervorgegangen sei; denn es seien nicht nur die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale, die den Mann erregten, sondern noch viele andere Reize, bald bewußt, bald unbewußt. In anderen Fällen ist der Trieb nicht auf einen bestimmten Gegenstand, sondern die Beschädigung eines solchen gerichtet; sie besteht meist in einer Besudelung von Kleidern; es handelt sich dabei um eine Art von Sadismus; die psychologischen Merkmale, die für den Messerstecher als typisch von Näcke angegeben sind (362), finden auch hierauf Anwendung (47).

Verhältnismäßig selten kommt heutzutage der Inzest vor. Als Grund werden die merkwürdigsten Umstände angegeben, z. B. die Ähnlichkeit der Tochter mit der verstorbenen Frau oder die unnötigen Kosten, die der Sohn sich machen würde, wenn er mit einem Mädchen sich einlasse

(319). Meist liegt bei den Tätern eine erhebliche geistige Minderwertigkeit vor, die sie auch daran hindert, für das Verbot des Inzestes Verständnis zu zeigen; dazu kommt eine große Verwahrlosung im allgemeinen (347). Besonders kraß ist der von Pollitz beschriebene Fall (385 a), in dem die eigene Mutter von ihrem sittlich sehr defekten, intellektuell beschränkten, sehr sinnlich veranlagten Sohne genotzüchtigt wurde.

Die verbreitetste abnorme Geschlechtsbetätigung ist die homosexuelle. Im allgemeinen haben die Homosexuellen genau denselben Trieb zum gleichen Geschlecht wie die Heterosexuellen zum anderen. Ein von mir begutachteter Homosexueller erklärte, so kalt, wie er vielleicht nach außen erscheine, so heiß, ja wütend toll seien seine Gefühle; aber gegen das weibliche Geschlecht habe er eine ausgesprochene Abneigung, in seinen Träumen sehe er nur Knaben, meist umgeben von roten Blumen. Sicher würden die Homosexuellen den Geschlechtsverkehr mit ihresgleichen genau so regelmäßig ausüben, falls das Gesetz es nicht verbieten würde. Bei der Sodomie handelt es sich gewöhnlich um mangelhafte Erziehung, geringe Begabung (152) und einen Mangel an Gelegenheit zum normalen Geschlechtsverkehr (79), die günstige Gelegenheit zur Betätigung an Tieren und einen starken Geschlechtstrieb (467). Ähnlich verhält es sich bei der Leichenschändung; doch spielt hier nicht so selten die Perversion des Geschlechtstriebes eine Rolle (524).

Gerade bei Beurteilung der Sexualverbrechen besteht die Neigung, aus der Tat selbst Schlüsse auf eine Geisteskrankheit des Täters zu ziehen. Es muß daher immer wieder darauf hingewiesen werden (127), daß eine noch so unglaubliche Tat nicht unbedingt von einem Geisteskranken begangen sein muß. Nur eine genaue Analyse der ganzen Persönlichkeit kann uns Aufschluß geben.

Nach Hentig und Viernstein (522) soll sich nach der Beendigung des Krieges die Zahl der Sittlichkeitsverbrecher vermindert haben; sie schieben dieses einerseits auf die politischen Unruhen und die Möglichkeit, rohe und destruktive Instinkte unter allen möglichen Formen auszuleben, andererseits auf den großen Frauenüberschuß mit seiner weitgehenden Entspannung der sexuellen Abwehrstellung sowie der Möglichkeit, ohne Schwierigkeit Geldentschädigungen zu zahlen.

Um die Vergehen gegen die Ehre richtig zu beurteilen, muß man zunächst den Haß und Neid näher betrachten. Die häufigsten Ursachen des Hasses sind Eifersucht, Liebe oder ein zugefügter Schmerz. Der Neid entspringt meist aus der wirtschaftlichen Lage; er ist tiefer eingewurzelt als der Haß, gibt aber nicht so leicht zu impulsiven Handlungen Anlaß (134). Bei Verleumdungen und falschen Anschuldigungen spielen Haß und Neid eine große Rolle. Während die Beleidigung gewöhnlich in der Erregung, im Verlauf eines oft unbedeutenden Streites, nicht selten unter dem Einfluß von Alkohol ausgesprochen wird, geht der Verleumdung und falschen Anschuldigung meist eine Überlegung voraus; man spricht nicht zu seinem Gegner, sondern über ihn zu anderen, und bezweckt in der Regel, ihm einen Schaden irgendwelcher

Art zuzufügen. Diese beiden Delikte werden besonders gern von Frauen begangen; eine hysterische Veranlagung findet man bei den Täterinnen häufig (378); es besteht ein Bedürfnis nach starken Gefühls- und Phantasieerregungen (40). Die Ursache scheint gewöhnlich darin zu suchen zu sein, daß die Täterin von ihrem Geliebten verlassen wurde oder wenigstens sich von ihm zurückgesetzt fühlt und sich an ihm rächen möchte, vor allem auch verhindern will, daß der Abtrünnige bei einer anderen sein Glück findet (395). Es gibt aber auch moralisch tiefstehende Individuen, die nur deswegen die genannten Delikte begehen, weil sie auf das Glück anderer neidisch sind, ohne ein tieferes Interesse an ihnen zu haben (364).

Fälle sind bekannt, in denen Verleumdungen und falsche Anschuldigungen nur deswegen begangen wurden, damit der Täter sich selbst vor Schaden schützt, z. B. aus Scham vor einem mißglückten Selbstmord (397) oder, um verlorenes Geld nicht ersetzen zu müssen. Haldy berichtet von einem Mädchen (154), welches einen Notzuchtsversuch vortäuschte, weil es Heimweh hatte und nach Hause wollte. In diesen Fällen wird ein Täter nicht genannt. Selbstbezichtigungen sind vorgekommen, um sich der Militärdienstpflicht zu entziehen (364).

Beschuldigungen und Selbstanzeigen Geisteskranker infolge von Wahnideen, Sinnestäuschungen, Angstzuständen, Zwangsvorstellungen u. a. kommen oft vor (220, 158, 197). Von besonderer Wichtigkeit sind die falschen Anschuldigungen Hysterischer nach Narkosen und Hypnosen (197, 220); es scheint nicht ausgeschlossen, daß die Ursache in erotischen Träumen zu suchen ist (2).

Wie schon im 1. Teil beschrieben, bildet die Notlage und die Habgier die Hauptursache für die Eigentumsdelikte. Meist werden sie ohne langes Besinnen begangen, besonders wenn die Gelegenheit günstig ist. Unter den Eigentumsverbrechern findet man viele Gewohnheitsverbrecher, die zur Arbeit keine Neigung verspüren und lieber auf unehrliche Weise sich ihr Brot verschaffen. Es gibt sogar unter ihnen solche, die aus Freude an ihrer Tätigkeit sie fortsetzen (486), wie der Wechselfahrer, der uns in seiner Lebensbeschreibung schildert (6), mit welchem Eifer er seinem Handwerk nachging und, schon dem Tode nahe, trotz bester häuslicher Pflege von ihm nicht lassen konnte. Dahin gehören auch die mit einer besonderen Phantasie ausgestatteten Hochstapler, wie Manolescu (316), der noch im Alter im Schwindeln auf literarischem Gebiet und im Erfinden von Diebstählen Befriedigung fand (506), ferner der von mir beschriebene hysterische Schwindler, der sich so tief in seine Schwindlerrolle hineinversenkte, daß er vorübergehend Schauspiel und Wirklichkeit selbst nicht mehr recht auseinander zu halten vermochte (125). Auch Karl May dürfte hierher zu rechnen sein; ihm gelang es aber noch rechtzeitig, seine phantastischen Neigungen auf das literarische Gebiet zu übertragen (179). Zu dieser Art Betrug gehört eine besondere Begabung für einfallsmäßiges Denken (54), ein Überwiegen der lustvollen Betonung des Ichkomplexes (37). Für den Hochstapler ist das Schwindeln Bedürfnis. Eine besondere Rolle spielt die Phantasie bei

jugendlichen Verbrechern; sie wird durch Lektüre und Kinovorstellungen angeregt und führt meist zu Diebstählen, die mit großem Raffinement angelegt sind, während für Betrug und Unterschlagung weniger Neigung besteht, weil bei diesen das Romantische fehlt und der Erfolg nicht so sichtbar ist (347).

Zu den Delikten aus Leidenschaft gehören auch das Schmuggeln, Wildern und Falschspielen; bei ihnen kann natürlich die Geldgier nebenher oder als treibende Kraft beteiligt sein. Das Schmuggeln wird, wenn wir von dem berufsmäßigen der Grenzbevölkerung absehen, mit besonderer Vorliebe von Frauen betrieben; es gibt Frauen, die in den besten Verhältnissen leben, aber trotzdem keine Grenze überschreiten, ohne zu schmuggeln. Abels bezeichnet solche Fälle als Sport (3, 5). Bei diesen Delikten scheint der besondere Reiz in dem Wettstreit der Kräfte, vor allem der geistigen Kräfte, in dem raffinierten Überwinden des Gegners zu liegen. Beim Wildern und Falschspielen ist die Handlung an sich schon von Bedeutung; das Jagen und Spielen sind Leidenschaften, die bei manchen Menschen nicht einzudämmen sind. Einen ähnlichen Reiz findet man im Warenhausdiebstahl (74). Nicht aus Not, nicht zur Befriedigung eines tatsächlichen Bedürfnisses wird gestohlen, sondern zwecklos. Es handelt sich fast nur um Frauen, nach Gudden (150) in 99 Prozent der Fälle. Legrand du Saulle (287) und Lombroso-Ferrero (310) haben darauf hingewiesen, daß der Warenhausdiebstahl sehr oft zur Zeit der Menses begangen wird. Nebenbei hat auch die leichte Möglichkeit zum Stehlen, ebenso wie bei den Diebstählen durch Dienstboten, einen Einfluß auf den Entschluß des Täters (229). Eine besondere sexuelle Grundlage finden wir bei den Diebstählen der Fetischisten, die bei den Sexualdelikten erwähnt wurden.

Auch falscher Stolz und Eitelkeit können die Ursache des Diebstahls sein; so begutachtete ich in München einen jungen Mann, der die Erlaubnis hatte, im Nationalmuseum zu arbeiten, und bei dieser Gelegenheit wertvolle Münzen entwendete, um sie zu verkaufen; seine Eltern hatten ihm immer wieder vorgeworfen, daß er nichts verdiene; er konnte sich aber zu einem Examen nicht aufraffen; andererseits wollte er auch keine anderen als wissenschaftliche Arbeiten ausführen. Selten sind Diebstähle aus Rache. In Gießen wurde ein Bankbeamter begutachtet, der 280 000 Mark unterschlagen hatte, weil er sich für eine vermeintliche Zurücksetzung seitens der Bankleitung rächen wollte, was ihm mit Gewalt nicht möglich erschien.

Sogar ideale Gründe können zum Diebstahl führen, z. B. die Liebe zu Angehörigen, welche Not leiden, der Wunsch, andere zu beschenken; bei letzterem spielt allerdings meist Eitelkeit mit. Auch bei dem von Abels beschriebenen Banknotenfälscher (3), welcher die Tat beging, um Malariaforschungen ausführen zu können, war wohl die Hoffnung auf Ruhm und Belohnung ein treibender Faktor. Höpler (207) berichtet von einem 18 jährigen Manne, der stahl, um eingesperrt zu werden, weil er hoffte, auf diese Weise von seinem liederlichen Leben, dem er aus eigener Kraft nicht mehr entsagen konnte, geheilt zu werden. Karl Schurz hat selbst beschrieben (431), wie er aus falscher Scham fast zum Betrüger wurde.

Über Diebstähle aus Aberglauben ist von Hellwig und anderen berichtet worden, wie im 1. Teil dargelegt wurde.

Geisteskranke verüben Eigentumsdelikte infolge von Wahnideen, besonders Größenideen, Dämmerzuständen, Urteilschwäche u. a.

Als Eigentumsdelikte müssen auch Kuppelei und Zuhälterei aufgefaßt werden, da es sich bei ihnen in der Hauptsache um Gelderwerb handelt. Allerdings gibt es auch Ausnahmen; so hat Mezger einen Fall beschrieben (340), in dem ein Mann das Verhältnis seiner Frau zu einem Dritten begünstigte, weil er impotent war, seine Frau aber ohne Sexualverkehr nicht leben zu können glaubte, vor allem auch, weil ihm dieses Verhältnis einen sinnlich-seelischen Genuß bereitete.

Sachbeschädigungen kommen viel seltener vor als Diebstähle, weil für den Täter meist kein Vorteil damit verbunden ist; sie werden im Affekt oder aus Rache ausgeführt und zeugen oft von großer Roheit. Gerade sie reizen zur Nachahmung, wie man es bei der Zerstörung unserer Grabdenkmäler durch die Franzosen gesehen hat. Die kindliche Zerstörungsucht beruht meist nicht auf unedlen Motiven, sondern lediglich auf der Lust am Unfug (347). Nur Baumfrevel und Tierquälerei weisen auf einen schlechten Charakter hin. Hie und da liegt der Sachbeschädigung doch die Erreichung eines Lustgefühls zugrunde. So besudelte eine Frau ein Haus mit Kot, um einen Reflektanten von dem Kauf des Hauses abzuhalten, da sie ihm ihr Haus verkaufen wollte (294).

Sehr schwierig kann die Beurteilung des Brandstifters sein. Am klarsten sind die Fälle, in denen aus Rache, Haß, Habsucht oder Not gehandelt wird; dieses sind auch die häufigsten Ursachen (472). Eine besondere Spezialität bilden die Brände, die angelegt werden, um eine hohe Versicherungsumme zu erhalten (414). Aus ihnen spricht eine besonders rohe Gesinnung; meist ist es den Tätern vollkommen gleichgültig, ob bei dem Brande Menschen zugrunde gehen. Es werden auch Brände angelegt, um andere Verbrechen zu verdecken oder um während des Brandes andere Verbrechen auszuführen (43, 62). Gerade bei der Brandstiftung darf man den Angaben des Täters bezüglich des Motives nicht trauen. In zahlreichen Fällen kann der Täter aber auch wirklich das Motiv nicht angeben; manchmal scheint der Grund in der Freude am Feuer zu suchen zu sein, z. B. bei Kindern (364). Dieser Freude am Feuer kann eine nicht zum Bewußtsein kommende Sexualempfindung zugrunde liegen, worauf u. a. Byloff hingewiesen hat (60); auffallend ist, daß die Neigung zum Anlegen von Feuer besonders stark ist zur Zeit der Menstruation und Pubertät. Bei Erwachsenen würde man von einem Rückfall in das kindliche Spiel mit dem Feuer sprechen können (418). Nicht selten spielt dabei vorheriger Alkoholgenuß eine Rolle (472). Der Brandstifter von Trofaiach motivierte seine Taten mit der Lustempfindung, die ihn befällt, wenn er das Feuerblasen hört, mit der Feuerwehr ausrückt, das Feuer sieht und bei den Rettungsarbeiten mitwirkt (60). Die Freude an den Bränden wurde besonders im Kriege, vor allem bei den Russen, wahrgenommen, während im Inland die Zahl der Brandstiftungen zurückging (472). Die Anhänger Freuds halten die Brandstiftung für eine symbolische Handlung, die der gestauten Libido Abfluß verschafft (418),

was nach Többens Ansicht (472) entschieden zu weit geht. Oft wird, besonders bei weiblichen Dienstboten, als Grund der Tat Heimweh angegeben; es macht aber nicht selten den Eindruck, als ob es sich um endogene Verstimmungen handle, die sich nach außen als Heimweh projizieren (242); das Sexualleben scheint dabei nicht unbeteiligt zu sein. Als seltene Motive seien genannt die Brandlegung aus Ruhmsucht nach dem Vorbild des Herostrat und aus Aberglauben (175). Von Geistesgestörten werden nach Kraepelin (273) Brandstiftungen begangen, wenn eine Abschweifung oder Entwicklungshemmung der psychischen Funktionen vorliegt oder infolge von Wahnideen und pathologischen Affekten, bei denen die Brandstiftung eine Entlastung des psychischen Druckes herbeiführen soll; Jaspers (242) spricht von einem unfreiwilligen Drang, einer inneren Angst, welche durch das Sehen einer Flamme beseitigt werden soll. Mönkemöller (348) hält die Motive für sehr mannigfach und auch bei pathologischen Individuen sehr oft für verständlich; gerade für sie sei die Brandstiftung das bequemste Mittel der Rache. Eine gewisse Steigerung will er während der Pubertätszeit gefunden haben. Többen (472) faßt die Ursachen der Brandstiftung dahin zusammen, daß entweder normale Beweggründe vorliegen oder eine geringe Widerstandskraft gegen augenblickliche, mitunter vielleicht sexuell betonte Affekte oder Intelligenzstörungen, Alkoholmißbrauch, Epilepsie, Hysterie, Ausnahmezustände in der Pubertät und bei der Menstruation oder endlich krankhafte Störungen der Geistestätigkeit.

Den Eigentumsdelikten stehen die Urkundenfälschungen nahe, da sie meist begangen werden, um sich an dem Eigentum anderer zu bereichern. Selten sind andere Motive maßgebend; doch kommt es vor, daß Urkunden gefälscht werden zwecks Erfüllung anderer Wünsche; so wurden während des Krieges ärztliche Atteste von Kriegerfrauen gefälscht, damit der Mann Urlaub erhalte (313).

Die politischen Verbrecher wollen entweder sich selbst bereichern oder halten die bestehende Staatsform für einzelne Klassen der Bevölkerung für ungeeignet und sind bestrebt, darin eine Änderung herbeizuführen, aber nicht mit erlaubten, sondern mit ungesetzlichen Mitteln. Die Führer sind, wie Robespierre (103), meist psychopathisch veranlagte, leicht erregbare Menschen, die, mit suggestiver Kraft ausgestattet, jede günstige Gelegenheit benutzen, um ihre Ideen ihrer Umgebung einzuimpfen. Streiks sind besonders zweckmäßig für die Vorbereitungen, da durch sie die Unzufriedenheit gewöhnlich vermehrt und infolge reichlichen Alkoholgenusses (185) die Erreglichkeit gesteigert wird. Je besser das Feuer in der Umgebung unterhalten wird, um so eher kann man es im geeigneten Augenblick mit wenigen Worten zur lodernden Flamme anfachen. Ist die Lage für einen allgemeinen Aufstand nicht günstig, so findet man immer wieder einen Fanatiker, der für sich eine Tat begeht in der Hoffnung, damit dem Volk oder einer Schicht desselben einen Dienst zu erweisen, wie die Fürstenmörder (502). Doch spielt in diesen Fällen häufig gekränkte Eitelkeit mit, wie bei Luccheni.

Der Meineid wird, meist wohl überlegt, aus den verschiedensten Gründen begangen. Man schwört aus Dickköpfigkeit und Leichtsinn falsch; die geringe Aussicht auf Bestrafung und die Aussicht auf Sündenvergebung durch die Beichte erleichtern den Entschluß zur Ausführung der Tat (502). Oft wird auch durch Aberglauben das Gewissen erleichtert (163). Vermögensvorteile halber wird besonders oft falsch geschworen; es sei nur an den Offenbarungseid und den Eid bei Alimentenprozessen erinnert. Aber auch falsches Ehrgefühl (502), Renommage (396) und der Glaube, einen Freundschaftsdienst erweisen zu müssen (164), führen zum Meineid.

Psychologisch von großem Interesse ist die Fahnenflucht (458). Byloff unterscheidet zwischen echter und unechter Desertion (61); bei der echten liegt als Ursache der Wunsch, sich dauernd dem Heeresdienst zu entziehen, zugrunde. Als Grundstimmung ist stets ein Gefühl des Überdrusses vorhanden. Die Ursachen für die unechte Desertion sind besonders zahlreich: Pönitz (386) unterscheidet das Davonlaufen mit und ohne Ziel; zu letzteren gehören Unlustgefühl, Angst, Freiheitsdrang, zu ersteren Heimweh nach den Angehörigen, sexuelle Zielvorstellungen, Eifersucht, der Wunsch, von der Heimattruppe ins Feld zu kommen. Außerdem kommen natürlich Psychosen, vor allem Dämmerzustände, als Ursache in Betracht. Manche glaubten, der Strafe sicherer aus dem Wege zu gehen, wenn sie sich, statt sich zu entfernen, verstümmelten, worüber Bennecke berichtet hat (32); dies kam auch vor dem Kriege schon vor, um nicht in den Heeresdienst eingestellt zu werden; die Gründe waren meist materieller Art, so der Wunsch, das Geschäft weiterzuführen, die Sorge um die eigene Gesundheit, mag sie berechtigt oder unberechtigt gewesen sein; von anderen Ursachen sind sexuelle Momente und Furcht vor Unannehmlichkeiten, vor allem vor Strafen, besonders häufig.

Bisher war nur die Rede von vorsätzlich oder in einem Zustande von Geistesstörung begangenen Delikten; diese können aber auch aus Fahrlässigkeit begangen werden. Schon Feuerbach (88) hat unterschieden zwischen bewußter Fahrlässigkeit, bei der dem Täter ein gewisser Prozentsatz von Gefahr klar vor Augen steht, und unbewußter Fahrlässigkeit, bei dem die Folgen der Handlung nicht in das Bereich der Möglichkeit gezogen wurden. Nach Stern (456) liegt in der bewußten Fahrlässigkeit der Fehler auf dem Gebiete der Erkenntnis, der logischen Wertung und erst mittelbar auf dem der moralischen Wertung, da zunächst erwogen wird, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß die vom Täter nicht gewollten Folgen, deren Eintritt als möglich erkannt werden, eintreten; erst in zweiter Linie wird erwogen, bei welchem Grade von Wahrscheinlichkeit man die Tat vornehmen soll. Bei dieser Art Fahrlässigkeit wird man genau wie beim Vorsatz eine große Zahl Unverbesserlicher finden (185), die immer wieder beim Urteilen leichtsinnig vorgeht. Noch mehr als bei der bewußten tritt bei der unbewußten Fahrlässigkeit die logische Wertung in den Vordergrund. Einmal ist für sie die Erklärung in der Eigentümlichkeit des menschlichen Seelenlebens zu finden,

daß nur die zu einer gegebenen Einstellung passenden Vorstellungen zum Bewußtsein kommen, während die anderen keinen genügenden Affektwert besitzen, um durchzudringen. Zweitens kann die unbewußte Fahrlässigkeit darin bestehen, daß der Handelnde die Folgen der Tat überhaupt nicht kannte. In beiden Fällen ist neben der logischen Wertung aber auch die moralische zu berücksichtigen; im ersteren Falle hätte unter Umständen der Täter die Vorstellungen zum Bewußtsein bringen müssen, d. h. nicht vergessen dürfen, im anderen Falle hätte er die Folgen erkennen müssen. Ein Meineid kann z. B. beruhen auf mangelnder Aufmerksamkeit und ungenügender Kritik bei Reproduktion des Beobachteten (315). Ein Selbstmörder kann beim Aufdrehen des Gashahnes vergessen, daß der Zimmergenosse zugegen ist (45). Ärzte und Apotheker können den Tod eines Menschen herbeiführen, weil ihnen die erforderlichen Kenntnisse oder die notwendige Zuverlässigkeit fehlen (9).

Bei der Stellungnahme zum Problem der Willensfreiheit wird sich die Kriminalpsychologie, die sich auf endogenen und exogenen Ursachen, kosmischen, soziologischen und biologischen Einflüssen aufbaut, eher dem Determinismus als dem Indeterminismus, deren Für und Wider Messer (333) veranschaulicht hat, ohne sich für das eine oder andere zu entscheiden, zuwenden müssen (197, 220). Jeder psychische Vorgang ist, wie Mezger sagt (338), notwendig so und nicht anders gegeben und steht in einem bestimmten und notwendigen Kausalnexus. Ob wir diesen Kausalnexus immer finden werden, ob der Determinismus als Postulat auch zum Determinismus als Forschungsergebnis werden wird, das kann nur die Forschung selbst ergeben. Windelband (498) spricht von Wahlfreiheit, wenn bei dem Wählenden in seiner Reaktion auf die momentanen Motive die ganze Energie der konstanten Motive des dauernden Wesens, des Charakters zur Geltung kommt; es ist die Freiheit, von der, wie Messer sagt (334), auch der Determinist reden kann, in ihr liegt die Aktivität und Spontaneität des Individuums; dieses konstante Motiv kann natürlich aus der Kausalkette nicht entfernt werden. Sommer betont (448), daß der Wille zwar einerseits natürlich bedingt, aber andererseits ein dynamisches Moment im Ablaufe des psychophysischen Geschehens sei. Der Wille ist nicht ursachlos; die Willensfreiheit unseres Strafgesetzbuches bedeutet nach Dohna (71) nur, daß der Wille ursächlich bestimmend in die Außenwelt eingreifen kann. Er ist, wie Senf sich ausdrückt (437), determiniert dadurch, daß ihn stets eine Vorstellung, deren Realisierung ein Lustgefühl verheißt, zum Tätigwerden und die Aussicht auf Unlust zum Untätigbleiben veranlaßt, und daß die Summe der für die Willensbildung verfügbaren Vorstellungen und Gefühle bedingt ist durch die Reize setzende Umgebung, in welcher er lebt, durch seine Natur und die ihm angeborene und von ihm erworbene psychische Anlage. Selbst Krauß (276) erkennt an, daß es keine absolute Willensfreiheit für den Menschen gibt.

III. DIE AUSFÜHRUNG DER TAT

Der Umstand, wie ein Verbrechen ausgeführt wird, läßt sehr oft Schlüsse auf die Psyche des Täters zu. Deswegen dürfen die Organe der Strafrechtspflege keine Mühe scheuen, um alles, was zum Erkennen beitragen kann, auszunutzen. So muß bei den Zeugenvernehmungen nicht nur danach gefragt werden, ob der Täter das Delikt begangen hat, sondern auch, wie er es begangen hat. Natürlich wird man beim Vernehmen der Zeugen stets an die zahlreichen Fehlerquellen denken müssen, die bei der Wahrnehmung, Erinnerung und Aussage selbst vorliegen können (134), worauf an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann. Neben den Zeugenaussagen werden auch die Sachverständigenaussagen, der Lokalaugenschein (134) und die Besichtigung der Verbrecherwerkzeuge (509, 173, 460) gute Dienste leisten können. Die Vernehmung des Täters und sein Geständnis werden im nächsten Teile besprochen werden. Bei der ganzen Beweisaufnahme wird man nicht vergessen dürfen, daß der Vernehmende und Besichtigende psychologische Individuen sind, wie Münsterberg sagt (354), daß ihre Ausbildung, ihr psychologisches Verständnis (465), ihre Befangenheit (215) und ihre physischen Eigenschaften (134) von größter Bedeutung für das rechte Erkennen sind.

Wir wenden uns nunmehr den einzelnen Deliktsgruppen zu.

Bei Mord und Körperverletzung wird die Art der Verletzung über manches Auskunft geben können. Man wird aus ihr erkennen können, ob der Täter eine schnell zum Tode führende Art auswählte, wie meist bei Familien- und Geliebtenmorden, oder ob ihm das Leiden seines Opfers ganz gleichgültig war, ob er, was in juristischer Beziehung von besonderer Bedeutung ist, im Affekt oder mit Überlegung gehandelt hat; bei dem in Gießen verhandelten Falle Rein legte das Gericht großen Wert auf die Aussage des Sachverständigen, daß die der Ehefrau beigebrachten Verletzungen nicht stehend hätten beigebracht werden können; Rein hätte seine Frau dazu hinwerfen müssen; der Lokalaugenschein wies aber darauf hin, daß die Frau nicht schon auf der Straße gelegen hatte, sondern abseits, daß sie sich also zuerst dorthin begeben haben mußte; daraus schloß unter Hinzuziehung von anderen Umständen das Gericht, daß Rein seine Frau mit Überlegung getötet habe. Bei Kindsmißhandlungen wird das verschiedene Alter der Verletzungen sowie ihre Art Aufschluß über den Charakter des Täters geben können, vor allem auch darüber, ob die Absicht zu töten vorlag oder nicht; Höpler (210) warnt aber davor, zu glauben, daß auserwählte Martern und erfinderische Züchtigungsmittel den Eltern nicht zuzutrauen seien. Es sei hier auch an die Verstümmelung von Kindern, um sie zum Betteln tauglich zu machen, erinnert. In der Art, wie der Mord begangen wird, kann man auch auf

die Intelligenz des Täters schließen; so wird ein beschränkter Mensch kaum einen Giftmord begehen können oder gar einen Mord mit Reinkulturen von Bazillen (4, 527). Auch die Entfernung der Spuren werden Anhaltspunkte geben; der eine wird beispielsweise einen Selbstmordversuch geschickter als der andere vortäuschen (377). Ob ein sexuelles Moment mitspielte, wird die Lokalisation der Wunden und die Besichtigung der Geschlechtsteile meist ergeben. Dagegen wird es schwer sein, zu erkennen, ob es sich um einen Lustmord oder um eine unabsichtliche Tötung beim Hindern am Rufen, um Verdecken eines Sexualdeliktes handelt (402); Groß (144) meint, das Erdrosseln sei mehr ein Zeichen für Lustmord, das Zuhalten oder Verstopfen des Mundes sowie Faustschläge auf den Kopf das Zeichen, daß ein Hindern am Schreien beabsichtigt war. Bei Körperverletzungen weist ein Stich in die Genitalgegend, der plötzlich und unerwartet ausgeführt wird, sowie das rasche Sichentfernen des Täters auf ein sexuelles Moment bei der Tat hin (362). Die Messerstecher zeigen, ebenso wie die Zopfabschneider, meist eine sehr große Gewandtheit. Am Verwischen der Spuren des Verbrechens kann man auch erkennen, ob der Täter behutsam ist oder nicht; häufig findet man bei guter Vorbereitung der Tat nachher ein lässiges Verhalten. So unterließen die beiden von Glos (121) beschriebenen Raubmörder die genügende Vernichtung der Verbrechensspuren aus Freude an der großen Beute. Strafella berichtet (459) von einem Mörder, dem 4 Giftmorde gelungen waren und der den 5. Mord aus Leichtsinn durch Erschlagen beging und dadurch ertappt wurde. Anna Margareta Zwanziger war beim Ausgeben von Gift sehr leichtsinnig; nachdem ihr vorher mehrere Morde gelungen waren, verteilte sie noch am Tage der Abreise Gift, trotzdem ihr auf eine Vergiftung hin gekündigt worden war und sie darüber hätte stutzig werden sollen (87). In den seltensten Fällen findet man, daß der Täter vom Mord abläßt, wenn die erste Verletzung nicht zum Tode führt. Meist greift er dann sein Opfer noch wütender an; man könnte glauben, das Sehen von Blut rege zur Tat noch an (278). Eins der krassesten Beispiele ist die von Schütze veröffentlichte „Abschlachtung“ einer Geisteskranken (432). Ein überflüssiges Drauflosschlagen findet man sehr häufig (401).

Eine psychologische Deutung des Gesichtsausdruckes einer Leiche ist unzulässig (230); dagegen wird es hie und da möglich sein, aus der letzten Handlung des Ermordeten im Augenblick der Tat Schlüsse zu ziehen auch auf die Psyche des Täters (142).

Hat der Täter sein Verbrechen vorbereitet, so führt er es oft aus, selbst wenn die Voraussetzungen nicht so günstig liegen, als er gedacht hatte; so schoß Hau auf seine Schwiegermutter, obwohl er sich beobachtet fühlte und die alte Frau nicht allein war.

Nicht selten spiegelt sich das Geschlecht des Täters in der Tat wider. Frauen wenden gern Mittel an, bei denen sie dem Stärkeren nicht offen entgegenzutreten brauchen oder wenigstens ihn sofort unfähig machen, sich zu wehren. So sind die Frauen besonders stark an Giftmorden beteiligt (308, 108), ferner nicht selten der intellektuelle Urheber anderer Morde (244). Seltener finden wir, daß Frauen ihr Opfer erschießen

(96, 119, 368). Das Bespritzen des Gesichtes mit Vitriol ist eine Lieblingswaffe der Frau (193). Geisteskranke Frauen wählen oft die den Männern eigentümlichen Mordmittel (494). In einem von Reukauff beschriebenen Falle (401) gelang es einer Frau sogar, ihren Mann zu überwältigen und zu ersticken.

Für Aberglauben des Mörders würde sprechen, wenn einzelne Organe der Leiche, z. B. Herz oder Geschlechtsteile, entfernt sind (178).

Sehr schwer wird es sein, aus der Ausführung des Kindsmordes Schlüsse auf die Psyche der Täterin zu ziehen. Meist wird das Kind bei der Geburt zur Erde fallen gelassen oder gleich im Anschluß an die Geburt erstickt. Wird das Delikt mehr als einmal begangen, so wird man allerdings daran denken dürfen, daß die Täterin roh und gemütsstumpf ist, besonders wenn sie die Tötung in brutaler Form vornimmt, z. B. durch Eingießen von giftigen Flüssigkeiten, wie Dörr es beschrieben hat (69), oder durch Verbrühen, was eine in der Gießener Klinik begutachtete Mutter fertiggebracht hat.

Der Sexualtrieb findet seine Entladung oft auf eine dem normal eingestellten Menschen ganz unverständliche Weise. So ist von Brock ein Fall beschrieben (58), in dem ein junger Bursche eine 82 jährige Frau notzüchtigte. Bei den Homosexuellen wird man die Päderasten und Kinderschänder anders beurteilen müssen als die übrigen Urninge, was sie selbst auch zugeben; ein homosexueller Lehrer sagte mir einmal, er verurteile homosexuelle Handlungen an Kindern durchaus; sie zeugten von einem schlechten Charakter. Für den Sadismus findet man häufig Andeutungen im normalen Geschlechtsverkehr. Die Stufen des Sadismus sind äußerst zahlreich. Schon das Erschrecken kann einen sadistischen Akt darstellen; es folgen die Körperverletzungen, die in verschiedener Schwere und allen möglichen Variationen auftreten; den Schluß bildet der Lustmord (275, 504, 343, 362). Sadistische Handlungen, Notzucht und Unzucht an Tieren werden oft mit unglaublicher Roheit begangen. Auffallend ist, wie wenig sich die Täter durch eine ungünstige Gelegenheit beeinflussen lassen; das gilt besonders auch für Fetischisten, die einen Diebstahl begehen, und für Exhibitionisten, auch dann, wenn sie die Tat nicht in einem Dämmerzustand ausführen. Es scheint, als ob der Sexualtrieb so mächtig sein kann, daß die notwendige Vorsicht außer acht gelassen wird. Unzüchtige Handlungen an Kindern werden meist vorgenommen, nachdem die Kinder in die Wohnung des Täters gelockt worden sind; es sind aber auch Fälle bekannt, daß solche Handlungen von einem Lehrer am Katheder begangen wurden. Sehr beliebt sind Kinos wegen der Dunkelheit und der Enge der Sitzplätze (321). Es ist nicht notwendig, daß stets ein und dieselbe perverse Handlung von einer Person vorgenommen wird; es sind Fälle bekannt, in denen sich der Täter von einer zur anderen wandte; so hat Gruber einen Fall beschrieben (146), der chronologisch folgende Reihenfolge aufwies: Onanie, Koitus, Kunnilingus, sadistische, fetischistische Handlungen, Exhibitionismus. Ein ähnlicher Wechsel wurde von Aronsohn festgestellt (13).

Großes kriminalpsychologisches Interesse kommt den falschen Anschuldigungen zu. Ist eine Frau der Täter, so sind sie meist sexuell gefärbt (328); Groß schiebt den Menses einen großen Einfluß zu (141). Es ist erstaunlich, von welcher Mannigfaltigkeit sie sind, und mit welchem Raffinement sie ausgeführt werden; man muß sich oft fragen, ob man dem Täter, der nun endlich vor dem Richter steht, so viel Schlauheit zutrauen darf. Notzuchtattentate werden bis ins kleinste genau beschrieben (214). Beschädigungen werden sich beigebracht (40), besonders von Hysterischen, nur um einen bestimmten Zweck zu erreichen, sich selbst von einer Schande oder Unannehmlichkeit zu befreien oder einen anderen aus Rache, Haß oder Neid ins Unglück zu stürzen. Nicht selten stellen sich die Anschuldiger nicht selbst als Objekt der Straftat hin, sondern bezichtigen ihr Opfer eines von einem Dritten oder noch häufiger eines von ihnen selbst begangenen Verbrechens (206, 408). Geschieht die Anzeige anonym, so spricht dies für eine mehr oder minder große Feigheit des Denunzianten (421).

Bei den Eigentumsdelikten steht die Gewandtheit des Täters im umgekehrten Verhältnis zur günstigen Gelegenheit. Ist der Inhaber einer Wohnung verreist und die Tür unkompliziert geschlossen, so wird mit Hilfe eines Postens ein Einbruch auszuführen sein, ohne daß dem Täter eine besondere Begabung zugesprochen werden muß. Man muß sich oft wundern, wie unverfroren die Diebe vorgehen, wie ein von mir begutachteter junger Mann, der bei hellichtem Tag in einer belebten Straße von einem Postkarren ein Paket entwendete und mit diesem auf der elektrischen Straßenbahn verschwand. Natürlich ist der Schluß nicht zulässig, daß ein Verbrecher beschränkt sei, weil er primitive Mittel angewandt habe. Strafella hat darauf hingewiesen (460), daß der Verbrecher nicht selten gezwungen ist, primitiv zu handeln, weil er sich alles selbst schaffen muß. Manche besitzen allerdings eine erstaunliche Gewandtheit im Verfertigen ihrer Werkzeuge. Neuerdings gibt es auch Schlossermeister, die berufsmäßig Verbrecherwerkzeuge herstellen (293). Bei manchen Berufen führt die Gelegenheit zum Diebstahl, so bei Dienstmädchen (229), die täglich mit dem Eigentum ihrer Arbeitgeber umgehen, und die, besonders wenn sie jung und leichtsinnig sind, oft den Wunsch hegen, diesen oder jenen Gegenstand selbst zu besitzen. Auch bei den Warenhausdiebinnen spielt die günstige Gelegenheit eine große Rolle; mehr als zwei Drittel der Täter, meist psychopathisch veranlagte Frauen, betreten ohne bestehende Diebesabsicht das Kaufhaus (150); der Rest ist zum großen Teil sehr gewandt; er kleidet sich zweckmäßig und scheut sich nicht, auch in den Körperhöhlen die gestohlenen Gegenstände zu verbergen. Eine große Gerissenheit besitzen die Spezialdiebe (419). Die Kassendiebe und Bankräuber halten sich meist an ein ganz bestimmtes Vorgehen, das sie genau ausgearbeitet haben. Teils arbeiten sie lieber allein (225), teils in Banden, wie die bekannten amerikanischen Bankräuber, die sog. Yeggs (380). Sie sind mit dem feinsten Werkzeug ausgestattet und meist modern bewaffnet, scheuen sich auch nicht davor, Störenfriede niederzuschießen. Wichtig ist die

Ablenkung des Publikums, z. B. durch einen Bombenanschlag auf ein benachbartes Haus (286). Am gewandtesten benehmen sich die Hoteldiebe, die gewöhnlich sehr elegant auftreten und mit großer Vorsicht, aber auch mit um so größerer Ausdauer ans Werk gehen (400, 474). Die Entwendung von Leichenteilen oder Gegenständen, die bei einer Leiche waren, weist meist auf einen abergläubischen Täter hin (161).

Eine besondere Begabung gehört zum Betrügen; auch hier haben sich zahlreiche Spezialitäten ausgebildet. Am nächsten dem Diebe, und zwar dem Taschendiebe, kommt der Wechselfahrer, dem es darauf ankommt, durch Fingerfertigkeit und Betören des Wechselnden zuviel zurückzuerhalten (223, 6); sehr selten kann man ihm einen Betrug nachweisen, da er stets angibt, er habe sich geirrt. Eine andere Art von Ladenschwindelei hat Hirsch beschrieben (194): man kauft mehrere Gegenstände ein und läßt sie mit quittierter Rechnung an eine falsche Adresse schicken; selbst nimmt man etwas weniger Wertvolles gleich mit und läßt den Betrag der Rechnung hinzufügen. Von besonders großer Bedeutung sind Betrügereien an Banken; meist handelt es sich um große, ja enorme Summen. Die Ausführung setzt eine große Begabung, Kaltblütigkeit und Gewissenlosigkeit voraus. Am bekanntesten ist der Leipziger Bankprozeß. Der Betrug beruhte nicht auf einfachen Buchfälschungen, sondern wurde viel raffinierter vorgenommen. Es wurde für die Trebertrocknungsgesellschaft ein Geheimbuch angelegt, ebenso bei dieser für die Leipziger Bank. Später wurde eine Zwischeninstanz zwischen beide Firmen eingeschoben, nämlich der Direktor und die Aufsichtsratsmitglieder der Trebertrocknungsgesellschaft, und diese standen als Gläubiger bei der Leipziger Bank zu Buch. Eine ausführliche Darstellung hat Weber gegeben (488). Sehr einträglich ist auch der Adels- und Heiratschwindel; diese Betrüger treten außerordentlich gewandt und forsch auf, geben sehr schlagfertig Antwort und sind trotz der schwierigsten Situationen ruhig und überlegsam (120). Vielfach bietet eine psychopathische Veranlagung die Grundlage zu der Möglichkeit ihres Vorgehens. Sie leben sich in die Rollen, die sie spielen, derart ein, daß sie selbst mehr oder weniger daran glauben (125, 16), was ihnen eine große Sicherheit in ihrem Auftreten verleiht (464), besonders wenn der Leichtsinn und die Leichtgläubigkeit des Publikums ihnen ihr Tun erleichtert (420). Es sind sogar Fälle beschrieben, in denen solche Psychopathen schwindeln, ohne daß sie einen Vermögensvorteil für sich erwirken wollen (393, 254); sie befriedigen dadurch ihre Eitelkeit. Den Heiratschwindlern ähnlich sind die Betrüger, die sich an alte, alleinstehende Damen heranmachen, ihr Vertrauen erwecken und sie schließlich zur Herausgabe größerer Geldbeträge bewegen (369). Auch die Anwendung religiöser Bräuche, das Auftreten als Geistlicher dienen dazu, das Volk zu beeinflussen (417); gerade auf dem Lande kann man durch solche Manipulationen manches harte Bauernherz erweichen; gute Dienste leisten in dieser Beziehung auch die bekannten Himmelsbriefe (482). Besonders gern wird der Spiritismus zu Schwindeleien herangezogen; entweder werden Trancezustände nur markiert oder solche Zustände in leichter Form zum Betrügen verwendet (157, 427).

In Gießen wurde ein Schwindler begutachtet, der behauptete, daß er zu Unterschlagungen durch seinen Vetter vermittels Hypnose veranlaßt worden war, was jedoch vom Gutachter widerlegt wurde.

Beim Versicherungschwindel handelt es sich entweder um einen absichtlichen Betrug, bei dem meist äußerst raffiniert ein Leiden, das selbst Fachärzten Kopfzerbrechen bereiten kann (332, 124), oder gar ein Mord (98) vorgetäuscht wird, oder es handelt sich — und das ist die Regel — um ein leichtes Leiden, welches durch den Kranken schlimmer dargestellt wird, als es wirklich ist. Nicht selten glauben die Kranken selbst, daß das Leiden so schwer ist, wie sie es darstellen; dazu ist allerdings eine Veranlagung notwendig; man bezeichnet diese Erkrankungen als Unfalls- und Begehrungsneurosen (366). Selbstbeschädigungen sind seltener, kommen aber auch vor.

Ein beliebtes Mittel, Betrügereien nicht aufkommen zu lassen, ist das Abfangen von ankommenden Briefen; so wurde in Gießen eine Frau begutachtet, die nicht nur Sendungen an ihren Mann auffing, sondern auch einen Brief eines Bekannten, dessen Namen sie unter einen Wechsel gefälscht hatte, an sich zu nehmen verstand, nachdem sie gehört hatte, daß er abgesandt worden sei, und denselben beantwortete.

Trotz der Habgier der Eigentumsverbrecher findet man bei ihnen nicht selten ein Mitgefühl mit Armen und Schwachen; so hat Dolenc einen Fall beschrieben (73), in dem weibliche Räuber ihre Opfer unter denen aussuchten, die keine Kinder und keine Bedürfnisse hatten, und der Verbrecher, dessen Betrachtung Fliegenschmidt übermittelt hat (97), behauptet, die Reichen geschröpft, aber die Armen geschont zu haben. Schon Lombroso hat erwähnt (307), daß Bankerottierer, Spieler und Fälscher gern Arme unterstützen und ihr Wohltätigkeitsinn oft übertrieben ist.

Im Gegensatz zu den Betrügern gehen die Erpresser meist plump vor unter Ausnutzung von vorgenommenen Abtreibungen (257) oder abnormer sexueller Betätigung, vor allem der homosexuellen, was bei uns infolge der Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zwischen Männern besonders beliebt ist (240). Ein mehrfach beobachteter Trick ist das Photographieren in kompromittierenden Stellungen (398). Im Erpresser liegt stets etwas Feiges, Hinterhältiges; er nutzt die Schwächen seiner Mitmenschen, die er möglicherweise noch selbst durch seinen Einfluß und sein Zureden ans Tageslicht gefördert hat, aus, um sich selbst zu bereichern.

Mancher, der sich zum Betrug nicht entschließt, wird eine Urkundenfälschung nicht scheuen. Es macht den Eindruck, als ob das Gewissen beim schriftlichen Betrug viel weiter sei als beim mündlichen (375). Eine Fälschung ist ja auch so einfach; oft genügt ein Federstrich, um Tausende zu gewinnen. Die Gewandtheit, mit der Fälschungen vorgenommen werden, ist staunenswert; die Wiederherstellung durch Säuren zerstörter, das Flicken durchlochter Stellen ist so tadellos, daß oft mikroskopisch nichts sichtbar ist. Der Plan beim Ausgeben falschen Geldes ist meist bis ins kleinste ausgearbeitet; bei der Auswahl der Helfer, besonders der Vorzeiger, wird große Vorsicht angewandt (380a). Den

Handschriftenfälschern kommt zu gute, daß die Sachverständigen sich sehr leicht irren (387).

Brandstiftungen werden sehr verschieden ausgeführt (60); handelt es sich um einen Versicherungsbrand (414), so ist die Anlage meist raffiniert, ebenso bei dem Brand zum Verdecken eines anderen Verbrechens, wie im Falle Beckert (43), in dem der Täter zunächst einen Raubmord beging, dann dem Opfer seine Kleidung anzog und endlich das Haus anzündete; die verkohlte Leiche konnte aber am Gebiß identifiziert werden. Der echte Brandstifter dagegen wird vom Feuer angezogen; er hilft sogar oft bei den Rettungsarbeiten (472).

Andere die Allgemeinheit gefährdende Verbrechen, wie die Gefährdung von Bahntransporten, werden sehr selten verübt; sind sie der Ausfluß von Habgier, so zeugt es von großer Gemütstumpfheit, wenn solche Mittel, durch die so viele Menschenleben zugrunde gehen können, gewählt werden. Daß Geisteskranke Bahntransporte gefährden, kommt nicht so selten vor; in die Münchener Klinik wurde ein Lokomotivführer aufgenommen, der mit einer Geschwindigkeit von 90 km durch Pasing gefahren war, obwohl er dort hätte halten sollen; er litt an progressiver Paralyse. Die gleiche Krankheit hatte ein in Gießen aufgenommener Streckenarbeiter, der kurz vor der Durchfahrt eines Zuges Steine auf die Schienen abgeladen hatte.

Die politischen Massenverbrechen werden meist mit ausgesuchter Roheit ausgeführt; dabei ist das Verantwortungsgefühl eines jeden einzelnen herabgesetzt. Für beides bietet die Geschichte genügend Beispiele (461); auch bei uns hat es sich in der letzten Zeit wieder bewahrheitet.

Selbstverstümmelungen zwecks Befreiung vom Heeresdienst werden nur selten geschickt ausgeführt; meist handelt es sich um geistig beschränkte Täter, die nicht in der Lage sind, zu übersehen, wie weit ein Arzt ihre Handlungsweise klarzustellen vermag; man findet Verletzungen durch Beilhiebe, Messerstiche, mit Nadeln und durch Schüsse (32).

Allgemein sei bemerkt, daß viele Gewohnheitsverbrecher abergläubisch sind und durch gewisse Handlungen, z. B. die Beschmutzung des Tatortes mit Kot, dem sog. Grumus merdae (162), das Gelingen der Tat erhoffen. Auch das Mitführen bestimmter Gegenstände (165), wie einer geweihten Kerze bei Brandstiftungen (107), vor allem auch von Leichenteilen (434) soll Erfolg bringen.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß Delikte durch Reflex- (34) oder reflexoide Handlungen (136) ausgeführt werden können.

IV. DER VERBRECHER NACH DER TAT BIS ZUR VERURTEILUNG

Das Verhalten des Täters nach der Tat ist für den Kriminalpsychologen ebenso wichtig wie das Verhalten vor und während der Tat. Stern (456) hat an Experimenten zu erforschen versucht, ob ein Mensch im allgemeinen bei oder nach Begehung einer Straftat an die Folgen für den Leidenden oder nur an die ihn selbst treffenden Folgen denkt. Bei seinen Versuchen hat sich herausgestellt, daß die Versuchsperson stets an sich und meist überhaupt nicht an den Betroffenen gedacht hat. Ganz unverständlich sind zwei von Lindau (299) beobachtete Fälle, in denen zwei Mörder nach ihrer furchtbaren Tat für ein Kind und einen Kanarienvogel sorgten, damit diese nicht verhungerten. In den meisten Fällen legen Mörder eine Stumpfheit und Gleichgültigkeit an den Tag, die ihresgleichen nicht findet. So essen und schlafen viele nach der Tat ausgezeichnet; Reukauff (401) erwähnt eine Dirne, die 2 Monate lang mit der Leiche des von ihr ermordeten Geliebten zusammen geschlafen und gewohnt hatte (sie gab an, sie hätte sich an die Nähe der Leiche gewöhnt, gut gelüftet und nicht geheizt), ferner einen schwachsinnigen Arbeiter, der neben der von ihm ermordeten Stiefmutter seine Mahlzeit verzehrte. Peßler (376) berichtet von einem Menschen, der mit seiner Geliebten, deren Mann er erschlagen hatte, gleich nach der Tat im Bett des Erschlagenen den Koitus ausübte, was Reukauff allerdings lediglich als eine Gewaltentladung seelischer Hochspannung ansieht (401). Nur die Affektverbrecher sind meist sehr erregt nach der Tat (307) und stellen sich oft freiwillig der Polizei. Während die berufsmäßigen Diebe und Betrüger nach der Tat vorsichtig sind, selbst ihrem Genossen, auch wenn er für sie bezahlt, nicht gern ihre Schätze zeigen (253), findet man bei den anderen Verbrechern, besonders auch bei den Raubmördern, ein Gefühl von Sicherheit, als ob sie dächten, nachdem ihnen die Tat gelungen sei, könne ihnen nichts mehr passieren. Sie geben übermäßig Geld aus, obwohl es zu ihrem Vorleben nicht paßt (133); sie veräußern die erbeuteten Sachen in leichtsinniger Weise, besonders wenn die ersten vorsichtig vorgenommenen Verkäufe glatt gelungen sind (384). Nur an eine Sicherheitsmaßnahme wird verhältnismäßig oft gedacht, das Verschaffen des Alibibeweises (122). Mit welch kaltblütiger Ruhe er gesucht wird, selbst nach der Ermordung der nächsten Angehörigen, ist kaum zu glauben (278). Zuweilen ist beobachtet worden, daß Eitelkeit dem Verbrecher zum Verderben gereichte, wie den beiden von Bosetti (55) erwähnten Dieben, die sich photographieren ließen in der Pose, wie einer dem anderen die Börse entwendet.

Bei Sittlichkeitsverbrechern findet man nach der Tat nicht selten

einen ausgesprochenen Abscheu vor der Handlungsweise, eine Empfindung von dem Scheußlichen der Tat, von den Gegensätzen, die in ihnen wirken; so berichtet Liman (298 b) von einem Päderasten übelster Art aus guter Familie, der selbst angab, er sei erschreckt über die Gegensätze, die in ihm beständen: neben dem Gefallen an allem Schönen und Edlen die Sucht, mit Männern aus der Hefe des Volkes zu verkehren.

Wie der Täter sich nach Begehung des Delikts verhält, kommt nicht zum wenigsten auf sein Gewissen an (372), d. h. auf seine soziale Gefühlsäußerung der eigenen Handlung gegenüber, die einen Mitmenschen verletzt oder verletzen soll, wie Gerland sich ausdrückt (117). Oppenheim (372) definiert das Gewissen als die Tatsache des Regewerdens unserer sittlichen, bzw. religiösen Vorstellungen und Gefühle in bezug auf von uns vorgenommene oder erst vorzunehmende oder in der Ausführung begriffene Handlungen. Das Gewissen kann also auch vor Begehung der Tat schlagen; es kann vorher anders sprechen als nachher (305). Wie groß die Macht des Gewissens sein kann, zeigen die bei Lohsing (305) angeführten Beispiele. Schlägt das Gewissen, so kann der Täter über die Tat Reue empfinden; d. h. es befällt ihn eine psychische Depression, weil er sich von der Unrichtigkeit einer Handlung in ihren Folgen überzeugt hat (117). Die Reue ist ein Gefühl von Unlust, das sich gegen den Urheber des Geschehenen selbst richtet (295, 457). Manchmal sind die Anwandlungen von Reue nur von kurzer Dauer, hervorgerufen durch äußere Umstände. In anderen Fällen handelt es sich nur scheinbar um Reue, während tatsächlich Furcht vor Strafe der Anlaß zu dem äußerlich reumütigen Verhalten darstellt (479). Viele Verbrecher können überhaupt keine Reue empfinden; sie sind zu stumpf dazu; sie empfinden nicht altruistisch genug (502); sie sehen gar nicht ein, daß sie ein Unrecht getan haben, z. B. Jugendliche, die aus Heimweh ein Delikt begangen haben (242). Bei gebildeten Leuten findet man äußerst selten Reue über Zoll- und Steuerdefraudationen; es darf daher auch nicht verwunderlich sein, wenn während der Revolutionszeit Diebstähle an Staatsgut als etwas Selbstverständliches galten und zu Reue keine Veranlassung gaben. Überhaupt erscheinen Eigentumsvergehen unpersönlicher, unschuldiger; bei Delikten gegen die Person findet man häufiger Reue (226). Äußerst selten bereuen Homosexuelle ihr Tun; ein Lehrer, der sich an Knaben vergangen hatte, sagte mir, er sei sich zwar der Schwere des Vergehens bewußt gewesen, habe aber doch keine Reue empfunden, höchstens Mitleid und Bedauern gegenüber den Kindern. — Nicht selten ergreift einen Täter Scham; es ist das Gefühl der Unlust, welches entsteht durch erfolgte oder als möglich gedachte abfällige Urteile dritter Personen (117). Häufiger als Reue und Scham findet man Depression und Verzweiflung über die Tat aus rein egoistischen Gründen, wegen der schlechten Lage, in der sich der Täter befindet (502).

Bei der Festnahme wehren sich nicht viele Verbrecher. Je schwerer das Verbrechen ist, je weniger also für den Täter auf dem Spiele steht, wenn er dem begangenen Verbrechen noch ein neues hinzufügt, um so leichter wird er sich dazu entschließen, kein Mittel zu scheuen, um

der Verhaftung zu entgehen. Außerdem sind leicht erregliche Menschen, besonders wenn sie Alkohol genossen haben, geneigt, sich der Festnahme zu widersetzen.

Das Benehmen des Verbrechers bei der Vernehmung ist außerordentlich verschieden. Aus der Art des Auftretens wird man, wenn auch sehr vorsichtig, manchen Schluß ziehen können. Von besonderer Bedeutung sind die Geständnisse. Liegt ein solches vor, so sollte auch stets nach seinem Motiv geforscht werden (305). Nach Groß muß nicht immer ein Motiv vorliegen (134), was Lohsing bestreitet (305). Die Ursachen, die ein Geständnis hervorrufen, sind sehr mannigfaltig. Lohsing (305) hat sie in vier verschiedene Gruppen eingeteilt. In die erste gehören die ethischen Motive; das Gewissen, die Reue, religiöse Motive, Liebe, Rücksicht auf Freundschaft und Kameradschaft, Patriotismus und Nationalgefühl, endlich Ehrgefühl können die Veranlassung zu einem Geständnis geben; doch sind diese Fälle verhältnismäßig selten. Häufiger sind unethische Motive, wie Rache, Renommiersucht, Opportunismus. Gerade der letztere spielt eine große Rolle; oft wartet der Täter mit dem Geständnis, bis er sieht, daß die Beweise sich so verdichten, daß das Leugnen zwecklos ist; dann schlägt er eine andere Taktik ein, gesteht zwar, sucht aber beispielsweise geisteskrank zu erscheinen, wie der Lustmörder Dittrich, der sich zu diesem Zwecke sogar noch anderer Morde, die er gar nicht begangen hatte, beschuldigte (367). Als dritte Gruppe führt Lohsing einige andere Veranlassungen zum Geständnis an: die Reue ohne ethische Grundlage, Resignation, Verblüffung und Zwang. Körperlicher Zwang wird schon lange nicht mehr angewendet; aber auch psychischer ist verpönt; er ist jedoch noch häufiger in Gebrauch, als man denkt. Das Auftreten des Vernehmenden kann auf die Psyche des Verbrechers günstig einwirken, so daß er seine Tat zugibt. Nur darf der Vernehmende den psychischen Zustand des Verbrechers nicht in jeder Weise ausnutzen, um sein Ziel zu erreichen (436); wir würden dann zu einer psychischen Folterung zurückkehren, die niemandem förderlich ist (469). Ebensowenig darf durch Hypnose ein Geständnis herbeigeführt werden. Die sog. Tatbestandsdiagnostik, die experimentell oft erprobt worden ist (492, 104, 181, 19, 250), sollte im Verfahren nicht angewandt werden, weil, abgesehen von den zweifelhaften Ergebnissen (450, 159), der Vernehmende dem Angeschuldigten nicht offen gegenübertritt (182). Zweifelhaft ist auch, ob es berechtigt ist, dem Angeschuldigten mit Bestimmtheit die Täterschaft vorzuhalten, obwohl man selbst noch nicht davon überzeugt ist. Macht der Vernehmende unwahre Angaben, so kommt es oft vor, daß der Angeschuldigte aus Wut und Empörung widerspricht und sich zum Geständnis hinreißen läßt (376). Als letzte Gruppe erwähnt Lohsing das Geständnis aus psychopathischen Gründen. Verhältnismäßig oft löst das Wiedererleben am Tatort und das Zugegensein bei der Obduktion ein Geständnis aus (376); es ist nicht anzunehmen, daß ein solches Geständnis auf einer ethischen Grundlage beruht; vielmehr scheint meist ein innerer Zwang zum Geständnis zu treiben, wie man ihn auch bei Warenhausdiebinnen findet (74). Überhaupt spielt die Mystik bei Verbrechern noch eine gewisse Rolle. Aus

Aberglauben wurden Geständnisse abgelegt (167), und ergreifende Eindrücke, wie ein Leichenzug mit Trauermusik, der während der Vernehmung vorbeizog (116), haben den Täter bewogen, die Tat zuzugeben.

Wenn ein Geständnis abgelegt wird, so ist damit durchaus noch nicht gesagt, daß der Täter die Wahrheit sagt; einmal kann er mit dem Geständnis der Tat, aber mit Leugnen von Nebenumständen eine mildere Beurteilung bezwecken, was man bei Mördern sehr oft sieht, damit sie wegen Totschlags verurteilt werden. Andererseits kommt es vor, daß Nebensächliches aus ganz unverständlichen Gründen, z. B. aus Eitelkeit (134) oder Schamhaftigkeit, die beim Täter sonst nicht bemerkt wurden, geleugnet wird (376). Vielfach wird Sexuelles bestritten, während alles andere zugegeben wird. Besonders oft findet man bei Verbrechern, die zum erstenmal vor Gericht stehen, hartnäckiges Leugnen, weil sie sich schämen, ihre Tat einzugestehen oder auch sich ihrer Lage nicht bewußt sind; es ist daher falsch, die Strafzumessung lediglich auf die Tatsache des Gestehens oder Leugnens aufzubauen (177).

Es kommen auch vollkommen falsche Geständnisse vor; meist sind ausgesprochene Geisteskrankheiten, wie Melancholie, Dementia praecox oder andere geistige Störungen, vor allem hysterischer Art mit Pseudologia phantastica, die Ursache (436). Andere Gründe sind sehr selten (87). Sie sind beobachtet aus Renommiersucht, um ein Obdach zu erlangen, um zum Tode verurteilt zu werden, aus guten Motiven, um andere zu retten, oder aus falschem Ehrgefühl, wie beim Leutnant de la Roncière (214), endlich auch auf Druck von seiten der Vernehmenden (182); einen solchen Fall hat Kroch beschrieben (279); einem Dienstmädchen sagte ein Schutzmann, sie allein könne diesen Diebstahl ausgeführt haben; aus Angst leugnete sie nicht; später widerrief sie ihr Geständnis nicht, weil sie glaubte, es habe doch keinen Zweck. Kármán (252) berichtet von einem so intensiven psychischen Einfluß auf den Beschuldigten, der mit der Drohung, er müsse bei der Leiche schlafen, seinen Höhepunkt erreichte, daß er schließlich die Tat, die er nicht begangen hatte, zugab. Jugendliche sind in weit höherem Maße beeinflußbar als Erwachsene (242) und sind auch über die gesetzlichen Bestimmungen nicht so genau unterrichtet, so daß man sie leicht einschüchtern kann; meist genügt, wenn der vernehmende Polizeibeamte droht, er würde ihn nicht nach Hause lassen, wenn er die Tat nicht zugebe, um ein Geständnis zu erzielen.

Bei Beurteilung der Aussagen des Angeschuldigten ist von großer Wichtigkeit sein Erinnerungsvermögen. Nach Affektverbrechen wird der Täter kaum eine einwandfreie Erinnerung an die Tat haben; in der Regel besteht eine lückenhafte Erinnerung (480). Schon die Aufmerksamkeit wird, worauf Pick hingewiesen hat (379), durch die überwertige Idee so in Anspruch genommen sein, daß eine lückenlose Erinnerung nicht erwartet werden kann; es kann sogar zu einer förmlichen Auswahl des zu Perzipierenden kommen und ferner neben der auslöschenden Wirkung nicht selten zu einer modifizierenden. Sturm hat darauf aufmerksam gemacht (466), daß es durchaus nicht gleichgültig ist, über was man aussagen soll; die Wiedererkennung z. B. von Personen ist leichter als

die von Sachen, selbst wenn man sie täglich gebraucht. Besonders mangelhaft kann die Reproduktion bei psychischen Störungen sein. Bekannt ist, wie schlecht oft Psychopathen ihre Erlebnisse wiedergeben; es gibt unter ihnen solche, die selbst an ihre unrichtigen Aussagen glauben, nachdem sie sie anderen mehrfach erzählt haben (464). Nach reichlichem Genuß von Alkohol (271) und Gehirnerschütterung (379, 433) sind Gedächtnisstörungen die Regel.

Das äußere Verhalten eines Menschen läßt nicht selten psychische Vorgänge erkennen. Kiesel (255) meint, die Mimik sei ausdrucksreicher, ausdrucksfähiger, im Ablauf nicht so kompliziert, also auch schneller als Worte und Handlungen; er verkennt aber nicht, daß wegen des subjektiven Einschlags der Ausdrucksdeutung immer die Gefahr irriger Auffassung bestehe. Große Vorsicht ist zweifellos am Platze. Doch wird man die Beurteilung der Mimik deswegen nicht vollständig beiseite lassen dürfen. Margulies verlangt (528) für Gerichtsverhandlungen zwei Protokollanten, einen zur Registrierung der sprachlichen und lautlichen, den anderen zur Registrierung der im engeren Sinne motorischen, also vor allem auch der mimischen Äußerungen. Die Lehre von dem Ausdruck der Gemütsbewegung hat einen bedeutenden Fortschritt durch Darwin (67) erfahren, der drei Prinzipien aufstellte, das der zweckmäßigen, assoziierten Gewohnheiten, das des Gegensatzes und das der direkten Tätigkeit des Nervensystems. Störend bei der Beurteilung der Gesichtszüge eines Menschen ist natürlich der Einfluß der starren Form, vor allem des knöchernen Gerüstes (507).

Man muß unterscheiden zwischen Mimik und Physiognomik; mimische Ausdrucksbewegungen können in physiognomische Züge übergehen und lassen dann dauernde Stimmungen und Temperamentlagen erkennen (266).

Skraup (445) hat eine Anleitung herausgegeben, aus der man den Charakter eines Menschen aus seinem Äußeren erkennen soll. Kruckenberg (281) hat sie speziell für den Gesichtsausdruck verfaßt. Auch Groß gibt zahlreiche Erläuterungen (134). Nun wird man sich fragen müssen, ob Angeschuldigte sich nicht oft regelwidrig benehmen, ob sie in der Lage sind, ihre Gefühle nach außen hin nicht zu zeigen. Näcke hat einen derartigen Fall beschrieben (364), in dem eine zum Tode Verurteilte alle ihre Gefühle bis zuletzt zu maskieren verstand. Kaum verständlich ist auch die Ruhe, mit der Grete Beier das Todesurteil vernahm und zur Richtstätte ging; Nerlich hielt sie für echt (368). Dasselbe wurde bei der Anna Margarete Zwanziger beobachtet (87). Groß meint (134), daß Gesten viel seltener irreführen als Worte, weil, wie Kleemann sagt (266), es viel leichter sei zu lügen, als die Mimik, die auf psychophysischen Gesetzen beruhe, künstlich im Zaume zu halten; selbst die Wahl der Ausdrucksweise mache schon Schwierigkeiten. Man muß aber, wenn man die Ausdrucksbewegungen beim Verurteilten verwenden will, sie natürlich auch richtig beurteilen können. So können Erregungszustände bei der Verhaftung auftreten, ohne daß der zu Verhaftende der Täter ist (394); Kármán (252) hat z. B. von einem Manne, der eines Mordes verdächtig, tatsächlich aber unschuldig war, berichtet, er habe

bei der Verhaftung gedroht, sich zu erschießen, falls er mit den Polizisten über die Straße gehen müsse; wahrscheinlich erfolgte die Drohung aus Scham. Auch aus dem Erröten darf man nicht auf eine Beteiligung an der Tat schließen. Wer einer Straftat verdächtigt wird und vorher mit dem Gericht noch nichts zu tun gehabt hat, wird sicher nicht gleichgültig dastehen, sondern intensiv auf die Beschuldigung reagieren, etwa mit einem Erregungszustand oder mit Erröten, Erbleichen, Zittern usw. Wie schwer es ist, Gesten richtig zu beurteilen, geht aus folgendem Beispiel hervor. Bei dem schon mehrfach erwähnten Prozeß gegen den Gattenmörder Rein wurde ein Mädchen vernommen, welches das Verhältnis des Angeklagten gewesen und vielleicht an der Tat beteiligt sein sollte; bei ihrer Vernehmung war sie ruhig, schaute im Zuhörerraum umher und benahm sich so, als ob sie die ganze Sache nichts angehe; daraus schloß der eine Sachverständige, daß das Mädchen mit dem Täter gar nicht in Beziehung gestanden habe, weil das Benehmen des Mädchens durchaus ungezwungen sei; der andere dagegen hielt das Auftreten für dreist und frech und glaubte daraus entnehmen zu dürfen, daß das Mädchen dadurch ihr Verhältnis zum Täter habe verdecken wollen. Groß (134) weist darauf hin, daß es besonders wichtig sei, den Gesichtsausdruck des Sprechenden beim Zuhören zu sehen. Es gibt aber auch Menschen, besonders Psychopathen, die durch Miene und Geste ihre Stimmung beeinflussen können, die durch nachgeahmte Komplexe bestimmter äußerer Momente innere Bewegung wachrufen können. Bei der Pseudologia phantastica besteht kein Gegensatz zwischen den unwahren Angaben und den Gesten, da diese Leute ja selbst glauben, was sie sagen, oder zum mindesten sich derart hineingeredet haben, daß sie das, was sie aussprechen, miterleben.

Ein Zeichen für einen Mangel an Reue ist das Bedauern des Mißlingens einer Tat oder das Verleumden und Verspotten des Opfers (306). Manche Verbrecher zeigen ihre Mitschuldigen an, obwohl sie deren Namen verschweigen könnten, teils aus Neid, teils aus Rache (134). Trotzdem darf man dem Verbrecher, auch dem Gewohnheitsverbrecher, nicht jedes Ehrgefühl absprechen; die meisten halten es für unehrenhaft, ihre Kameraden zu bemogeln oder anzuzeigen (261); allerdings glaubt Liebermann v. Sonnenberg, daß das Nichtverraten nicht eine gute Regung sei, sondern Klugheit, da sich sonst die Komplizen vom Angeklagten abwenden; er berichtet sogar von einem Fall, in dem einer 2 Jahre Zuchthaus unschuldig auf sich genommen hat (293). Es gibt Verbrecher, die gekränkt sind, wenn man sie auf Fehler, die sie beim Begehen der Tat hätten vermeiden können, aufmerksam macht (134). Dagegen ist für sie das Eingesperrtsein durchaus ehrenhaft (261); je mehr Jahre einer abgesessen hat, desto angesehener ist er (253). Man könnte diesen Standpunkt mit dem der Kriegsgefangenen vergleichen, die in den von den Feinden, besonders den Franzosen, verhängten Arreststrafen durchaus nichts Unehrenhaftes erblickten; im Gegenteil, man hielt den, der noch nicht bestraft war, für einen Menschen ohne Rückgrat.

Unvorsichtigkeiten treten nicht nur gleich nach der Tat, sondern auch noch später zutage; schon manchem hat sein Mitteilungsbedürfnis

zur Strafe verholfen. Gerade den Mitgefangenen wird zuviel getraut (11, 442).

Einzelne Angeklagte haben die Gabe, während der Verhandlung durch Blicke oder Fragen auf die Zeugen einzuwirken, sie einzuschüchtern; es sind die, die auch besonders geeignet sind, bei Betrügereien die Leute zu betören.

Auf jugendliche Angeklagte kann unter Umständen die Verhandlung ungünstig wirken; der Richter muß daher das Recht haben, jugendliche Übeltäter zeitweise aus dem Verhandlungsraume zu entfernen, wenn erzieherische Rücksichten es erfordern (59).

V. DER VERBRECHER NACH DER VERURTEILUNG

Immer mehr kommt man davon ab, die Strafe als Sühne aufzufassen, wenn auch die alte Strafrechtschule noch daran festhält. Die neuere Richtung geht dahin, zu strafen, um zu bessern oder, wenn das nicht möglich ist, um die Gesellschaft zu sichern (14). Diese Besserung wird zum Teil schon durch die Strafvorstellung erreicht, zum Teil erst durch die Strafempfindung (185). Es gibt aber eine ganze Anzahl Verbrecher, abgesehen von Geisteskranken, die auch der Strafempfindung, selbst wenn sie erhebliche Grade erreicht, nicht zugänglich ist. Die Methode der Rückfallstatistik war lange falsch; erst allmählich wurde sie verbessert, nachdem Köbner (269) darauf hingewiesen hatte, daß als Grundlage die Rückfallsfähigen gelten sollten. Warum eine Strafe oft so wenig oder gar ungünstig auf den Verbrecher einwirkt, hat verschiedene Gründe; einer der wichtigsten ist die Veranlagung (352); dazu kommt das Gefängnismilieu und das Milieu, in das der Verbrecher nach der Entlassung kommt. Groß (139) hält den Rückfall für so häufig, weil die früher wirkenden Kräfte in der Psyche des Bestraften dieselben geblieben und nicht durch Verbüßung der Strafe verdrängt worden sind. Im folgenden wird auf die Gründe noch eingegangen werden. Selten wirkt aber nur ein Faktor, wenn auch einer meist besonders hervorsticht.

Die Wirkung einer Strafe auf einen Verbrecher zu erkennen, ist oft nicht einfach, da er bei Unterredungen entweder verstockt ist oder unwahre Angaben macht. Man muß sich aus seinem ganzen Verhalten ein Bild zu machen versuchen, und wird vor allem auch seine Briefe, Notizen, Zeichnungen usw. (239, 309) in Betracht ziehen müssen, worauf schon im II. Teil aufmerksam gemacht wurde.

Die Freiheitstrafen bringen dem Verbrecher eine gänzlich veränderte Lebensweise; Freiheitsberaubung, Abgeschlossenheit von der Außenwelt und dem regelmäßigen Verkehr mit der Familie, Schweigegebot, Eintönigkeit des Lebens, Arbeitszwang und ungewohnte Arbeitsart wirken auf die Psyche des Verbrechers ein, dazu die Gedanken an die Zukunft und der Blick in die verbrecherische Vergangenheit (17); das Bewußtsein der Schuld kommt in der Freiheit nicht so sehr zum Durchbruch wie in der Gefangenschaft (327). Die Wirkung des Strafvollzuges ist natürlich nicht die gleiche für alle Gefangenen; viele ertragen ihn stumpf; andere freuen sich sogar ihrer Sorgenfreiheit (17). Waren die Stürme draußen besonders heftig, so kann die Inhaftierung Ruhe, ein Gefühl der Sicherheit bringen (327). Die meisten Gefangenen passen sich an; nur wenige zeigen sich widerspenstig; unter diesen seien noch besonders die Querulanten erwähnt, die auch in der Haft nicht zur Ruhe kommen können. Ein großer Unterschied besteht zwischen der Gemeinschafts-

und Einzelhaft. Wer in Kriegsgefangenschaft mit Einzelhaft bestraft wurde, weiß, daß die ersten Tage der Ruhe wegen meist angenehm empfunden wurden, daß dann aber eine Sehnsucht nach den Kameraden, nach Mitteilungen aus der Heimat, nach einer Aussprache immer stärker zutage trat, die schließlich zu einer kaum erträglichen Qual wurde. Ich kannte einen Hauptmann, den in der Einzelhaft heftige Weinkrämpfe überfielen. Die Reaktion auf die Einsamkeit ist natürlich individuell verschieden; so erzählt Colucci (64) von einem Sträfling, der sich an den Zustand gewöhnt hatte, nachdem er in den beiden ersten Tagen sehr erregt gewesen war; er gab selbst an, zunächst einen solchen Haß empfunden zu haben, daß er einen Menschen hätte zerreißen können. Nach Radbruch (391) macht die Gemeinschaftshaft schlechter, die Einzelhaft schwächer; sie bessert angeblich nur für die Anstalt, nicht für das Leben; als Folgen der Einzelhaft zählt Radbruch auf: Gebrochene Willenskraft, phantastische Hoffnungen mit folgender Enttäuschung, Verzweiflung, neue Schuld und neue Strafe. Diese Ansicht wird in einem solchen Umfange durchaus nicht von allen geteilt; als gute Eigenschaften der Einzelhaft wird gerade der bessernde Einfluß hervorgehoben, ferner die Möglichkeit der Gewährung eines humaneren Strafvollzuges und des Fernhaltens schädigender Einflüsse (238, 385). Bei psychopathisch veranlagten Individuen kann die Einzelhaft allerdings Psychosen (410) hervorrufen oder zu Selbstmordversuchen Anlaß geben (326).

Die Bestrafung Jugendlicher macht ihrer Beeinflußbarkeit wegen Schwierigkeiten. Liepmann meint (296), ein nicht geringer Teil der Fürsorgezöglinge würde nicht so verwahrlost in die Anstalt kommen, wenn er nicht vorher Gefängnisstrafen abgesessen hätte.

Nicht ohne Einfluß auf die Psyche des Gefangenen ist das Anstaltsmilieu, der Ton, der in der Anstalt herrscht, die Art, wie die Gefangenen von den Anstaltsbeamten behandelt werden. Wulffen (502) sagt, daß die hauptsächliche Bedeutung beim Strafvollzug der sogenannten psychologischen Behandlung zukomme, woran die Anstaltsgeistlichen einen Hauptanteil hätten. Allerdings lehnen viele, besonders männliche Gefangene, den Geistlichen ab, da sie, wenn sie überhaupt Religiosität haben, von einer Vermittlung der Kirche nichts wissen wollen. Wulffen legt Wert darauf, kirchliche Äußerlichkeiten, ästhetische und künstlerische Eindrücke, die Natur auf den Gefangenen einwirken zu lassen, und verspricht sich davon Günstiges. Für die Gefangenen, die nicht stumpf und gleichgültig sind, trifft dies auch sicher zu, weiß ich doch aus eigener Erfahrung, welch wehmütiges Gefühl wachgerufen wird, wenn man nach Monaten wieder einmal irgendeine Naturschönheit sehen darf. Auf einer Zitadelle, auf der ich als Kriegsgefangener saß, konnten wir nichts anderes sehen als Wall und Kasernenhof; nur wenn man auf den Speicher unseres Pavillons ging, war es möglich, in der Ferne ein paar Bäume und einen Streifen Meer zu sehen. Selbst die rauhesten Krieger gingen hinauf, um den Blick in sich aufzunehmen und sich an ihm zu erfreuen.

Inwieweit der Unterricht von Nutzen ist, wird verschieden bewertet; nach Lombroso (306) hat er wenig oder gar einen schlechten Einfluß auf die Psyche des Verbrechers, was Pollitz einen grotesken Standpunkt

nennt (385). Der Arbeitszwang an sich ist vielen verhaßt, dagegen scheint die „instruktive Arbeitsversorgung“, wie Amerika sie in seinen „*Reformatories*“ kennt (452), auf die Verbrecher, und zwar in erster Linie auf die jugendlichen, einen guten Einfluß auszuüben; dies ist eine Vereinigung von Arbeit und Unterricht; es wird dem Verbrecher dadurch ermöglicht, sich Kenntnisse, die er bei seiner Entlassung verwerten kann, anzueignen, um sich in eine bessere Klasse hinaufzuarbeiten (80). Ein Teil der Verbrecher wird auch von der besten Anstaltsbehandlung nicht beeinflußt werden, vor allem die gewerbsmäßigen Eigentumsverbrecher; die Zeit, die zwischen den einzelnen Strafen liegt, ist oft äußerst kurz (188). Ferner kann man bei Landstreichern fast stets mit Erfolglosigkeit rechnen (435). Endlich sind, was in der Natur der Sache liegt, Homosexuelle durchweg bezüglich ihrer Neigung unverbesserlich (140); das ist nach den Ausführungen im I. Teil selbstverständlich, und weist von neuem auf die Frage hin, ob man es nicht auch bei den anderen Unverbesserlichen mit Störungen des innersekretorischen Systems zu tun hat.

Daß antisoziale Individuen auch gute Regungen haben können, geht aus den Erfahrungen von Groß hervor (143), die er anläßlich eines Brandes machte; er glaubt allerdings, daß die Strafanstaltsbeamten in geschickter Weise es verstanden haben, sie wachzurufen.

Von den beeinflußbaren Verbrechern wird sicher durch die bedingte Verurteilung und die bedingte Begnadigung mancher von neuen Straftaten abgehalten. Nach Dohna (70) beträgt die Zahl der bedingt Begnadigten, welche ihre Strafe nicht verbüßen, vier Fünftel. Er fügt aber hinzu, daß die Wahrscheinlichkeit des Rückfalls zunimmt, je weiter das verurteilende Erkenntnis zurückliegt. Rupprecht (411) glaubt auch, daß die guten Vorsätze für längere Zeit wirksam seien; eine besondere Schwierigkeit bestehe für Mädchen, die sich der Gewerbsunzucht ergeben hätten; sie könnten selten dem Drang der erweckten Sinnlichkeit und dem Anreiz des bequemen Gelderwerbs dauernd widerstehen.

Gute Einwirkung auf die Psyche des Verbrechers scheint man in Amerika mit der unbestimmten Verurteilung gemacht zu haben (452, 520), eine Forderung, die 1880 schon Kraepelin aufgestellt hat (272), auf die Mayer wieder hinweist (329), wenn er kein Wählen der Zeitgröße, sondern der Behandlungsart verlangt, und für die Sturm neuerdings eingetreten ist (466 a). Im amerikanischen *Reformatory*, das allerdings nach Pollitz’ Ansicht (385) über Gebühr gerühmt wird, bestimmt der Verbrecher die Länge der Haft selbst, d. h. er kann sich allmählich heraufarbeiten und durch gutes Verhalten eine bedingte Entlassung erwirken, deren Dauer auch nicht von vornherein festgelegt wird. Sicher gibt es unter den Verbrechern viele, die auf diese Weise zu brauchbaren Menschen erzogen werden können. Reagiert ein Schwerverbrecher nicht auf diese Behandlungsweise, so wird er durch sehr lange Freiheitstrafen unschädlich gemacht. Durch diese Behandlungsart wird ein gewisser Wettbewerb im guten Sinne hervorgerufen und mehr oder weniger die ungünstige Beeinflussung der Gefangenen untereinander vermieden. Das Drückende des Strafvollzuges, die Verbitterung, von der Oskar Wilde

spricht (156), wird hintangehalten (256). Das Gerechtigkeitsgefühl, das bei vielen Verbrechern, wie aus Lombrosos Beispielen hervorgeht (306), gut entwickelt ist, wird neu belebt. Dieselben guten Erfahrungen, die aus Amerika berichtet werden, hat Finkelnburg im Jugendgefängnis zu Wittlich gemacht (89). Das Ehr- und Pflichtgefühl wird geweckt, das selbständige Streben und die Betätigung des Willens angespannt. Sehr wichtig ist, daß die entlassenen Gefangenen nicht ohne jeden Halt ins Leben hinausgestoßen werden (276, 138); es kommt nicht darauf an, ihnen ein paar Mark in die Hand zu drücken, sondern ihnen eine geeignete Arbeitstelle zu verschaffen; dann wird es einzelnen gelingen, sich in die Höhe zu arbeiten. Die Erfolge unserer Fürsorgevereine scheinen nicht groß zu sein (502), was nicht zu verwundern ist, da es nicht leicht ist, die richtige Auswahl zu treffen; ein von mir begutachteter Schneider, dem eine Stelle verschafft worden war, nachdem er eine wegen Raubes zuerteilte 3 jährige Gefängnisstrafe verbüßt hatte, mußte nach 10 Tagen entlassen werden, nach weiteren 8 Tagen verübte er zwei Einbruchsdiebstähle.

Von den Verbrechern sehr gefürchtet ist das Arbeitshaus (138); die Scheu vor ihm geht so weit, daß eine Selbstanzeige wegen Mordes von einem Insassen erstattet wurde, da er lieber jede andere Strafe auf sich nehmen wollte (8).

Besonders schwer haben es die lebenslänglich Verurteilten. Többen hat darauf hingewiesen (471), daß sie durchaus nicht immer zu den Unverbesserlichen gehören; das ist einleuchtend; denn es handelt sich ja bei ihnen nicht um eine bestimmte Kategorie von Verbrechern, sondern um Menschen, die ein schweres Delikt begangen haben und wegen des Erfolges, nicht wegen ihrer Gesinnung, nun dauernd eingesperrt bleiben. Bei ihnen kommen sehr viele Psychosen vor (410), und nicht selten schreiten sie zum Selbstmord, wenn sie keinen anderen Ausweg sehen (183).

Die Prügelstrafe wird von den meisten verworfen. Sie bestand kurze Zeit in Dänemark, wurde aber wieder abgeschafft (476); sie ist neuerdings in Ungarn eingeführt (521). Neben sehr großen Nachteilen (187) bringt sie nur geringe Vorteile; Marx (325) sagt, daß das körperliche Schmerzgefühl nicht nachhaltig wirke, daß man aber bei den Menschen, die seelisch unter der Prügelstrafe litten, auch mit anderen Strafen auskommen würde. Havelock Ellis (80) hat sich energisch gegen die englischen Bestimmungen ausgesprochen, weil durch sie die, welche sie erdulden, und die, welche sie ausführen, brutalisiert und herabgewürdigt werden.

Über die Todesstrafe ist viel geschrieben worden. Schon Holtzendorff hat sie bekämpft (203). Vor allem hat Liepmann ein großes Gutachten darüber abgegeben (297), in dem er sich energisch gegen sie wendet; andere wieder treten für sie ein (290). Sie scheint durchaus nicht immer die kriminalitätsmindernde und abschreckende Wirkung zu haben, die man erwarten sollte (422). Nicht selten findet man gerade bei Verbrechern, die es mit dem Leben anderer nicht genau nehmen, daß sie auch auf ihr eigenes Leben nicht viel Wert legen und bis zu ihrem letzten Augenblick gleichgültig, ja sogar zynisch bleiben (309). Sommer (448)

kann der Todesstrafe weder eine individual- noch eine sozial-pädagogische Wirkung zuschreiben.

Eine Strafart, die unser Strafgesetzbuch nicht kennt, die Deportation, wird sehr verschieden beurteilt (325). Auf den Verbrecher selbst scheint sie nach dem Bericht von Heindl (160) keinen günstigen Einfluß auszuüben; die moralische Ansteckung wirkt zu zerrüttend.

Die Wirkung der Geldstrafe sei hier nur gestreift. Solange sie nicht nach dem Vermögen des Täters abgestuft ist, wird sie dem Reichen gleichgültig sein, sofern nicht die Bestrafung an sich ihn drückt; den Armen, der statt ihrer möglicherweise eine Freiheitstrafe absitzen muß, wird sie verbittern. Kraepelin nennt sie eine eminente Immoralität, Hentig eine eminente gesetzliche Torheit (185).

LITERATURVERZEICHNIS

1. Abderhalden, Emil, Weitere Studien über die von einzelnen Organen hervorgebrachten Substanzen mit spezifischer Wirkung (II. Mitteilung), Arch. f. d. gesamte Physiologie, 176, 236 (mit Literaturangaben).
1a. Abels, A., Hoteldiebe, Arch. f. Krim., 34, 376.
2. —, Varia, Arch. f. Krim., 35, 168.
3. —, Seltene Verbrechensmotive, Arch. f. Krim., 49, 218.
4. —, Die kriminelle Bedeutung der krankheitserregenden Bakterien, Arch. f. Krim., 53, 130
5. —, Verbrechen als Beruf und Sport, Minden i. W., 1913, nach Arch. f. Krim., 55, 192.
6. Albrecht, Selbstbiographie eines Wechselfahrers, Arch. f. Krim., 49, 53.
7. Altmann, Ludwig, Entgleister Affekt, Arch. f. Krim., 65, 140.
8. Amschl, Alfred, Die Scheu vor dem Arbeitshaus, Arch. f. Krim., 5, 296.
9. —, Apothekervergehen, Arch. f. Krim., 21, 279.
10. —, Abtreibung und Kindsmord, Arch. f. Krim., 43, 79.
11. —, Wichtigmacher, Arch. f. Krim., 64, 110.
12. Antonini bei Näcke, Bericht über den Verlauf des fünften internationalen kriminalanthropol. Kongresses zu Amsterdam, Arch. f. Krim., 8, 90.
13. Aronsohn, Oskar, Ein seltener Fall von perverser Sexualbetätigung, Deutsche med. Wochenschr., 1909, 144.
14. Aschaffenburg, Gustav, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, Heidelberg, 1906.
15. —, Über Verbrecherkliniken, Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, 21, 205.
16. —, Zur Psychologie des Hochstaplers, „März" 1907, nach Wulffen, Psychologie des Verbrechers, II.
17. —, Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform, Monatsschr. f. Kriminalpsychol., 1, 1.
18. —, Mord und Totschlag in der Strafgesetzgebung, Monatsschr. f. Kriminalpsychol., 9, 644.
19. —, Experimentelle Psychologie und Strafrechtspflege, Österr. Zeitschr. f. Strafrechtspflege, 8, 71, nach Arch. f. Krim., 70, 254.
20. Asnaurow, Felix, Algolagnie und Verbrechen, Arch. f. Krim., 38, 289.
21. Aschner, Die Blutdrüsenerkrankungen des Weibes und ihre Beziehungen zur Gynäkologie und Geburtshilfe, Wiesbaden, 1918.
22. Aubry nach Lombroso, Verbrecherstudien, S. 335.
23. Auer, Georg, Über Verbrecher, Verbrechen und Strafen während des Krieges, Arch. f. Krim., 67, 133.
24. Aull, Der Alkoholismus, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VI, H. 2/3.
25. Azcarate, Manuel Gimeno, La criminalidad en Asturias estadistica, Oviedo, 1900, nach Arch. f. Krim., 4, 346.
26. Balser, Die forensische Bedeutung des Alkoholismus, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VI, H. 2/3.
27. Bär, Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung, Leipzig, 1893.
28. —, Über jugendliche Mörder und Totschläger, Arch. f. Krim., 11, 103.
29. Bauer, Richard, Meuchelmord zweier Friseurlehrlinge, Arch. f. Krim., 27, 337.
30. Baumgarten, Die Beziehungen der Prostitution zum Verbrechen, Arch. f. Krim., 11, 1.
31. Bechterew, v., Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, 39, Wiesbaden, 1905.
32. Bennecke, Simulation und Selbstverstümmelung in der Armee, Arch. f. Krim., 43, 193.
33. Bertillon, Alphonse, Affaire Renard et Courtois, Arch. d'anthrop. crimin., 1909.

34. Berze, Joseph, Unbewußte Bewegungen und Strafrecht, Arch. f. Krim., 1, 93.
35. Biedl, Artur, Innere Sekretion, Berlin und Wien, 1913.
36. Binswanger, O., Über den moralischen Schwachsinn, Samml. v. Abhandlgn. aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, VIII, H. 5.
37. Birnbaum, Karl, Über psychopathische Persönlichkeiten, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, H. 64, Wiesbaden, 1909.
38. —, Die psychopathischen Verbrecher, Berlin, 1914.
39. —, Die kriminelle Eigenart der weiblichen Psychopathen, Arch. f. Krim., 52, 364.
40. —, Die sexuellen Falschbeschuldigungen der Hysterischen, Arch. f. Krim., 64, 1.
41. Bischoff, Ernst, Der Geisteszustand der Schwangeren und Gebärenden, Arch. f. Krim., 29, 109.
42. Bleuler, Der geborene Verbrecher, München, 1896.
43. Bleyer, Der Fall Beckert in Santiago (Chile), Der Pitaval der Gegenwart, 7, 89.
44. Bloch, Iwan, Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur, Berlin, 1907.
44a. Bloch, Robert, Die Kriegskriminalität der Frau, Arch. f. Frauenkunde und Eugenetik, 5, 84.
45. Boas, Kurt, Forensisch-psychiatrische Kasuistik, Arch. f. Krim., 35, 226 (mit Literaturang.).
46. —, Über den Ausdruck des religiösen Gefühls bei Verbrechern, Arch. f. Krim., 37, 1.
47. —, Ein Fall von Saliromanie, Arch. f. Krim., 40, 208 (mit Literaturang.).
48. —, Über Warenhausdiebinnen, Arch. f. Krim., 65, 103.
49. Bolte, Uneheliche Herkunft und Degeneration, Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, 1906, 227.
50. Bonger, Criminalité et conditions économiques, Amsterdam, 1905, Arch. f. Krim., 21, 187.
51. Bonhoeffer, K., Ein Beitrag zur Kenntnis des großstädtischen Bettel- und Vagabundentums, Ztschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch., 21, 1 u. 23, 106.
52. —, Sittlichkeitsdelikte und Körperverletzung, Monatsschr. f. Kriminalpsychol., 2, 465.
53. —, Beruf und Alkoholdelikte, Monatsschr. f. Kriminalpsychol., 2, 593.
54. —, Über den pathologischen Einfall, Deutsche med. Wochenschr., 30, 1420.
55. Bosetti, C., Verbrechereitelkeit, Arch. d'anthrop. crimin., 31, Jan., nach Arch. f. Krim., 40, 384.
56. Bovensiepen, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen, Der Türmer, 19, 839.
57. Bresler, Greisenalter und Kriminalität, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, V., H. 2/3, Halle, 1907.
58. Brock, James, Notzucht einer Greisin von 82 Jahren, Arch. f. Krim., 72, 52.
58a. Brüning, Eine neue Operation bei Epilepsie, Deutsche med. Wochenschr., 1920, Nr. 52.
58b. Bumke, O., Über nervöse Entartung, Berlin, 1912.
59. Bürger, L., Tätigkeit der Medizinalbeamten vor dem Jugendgericht; offizieller Bericht des preuß. Medizinalbeamtenvereins für 1911, nach Boas, Kinder als Verbrecher, Arch. f. Krim., 53, 331.
60. Byloff, Fritz, Zur Psychologie der Brandstiftung, Arch. f. Krim., 59, 41.
61. —, Über den Beweggrund der Fahnenflucht, Arch. f. Krim., 69, 161.
61a. Cannon, nach Fischer, Zur Biologie der Degenerationszeichen, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 62, 261.
62. Clemen, Eine jugendliche Brandstifterin, Der Pitaval der Gegenwart, 1, 310.
63. Codeluppi, Vittorio, Unterschleife und Fälschungen eines Homosexuellen, La scuola positiva, Ser. II., Vol. V., S. 373, nach Monatsschr. f. Kriminalpsych., 4, 202.
64. Colucci, Cesare, Die Wirkungen der Einzelhaft auf die Strafgefangenen, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 4, 201.
65. Cramer, Bericht an das Landesdirektorium über die psychiatrisch-neurologische Untersuchung der schulentlassenen Fürsorgezöglinge usw., Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, 67, 493.

66. Dannemann, Zur Genese und Prophylaxe der Sittlichkeitsverbrecher, Klin. f. psych. u. nerv. Krankheiten, 1907, 559.
67. Darwin, Ch., Expression of the emotions in men and animals, 1872, nach Groß, Kriminalpsychologie, S. 103.
68. Dautheville, Le „Cafard", Arch. d'anthrop. crimin., 26, 5.
69. Doerr, Fr., Doppelkindsmord, Arch. f. Krim., 65, 148.
70. Dohna, Graf Alexander zu, Zur Statistik der bedingten Begnadigung, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 252.
71. —, Willensfreiheit und Verantwortlichkeit, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 3, 513.
72. Dolenc, Method, Beiträge zur Erkenntnis der Todesstrafe, Arch. f. Krim., 46, 315.
73. —, Ein von Weibern vollführter räuberischer Überfall, Arch. f. Krim., 56, 72.
74. Dubuisson, Die Warenhausdiebinnen, deutsch von Fried, Leipzig, 1903, nach Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 266. und Arch. f. Krim., 15, 132.
75. Dück, Anonymität und Sexualität, Arch. f. Krim., 68, 293.
76. Dugdale, The Yukes, Neuyork, 1877, nach Mönkemöller, Eine Vagabundenfamilie.
77. Egloffstein, Leo Frhr. v., Religiöse Form und Verbrechersinn, Arch. f. Krim., 43, 339.
78. Ehmer, R., Eifersucht als Triebfeder von Verbrechen, Arch. f. Krim., 34, 16.
79. —, Beitrag zum Kapitel über sexuelle Verirrungen, Arch. f. Krim., 34, 264.
80. Ellis, Havelock, Verbrecher und Verbrechen, deutsch von Kurella, Leipzig, 1894.
81. Ferriani, Lino, Das Gefängnisleben der jugendlichen Verbrecher, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 5, 633.
82. Fehlinger, Hans, Die Kriminalität in den Vereinigten Staaten, Arch. f. Krim., 24, 112.
83. —, Die Mendelschen Vererbungsgesetze und ihre Bedeutung für die Kriminalistik, Arch. f. Krim., 61, 180.
84. —, Ist der Alkohol eine Ursache der Entartung? Arch. f. Krim., 41, 302.
85. —, Erwerbsarbeit und Kriminalität von Frauen und Kindern in den Vereinigten Staaten, Arch. f. Krim., 49, 196.
86. Ferri, Das Verbrechen als soziale Erscheinung, deutsch von Kurella, Leipzig, 1896.
87. Feuerbach, Anselm Ritter v., Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen, I. u. II., Gießen, 1828 u. 1829.
88. —, nach Groß, Kriminalpsychologie und Strafpolitik, Arch. f. Krim., 26, 67.
89. Finkelnburg, Der progressive Strafvollzug im Jugendgefängnis zu Wittlich, Arch. f. Krim., 70, 215.
90. Fischer, Hch., Psychopathologie des Eunuchoidismus und dessen Beziehungen zur Epilepsie, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 50, 11.
91. —, Eunuchoidismus und heterosexuelle Geschlechtsmerkmale, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 52, 117.
92. —, Zur Biologie der Degenerationszeichenlehre und der Charakterforschung, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 62, 261.
93. —, Ergebnisse zur Epilepsiefrage, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 56, 106.
94. —, Die Bedeutung der Nebennieren für die Pathogenese und Therapie des Krampfes, Deutsche med. Wochenschr., 1920, Nr. 52.
95. Fleischer, Krankheit oder Laster, Arch. f. Krim., 34, 243.
96. Flesch, Epikritisches zum Elberfelder Sensationsprozeß Wilden-Nettelbeck, Sexualprobleme, 10, 535.
97. Fliegenschmidt, Was ein Verbrecher unter „Verbrecher" versteht, Arch. f. Krim., 32, 232.
98. Florschütz, Fingierter Mord zur Erlangung der Lebensversicherung, Ärztl. Sachverst.-Ztg., 18, 493.
99. Flynt, Tramping with tramps, deutsch von Lili Du Bois-Reymond, Berlin, 1904.
100. Forel, August, Der Hypnotismus, 4. Aufl., Stuttgart, 1902.
101. Forcher, nach Fehlinger, Die Verurteilung von Jugendlichen und Unmündigen, Arch. f. Krim., 32, 123.

102. Frankl-Hochwart, Über die Einwirkung der Zirbeldrüsenzerstörung auf die Psyche, Zeitschr. f. Psychologie, 69, 293.
103. Freimark, Hans, Robespierre. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Wiesbaden, 1913.
104. Freud, Sigmund, Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse, Arch. f. Krim., 26, 1.
105. Friedmann, Psychologie der Eifersucht. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, H. 82, Wiesbaden, 1911.
106. Friedrich, Julius, Alkoholismus und Strafzumessung. Monatsschr. f. Kriminalpsychologie, 9, 23.
107. Fuchs, Adolf, Aberglaube eines Brandstifters, Arch. f. Krim., 52, 61.
108. Funk-Brentano, Die berühmten Giftmischerinnen, Stuttgart, ohne Jahr.
109. Fürstenheim, Die gerichtsärztliche Tätigkeit bei jugendlichen Kriminellen, Vierteljahrsschr. f. gerichtliche Mediz., 1910, Suppl., S. 140.
110. Gaedeken, Paul, Contribution statistique à la réaction de l'organisme sous l'influence physico-chimique des agents météorologiques. Arch. d'anthropol. crimin., 24, 81.
111. Garofalo, R., La criminologie, Paris, 1890.
112. —, Quelle classification des criminels pourrait-on adopter? Congrès intern. d'anthropol. crimin., Genf, 1896, S. 145.
113. Gaupp, Robert, Über den heutigen Stand der Lehre vom geborenen Verbrecher. Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 25.
114. —, und Wollenberg, R., Zur Psychologie des Massenmordes. Verbrechertypen, I, H. 3, Berlin, 1914, mit einer Übersicht über die Kasuistik.
115. Geill, Alkohol und Verbrechen in Dänemark. Der Alkoholismus, 1904, 203.
116. Geller, Jos. Peter, Mordversuch an der Geliebten, Arch. f. Krim., 36, 147.
117. Gerland, Das Gewissen, Der Gerichtssaal, 65, 262 (mit Literaturang.).
118. Gleispach, Graf W., Über Kindesmord, Arch. f. Krim., 27, 224.
119. Glaser, Grete Beier, Der Pitaval der Gegenwart, 5, 209.
120. Glos, Anton, Ein Heiratsschwindler, Arch. f. Krim., 42, 335.
121. —, Ein Straßenmord, Arch. f. Krim., 42, 363.
122. —, Zur Frage der Verteidigungsform der Verbrecher, Arch. f. Krim., 46, 213.
123. —, Ein Beitrag zur Psychologie des Raubmörders, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 3, 554.
124. Göhrum, Ein Versicherungsschwindler. Der Pitaval der Gegenwart, 6, 60.
125. Göring, M. H., Ein hysterischer Schwindler, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 1, 251.
126. —, Vergleichende Messungen der Alkoholwirkung. Psychologische Arbeiten, 6, 261.
127. —, Zuziehung psychiatrischer Sachverständiger bei Sexualverbrechen, Arch. f. Krim., 58, 187.
128. —, Sexualdelikte Geisteskranker, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Ref., Bd. 7, 649 (mit Literaturangabe).
129. —, Die Gemeingefährlichkeit, Berlin, 1915.
130. Gotthold, Vergleichende Untersuchungen über die Tätowierungen bei Normalen, Geisteskranken und Kriminellen. Klin. f. psych. u. nerv. Krankheiten, 9 (mit Literaturangabe).
131. Grabe, E. v., Prostitution, Kriminalität und Psychopathie. Arch. f. Krim., 48, 135.
132. Grenjux, A propos du Cafard, Arch. d'anthropol. crimin., 26, 826.
133. Groß, Hans, Handbuch für den Untersuchungsrichter, 2. Bd., München, 1904.
134. —, Kriminalpsychologie, Leipzig, 1905 (mit Literaturangabe).
135. —, Die Gaunerzinken der Freistädter Handschrift. Arch. f. Krim., 2, 1.
136. —, Reflexoide Handlungen und Strafrecht, Arch. f. Krim., 2, 140.
137. —, Kritik über „Der Konitzer Mord", Breslau, 1900. Arch. f. Krim., 4, 363.
138. —, Die Autobiographie eines „Rückfälligen". Arch. f. Krim., 9, 86.
139. —, Kriminalpsychologie und Strafpolitik, Arch. f. Krim., 26, 67.
140. —, Vorwort zu Bruno Meyers Homosexualität und Strafrecht. Arch. f. Krim., 44, 249.
141. —, Anm. zu Marschall, Ein psychologischer Streifzug durch das Gebiet der Beleidigungsklagen. Arch. f. Krim., 46, 193.
142. —, Letzte Handbewegung bei gewaltsamem Tode, Arch. f. Krim., 50, 199.

143. Groß, Hans, Antisoziale Elemente, Arch. f. Krim., 64, 51.
144. —, Anm. zu Reukauff, Motiviertes Gutachten über den „Lustmörder" Max Dietze, Arch. f. Krim., 64, 228.
145. Großstadtdokumente, Berlin und Leipzig, ohne Jahr.
146. Gruber, Beitrag zur Kasuistik der sexuellen Perversionen, Diss., Freiburg, 1907, nach Boas, Sexuelle Perversitäten vor dem Strafrichter, Arch. f. Krim., 32, 175.
147. Gruhle, Hans W., Kriminalpsychologische Kasuistik, Arch. f. Krim., 68, 147.
148. —, Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung, Berlin, 1912 (mit Literaturangabe).
149. Gruhle und Wetzel, Verbrechertypen, Zwanglose Hefte, Berlin.
150. Gudden, Die Zurechnungsfähigkeit bei Warenhausdiebstählen, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin, 3. F., 33, 2. Suppl.-Bd., 64.
151. Günther, Louis, Beiträge zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch, Arch. f. Krim., 33, 219, usw. (mit Literaturangabe).
152. Haberda, Unzucht mit Tieren, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin, 3. F., 33, Suppl., S. 184.
153. Haldy, Ein jugendlicher Raubmörder, Arch. f. Krim., 52, 155.
154. —, Zur Psychologie der Strafanzeige weiblicher Jugendlicher, Arch. f. Krim., 65, 326.
155. Hartmann, Über die hereditären Verhältnisse bei Verbrechern, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 493.
156. Hauk, H., Oskar Wilde über die englischen Gefängnisse, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 7, 213.
157. Haußner, Eine entlarvte Somnambule, Arch. f. Krim., 14, 180.
158. Haymann, Herm., Selbstanzeige Geisteskranker, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VII, 8, Halle, 1911.
159. Heilbronner, Karl, Die Grundlagen der „psychologischen Tatbestandsdiagnostik", Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch., 27, 601.
160. Heindl, Robert, Auf der Verbrecherinsel Neukaledonien. Arch. f. Krim., 65, 326.
161. Hellwig, Alb., Zahlreiche Aufsätze über kriminellen Aberglauben im Arch. f. Krim.
162. —, Die Bedeutung des grumus merdae, Arch. f. Krim., 23, 188; 30, 379.
163. —, Mystische Meineidszeremonien, Arch. f. Krim., 30, 380; Eid und Aberglaube, Arch. f. Krim., 31, 97.
164. —, Meineid als Freundschaftsdienst, Arch. f. Krim., 31, 325.
165. —, Verschiedene Stellen über Aberglauben im Arch. f. Krim., 31, 300; 31, 327; 39, 296.
166. —, Kriminalstatistik und Verbrechensmotive, Arch. f. Krim., 30, 185.
167. —, Wirksamer Diebszauber, Arch. f. Krim., 30, 376.
168. —, Zur Kriminalität und Charakteristik der Zigeuner, Arch. f. Krim., 31, 73.
169. —, Beichte und Verbrechen, Arch. f. Krim., 33, 25.
170. —, Volkskundliches und Kriminalpsychologisches aus dem Prozeß der Giftmischerin Gesche Margarete Gottfried, Arch. f. Krim., 41, 54.
171. —, Die Beziehungen zwischen Schundliteratur, Schundfilmen und Verbrechen, Arch. f. Krim., 51, 1 (mit Literaturangabe).
172. —, Ein Lourdeswunder vor Gericht, Arch. f. Krim., 61, 99.
173. —, Der Beweiswert von Mordwerkzeugen, Arch. f. Krim., 61, 165; Zur kriminalistischen Bedeutung der Berufswerkzeuge, Arch. f. Krim., 62, 392.
174. —, Erfahrungspsychologie und wissenschaftliche Psychologie, Arch. f. Krim., 68, 290.
175. —, Brandstiftung aus Aberglauben, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 6, 500.
176. —, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen, Halle, 1916 (mit Literaturangabe).
177. —, Geständnis und Leugnen des Angeklagten als Strafzumessungsgründe de lege ferenda, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 8, 616.
178. —, Die Bedeutung des kriminellen Aberglaubens für die gerichtliche Medizin, Berlin, 1919 (mit Literaturangabe).
179. —, Die kriminalpsychologische Studie des Karl-May-Problems, Stuttgart, 1920.
180. —, Ritualmord und Blutaberglaube, Minden i. W., ohne Jahr.

181. Hennig, Hans, Doppelassoziation und Tatbestandsermittlung, Arch. f. Krim., 59. 75.
182. Henschel, A., Der Gedächtniszwang und das falsche Geständnis, Arch. f. Krim., 56, 10.
183. Hentig, Hans v., Zur Psychologie der Lebenslänglichverurteilten, Arch. f. Krim., 52, 72.
184. —, Gerichtliche Verurteilungen als Mittel des Selbstmordes und der Selbstverstümmelung, Arch. f. Krim., 54, 54.
185. —, Strafrecht und Auslese, Berlin, 1914.
186. —, Alkohol und Verbrechen in Bayern, Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, 34, 224; Alkohol und Verbrechen in Belgien, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 9, 621.
187. —, Die Prügelstrafe, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 9, 696.
188. —, Die schwere Kriminalität in Preußen, 1910—1912, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 11, 129.
189. Hermann, Die Prostitution und ihr Anhang, Leipzig, 1905, nach Arch. f. Krim., 26, 115.
190. —, Das moralische Fühlen und Begreifen bei Imbezillen und kriminell Degenerierten, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VIII, H. 4/5, Halle, 1912.
191. Herz, Hugo, Die Kriminalität der Mafia, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 385.
192. —, Assoziationen im Verbrechertum, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 3, 539.
193. Hey, Emil, Die Vitriolseuche in Rußland, Arch. f. Krim., 57, 311.
194. Hirsch, Eine Ladenschwindlerin, Der Pitaval der Gegenwart, 2, 287.
195. Hirschfeld, Magnus, Aus der Erpresserwelt, Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen, 13, 288.
196. —, Die Gurgel Berlins, Großstadtdokumente, 3, 41.
196a. —, Die Homosexualität des Mannes und Weibes, Berlin, 1914.
197. Hoche, A., Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie, Berlin, 1909.
198. Hoegel, Hugo, Die Einteilung der Verbrechen in Klassen, Kritische Beiträge zur Strafrechtsreform, 2. H., Leipzig, 1908.
199. —, Die Straffälligkeit des Weibes, Arch. f. Krim., 5, 231.
200. —, Der Einfluß des Familienstandes auf die Straffälligkeit, Arch. f. Krim., 24, 15.
201. —, Kriminalstatistik und Kriminalätiologie, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 8, 657.
202. —, Kritik und Reform der Kriminalstatistik, Arch. f. Krim., 58, 1.
203. Holtzendorf, Franz v., Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe, Berlin, 1875.
204. —, Die Psychologie des Mordes, Sammlg. gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge. X., H. 232, Berlin, 1875.
205. Homburger, Max, Über den Zusammenhang zwischen den Zahlen der in Fabriken beschäftigten Personen unter 18 Jahren und der Zahl der Verbrechen solcher Personen, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 7, 413.
206. Höpler, Erwin, Ritter v., Eine junge Verleumderin, Arch. f. Krim., 61, 279.
207. —, Kriminalistische Mitteilungen, Arch. f. Krim., 66, 36.
208. —, Kriminalistische Mitteilungen, Arch. f. Krim., 67, 108.
209. —, Wiederaufnahmebegehren als Verbrechensmotiv, Arch. f. Krim., 67, 223.
210. —, Über Kindermißhandlung, Arch. f. Krim., 69, 223.
211. —, Hörigkeit, Arch. f. Krim., 71, 253.
212. Hoppe, H., Die Kriminalität der Juden und der Alkohol, Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, 3, 38.
213. —, Ist der Alkoholismus eine Ursache der Entartung? Arch. f. Krim., 45, 144.
214. Horch, Der Prozeß des Leutnants de la Roncière, Arch. f. Krim., 66, 193.
215. —, Die Berufsbefangenheit der Organe der Strafrechtspflege, Arch. f. Krim., 69, 213.
216. —, Tötung zweier Kinder durch den Vater, Arch. f. Krim., 73, 18.
217. Hotter, C., Alkohol und Verbrechen in Niederbayern, Monatsschr. f. Kriminalpsychologie, 8, 228.
218. —, Alkohol und Verbrechen in der bayerischen Rheinpfalz, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 10, 542.
219. Hübel, Paul, Eine unmenschliche Tat, Arch. f. Krim., 32, 309.

220. Hübner, A. H., Lehrbuch der forensischen Psychiatrie, Bonn. 1914.
221. —, Über Prostituierte und ihre strafrechtliche Behandlung, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 3, 641.
221a. Hübner und Löwenstein, Das krankhafte Motiv als Tatbestandsmerkmal. Vortrag auf der 86. Vers. Deutscher Naturforscher und Ärzte, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Referatenbd., 1920.
222. Huber, Rudolf, Ein jugendlicher Raubmörder, Arch. f. Krim., 35, 321.
223. —, Untersuchungen gegen „Chifener", Arch. f. Krim., 39, 36.
224. —, Beteiligung an Massenverbrechen, Arch. f. Krim., 62, 381.
225. —, Der Einbrecher und Raubmörder Johann Battisty, Arch. f. Krim., 66, 147.
226. Hurwicz, E., Die intellektuellen Verbrechensmotive, Arch. f. Krim., 60, 10[illegible].
227. —, Zum Problem der Individualität, Arch. f. Krim., 60, 114.
228. —, Studien zur Statistik der Sozialkriminalität, Arch. f. Krim., 63, 312.
229. —, Kriminalität und Prostitution der weiblichen Dienstboten, Arch. f. Krim., 65, 185 (m. Literaturang.).
230. —, Der Gesichtsausdruck der Leiche in kriminalistischer Beziehung, Arch. f. Krim., 71, 71.
231. —, Kriminalstatistische Probleme, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 11, 513.
232. —, Zu den Streitfragen der Kriminalstatistik, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 11, 284 (m. Literaturang.).
233. Ilberg, Georg, Über Lustmord und Lustmörder, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 596.
234. Inama-Sternegg, K. F. v., Zur Kritik der Moralstatistik, Statistische Monatsschr., 1907, 288.
235. Irk, Albert, Von dem normalen und pathologischen Charakter der Kriminalität, Arch. f. Krim., 53, 188.
236. Jacobsohn, L., Die Kriminalität der Jugendlichen und ihre Verhütung. Monatsschr. f. Kriminalpsych., 11, 577.
237. Jaffé, Lewald, Die Behandlung des Duells im Vorentwurf zu einem neuen Strafgesetzbuch. Monatsschr. f. Kriminalpsych., 8, 233.
238. Jagemann, E. v., Zur psychologischen Erfassung und Gestaltung des Strafwesens, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 10, 1.
239. Jäger, Johannes, Hinter Kerkermauern, Arch. f. Krim., 17 bis 23.
240. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen (mit Literaturang.).
241. Jarisch, Adolf, Über die Wirkung der Schilddrüse auf Kaulquappen. Pflügers Arch. f. d. ges. Physiologie, 179, 159.
242. Jaspers, K., Heimweh und Verbrechen, Arch. f. Krim., 35, 1 (m. Literaturang.).
243. —, Allgemeine Psychopathologie, Berlin, 1913.
244. Jassny, Alex., Zur Psychologie der Verbrecherin, Arch. f. Krim., 42, 90.
245. Jhering, Der Zweck im Recht, II, Leipzig, 1883.
246. Jelgersma bei Näcke, Bericht über den Verlauf des 5. intern. kriminalanthropol. Kongr., Arch. f. Krim., 8, 91.
247. Jodl, Lehrbuch der Psychologie, Stuttgart, 1896.
248. Jörger, Die Familie Zero, Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 2, 494. und Die Familie Markus, Zeitschr. f. d. ges. Neur. und Psychiatrie, 43, 76.
249. Jullien, Un Plaidoyer „Pro Sahara", Arch. d'anthropol. crimin., 26, 488.
250. Jung, C. G., Die psychologische Diagnose des Tatbestandes. Jur.-psychiatr. Grenzfragen, IV., H. 2.
251. Junk, Ernst, Blutrache und Sühnegeld, Arch. f. Krim., 71, 274.
252. Kármán, Elemer v., Falsche Geständnisse, Arch. f. Krim., 51, 326.
253. Kauffmann, Max, Die Psychologie des Verbrechens, Berlin, 1912.
254. Kekule v. Stradonitz, Stephan, Fürst Demetrius Rhodokanakis, Arch. f. Krim., 55, 9.
255. Kiesel, W., Das Ausdrucksproblem in der Kriminalistik, Arch. f. Krim., 72, 1.
256. Killen, Was sollen wir tun? Übersetzt von M. G., Arch. f. Krim., 27, 183.
257. Kimmig, Wolfram, Strafrechtsreform und Abtreibung, Arch. f. Krim., 36, 315.
258. Kinberg, Olof, Alcool et criminalité, Arch. d'anthropol. crimin., 1913.

259. Kläger, E., Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens. Wien, 1908.
260. Kleemann, E., Die Gaunersprache, Arch. f. Krim., 30, 236 (m. Literaturang.).
261. —, Psychologie der Verbrecherehre, Arch. f. Krim., 35, 263.
262. —, Verbrecherfamilien, Arch. f. Krim., 48, 74 (m. Literaturang.).
263. —, Presse und Kriminalität, Arch. f. Krim., 59, 232.
264. —, Das Motiv, Arch. f. Krim., 63, 246.
265. —, Kriegserfahrungen im Gefängnis, Arch. f. Krim., 67, 1.
266. —, Mimik und Pantomimik, Physiognomik und Charakterologie, Arch. f. Krim., 54, 266 (m. Literaturang.).
267. Kluge, Friedr., Rotwelsch, Straßburg, 1901.
268. Knecht, Die Fürsorgeerziehung in Pommern, Psychiatr.-neurol. Wochenschrift, 12, 179.
269. Köbner bei Kitzinger, Die IKV., München, 1905, S. 44.
270. Kovalevsky, Paul, Psychopathologie légale, Paris, 1903, nach Ref., Monatsschrift f. Kriminalpsych., 1, 264.
271. Kraepelin, Emil, Psychiatrie, 8. Aufl., Leipzig, 1909/13.
272. —, Die Abschaffung des Strafmaßes, Stuttgart, 1880.
273. —, Über Brandstiftung durch Geisteskranke, Jahresber. d. Gesellsch. f. Natur- und Heilkunde, 1885/86, nach Mönkemöller, Zur Psychopathologie des Brandstifters, Arch. f. Krim., 48, 193.
274. —, Die psychiatrischen Aufgaben des Staates, Jena, 1900.
275. Krafft-Ebing, R. v., Psychopathia sexualis, herausg. v. Alfr. Fuchs, Stuttgart, 1907.
276. Krauß, F. A. Karl, Der Kampf gegen die Verbrechensursachen, Paderborn, 1905.
277. Kraus, Herbert, Masse und Strafrecht, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 6, 24.
278. Kraus, W., Ein Bauernmord an Ehefrau und Schwiegertochter, Arch. f. Krim., 45, 109.
279. Kroch, Ein unwahres Geständnis, Arch. f. Krim., 27, 177.
280. Krohne, bei Aull, Alkohol und Verbrechen, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VI, H. 2/3.
281. Kruckenberg, H., Der Gesichtsausdruck des Menschen, Stuttgart, 1913, nach Arch. f. Krim., 56, 372.
282. Kühlewein, Kriminalpsychologie und Strafrechtspflege, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 5, 178.
282a. Kulemann, Recht und Unrecht seit der Revolution, Deutsche Juristen-Ztg., 25, 733.
283. Kurella, Hans, Naturgeschichte des Verbrechers, Stuttgart, 1893.
284. —, Die Grenzen der Zurechnungsfähigkeit und die Kriminalanthropologie, Halle, 1903.
285. —, Cesare Lombroso als Mensch und Forscher, Wiesbaden, 1910.
285a. Kürz, Der Wein und die Kriminalität, Monatsschrift f. Kriminalpsych., 3, 43.
286. Lang, Der Bombenanschlag auf das Friedberger Rathaus, Der Pitaval der Gegenwart, 7, 216.
287. Legrand du Saulle, nach Boas, Forens.-psychiatr. Kasuistik, II, Arch. f. Krim., 37, 113.
288. Le Bon, Gustav, Psychologie der Massen, deutsch v. Eisler, Leipzig, 1908.
289. Leers, Zur forensischen Bedeutung der senilen Involution, Arch. internat. de Med. lég., Vol. II, Fasc. III (1911), nach Arch. f. Krim., 45, 362.
290. Lenhard, Todesstrafe oder lebenslanges Zuchthaus, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 11, 636.
291. Leute, Joseph, Beichtstuhlgeheimnis und Sittlichkeitsverbrechen, Sexualprobleme, 6, 828.
292. Lichtenstern nach Fischer, Eunuchoidismus und heterosexuelle Geschlechtsmerkmale, Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 52, 117.
293. Liebermann v. Sonnenberg, Die Elite des Einbrechertums, Der Pitaval der Gegenwart, 8, 166.
294. —, Zwei Fälle von Besudlung, Arch. f. Krim., 43, 281.

295. Liepmann, M., Die Reue vom kriminalistischen Standpunkt. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft. 22, 72 (m. Literaturang.).
296. —, Die Kriminalität der Jugendlichen und ihre Bekämpfung. Tübingen. 1909.
297. —, Ist die Todesstrafe im künftigen deutschen und österreichischen St.G.B. beizubehalten? Verh. d. 31. deutschen Juristentages, Bd. 2, 572.
298. Lipmann, Otto, Grundriß der Psychologie für Juristen, Leipzig, 1914.
298a. Liepmann, Wilhelm, Psychologie der Frau, Berlin und Wien, 1920.
299. Lindau, nach Havelock Ellis, Verbrecher und Verbrechen, Leipzig, 1894.
300. Lindenau, Heinr., Beruf und Verbrechen, Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, 24, 381.
301. Liszt, Elsa v., Die Berliner Jugendgerichtshilfe während des Krieges. Zeitschr. f. Kinderschutz und Jugendfürsorge, 1915, 95.
302. Liszt, Franz v., Das Problem der Kriminalität der Juden. Festschr. f. d. juristische Fakultät in Gießen zum Universitätsjubiläum, Gießen, 1907, 369.
303. —, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen, Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch., 37, 496.
304. —, Lehrbuch des deutschen Strafrechtes, 21. und 22. Aufl., Berlin u. Leipzig. 1919.
305. Lohsing, Ernst, Das Geständnis in Strafsachen, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, III., H. 1/3 (m. Literaturang.).
306. Lombroso, Cesare, Der Verbrecher, I, deutsch v. Fränkel, Hamburg, 1894.
307. —, Der Verbrecher, II, deutsch v. Fränkel, Hamburg, 1890.
308. —, Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien, deutsch von Merian, Gera, 1899.
309. —, Kerkerpalimpseste, deutsch v. H. Kurella, Hamburg, 1899.
310. —, und Ferrero, G., Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte, übersetzt v. Kurella, Hamburg, 1894.
311. Longard, Joh., Über „Moral insanity“, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 677.
312. Löwenstimm, Aug., Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen, Arch. f. Krim., 1, 222.
313. Ludwig, Karl, Ein Fall wissentlich unwahrer Selbstverdächtigung, Arch. f. Krim., 65, 301.
314. Lundborg, H., Medizinisch-biologische Forschungen innerhalb eines 2232-köpfigen Bauerngeschlechtes in Schweden, Jena, 1913.
315. Mach, v., Ein Beitrag zur Psychologie der Zeugenaussagen, Arch. f. Krim., 51, 273.
316. Manolescu, Georges, Ein Fürst der Diebe, Berlin, o. J.
317. Marro, M., Les rapports de la puberté avec le crime et la folie, Congr. intern. d'anthropol. crimin., Genf, 1896, S. 207.
318. Marcuse, Max, Vom Inzest, Jurist.-psychiatr. Grenzfragen, 10, H. 3/4. Halle, 1915 (m. Literaturang.).
319. —, Zur Psychologie der Blutschande, Arch. f. Krim., 55, 268.
319a. —, Die Fruchtabtreibung und das sittliche Empfinden des Volkes, Arch. f. Krim., 55, 371.
320. —, Erhöhte Kriminalität der Kinder aus christlich-jüdischen Ehen? Arch. f. Krim., 55, 374.
321. —, Kinokinder, Arch. f. Krim., 55, 376.
322. —, Die zerstörende und verbrecherische Gewalt der Sexualität, Arch. f. Krim., 56, 82.
323. —, Zwei weitere Fälle von Inzest, Arch. f. Krim., 67, 76.
324. —, Zur Kasuistik des Inzestes, Arch. f. Krim., 67, 232.
325. Marx, Hugo, Schuld und Strafe, Arch. f. Krim., 42, 345.
326. —, Über Selbstschädigungen im Gefängnis, Ärztl. Sachverst.-Ztg., 19, 353.
327. —, Die Psychologie der Haft, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin, 47, Suppl. 255.
328. Marschall, J., Ein psychologischer Streifzug durch das Gebiet der Beleidigungsklage, Arch. f. Krim., 46, 193.
329. Mayer, Max Ernst, Über die Reform der Strafzumessung, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 3, 309.
330. Mayr, Georg v., Kriminalstatistik und „Kriminalätiologie“, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 8, 333; 9, 129.

331. Meier, Margarete, Beitrag zur Psychologie des Kindsmordes, Arch. f. Krim., 37, 313 (m. Literaturang.).
332. Merzbacher, L., Ein raffinierter Versicherungsschwindler, Arch. f. Krim., 38, 298.
333. Messer, Aug., Das Problem der Willensfreiheit, Göttingen, 1918.
334. —, Psychologie, Stuttgart und Berlin, 1914.
335. Meyer, Schundliteratur und Schundfilm, Arch. f. Krim., 53, 175.
336. Mezger, E., Der Jurist als Psychologe, Der Gerichtssaal, 85, 363.
337. —, Die abnorme Charakteranlage, Arch. f. Krim., 49, 23.
337a. —, Über Kriminalpsychologie, Arch. f. Krim., 51, 63.
338. —, Der Determinismus in der Kriminalpsychologie, Arch. f. Krim., 54, 351.
339. —, Akute und chronische Affekte, Arch. f. Krim., 58, 70.
340. —, Kriminalpsychologische Studien aus der gerichtlichen Praxis, Arch. f. Krim., 68, 224.
341. Michaelis, v., Erfahrungen und Lehren aus 31jähriger Strafvollzugspraxis, Arch. f. Krim., 57, 40.
341a. Mittermaier, Der Einfluß des Krieges auf Kriminalität und Strafrecht. Zeitschr. f. angew. Psychol., 14, H. 5/6.
342. Möbius, P. J., Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, Halle, 1901.
343. Moll, Eulenburgs Realenzyklopädie, 5, 731 (1908), nach Mezger, Kriminalpsychologische Studien, Arch. f. Krim., 68, 224.
344. Mönkemöller, Statistische Beiträge zur Naturgeschichte der Korrigendinnen. Arch. f. Krim., 30, 297.
345. —, Eine Vagabundenfamilie, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 4, 529.
346. —, Geistesstörung und Verbrechen, Sammlung v. Abhandlungen aus d. Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, VI, H. 6, Berlin, 1903.
347. —, Zur Kriminalität des Kindesalters, Arch. f. Krim., 40, 246.
348. —, Zur Psychopathologie des Brandstifters, Arch. f. Krim., 48, 193.
349. —, Der Exhibitionismus vor dem gerichtlichen Forum, Arch. f. Krim., 53, 34.
350. Morel, Des dégénérescences nach Ellis, Verbrecher und Verbrechen, S. 36.
351. —, bei Ferri, Das Verbrechen als soziale Erscheinung, deutsch v. Kurella, Leipzig, 1896.
352. Morel, Jules, Die psychologische Beschaffenheit der rückfälligen Verbrecher, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 219.
352a. Mühsam, Über die Beeinflussung des Geschlechtslebens durch freie Hodenüberpflanzung, Deutsche med. Wochenschr., 46, 823.
353. Müller, Chr., Die Psyche der Prostituierten, Neurol. Zentralbl., 1908, 992.
354. Münsterberg, Grundzüge der Psychotechnik, Leipzig, 1914.
355. Muralt, L. v., Über Familienmord, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 88.
356. Näcke, Paul, Bericht über den Verlauf des V. Internation. Kriminalanthropol. Kongresses zu Amsterdam, Arch. f. Krim., 8, 91.
356a. —, Über Rassenmischung, Arch. f. Krim., 16, 339.
357. —, Referat zu Siefert, Über die unverbesserlichen Gewohnheitsverbrecher, Arch. f. Krim., 22, 287.
358. —, Rasse und Verbrechen, Arch. f. Krim., 25, 64.
359. —, Die Zeugung im Rausch und ihre schädlichen Folgen für die Nachkommenschaft, Neurol. Zentralbl., 27, 1058.
360. —, Strafrechtsreform und Abtreibung, Arch. f. Krim., 33, 95.
361. —, Über die sog. „moral insanity", Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Wiesbaden, 1902; Lombrosos Theorien vom Verbrecher, Arch. f. Krim., 33, 178.
362. —, Zur Psychologie der sadistischen Messerstecher, Arch. f. Krim., 35, 343.
363. —, Über Kleiderfetischismus, Arch. f. Krim., 37, 160.
364. —, Kleine Mitteilungen im Arch. f. Krim.
365. —, Über Familienmord durch Geisteskranke, Halle, 1908.
365a. Nagel, nach Fischer, Zur Biologie der Degenerationszeichen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 1920.
366. Nägeli, O., Unfalls- und Begehrungsneurosen, Stuttgart, 1917.
367. Nerlich, Der Lustmörder Dittrich, Arch. f. Krim., 26, 11.
368. —, Die Bürgermeisterstochter Grete Beier aus Brand, Arch. f. Krim., 33, 145.

369. Nöldeke, Eine internationale Diebsbande, Der Pitaval der Gegenwart, 2, 1.
370. Oborniker, Alfred, Strafrecht und Strafvollzug im Lichte der deutschen Sozialdemokratie, Arch. f. Krim., 30, 201 (m. Literaturang.).
371. Oehlert, Der Wein und die Kriminalität, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 705.
372. Oppenheim, L., Das Gewissen, Basel, 1898.
373. Pappritz, Anna, Einführung in das Studium der Prostitutionsfrage, Leipzig, 1919.
374. Passow, Die Notwendigkeit kriminologischer Einzelbeobachtungen, Arch. f. Krim., 15, 151.
375. Paul, Friedr., Ein interessanter Fall einer Urkundenfälschung, Arch. f. Krim., 24, 357.
375a. Paz, de la, bei Fischer, Zur Biologie der Degenerationszeichen, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 1920.
375b. Pelman, Bemerkungen zu dem Prozesse des Prinzen Prosper Arenberg, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 60.
376. Peßler, Ein Beitrag zur Psychologie der Mörder, Arch. f. Krim., 27, 308.
377. —, Vorgetäuschte Selbstmorde, Arch. f. Krim., 55, 271.
378. Petro, Mitomania e simulazione di reati, Annali di Frenetria, 22, 251 (1912), nach Näcke, Falsche Beschuldigungen, Arch. f. Krim., 52, 195.
379. Pick, A., Pathologische Beiträge zur Psychologie der Aussage, Arch. f. Krim., 57, 193.
380. Pinkerton, William, Amerikanische Bankräuber, Arch. f. Krim., 18, 223.
380a. —, Amerikanische Fälscher, Der Pitaval der Gegenwart, 6, 1.
380b. Pitaval, Causes célèbres, Paris, 1734 ff., Auswahl von Paul Ernst, Inselverlag, 1910.
380c. Pitaval, der neue, und: Pitaval der Gegenwart (neuere Sammlungen nach dem Muster des Original-Pitaval).
381. Plempel, Zur Frage des Geisteszustandes der heimlich Gebärenden, Vierteljahresschr. f. gerichtl. Medizin, 3. F., 37, 2. Suppl.-Heft, 163.
382. Pollak, Max, Ein Monstreprozeß gegen Jugendliche, Arch. f. Krim., 32, 1.
383. Pollitz, P., Die Psychologie des Verbrechers, Leipzig, 1909.
384. —, Die drei Mörder Bloemers, Arch. f. Krim., 27, 209.
385. —, Strafvollzug und Einzelhaft, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 8, 166.
385a. —, Notzuchtsversuch an der eigenen Mutter, Arch. f. Krim., 52, 78.
386. Pönitz, Psychologie und Psychopathologie der Fahnenflucht im Kriege, Arch. f. Krim., 68, 260.
387. Postelberg, Die gefälschte Handschrift, Der Pitaval der Gegenwart, 3, 269.
388. Puppe, G., Zur Psychologie und Prophylaxe des Kindesmordes, Deutsche mediz. Wochenschr., 43, 609.
389. Radbruch, Feuerbach als Kriminalpsychologe, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 6, 1.
390. —, Eine kriminalpsychologische Parallele, Arch. f. Krim., 52, 192.
391. —, Psychologie der Gefangenschaft, Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissensch., 32, 339.
392. Rechert, Emil, Stephan Wanyck, Arch. f. Krim., 46, 269.
393. —, Eine Lügnerin aus Passion, Arch. f. Krim., 50, 305.
394. Reichel, Hans, Befangenheit als Verdachtsgrund, Arch. f. Krim., 34, 123.
395. —, Die Eifersucht im Zuhältereiprozesse, Arch. f. Krim., 20, 142.
396. —, Renommage als Meineidsmotiv, Arch. f. Krim., 21, 305.
397. —, Dissimulierter Selbstmordversuch, Arch. f. Krim., 38, 153.
398. —, Ein Erpressertrick, Arch. f. Krim., 55, 350.
399. Reichel, Über forensische Psychologie, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 7, 113.
400. Reiß, R. A., Einiges über Hoteldiebe, Arch. f. Krim., 37, 122.
401. Reukauff, H., Morde und Mörder, Psychiatr.-neurol. Wochenschr., 18, 27 usw.
402. —, Motiviertes Gutachten über den „Lustmörder" Max Dietze, Arch. f. Krim., 64, 228.
403. Ribot, Psychologie des sentiments, deutsch von Unger, Altenburg, 1903, nach Mezger, Akute und chronische Affekte, Arch. f. Krim., 58, 70.

404. Roos, J. R. B. de, Über die Kriminalität der Juden, Monatsschr. f. Kriminalpsychologie, 6, 193 (m. Literaturang.).
405. Rosenberg, J., Familiendegeneration und Alkohol, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 22, 11.
406. Rosenfeld, Hch., Die Frage des Zusammenhanges zwischen Rasse und Verbrechen, Deutsche med. Wochenschr., 1912, 124.
407. Roth und Gerlach, Der Banklehrling Karl Brunke aus Braunschweig, Halle, 1909.
408. Rouby, nach Birnbaum, Die sexuellen Falschbeschuldigungen der Hysterischen, Arch. f. Krim., 64, 1.
409. Rüdin, Ernst, Referat zu Kovalevsky, Psychopathologie légale. Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 264.
410. —, Über die klinischen Formen der Seelenstörung bei zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe Verurteilten, München, 1909.
411. Rupprecht, Karl, Die bedingte Begnadigung im Strafverfahren gegen Jugendliche, Arch. f. Krim., 49, 127.
412. Rykere, R. de, Die Kriminalität der Dienstboten, Monatsschr. f. Kriminalpsychologie, 8, 735.
413. Sadger, J., Welcher Wert kommt den Erzählungen usw. der Homosexuellen zu? Arch. f. Krim., 53, 179; Ketzergedanken über Homosexuelle, Arch. f. Krim., 59, 321.
414. Sch., E., Brandstiftertrusts in Nordamerika, Arch. f. Krim., 57, 189.
415. Schallmayer, Wilh., Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung, Jena, 1910.
416. Scheffold und Werner, Der Aberglaube im Rechtsleben, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VIII, H. 8.
417. Schmidt, Der falsche Zisterzienser, Der Pitaval der Gegenwart, 1, 1.
418. Schmid, H., Zur Psychologie des Brandstifters, Psychol. Abhandlungen, I, Leipzig und Wien, 1914.
419. Schneickert, Hans, Neue Gaunertricks, Arch. f. Krim., 17, 151; 22, 203; 26, 293.
420. —, Leichtsinn und Leichtgläubigkeit des Publikums und die Kriminalität, Arch. f. Krim., 18, 193.
421. —, Der Denunziant, Arch. f. Krim., 25, 264.
422. —, Das Für und Wider der Todesstrafe, Arch. f. Krim., 38, 134.
423. —, Zur Geschichte der Kriminalpsychologie, Arch. f. Krim., 71, 220.
424. Scholz, Ludwig, Die Gesche Gottfried, Berlin, 1913, Arch. f. Krim., 56, 382.
425. —, Eine irre Verbrecherin, Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, 56, 603.
426. Schrenck-Notzing, Frhr. v., Gutachten über den Geisteszustand des Herrn v. G., Arch. f. Krim., 32, 253.
427. —, Der Prozeß der Bombastuswerke, Arch. f. Krim., 40, 55 (m. Literaturang.).
428. —, Die Wachsuggestion auf der öffentlichen Schaubühne, Arch. f. Krim., 72, 81.
429. Schultz, Walter, Bemerkung zur Arbeit von Knut Sand, Pflügers Arch. f. d. ges. Physiologie, 179, 217.
430. Schultze, Ernst, Die Schundliteratur, Halle a. d. S., 1909.
431. Schurz, Karl, Lebenserinnerungen, Berlin, 1911, nach Reichel, Falsche Scham als Verbrechensmotiv, Arch. f. Krim., 56, 186.
432. Schütze, W., Fünfstündige Abschlachtung einer Geisteskranken. Arch. f. Krim., 42, 136.
433. —, Erinnerungstäuschung durch Kopfverletzung, Arch. f. Krim., 43, 174 (m. Literaturang.).
434. Seyfarth, Carly, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens, Leipzig, 1913, nach Hellwig, Krimineller Aberglaube im Königreich Sachsen. Arch. f. Krim., 61, 112.
435. Seige, Max, Das Landstreichertum, Arch. f. Krim., 50, 97.
436. Sello, Erich, Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen, nach Arch. f. Krim., 45, 81.
437. Senf, Max Rudolf, Das Verbrechen als strafrechtlich-psychologisches Problem, Hannover, 1912.
438. —, Zur Psychologie des Lustmörders, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 8, 299.

439. Sergi, Le degenerazioni umane, Mailand, 1889, nach Lombroso, Der Verbrecher, II, 319.
440. Seyfarth, H., Eine dämonische Frauennatur, Der Pitaval der Gegenwart, 8, 206.
441. Sichel, Max, Der Geisteszustand der Prostituierten, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, 14, 445.
442. Siegfried, Paul, Zwei Fälle von Kindermißhandlung, Arch. f. Krim., 71, 260 u. 73, 271.
443. Sighele, nach Lombroso, Verbrecherstudien, S. 175.
444. —, Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen, deutsch v. Kurella, Dresden und Leipzig, 1897.
445. Skraup, Karl, Mimik und Gebärdensprache, Leipzig, 1908, nach Kleemann, Mimik und Pantomimik, Arch. f. Krim., 54, 266.
446. Sommer, Robert, Psychiatrische Untersuchung eines Falles von Mord und Selbstmord mit Studien über Familiengeschichte und Erblichkeit, Klinik f. psych. u. nerv. Krankh., 1, 1.
447. —, Familienforschung und Vererbungslehre, Leipzig, 1907.
448. —, Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie, Leipzig, 1904.
449. —, Referat über den gegenwärtigen Stand der Kriminalpsychologie, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 8, 739.
450. —, Die Beziehungen der Kriminalwissenschaft zur Psychiatrie und Psychologie, Katania, 1913.
451. —, Krieg und Seelenleben, Leipzig, 1916.
452. Stammer, Georg, Bemerkungen über amerikanische Strafpolitik, Arch. f. Krim., 47, 79.
453. Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen, Berlin, 1884, nach Heindl, Die Kriminalität nach dem Kriege, Arch. f. Krim., 70, 180.
454. Stekel, W., Berufswahl und Kriminalität, Arch. f. Krim., 41, 268.
454a. —, Onanie und Homosexualität, Wien, 1917.
455. Steinach, Geschlechtstrieb und echte sekundäre Geschlechtsmerkmale als Folge innersekretorischer Funktion, Wien, 1910.
456. Stern, Erich, Über Schuld und Zurechnungsfähigkeit vom Standpunkt der Psychologie der Wertung, Arch. f. Krim., 73, 1.
457. Stern, Jaques, Über die Reue, Arch. f. Strafrecht und Strafprozeß, 51, 385.
458. Stier, Ewald, Fahnenflucht und unerlaubte Entfernung, Halle, 1905 (m. Literaturang.).
458a. Stilling, nach Fischer, Zur Biologie der Degenerationszeichen, Zeitschr. f. die ges. Neurol. u. Psychiatr., 1920.
459. Strafella, Franz Georg, Der Brief eines zum Tode Verurteilten, Arch. f. Krim., 52, 324.
460. —, Der sozial Primitive, Arch. f. Krim., 68, 1.
461. Strasser, Charlot, Das Kumulativverbrechen, Arch. f. Krim., 51, 203 (m. Literaturang.).
462. —, Trotz, Kleptomanie und Neurose, Arch. f. Krim., 59, 285.
463. Straßmann, Über Familienmord, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin, 3. F., 35. Suppl., 136; 51, 54; 61, 1.
464. Strauß, Alice, Zur Psychologie der pathologischen Schwindler, Arch. f. Krim., 56, 111 (m. Literaturang.).
465. Sturm, Friedr., Richterpsychologie, Arch. f. Krim., 60, 206.
466. —, Über juristische Beweisforschung, Arch. f. Krim., 72, 146.
466a. —, Eine Wissenschaft vom Strafmaß, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 11, 77.
467. Sury, Kurt v., Die Unzucht mit Tieren, Arch. f. Krim., 35, 293.
468. Svenson, Frey, Psychopathische Verbrecher, Arch. f. Krim., 45, 197.
469. Svorcek, Heinr., Einstimmiger Schuldspruch durch Geschworene auf Grund von Indizien, Arch. f. Krim., 30, 280.
470. Taine, Hippolyte, Origines de la France Contemporaine, nach Näcke, Zur Massenpsychologie, Arch. f. Krim., 53, 367.
471. Többen, Heinr., Ein Beitrag zur Psychologie der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilten oder begnadigten Verbrecher, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 9, 449.

472. Többen, Heinr., Beiträge zur Psychologie und Psychopathologie der Brandstifter, Berlin, 1917 (m. Literaturang.).
473. Travers, Der Krieg und die Kriminalität, Arch. f. Krim., 62, 393.
474. —, Uniformierte Hoteldiebe, Der Pitaval der Gegenwart, 1, 302.
475. Türkel, Siegfried, Der Einfluß der Lektüre auf die Delikte phantastischer jugendlicher Psychopathen, Arch. f. Krim., 42, 228.
476. Tybjerg, Die Prügelstrafe in Dänemark, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 415; 2, 133; 8, 102.
477. Ungewitter, Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, Arch. f. Krim., 42, 359.
478. Vebaek, Les bases rationelles d'une classification des délinquants; Communication faite à la Société d'anthropologie des Bruxelles, 27, 3, 11; Arch. f. Krim., 42, 377.
479. Voß, Beiträge zur Psychologie des Gattenmordes und Verwandtes, Arch. f. Krim., 41, 281.
480. —, Zur forensischen Kasuistik des sog. neurasthenischen Irreseins, Arch. f. Krim., 49, 133.
481. Wagner v. Jauregg, J., Myxödem und Kretinismus, Aschaffenburgs Handbuch der Psychiatrie, Spez. Teil, 2. Abt., 1. Hälfte.
482. Walch, Hans, Himmelsbriefe, Der Pitaval der Gegenwart, 1, 59.
483. Wallner, Julius, Studien zur Lehre der Verbrechensmotive, Arch. f. Krim., 59, 84.
484. Wassermann, Rudolf, Beruf, Konfession und Verbrechen, Statistische und nationalökonomische Abhandlungen, Heft 2, München, 1907 (m. Literaturang.); Die Kriminalität der Juden in Deutschland in den letzten 25 Jahren, Monatsschrift f. Kriminalpsych., 6, 609, Ist die Kriminalität der Juden Rassenkriminalität? Zeitschr. f. Demographie u. Statistik d. Juden, 7, 36.
485. —, Begriff und Grenzen der Kriminalstatistik, Kritische Beiträge zur Strafrechtsreform, Heft 8, Leipzig, 1909.
486. Weber, Gustav, Ein Verbrecher aus Freude am Betrug, Arch. f. Krim., 54, 44.
487. Weber, L. W., Der Familienmord, Arch. f. Krim., 67, 269.
488. Weber, Der Leipziger Bankprozeß, Der Pitaval der Gegenwart, 2, 89.
489. Weinberg, Rich., Psychische Degeneration, Kriminalität und Rasse, Monatsschrift f. Kriminalpsych., 2, 720.
490. Weinberg, Siegfried, Über den Einfluß der Geschlechtsfunktionen auf die weibliche Kriminalität, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VI, H. 1.
491. Weingart, Kriminaltaktik, nach Glos, Ein Beitrag zur Psychologie des Raubmörders, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 3, 554.
492. Wertheimer, Max, und Klein, Julius, Psychologische Tatbestandsdiagnostik, Arch. f. Krim., 15, 72.
493. Wetzel, Albrecht, Die allgemeine Bedeutung des Einzelfalles für die Kriminalpsychologie, Arch. f. Krim., 55, 101.
494. —, Über Massenmörder, Berlin, 1920, mit einer Übersicht über die Kasuistik.
495. Weygandt, W., Beitrag zur Lehre von den psychischen Epidemien, Halle a. d. S., 1905.
496. Wilmanns, Karl, Zur Psychopathologie des Landstreichers, Leipzig, 1906.
497. —, Das Landstreichertum, seine Abhilfe und Bekämpfung, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 1, 605.
498. Windelband, Wilh., Über Willensfreiheit, V. Vorlesg., Tübingen und Leipzig.
499. Wollenberg, R., Die forensisch-psychiatrische Bedeutung des Menstruationsvorganges, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 36.
500. Wulffen, Erich, Weshalb werden so viele Sittlichkeitsverbrechen an Kindern begangen? Gesetz und Recht, 8, 391.
501. —, Kriminalpsychologie im Mordprozeß Hau, Gesetz und Recht, 8, 397.
502. —, Psychologie des Verbrechers, 2 Bde., Groß-Lichterfelde, 1908.
503. —, Zur Kriminalpsychologie des Kindes, Monatsschr. f. Kriminalpsych., 2, 172.
504. —, Der Sexualverbrecher, Groß-Lichterfelde, 1910.
505. —, Psychologie des Giftmordes, Wien, 1917.
506. —, Georges Manolescu und seine Memoiren, Berlin, o. J.

507. Wundt, Wilh., Grundzüge der physiologischen Psychologie, 6. Aufl., III, Leipzig, 1911.
508. Yvernes, Maurice, L'alcoolisme et la criminalité, Arch. d'anthropol. crimin., 1912.
509. Zafita, Hermann, Zur kriminalpsychologischen Bedeutung des Verbrecherwerkzeuges, Arch. f. Krim., 52, 249.
510. —, Das System der Verbrechertypen, Arch. f. Krim., 65, 169; Konträre Strebungen, Arch. f. Krim., 62, 71.
511. —, Die psychischen Voraussetzungen des verbrecherischen Entschlusses, Arch. f. Krim., 64, 54.
512. Zaitzeff, Die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit bei Massenverbrechen, Jur.-psychiatr. Grenzfragen, VIII, H. 6 (m. Literaturang.).
513. Zangger, Über die Beziehungen des Kindes zum Verbrechen, Jahrb. d. Schweizer Gesellsch. f. Schulgesundheitspflege, 13 (1912), nach Boas, Kinder als Verbrecher, Arch. f. Krim., 53, 331.
514. —, Kriminalität der Juden in Amsterdam, Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, 3, 190.
515. —, Christian Holzwart, Der neue Pitaval, 25, nach Wetzel, Über Massenmörder.
516. —, Der Prozeß Riehl und Konsorten in Wien, Arch. f. Krim., 27, 1.

Nachtrag

517. Birnbaum, Karl, Kriminal-Psychopathologie, Berlin, 1921.
518. Brennecke, Hans, Psychopathie und Revolution, Deutsche Strafrechtsztg., 8, 21.
519. Göring, M. H., Der Wert der neuen Forschung auf dem Gebiete der inneren Sekretion für die Kriminalpsychologie, Arch. f. Krim., 73, 243.
520. Heindl, Das amerikanische Probationssystem, Arch. f. Krim., 73, 291.
521. —, Einführung der Prügelstrafe in Ungarn, Arch. f. Krim., 73, 293.
522. Hentig, Hans v., und Viernstein, Theodor, Untersuchungen über den Sittlichkeitsverbrecher, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., 70, 334.
523. Hoffmann, Walter, Psychologie der straffälligen Jugend, Leipzig, 1919, nach Stern, Psychologie der straffälligen Jugend.
524. Hulst, J. P. L., Beitrag zur Kenntnis der Nekrophilie und des Nekrosadismus, Arch. f. Krim., 73, 205.
525. Kahn, Eugen, Psychopathen als revolutionäre Führer, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., 52, 90.
526. Kraepelin, Emil, Psychiatrische Randbemerkungen zur Zeitgeschichte, Süddeutsche Monatshefte, 16, H. 9.
527. Lempp, Über Mordversuche mit pathogenen Bakterien, Arch. f. Krim., 73, 247.
528. Margulies, Max, Über Ausdruckstätigkeit und Erleben, Arch. f. Krim., 73, 93.
529. Nötzel, Karl, Das Verbrechen als soziale Erscheinung, München, 1920, nach Ref. im Arch. f. Krim., 73, 311.
530. Stern, Erich, Psychologie der straffälligen Jugend, Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, 42, H. 4/5.
531. Wagner v. Jauregg, Vorgetäuschter Mordversuch in der Posthypnose, Deutsche Strafrechtsztg., 8, 51.
532. Wittig, K., Der Einfluß des Krieges und der Revolution auf die Kriminalität der Jugendlichen, Zeitschr. f. Kinderforschung, 26, 8, nach Ref. im Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., 25, 521.

PSYCHOLOGIE DES TRAUMES

VON

SANTE DE SANCTIS

I. DIE PHYSIOLOGISCHEN BEDINGUNGEN DES TRAUMES

Der Traum wurde und muß nach einer exakten wissenschaftlichen Methodik untersucht werden. Diese Methodik habe vor vielen Jahren ich (89) und in der Folge verschiedene Autoren erörtert. Schließlich nahm ich den Gegenstand selbst wieder auf im Jahre 1919 (95), und darum verweise ich den Leser auf meine jüngste Veröffentlichung. Endlich muß ich daran erinnern, daß ich mich nicht in Übereinstimmung mit den Forschern, wie Foucault, Havelock Ellis, L. Luciani, befinde noch befand, welche ausschließlich die subjektive Methode verwerten, die man rückwärtsschauende Selbstbeobachtung (auto-intro-retrospektive Methode) nennen könnte. Ich habe immer alle Methoden verteidigt und angewendet, die man in der modernen Psychologie benützt, um die psychischen Tatsachen zu erforschen, und das ist nicht nur die Methode der Selbstbeobachtung, sondern auch der Fremdbeobachtung (Verhör und Ausfrage [Enquête oder Inquiry]), der Psychoanalyse im Sinne Freuds[1] (welche darauf ausgeht, den „latenten Inhalt" im Gegensatz zum „manifesten Inhalt" des Traumes zu erforschen), der äußerlichen Beobachtung des Schlafenden (oder physiologische Methode[2]), und die vielfältigen und sehr reichen experimentellen Methoden, nach welchen neuerdings Mourly Vold seine langwierigen und mühsamen Untersuchungen ausführte, und welche ich in weitem Umfange in den vergangenen Jahren, besonders in der letzten Zeit, anwendete.

---

[1] Ich habe von der gewöhnlichen Psychoanalyse (Heteropsychoanalyse) eine Autopsychoanalyse unterschieden und Beweismaterial dafür gesammelt, daß die Autopsychoanalyse eines eigenen Traumes, die im Erwachen oder nachts im Halbschlaf oder dgl. stattfindet, oft zur Enthüllung der verborgenen Bedeutung des Traumes selbst führt. Der Träumer erkennt nämlich spontan, daß durch die Traumerscheinungen Ereignisse, die vom Wachzustand recht verschieden sind, gewissermaßen allegorisch dargestellt werden. Wie kommt er zu solchem Erkennen? Sicherlich auf affektivem Wege; er erkennt die Ähnlichkeit des Affektzustandes im Traume mit einem Affektzustande des Wachbewußtseins, der mit anderen Vorstellungsbildern verknüpft war, und diese kehren nach Vollzug jenes Wiedererkennens wieder ins Bewußtsein zurück (assoziative Wechselbeziehung zwischen Vorstellung und Gefühl). Eigentümlicherweise kann man zuweilen während des Traumes selbst zur Bedeutung des Traumes vordringen (Näheres darüber im folgenden), so daß man zwei Arten von Auto-Psychoanalyse unterscheiden könnte, nämlich die Auto-Psychoanalyse während des Traumes (*intraonirica*) und jene nach dem Traume (*postonirica*); die erste findet im Zustand völligen Unterbewußtseins (Schlafzustand) und daher automatisch, die zweite im Zustand des Halbwachens (schlafähnlicher Zustand) halbwillkürlich statt.

[2] Wie ich in einer vorangehenden Arbeit nachgewiesen habe, ist die physiologische Methode alt und klassisch. Hier möchte ich hinzufügen, daß auch Pierre Janet sie mit Erfolg bei neuropathischen Personen anwendete, wie er in einem neuen Werk (36) berichtet.

Diese methodologische Vorbemerkung genügt, um dem Leser verständlich zu machen, daß ich für die wissenschaftliche Untersuchung des Traumes die Kenntnis der Erscheinung: Schlaf für unentbehrlich halte. In der wissenschaftlichen Traumlehre folge ich den Prinzipien und Methoden der zeitgenössischen Psychologie. Wie es meiner Meinung nach nicht zulässig ist, eine wissenschaftliche Psychologie ohne Rücksicht auf die Lebenserscheinungen zu betreiben, so scheint es mir auch nicht am Platze, bei der Untersuchung des Traumes den schlafenden Organismus zu vernachlässigen.

Daher muß der Traum psycho-physiologisch aufgefaßt werden, indem man ihn unter seinen natürlichen Bedingungen, am lebenden Organismus als eine Erscheinung des Schlafes, also unter seinen physiologischen Voraussetzungen, betrachtet.

Dieser Gesichtspunkt ist nichts weniger als neu. Schon Chr. Wolff[1] legte besonderen Wert auf die physiologischen Bedingungen des Gehirns während der Entstehung des Traumes. Melchior Gioia (32, II. S. 203 ff.) schloß sich ihm an; dieser Philosoph gab sogar eine vergleichende Darstellung der physischen Zustände des Träumers und der ihnen im allgemeinen entsprechenden Träume. So bedeutet das Bestehen einer genauen Übereinstimmung, daß die physiologischen Bedingungen sogar bisweilen dem individuellen Faktor das Gegengewicht halten. So füllen wir eine Lücke aus, die sich bei einigen der jüngsten Autoren, insbesondere bei der Freudschen Schule, in ihrer Behandlung des Traumes findet. Freud hält zwar die Hypothese einer räumlichen Auffassung der psychischen Vorgänge nicht für nötig; er kann jedoch eine biologische Auffassung dieser Vorgänge nicht für ebenso unnötig halten. Bergson erklärt, daß zwischen dem Gehirn und dem Gedanken dieselbe Wechselbeziehung besteht wie zwischen einem Kleid und dem Nagel, an den man es hängt. Schade, daß das Leben kein Nagel ist! — Ich bin hingegen überzeugt, daß man über die Elemente und speziell über die Dynamik des Traumes besonders klare Aufschlüsse erhält, wenn man die Verfassung des Gehirns des Schlafenden und im allgemeinen den physiologischen Zustand des Schlafes in Betracht zieht. Ich trete entschieden den Versuchen entgegen, gewisse Probleme zu behandeln und dabei der Physiologie die Türe vor der Nase zu verschließen. Freud einerseits und Bergson andererseits vergessen, daß auch der Traum eine Lebenserscheinung ist. Die Psychologen jedoch müssen diesen Umstand im Gedächtnis behalten, sonst laufen sie Gefahr, hinter A. Haller, Burdach, Joh. Müller, Vierordt, ja sogar hinter Aristoteles zurückzubleiben.

A. ATMUNG, BLUTKREISLAUF UND STOFFWECHSEL IM SCHLAFE

Es wäre indessen ein Zeitverlust, sich bei den sogenannten Theorien des Schlafes aufzuhalten. Eine große Gruppe von Schriftstellern hat sich schon bemüht, sie darzulegen und zu kritisieren. Ich habe selbst davon

[1] Psychologia rationalis methodo scientifico pertractata usw., Frankfurt und Leipzig, 1740, S. 201 ff.

gesprochen [1], und der Leser mag, außer bei A. Mosso, bei Luciani (49, IV), Salmon (83), Ernst Trömmer [2] (111, 112) und besonders bei Piéron (66) nachlesen, der den Gegenstand erschöpfend behandelt, indem er eine Klassifikation aller Theorien gibt und sie mit Scharfsinn und Objektivität kritisiert, so daß er jeden Schriftsteller von weiteren Verpflichtungen entbindet.

Mir genügt es, einige Hinweise in bezug auf die physiologischen Voraussetzungen des Schlafes zu geben.

Der Zustand des Atmungsapparates während des Schlafes wurde von verschiedenen Physiologen beschrieben, besonders von A. Mosso (1878, 1886 und später). Die Atemfrequenz ist geringer, und der Rhythmus kann einen intermittierenden oder auch periodischen Ablauf annehmen, besonders bei Kindern und Greisen (Mosso, Luciani), das Einatmen wird verlängert, das Ausatmen verkürzt. Gleichwohl sind die Dinge nicht so einfach, wie man glaubt. Mendicini (56) beschäftigte sich kürzlich in meinem Laboratorium mit diesem Gegenstande (Textfig. 1). Nach Mendi-

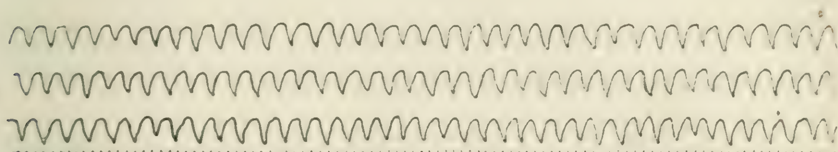


Fig. 1.

Thorakales Pneumogramm einer normalen 30jährigen Frau, während des Schlafes (21. April 1915, 12 Uhr 15 a. m.) von A. Mendicini mit dem Brondgeestschen Pneumographen aufgenommen. Die Form der Kurve ist tatsächlich für den Schlaf typisch, weil sie sich, abgesehen von dem Ausschluß aller Fehlerquellen (vgl. Marey, La méthode graphique), in allen während des Schlafes aufgenommenen Pneumogrammen konstant erhält, während sie in den Pneumogrammen des Wachzustandes nicht vorkommt. Im einen wie im anderen Falle ruhte die Versuchsperson stets in Rückenlage. Überdies wurden einige Schlafkurven im unmittelbaren Anschluß an die Wachkurven am gleichen Abend aufgenommen, ohne daß die geringste Änderung in der Aufstellung der Apparate stattgefunden hätte.

cini wird im Gegensatz zu andern Beobachtern die Atmung (thorakales Pneumogramm) der normalen Frau im tiefen Schlafe tiefer und häufiger. Mendicini fand im Schlafe niemals die periodische oder remittierende oder intermittierende Atmung, die von Mosso und andern Physiologen verzeichnet wurde. In bezug auf den Atmungsrhythmus (den Atmungsquotienten der übrigen Autoren) hatte Mosso beobachtet, daß im Schlaf eine Umkehrung stattfinde; von 12 Teilen entfielen 10 auf die Einatmung und 2 auf die Ausatmung. Nach Mendicini bestand die gleiche Um-

[1] 89, Notiz z. S. 333, wo ich die histologische Theorie und die jüngsten Varianten (i. J. 1900) der vasomotorischen Theorie zurückweise.

[2] Der Verfasser erörtert den Widerspruch zwischen den zwei Theorien des Blutandranges und der Blutleere des Gehirns, stellt der Ermüdungstheorie stichhaltige Gründe entgegen und bekämpft die Annahme eines Schlafzentrumsgehirns, sei es, daß man es in die Stirnlappen oder in die Sehhügel verlegen wolle.

kehrung des Rhythmus, wie sie Mosso angegeben hatte, im Schlafe normaler Personen; aber im Schlafe seiner Melancholikerinnen fehlte die Umkehrung, also überwog bei ihnen die Ausatmung. Bei einer Melancholikerin nahm indessen der Quotient zu, weil sie nach Aussage des Verfassers lebhaft träumte.

Normale Person ♀ 30 Jahre	Wachzustand Frequenz	Höhe	Quotient	Schlaf Frequ.	Höhe	Quot.
Torakales Pneumogramm	20	4,7	0,98			
	20	8,2	0,78	23	7,7	1,50
	20	5,8	0,97			

Ich glaube, daß die Abweichungen z. T. durch den individuellen Faktor, z. T. durch die verschiedenen Phasen des Schlafes, z. T. durch die vorhandene Traumtätigkeit verursacht sind. Mendicini findet beim Schlafe seiner Melancholikerinnen in allen Teilen der Pneumogrammkurve häufige Pausen und zitternde Schwankungen. Dies läßt sich durch das gleichzeitige Vorhandensein unlustvoller Traumeindrücke erklären und würde mit der „Zitter-Atmung" (*tremblée*) übereinstimmen, die schon zusammen mit andern Störungen der melancholischen Depression während des Wachens vermerkt wurde (Häufigkeit der Atmungsakte, Seufzer, die sich einzeln oder in Gruppen periodisch wiederholen, usw.).

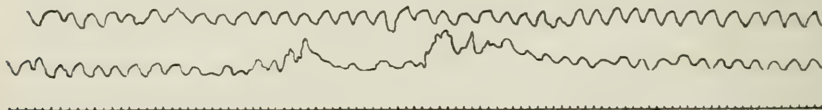


Fig. 2.

Thorakales Pneumogramm einer 30jährigen Frau, während der ersten Stunde des Schlafes (21. April 1915, 12 Uhr 55 a. m.) aufgenommen. Spontanes Erwachen gegen das Ende der Kurve, ungefähr 15 Sekunden, nachdem die Kurve regelmäßig geworden war. Die Versuchsperson bestätigt auf Befragen, daß sie eben träumte. Die Unregelmäßigkeiten der Kurve sind vielleicht zu erheblich, als daß sie insgesamt auf die Traumtätigkeit der Schläferin zurückgeführt werden könnten. Die Frequenz (24 Atemzüge in der Minute) ist nicht gesteigert. In dem Kurventeil, der sich über die Abszisse erhebt, fallen drei oberflächliche Atemzüge auf, wie sie in Kurven vorzukommen pflegen, die während der Bewußtseinslage der Erwartung aufgenommen werden (Material des Institutes für experimentelle Psychologie).

Mendicini pflegte seine Patienten zu wecken, wenn sich im Pneumogramm bemerkenswerte Unregelmäßigkeiten zeigten. Kaum erweckt, fragte er sie, ob und was sie im Augenblick des Wiedererwachens geträumt hätten. In einem Fall (normale Frau) hatte er ein Resultat, das berichtet zu werden verdient (Textfig. 2).

Daß während des Schlafes der Blutkreislauf im allgemeinen und insbesondere im Gehirn gewisse naturgemäße Veränderungen erleidet, ist eine allgemein anerkannte Tatsache (Mosso, Fano und viele andere)[1]. Es

[1] S. die alte Literatur über diesen Gegenstand bei Jules Soury (101). Die neueren Forschungen finden sich bei Ernst Weber (117), Hans Berger (8). Von den physiologischen

scheint sicher, daß bei kleinen Kindern die Differenz der Herzschläge und des Pulses im Wachen oder Schlafen sehr gering ist[1]. Es ist in der Tat eine alte Beobachtung, daß sich der Puls im Schlafe verlangsamt (Galen, Haller); aber auch aus meinen zahlreichen Beobachtungen geht hervor, daß sich bei kleinen Kindern der Puls im Schlafe wenig verändert, daß er aber selbst bei Kindern und bei Erwachsenen bemerkenswerte Änderungen zugleich mit Atmungsänderungen zeigt, wenn man aus mimischen Anzeichen das Vorhandensein eines lebhaften Traumes folgern kann.

Von der alten und wiederbelebten vasomotorischen Theorie des Schlafes fand die Theorie der Blutleere des Gehirns (Howell, Mosso) verschiedene Gegner unter den Physiologen und Pathologen, so daß die entgegengesetzte Theorie Ansehen gewann (Blutfülle: Czerny, Schleich). Experimente und Kritiken von Ferramini, Rummo, Morselli, Tanzi, de Sarlo, Richet und besonders von H. Berger ließen darauf schließen, daß die vasomotorischen Veränderungen im Schlafe, die sich übrigens durch direkte Beobachtungen an Schlafenden mit Schädelbrüchen gut feststellen ließen, die Wirkung und nicht die Ursache oder wenigstens Begleiterscheinungen des Schlafes bilden. Indessen müßte man wissen, ob der Zu- oder Rückfluß des Blutes von der Hirnrinde den verschiedenen Schlafphasen und der mehr oder weniger lebhaften Traumtätigkeit des Schlafenden entspreche oder nicht.

Auch Varianten der vasomotorischen Theorie hatten kein größeres Glück, wie z. B. der Vorschlag von Pilez (Blutfülle des Hirnstammes und Blutleere des Hirnmantels) und der andere spätere von Surbled, welcher das antagonistische Spiel der beiden vom Willisschen Polygon ausgehenden Gefäßsysteme (des durch die Hirnrinde und des durch die Basalganglien ziehenden) ins Treffen führt.

Der organische (normale und pathologische) Stoffwechsel im Schlafe wurde von allen Physiologen behandelt (Pettenkofer und Voit, Liebermeister, Quincke, Beaunis, Delsaux usw.) und ist auch hier zu erwähnen[2].

Bedingungen des Schlafes handelt John F. Shepard (99). Nachzulesen ist besonders Piéron; dieser behandelt ausführlich die Herztätigkeit, den Blutdruck, die Atmung, die Verdauungs- und Sekretionserscheinungen, die Wärmeerzeugung und die sensomotorischen Erscheinungen des Schlafes und faßt die physiologischen Erscheinungen des Schlafes in Kap. VI, S. 140 ff., zusammen. Ohne die übrigen physiologischen Bedingungen des Schlafes wie den Zustand der Sekretionstätigkeit und der Wärmeerzeugung zu berücksichtigen, will ich nur noch erwähnen, daß ich mich in bezug auf die theoretische Ansicht von Vaschide über die konstante Temperatur im Schlafe völlig der von Piéron geübten Kritik anschließe.

[1] Dr. Bàculo (Resoconto del Brefotrofio dell'Annunziata I a clinica „Baliato") nahm den Herzdruck bei Säuglingen von wenigen Tagen und Monaten im Schlaf und im Wachen auf und gelangte sogar mit Rücksicht auf die Zahl der Pulsschläge zu den gleichen Ergebnissen. Der Rhythmus, der im Wachen unregelmäßig ist, bleibt im Schlafe ebenso unregelmäßig. Bei einem kleinen Mädchen findet er Allorhythmie entsprechend den Atmungsbewegungen: systolisches Plateau mit und ohne Zacken.

[2] In Italien schrieb darüber schon vor vielen Jahren Belmondo (7).

Es scheint natürlich, daß im Schlafe zugleich mit der Herabsetzung der Tätigkeit der Nervenzentren die Stoffwechselprozesse gleichfalls verlangsamt und der Luftaustausch und folglich auch die Sauerstoffversorgung der Gewebe auf ein Mindestmaß heruntergedrückt werden (Verworn, Baglioni). Jedoch muß man zur Klärung und Kritik solcher Lehren wenigstens 2 Punkte im Auge behalten: 1. daß die Herabsetzung der Tätigkeit der Nervenzentren im Schlaf ausschließlich auf zwei Faktoren zurückgeführt werden darf, auf die Erhöhung der Reiz- und Empfindungsschwelle und auf die Unbeweglichkeit; während die psychische (kortikale) Tätigkeit durchaus nicht ausgeschaltet ist, wie die Verfasser gewöhnlich sagen; 2. daß ein Teil der Stoffwechseländerungen während des Schlafes gerade von der Traumtätigkeit abhängt. Daß diese Tätigkeit tatsächlich zu Oxydationsvorgängen Anlaß gibt, haben die Physiologen zwar nicht bewiesen, aber die Tatsache ist nichtsdestoweniger gewiß, weil, wie ich schon in meinen vorangehenden Veröffentlichungen über den Traum zeigte, eine Traumermüdung besteht, eine Erscheinung, die schon Tissié (109, 110) an der Hand von Beispielen klargelegt hatte. Die Ermüdung läßt sich hinreichend erklären durch die Bewegungen und noch mehr durch die Muskelkontraktionen, welche man zuweilen am Träumenden beobachten kann[1].

Ich lenke die Aufmerksamkeit auf zwei landläufige wissenschaftliche Vorurteile, nämlich daß der Schlaf immer eine vollkommene Wiederherstellung der organischen Kräfte bewirke (Übergewicht der Assimilationsprozesse), und daß dementsprechend die Traumtätigkeit ein psychisches Ausruhen sei, nämlich Verminderung der psychischen Spannung. Das trifft zu, aber nur in allgemeiner Hinsicht; denn bisweilen verbraucht man sich im Schlaf eher, als daß man sich erholt; d. h. der Traum kann trotz der fehlenden Wirkung der Außenreize der Umgebung eine dissimilatorische anstatt eine assimilatorische Phase des Stoffwechsels darstellen.

Man vergleiche ein jüngst aufgenommenes Protokoll:

Nachts, am 4. November 1919. Niederschrift um 8 Uhr.

(V. R. ♀ 26 J.) Ich habe geträumt, daß M.'s Schwester von M. einen Brief bekam (ich fühle, daß der Brief etwas Unangenehmes für mich enthält, aber ich bin nicht sicher, ob dies Gefühl zum Traum oder zur Erinnerung des Traumes gehört). Ich weine leidenschaftlich und lange; allmählich komme ich dazu, die Müdigkeit des Weinens zu fühlen (Muskelschmerzen in der Brust und an den Schläfen, Kopfweh, Druck in der Kehle). Ich wache für kurze Zeit auf: Schwere im Kopf, peinliche Empfindung eines bleiernen Schlafes. Ich schlafe wieder ein und träume, noch zu weinen wie zuerst. Beim Erwachen heute morgen bin ich ruhig, aber erschöpft.

Es ist zu bemerken, daß M.'s Schwester gestern abend wirklich einen Brief von

---

[1] Niemand wird die Ermüdung durch Vorstellungen bezweifeln (besonders durch motorische Vorstellungen). Das praktische Leben bietet deutliche Beispiele. Jüngst habe ich folgenden Fall beobachtet: Eine Dame, die dem Kinostück „Die zwei Wachtmeister" beiwohnte, erklärte mir, daß sie bei der aufregenden Schwimmszene Müdigkeit der Arme verspürte, weil sie mit der Phantasie die Bewegungen des Schwimmens verfolgte. Als dieselbe Dame einen Film sah, der die italienischen Truppen auf dem Adamello darstellte, erklärte sie, Müdigkeit in der Lendengegend zu fühlen, weil sie in Gedanken den Soldaten beim Schleppen schwerer Geschütze half.

M. mit einer unangenehmen Mitteilung für mich erhielt. Ich hatte einen sehr heftigen Schmerzanfall, dessen Äußerung ich gewaltsam unterdrückte. Später Erschöpfung, ruhiger Schmerz, Schlaflosigkeit ohne Unruhe. Mehrmals unterdrückte ich mit großer Gewalt das Weinen; aber dann legte ich mich nieder und schlief.

B. TOXISCHE UND CHEMISCHE THEORIEN DES SCHLAFES: LOKALISATION IM GEHIRN

Das Studium des Stoffwechsels im Wachen und im Schlaf eröffnet den Zugang zu den toxischen und chemischen Theorien. Die von Preyer erdachte Theorie (Erzeugung von Ermüdungstoffen im Wachzustande) fand starke Unterstützung bei neueren Physiologen und auch Pathologen, z. B. Déjérine. Die chemische Theorie wurde trotz mancher Gegnerschaft oft erneuert und in veränderter Form auch von Dubois in Lyon (1896) aufrechterhalten, so daß sie unter dem Namen „biochemische" und „neurodynamische" Theorie von den Zeiten Purkinjes, Pflügers und Preyers zusammen mit der Theorie Piérons, von der ich weiter unten sprechen werde, bis heute das Feld behauptet hat.

Nach Salmon (81, 82) wäre der Schlaf eine vegetative Funktion innerer Sekretion, die der organischen Wiederherstellung der Nervenzentren diente; sie bestünde in der Erzeugung einer Reservesubstanz — der Substanz der Nißlschen färbbaren Zellkörper — während des Schlafes. Die Hypophyse löse die Funktionen des Schlafes aus. Abgesehen davon, daß dieser Einfluß der Hypophyse durchaus nicht von ihm bewiesen wurde, muß man Salmon entgegenhalten, daß er auf logischem Weg, aber von Analogien aus zu seiner Hypothese gelangt, die alles andere als berechtigt sind, wie z. B. die Analogie zwischen normalem Schlaf einerseits und pathologischem Schlaf und pathologischer Somnolenz (Lethargie) andererseits. Daher erscheint mir die Kritik, die Gemelli an der Hypothese von Salmon übt, durchaus überzeugend[1].

Piéron (66) und Legendre haben die chemisch-toxische Theorie des Schlafes mit zureichenderen Gründen verteidigt. Sie machten zahlreiche Experimente, um sich über die Natur des Schlafes zu vergewissern, und konnten eine Toxinsubstanz nachweisen, das Hypnotoxin, welches sich im Wachzustande bildet und die sensomotorische Ermüdung in der Form eines Bedürfnisses nach Ruhe und Schlaf hervorruft. Piéron meint, daß das Hypnotoxin in denjenigen Zellgruppen der Hirnrinde wirkt, die zur Aufrechterhaltung eines gewissen sensomotorischen Tonus und der Aufmerksamkeit notwendig sind, indem es mehr oder weniger ihre Funktionen lähmt und ihre Gestalt verändert. Was die Frage der Lokalisation in der Hirnrinde betrifft, so zeigt sich Piéron mit Recht zurückhaltend, doch neigt er dazu, den Stirnlappen (beim Hund die Regio cruciata frontalis) und in dieser Gegend die großen Pyramiden-

[1] Salmon ist auf den Gegenstand im Jahre 1916 zurückgekommen (84), indem er die „Winterschlafdrüse", welche ihren ursprünglichen Sitz in unmittelbarer Nähe der Thymusdrüse hat, bei den Winterschläfern behandelt und vermerkt, daß der Winterschlaf derselben den nächtlichen Schlaferscheinungen der Tiere mit konstanter Temperatur entspricht. Wir bleiben aber immer bei Analogien! Ähnlichkeit der Erscheinungen bedeutet nicht Identität des Wesens.

zellen (nach Shaw Bolton die Vermittler der assoziativen und willkürlichen Tätigkeit) oder die polymorphen Zellen (nach Shaw Bolton die Vermittler der instinktiven Tätigkeit) oder die einen und die anderen ins Treffen zu führen. An die Frage des Angriffspunktes der hypnotoxischen Wirkung muß mit größter Zurückhaltung herangegangen werden.

Pighini (67) nimmt vorläufig die Hypnotoxinhypothese von Piéron in Ermanglung einer besseren an, aber im Grunde nur deshalb, weil er dieser Hypothese eine Ergänzung beizufügen hat, die für ihn von Bedeutung ist. Diese Ergänzung ist folgende: Indem sich das Hypnotoxin in den Nervenzellen ansammelt, versetzt es sie in den Schlafzustand, und wenn es aus diesen Zellen ausgezogen und bei Hunden im Wachzustand in die Höhle des vierten Ventrikels eingespritzt wird, so setzt es sich in den Nervenzellen fest und versenkt sie von neuem in Schlafzustand. Also wirkt das Hypnotoxin wie ein Narkotikum; aber Pighini möchte wissen, ob jene Substanz wie die Narkotika lipoidlöslich ist, und ob ihre Lösung die Oberflächenspannung des Wassers herabsetzt, oder ob sie vielmehr den Charakter eines Ferments oder Toxins habe und chemische Veränderungen bei Berührung mit dem Zellplasma und mit dem Blut erfahre; ob sie nicht einen Oxydations- oder Reduktionsprozeß durchmachen müsse, um gebunden oder gefällt zu werden usw. Pighini weiß dies alles nicht; aber um bequemer folgern zu können, nimmt er es an; und indem er sich auf die Voraussetzung stützt, daß das Hypnotoxin als Narkotikum wirke, nimmt er weiterhin an, daß das Narkotikum entsprechend seinem schwachen Adhäsionsdruck aus dem wäßrigen Zustand in den komplexen Zustand der Nervenzellenbestandteile übergehe, sich in den oberflächlichen Schichten dieser anhäufe und gleichzeitig deren Oberflächenspannung und das Berührungspotential usw. herabsetze. Und so gelingt es Pighini, so gut es geht, sowohl den Schlaf als auch das Wiedererwachen zu erklären.

Vor ganz kurzem ist ein Arzt, Dr. M. Barbàra (6), auf die Theorien des Schlafes zurückgekommen. Die Gründe, die dieser Autor anführt, um seine Hypothese zu verteidigen, sind einer Erläuterung würdig. Barbàra bemerkt ganz richtig, daß die Aufhebung der Beziehungen zwischen dem Individuum und der Umgebung nur einen Teil der verschiedenen Erscheinungen darstellt, welche sich während der nächtlichen Phase abspielen, und daß der Schlaf eine Funktion des Gesamtkomplexes alles Organischen ist. Vorausgesetzt, daß der Stoffwechsel zwischen dem Organismus und der Umgebung, d. h. der Metabolismus, aus zwei entgegengesetzten Prozessen besteht (aus dem synthetischen oder aufbauenden oder anabolischen, assimilatorischen, und aus dem analytischen oder abbauenden oder katabolischen, dissimilatorischen), und daß mit dem Zyklus des Stoffwechsels der Energieaustausch innig verbunden ist, d. h. der energetische Zyklus (Spannkraft oder potenzielle Energie und lebendige Kraft oder kinetische Energie), behauptet der Autor, daß der Schlaf der Ausdruck der anabolischen (assimilatorischen) Phase, d. h. der Energieaufspeicherung, ist, und daß das rhythmische und abwechselnde Überwiegen der anabolischen (assimilatorischen) Erscheinungen bei Nacht und der katabolischen (dissimilatorischen) bei Tag

nicht im entferntesten die Folge des Inaktivitäts- oder Aktivitätszustandes des Gehirns, sondern unabhängig davon ist. Er folgert auch daraus, daß der Schlaf eine aktive Erscheinung ist und als solche die Kurve anderer Tätigkeiten wiedergeben kann; daß er eine Erscheinung ist, bei welcher alle zellulären Elemente beteiligt sind, und die deshalb nicht einen auf dieses oder jenes Organ beschränkten Sitz haben kann.

Es kam jedoch darauf an, den den Rhythmus Schlaf-Wachen herbeiführenden und regelnden Mechanismus ausfindig zu machen. Nun findet der Autor, daß der periodische Wechsel der zwei entgegengesetzten Phasen des organischen Stoffwechsels durch eine periodische und abwechselnde Sekretion und ein Überwiegen einzelner antagonistischer Hormongruppen geregelt wird, deren Tätigkeit sich nach einem periodischen und intermittierenden Rhythmus abspielt. Während der Nacht überwiege die den Aufbau erregende Hormongruppe, wie aus den Wirkungen des Schlafes auf den Trophismus und aus der Zunahme des Tonus des autonomen Systems hervorgeht, auf den die Hormone dieser Gruppe eine spezifische Reizwirkung ausüben. Dieser Zustand von Hypertonie des autonomen Systems wäre, nach dem Verfasser, verantwortlich für die funktionellen Änderungen der Kreislaufs-, Atmungs- und Verdauungsorgane und des Auges. Während der Nacht wäre indessen die den Abbau erregende Hormongruppe insuffizient, wie aus den Veränderungen des Chemismus und der Wärmeerzeugung hervorgeht, und auf diese Insuffizienz wären die Veränderungen der verschiedenen Funktionsarten des Nervensystems (Mobilität, Sensibilität, Reflexe, Psyche) zurückzuführen, auf welche die Hormone dieser Gruppe eine wohlbekannte aktivierende Wirkung ausüben. Die Hormone der den Abbau erregenden Gruppe würden indessen mit einer gleichzeitigen Zunahme des Tonus des sympathischen Systems während des Tages überwiegen.

Es ist kein Zweifel, daß die Hypothese von Barbàra viele Tatsachen erklärt und deshalb als Richtlinie für das physiologische Studium des Schlafes in Betracht kommt. Andererseits ist sie jedoch nicht in der Lage, alle Erscheinungen des Schlafes zu erklären; sie ist schematisch, fast möchte ich sagen — naiv. Umgekehrt läßt alles darauf schließen, daß das Spiel des sympathisch-endokrinen Systems viel komplizierter im Schlafe sei, zumindest mit Rücksicht auf die verschiedenen Phasen desselben. Man muß die allzu allgemeinen Ansichten aufgeben, wenn man die psychischen Tatsachen, die während des Schlafes vor sich gehen, aufhellen will.

Eine Spezifizierung der Theorien und Hypothesen über den Schlaf behufs Erklärung des Traumes ist neuerdings von Eugenio Rignano (77, 78) versucht worden. Aber obwohl dieser Autor vom energetischen Zyklus ausgeht, gelangt er zu dem Schlusse, daß eben, diesem Zyklus zufolge, während des Schlafes die gesamte affektive Tätigkeit des Geistes aufgehoben sein müßte, während die Verstandestätigkeit lebhaft bleibe; nun steht diese Anschauung nicht in Einklang mit der Psychologie des Traumes, da die Behauptung, die Träume seien im wesentlichen nicht affektiv, der gewöhnlichen Beobachtung widerspricht. Im Gegenteil, es herrscht im Traume die Affektivität; die Anarchie im Ideenablaufe

während des Traumes kann anders erklärt werden als — wie Regnano will — mit dem Aufhören jeder affektiven Leitung.

Wie wir erwähnt haben, beschäftigten sich jedoch die Autoren, welche nach dem wirksamen Bestandteil des hypnogenen Toxins suchten oder ihn gefunden zu haben vorgaben, auch mit der Bestimmung des Punktes, an dem das Toxin selbst angreife, um den Schlaf hervorzurufen. Wenn auch einige anerkennen, daß im Schlafe der ganze Organismus und nicht nur das Nervensystem schläft, so war es doch natürlich, daß alle als Angriffspunkt des Toxins das Gehirn oder bestimmte Teile des Gehirns bezeichneten. So kam es, daß einzelne im Gehirn das Organ (das Zentrum) des Schlafes suchten. Hatte nicht schon Wundt es im Apperzeptionszentrum lokalisiert? Diese Untersuchung erschien also allen berechtigt.

Schon im Jahre 1890 gelangte Mauthner (55), der sich wieder des Kriteriums der Analogie (diesmal mit der Schlafkrankheit) bediente, zu der Ansicht, daß der Schlaf durch die Müdigkeit des zentralen Höhlengrau veranlaßt wird, welche eine Unterbrechung der zentripetalen wie der zentrifugalen Reizübertragung bewirke. Er nimmt daher ein Schlafzentrum im Mittelhirn an. Diese Lokalisation kam gelegentlich der lethargischen Enzephalitisepidemie (Italien 1919) wieder zu Ehren, welche von vielen im wesentlichen als eine Poliomesenzephalitis betrachtet wurde. Andere (Oppenheim) lokalisierten den Schlaf in die Sehhügel.

Dr. F. Veronese (116) hat es vor einiger Zeit für nötig gehalten, die Frage des Schlafzentrums im Gehirn nachzuprüfen. Aber er geht auf logischem Wege vor, ein Weg, dessen Gefahren allgemein bekannt sind. Er behauptet erstens, daß der Schlaf im Verschwinden der Aufmerksamkeit oder besser, in der Lähmung des psychophysiologischen Vorgangs der Aufmerksamkeit bestehe. (Ich bemerke nebenbei, daß diese Behauptung alt ist. Wir finden sie zuerst bei Leibniz, dann bei Wundt und vielen anderen, bis zu Galasso, Claparède und Kahane.) Veronese sucht zweitens nach dem Sitz der Aufmerksamkeit im Gehirn und verlegt ihn, abweichend von Wundt und all den anderen Psychophysiologen, nicht in die Hirnrinde, sondern in den Sehhügel. Er beweist seine Behauptung, indem er die große Wichtigkeit dieses Gehirnteiles und seine engen Beziehungen zu der Hirnrinde anführt, auf Grund deren der Sehhügel von Monakow als Vermittlungsorgan der Rinde aufgefaßt wird. Aber in dieser ganzen logischen Konstruktion fehlt ein kleiner unentbehrlicher Punkt: der Verfasser hätte beweisen müssen, daß nur der Sehhügel und kein anderes Organ, nicht einmal die Rinde, fähig ist, die Funktion der Aufmerksamkeit auszulösen. Wenn er dies aber nicht getan hat, ist die Annahme gerechtfertigt, daß seine Hypothese nicht ökonomisch ist; dann kann man sich aber mit gleichem Rechte der bestehenden Meinung anschließen, um so mehr als es unerklärt bleibt, warum gerade der Sehhügel von jener spezifischen auf der Anhäufung dissimilatorischer Produkte beruhenden Müdigkeit betroffen werden soll, die dem Zustand des Schlafes[1] entspricht.

---

[1] Über die Frage des Schlafzentrums siehe auch eine Arbeit von Giannuli (31). Die Literatur über das Schlafzentrum ist reichhaltig, bezieht sich aber fast ausschließlich

Kurz: Abgesehen von gewissen psychologischen, besonders schichtenmäßigen Lokalisationen, die Bolton und einigen modernen Histologen so gefallen, die jedoch erst einer Bestätigung bedürfen, kann man nicht umhin, denjenigen zuzustimmen, welche behaupten, daß die Rinde im Schlafe tief in Mitleidenschaft gezogen ist. Das bringt jedoch noch nicht eine topographisch aktive Lokalisation des Schlafes mit sich. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die hypnogene Substanz eine hemmende Wirkung ausübt und daher auf die Nervenbahnen in derselben Weise wirkt wie gewisse Mittel, welche das Bewußtsein nicht aufheben, sondern vielmehr wache Delirien bewirken.

C. HISTOLOGISCHE UND BIOLOGISCHE THEORIE DES SCHLAFES

Die Streitfrage der Lokalisation des Schlafes führt jedoch zu der histologischen Theorie des Schlafes über, die manche Physiologen in der Tat allzu freudig begrüßten. Jene Theorie oder besser: jene phantastische Hypothese entwickelte sich im Schatten anderer Theorien und phantastischer Hypothesen, die aus der Neuronenlehre[1] geschöpft waren. Die Beschreibung des Zusammenziehungs- und Erschlaffungszustandes der Rindendendriten im Schlaf und in anderen Zuständen, die Demoor, Querton, Stefanowska usw. gegeben haben, sind schon wegen der angewandten Experimentalmethode zu verwerfen (Tötung von Tieren im Schlaf und im Wachen). Die Beschreibungen der (nach der Golgi-Methode behandelten) Zellen und Fasern der Hirnrinde von seiten anderer Autoren kommen infolge des Umstandes, daß die Beobachtungen an Tieren gemacht wurden, die mit giftigen Schlafmitteln und Betäubungsmitteln behandelt waren, ebenfalls nicht in Betracht, weil die angenommene Analogie zwischen physiologischem Schlaf und künstlicher Vergiftung der Rindenzellen durchaus willkürlich ist. Noch unhaltbarer erscheinen die histologischen Beschreibungen, Folgerungen und Hypothesen von Rabl-Rückard, Matthias Duval, Lépine und anderen, wenn man bedenkt, daß der erwartete Nachweis amöboider Bewegungen der Nervenzellen ausblieb; sie begegneten daher auch einer scharfen Kritik von seiten Köllikers und Ramon y Cajals; doch brachte, beeinflußt durch die Hypothese M. Duvals (1893), Ramon y Cajal selbst eine andere Hypothese vor, die der Grundlagen nicht weniger ermangelte, und die er selbst später *tesis tan estrambotica* („eine ziemlich abenteuerliche Hypothese") nannte. Er schreibt der Neuroglia eine spezifische Funktion bei der geistigen Tätigkeit zu. So glaubte er, daß im Zustand der Ruhe und des Schlafes die Ausläufer der Neurogliazellen erschlafften, während sie im Wachzustand und bei geistiger Tätigkeit sich zusammenzögen, derart, daß sie im ersten Falle den Kontakt zwischen den Ästen der Neuronen und den Zellkörpern sowie den Durchgang des Nervenstroms verhinderten und

---

auf Gehirntumoren (Righetti 1903, Lugaro 1903, Franceschi 1904) und lethargische Encephalitisepidemien.

[1] Siehe z. B. einen Artikel von Ruiz Rodriguez (79).

im zweiten Fall ihn erleichterten. Durch diesen Mechanismus der Neuroglia hielt es Cajal für möglich, nicht nur den Übergang vom Schlaf zum Wachen und zu den Träumen, sondern auch im allgemeinen die Ideenassoziation histologisch zu erklären; aber neuerdings hat der spanische Histologe seine unbegründete Hypothese verworfen[1].

Seit ungefähr 15 Jahren spricht man von einer biologischen Theorie des Schlafes (H. Forster und G. Brunelli). Hier jedoch muß ich die Worte wieder anführen, die ich in meinem Werke von 1899 schrieb: „Alles drängt dazu, daran festzuhalten, daß der Schlaf als ein Beispiel des großen Gesetzes der Periodizität und des Rhythmus betrachtet werden muß, der die kosmischen und vitalen Phänomene beherrscht." Ich beabsichtige aber durchaus nicht, die Priorität in Anspruch zu nehmen! Die biologische Betrachtungsweise des Schlafes geht bis in ferne Zeiten zurück, und sie lag sehr nahe, wenn man bedenkt, daß alle Lebenserscheinungen eine gegenseitige Abwechselung und Verkettung von Tätigkeit und Ruhe miteinander erfordern, d. h. daß sie zyklische Erscheinungen sind. Wir finden die biologische Theorie schon bei Cabanis, Burdach (14)[2], Wundt (2. Ausgabe der Physiol. Psychologie), von andern ganz zu schweigen.

G. Brunelli (11, 12, 13) vertiefte das biologische Problem des Schlafes im Jahre 1903. Für ihn ist der Schlaf ein Anpassungsphänomen, das sich im Kampf ums Dasein entwickelt. Claparède führte i. J. 1905 (15) die Idee von H. Forster (1900), von Brunelli und von all jenen anderen Physiologen weiter aus, von denen im folgenden die Rede sein wird. Nur betrachtete er das Phänomen von innen heraus, übersetzte die Anpassung in psychologische Ausdrücke und nannte sie Instinkt und Reaktion der Interesselosigkeit. Für ihn wäre der Schlaf verursacht durch eine *„réaction de désinterêt pour la situation présente."* Die Ansicht von Claparède wurde in Frankreich und Italien gut aufgenommen, aber von anderen abschätzig beurteilt (Lugaro) und scharfsinnig kritisiert (Piéron). Daß der Schlaf ein positives und zyklisches, biologisches Phänomen ist, läßt sich nicht bezweifeln. Aber die Lehre von Claparède enthält, wie so viele Lehren von heutzutage, einen teleologischen Gedanken von ausgesprochen philosophischem Charakter und ist infolgedessen mit den Methoden und den Zwecken der Erfahrungswissenschaft wenig vereinbar.

Die Behauptung, die G. Brunelli schon i. J. 1902/03 aufstellte, daß nämlich jede Untersuchung des Schlafes und der verwandten Zustände zwecklos sei, die nicht nach genetischer Methode unternommen würde,

---

[1] (73), S. 318/319. Der Autor nennt die Theorie der amöboiden Bewegungen der Neurogliazellen eine *„osada conception cuja ingenuidad me hace hoi sonreir"* („gewagte Vorstellung, über deren Naivität ich heute lächeln muß").

[2] Daselbst eine Geschichte der Schlaf- und Traumforschung und ein Literaturnachweis. Bei diesem Autor finden sich Stellen von großem Interesse über den periodischen Ablauf der Lebenserscheinungen wie über den Schlaf der Tiere und der Menschen und seine Träume. Schon damals betrachtete er den Schlaf als ein periodisches biologisches Phänomen, durch welches der Schlafende seinem embryonalen Leben wieder angenähert wird.

fand eine weitreichende Bestätigung in den bemerkenswerten Arbeiten und Untersuchungen Polimantis (68, 68a). Dieser Autor untersuchte den Ursprung des Schlafes bei den tierischen Gattungen, die Faktoren, die ihn begünstigen, wie das Lager, die Abwesenheit von Reizen usw., oder welche ihn hemmen, wie der Hunger, die Verteidigung usw.; er untersuchte seine Tiefe und Dauer in bezug auf die anderen biologischen Funktionen, wie die Sexualität, und die anderen inneren und äußeren Faktoren, z. B. die Temperatur. Nach Polimanti ist der Schlaf ein biologisches Phänomen mit rhythmischem Ablauf wie alle biologischen Phänomene. Es fehlt bei den Seetieren und sogar bei den Reptilien, bei denen man nur die Anfänge des Phänomens beobachtet, und zwar in Übereinstimmung mit der schon gut eingeleiteten Entwicklung des Endhirnes. Bei den Vögeln tritt der Schlaf deutlich in Erscheinung; bei den Säugetieren nimmt er jene Kennzeichen der Dauer, der Tiefe und der Verteilung zwischen Tag und Nacht an, welche wir schließlich beim Menschen antreffen.

Ich kann mich der Ansicht Polimantis nicht ganz anschließen, daß der Schlaf in der zoologischen Stufenleiter mit dem Auftreten des Endhirns beginne; vielleicht kann das zutreffen, wenn man dem Schlaf die bloße anthropomorphe Bedeutung beilegt; aber nicht im biologischen Sinne, den mit Recht Polimanti dem Schlafe gibt. Man bedenke indessen, daß das Schlafbedürfnis in seinen Ursprüngen in kürzester Zeit befriedigt werden kann und auch tatsächlich befriedigt wird, und daß daher die Beobachtung ein Seetier schwerlich im Schlafzustand überraschen kann. Dazu kommt, daß meine eigenen Beobachtungen nicht ganz für die Auffassung Polimantis sprechen. Aber, abgesehen von einigen Vorbehalten im einzelnen, erscheint mir jede Kritik an der biologischen Theorie des Schlafes unangebracht. Brunelli, Polimanti, Claparède wie die alten Physiologen — von Burdach bis Forster — haben durchaus recht. Nur ist jene Theorie unzulänglich und bedarf eines weiteren Ausbaues; überdies wird man den Schlaf trotz der biologischen Auffassung nicht verstehen lernen, wenn man ihn nicht am Menschen, nämlich in seiner höchsten Ausbildung, untersucht.

Ein erster unentbehrlicher Zusatz zur biologischen Definition des Schlafes muß sich auf die unmittelbare Ursache desselben beziehen. Dabei scheint es, daß die Hypnotoxintheorie Piérons ernsthaft in Betracht gezogen werden muß, weil sie sich auf positive Untersuchungen stützt; aber wir müssen uns auch in zwei anderen Punkten an Piéron anschließen, und zwar: 1. daß das Hypnotoxin, d. h. die Vergiftung, nur mit dem unwiderstehlichen Schlafbedürfnis in Verbindung steht, aber daß der Schlaf nach dem Gesetz der Periodizität eintreten kann, ehe das Hypnotoxin ihn unvermeidlich macht; d. h., daß man schläft, ohne die Vergiftung abzuwarten, ganz ebenso, wie man atmet, ohne erst die Erstickung, und wie man ißt, ohne den äußersten Hungerzustand abzuwarten, und daß der Schlaf von anderen Faktoren, wie Dunkelheit, Stille, Körperlage, Wille, begünstigt sein kann; 2. daß in jedem Falle das Hypnotoxin indirekt als Reiz wirkt, indem es einen Hemmungs-

reflex auslöst, d. h. dem Betreffenden das Interesse für die Wirklichkeit entzieht, indem es, kurz gesagt, seine Aufmerksamkeit lähmt.

Jedoch nicht einmal unter diesen Annahmen erscheint das Phänomen des Schlafes vollständig aufgeklärt.

D. EINSCHLAFEN UND ERWACHEN

Wir müssen vielmehr einsehen, in welcher Art das Toxin oder die biologische Gesetzmäßigkeit oder die Gewohnheit jenen hemmenden Reflex hervorruft, der, wenn er tatsächlich eintritt, „Schlaf" genannt wird. In psychologischer Ausdrucksweise: wir müssen die Arten der Entstehung des Traumbewußtseins (Einschlafen) und diejenigen der Wiederkehr des Wachbewußtseins (Erwachen) festlegen.

Es herrscht darin Übereinstimmung, daß im Schlafe die sensomotorischen Funktionen und noch mehr die motorische Reflextätigkeit spezifisch herabgesetzt sind. Sicher sind während des Schlafes alle Schwellen beträchtlich erhöht, und je tiefer der Schlaf ist, desto höher steigen die Reizschwellen aller Sinnesgebiete an, wenn schon in verschiedenem Maße. Patrizi (63) untersuchte die vasomotorischen Reflexe; während im Wachen die Reflexzeit für Sinnesreize am Arm ungefähr 3″ und am Bein 5″ beträgt, ist sie im Schlafe viel länger; aber die Reflexzeit nimmt vom Gehirn zum Arm allmählich ab und ist in den Gefäßen der unteren Extremität nicht mehr festzustellen. Die Rinde ist weniger empfindlich gegen künstliche Reize, und die Pupillen-, Hautmuskel- und Sehnenreflexe nehmen ab (Piéron und Toulouse).

Wie die Sinne allmählich einschlafen und die Reizbeantwortung nach und nach erlischt, ist eine ganz bekannte Tatsache. Nach Abschluß unseres Tagewerks legen wir uns nieder, und bald danach beginnt das Stadium des Vorschlafes (Praedormitium) oder die *hypnagoge* oder *praehypnische* Periode (von Baillager, Maury, Claparède, Trömner, Salmon u. a. untersucht). Über die hypnagogen oder prähypnischen Halluzinationen gibt es bereits eine so umfangreiche Literatur, daß es unnötig ist, darauf einzugehen. Wenn wir uns hingelegt haben, kommt es entweder vor, daß die Vergiftungen und Hemmungen, die den Schlaf hervorrufen, erheblich sind, und der Schlaf mit Notwendigkeit eintritt, oder, wie es öfter geschieht, wir selbst vollbringen „den Verzicht" auf das Bewußtsein des Wachzustandes durch einen Willensakt: das Schlafenwollen. Die Pforten des Wachbewußtseins schließen und die des Traumbewußtseins öffnen sich. Es ist richtig, daß der Schlaf oft ein der Selbsthypnose ganz ähnlicher Prozeß ist. Wir können die gradweise Unterdrückung der Außenreize verfolgen (wobei unser Wille helfend eingreifen kann), nämlich die fortschreitende Abstumpfung unseres Empfindungsvermögens und unserer Aufmerksamkeit. In einigen Fällen empfand ich, wie nach und nach die Lähmung meiner Aufmerksamkeit entstand: während ich mit dem Willen die Gedanken auf einen Gegenstand richtete, merkte ich das Eindringen fremder Bilder und Lücken in meiner Gedankenreihe, bis diese Bilder mein ganzes Bewußtseinsfeld einnahmen und die Gedanken endgültig verdrängt waren.

Der Augenblick des Einschlafens ist vielleicht unbewußt; wenigstens wird jener kurze Augenblick nicht erinnert, so daß dieser „Sprung“ immer eine Unbekannte bleibt. Nachdem der Augenblick scheinbaren Todes überwunden ist, sind wir in der Welt der Träume. Ist dieser Zustand eingetreten, so ist die Phantasie frei, und die Phantasmen erscheinen; innerhalb der Trauminhalte beginnt der Prozeß der Umwandlung und der Dissoziation. Das Wachbewußtsein verflüchtigt sich nach und nach in das Traumbewußtsein oder besser, es weicht dem eindringenden Traumbewußtsein. Dieses herrscht seinerseits, solange der Schlaf dauert, aber es weicht wiederum nach und nach zurück mit der Wiederkehr des Wachbewußtseins.

Das Wiedererwachen kündigt sich durch den sogenannten Zustand des allgemein als „Halbschlaf“ bezeichneten „Nachschlafes“ (Postdormitium oder *expergefactio* [Haller]) an, das Traumbewußtsein verflüchtigt sich stufenweise in das Wachbewußtsein. Man kann jedoch sagen, daß jeder Traum sich in den Wachzustand hinein verlängert. Im Postdormitium (dessen Dauer von Fall zu Fall bei den verschiedenen Individuen und je nach der Krankheit variiert: bei den Epileptikern ist sie länger, wie Neyroz und ich gefunden haben) verharren die Spuren des Traumbewußtseins; gerade dann treten alle die Nachtraumerscheinungen auf. Schon Homer sagt von Agamemnon, daß die Stimme des Zeus, die er im Schlafe gehört hatte, noch vor seinen Ohren widerhallte, als er schon wach war. Hier noch eine persönliche Beobachtung, die ich meinen jüngsten Protokollen entnehme.

Protokoll: Nacht vom 30. Mai 1914. Ich erwache um 6,30 Uhr mit deutlicher Erinnerung an folgenden Traum: Ich finde einen kleinen Schatz in einem alten Hause. An den kleinen Goldklumpen ist ein Zettel geheftet, der den Namen meines reichen alten Verwandten mit dem Datum 1357 trägt; jedoch ist der Name und das Datum mit schöner Elzeviertype gedruckt. Während des Schlafes bemerke ich den Widerspruch zwischen dem Datum und dem Druck; aber dennoch wird der Widerspruch von mir hingenommen. Um 6,35 Uhr schreibe ich dieses kleine Protokoll nieder und sehe dabei den Widerspruch ein, merke aber noch nicht dessen Ungeheuerlichkeit. Erst nachdem ich geschrieben habe und den gehabten Traum überdenke, lächle ich über die Seltsamkeit eines Elzevierdruckes, der das Datum 1357 trägt!

Ich führe Protokolle an, um die Erscheinungen zu erläutern, die im Postdormitium und auch nach dem vollständigen Erwachen auftreten können.

Protokoll: Nacht vom 19. Juni 1914. Schnelle Niederschrift am Morgen, kaum erwacht. Gestern ein anstrengender Tag, legte mich müde nieder. Schneller, lebhafter, klarer, ergreifender Traum: Ein Mädchen im Bett. Ich schaue sie an: ich kenne sie nicht, aber ich bemerke, daß sie sich unter meinem Blick nach und nach verändert; sie wird bläulich im Gesicht, sie erscheint mir von Binden umwickelt; ich frage: wer bist du? Ich erkenne sie: es ist meine Frau; sie ringt mit dem Tode und ruft mich mit sehr schwacher Stimme: „Santuzzo!“ Ich erwache: es ist nachts 1.30 Uhr. Ich präge mir den Traum ein. Nach einigen Minuten lege ich mich zurecht, um weiterzuschlafen, aber nach einiger Zeit höre ich, auf der linken Seite liegend, die Stimme meiner Frau, die mich ruft: „Santino!“ Ich war gut wach (posthypnische Halluzination des Gehörs).

Die Nachtraumphänomene sind selten; aber es kommen sogar physische Erscheinungen mit Bezug auf den gehabten Traum vor, z. B. Zittern,

Lähmungen, Kontrakturen (die Fälle von P. Janet) usw., die ich in meinen Büchern erwähnt habe.

Die Ungereimtheit des Traumes erkennt man manchmal nicht gleich nach dem Erwachen; hier ein Beispiel:

Protokoll: Nacht vom 26. April 1916. Geschrieben am Morgen des 27., um 8 Uhr. Lebhafter, vollständiger Traum einer Auferstehung. Der Fall wird erörtert, aber ich überzeuge mich angesichts der Tatsache; dem Toten schlägt das Herz; ich lasse es von einer Ärztin, meiner Assistentin, feststellen. Es war sogar eine vor vielen Jahren verstorbene bekannte Persönlichkeit, vielleicht eine historische Persönlichkeit? Im Traume denke ich an die Theorie der drei Todesarten: Tod der Sinne (die gewöhnliche), Tod der Seele; an die dritte Art erinnere ich mich nicht. Mehrmals in der Nacht erwache ich und denke wieder an den Traum und verstehe gut, daß es ein Traum war, aber korrigiere die Traumüberzeugung von der Auferstehung nicht ganz. Jetzt — 8 Uhr — nehme ich eine vollständige Berichtigung vor; ich verstehe die Ungereimtheit.

Das bedeutet, daß die Rückkehr zum Wachen, d. h. die Entfernung des Schlafhindernisses, langsam und unter Schwankungen eintritt. Hierin gibt es bedeutende individuelle Abweichungen, aber die Art des Erwachens ist bei allen die gleiche. Bei den Epileptikern z. B. findet man ein verspätetes Erwachen der Sinne. Ich habe beobachtet, daß das Erwachen im wesentlichen dadurch bestimmt wird, daß die Sinnesorgane ihre Tätigkeit aufnehmen, und wenn das Erwachen dem Tätigwerden der Sinne entspricht, so kann man folgern, daß der Schlaf im allgemeinen ihrem Untätigwerden entspricht. Ich habe bemerkt, daß sich, wenn man einer Person, die im Begriffe ist, zu erwachen, die Sinnesreize entzieht oder fernhält, das Erwachen wenigstens für eine gewisse Zeit hemmen, d. h. hinausschieben läßt. Den beweiskräftigsten Versuch kann jedermann bei sich selbst anstellen, wenn er die Augenlider geschlossen hält oder den Kopf unter die Decke steckt. Das Öffnen der Augen, also das Sehen, bestimmt die Rückkehr des Bewußtseins, nämlich die Entfernung des Schlafhindernisses. Nach dem Erwachen mit einem lebhaften Traum im Sinne geschieht es mir zuweilen, daß sich, wenn ich die Augen offen halte, die Bilder und Überzeugungen des Traumes schnell verflüchtigen; aber wenn ich dann die Augen selbst durch einen Willensakt wieder schließe, können sie andauern, und das Traumbewußtsein bleibt durch das Verharren des Trauminhaltes im geistigen Blickfeld erhalten.

Es ist hier nicht am Platze, sich mit den Nachtraumbildern, den verlängerten Gemütsbewegungen des Traumes und dem Eindringen des Traumbewußtseins in das Wachbewußtsein aufzuhalten. Zuweilen verlängert sich das Traumbewußtsein in das Wachbewußtsein hinein oder überschwemmt es; d. h., die Wirklichkeit des Traumes überdeckt wegen der Lebhaftigkeit ihrer Inhalte die Wirklichkeit des Wachens, auch nachdem der Schlafzustand beendet ist. Es handelt sich dabei um pathologische Fälle, die ich ausführlich erläutert habe („Wachtraumzustände"), und für die Dr. Marro[1] (54) jüngst ein schönes Beispiel erbracht hat.

---

[1] Man beachte wohl: die Wachtraumzustände haben nichts zu tun mit den Traumdelirien, die Régis beschreibt. Nebenher sei erwähnt, daß die von Dr. Marro angestellte Psychoanalyse in seinem Fall keinen Sexualkomplex enthüllte.

Spitta, Delboeuf und noch später Foucault (25) haben die Organisationsarbeit beschrieben, welcher der Traum unterliegt, sobald der Schlaf beendet ist. Foucault hat von der Evolution des Traumes gesprochen, die er auf den Vergleich seiner unmittelbaren Notizen über den Traum (*notes immédiates*) mit später niedergeschriebenen Erinnerungen (*différées*) begründete. Nach Foucault wäre somit der Traum das Ergebnis einer doppelten Arbeit, einer Arbeit logischer Konstruktion, welche, vor dem Wiedererwachen begonnen, hauptsächlich in der Periode des Wiedererwachens zustande kommt und dann fortgesetzt wird, und einer automatischen Arbeit während des Schlafes. Das bestätigt den langsamen Übergang des Traumbewußtseins in das Wachbewußtsein [1].

E. DIE TIEFE DES SCHLAFES UND DIE TRÄUME

Vielleicht die wichtigste Frage ist die nach der Quantität des Schlafes bei den Individuen unserer Himmelstriche, deren Leben und Arbeit sich nach modernen Gewohnheiten regelt. Aber das Maß der Quantität war nur soweit von Wichtigkeit, als es das Maß der Intensität einschließen konnte.

Wenn im Schlafe die Reizschwelle erhöht ist, so folgt daraus, daß seine Intensität dadurch gemessen werden kann, daß man die Stärke eines gegebenen Reizes mißt, den man auf den Schlafenden einwirken läßt. Je intensiver der Reiz ist, der angewendet werden muß, um einen Schlafenden zu wecken, desto tiefer wird sein Schlaf gewesen sein. Auf dieses Prinzip gründen sich die Methoden, die verschiedene Autoren verwenden, um die Tiefe des Schlafes zu verschiedenen Stunden der Nacht zu messen und um die Schlafkurve zu konstruieren [2].

Das Messen der Tiefe oder der Intensität des Schlafes war schon in sehr früher Zeit [3] ein Gegenstand der Untersuchung, aber es mußten noch genauere Methoden zur Konstruktion der Kurve ausgearbeitet werden; es erschien zweckmäßiger, die Versuche anstatt an der eigenen Person an fremden Personen, wenn auch nur zur Kontrolle, anzustellen, verschiedene Reize zu verwenden, vielfältige Erregungen hervorzurufen, anstatt die Kurve nur aus 4 oder 5 Werten zu konstruieren.

---

[1] Der von Foucault beobachteten Tatsache könnte ich entgegenstellen, daß die Evolution bisweilen im umgekehrten Verhältnis stattfindet. In diesem Fall wacht man mit dem klar zusammenhängenden Traum im Gedächtnis auf (*notes immédiates*), und sofort beginnt er sich allmählich zu verflüchtigen und dunkel und dann unbestimmt zu werden. Wie es auch sein mag, wir führen die logische Vervollständigung des Traumes bewußt durch; wir wissen, daß wir unsern Traum nur mit Schwierigkeit ausdrücken, und daß wir ihn ergänzen. Dann gehört aber jener Moment nicht mehr dem Traumbewußtsein, sondern dem Wachbewußtsein an.

[2] Über die Methode, Anhaltspunkte für die Konstruktion der Kurve zu gewinnen, siehe 89, S. 207 ff. Dort findet sich auch die betreffende Literatur und die Beschreibung der von Kohlschütter, Mönninghoff und Piesberger, Michelson und Czerny und besonders von Lambranzi angewandten Methoden.

[3] Spitta (102, S. 31 ff.). Der Verfasser spricht dort über das Messen der Schlafintensität. Er wendete die Methode des Erweckens und des Akumeters (Schallpendels) an.

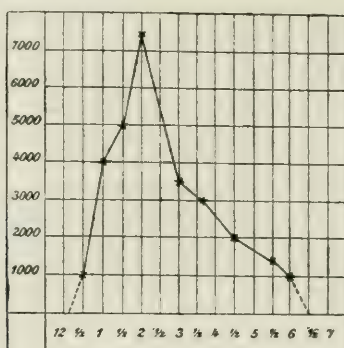


Fig. 3.

Gesunde Schlaftiefenkurve (nach Kraepelin, 40. I. S. 239). „Die Abszissen geben die Nachtstunden, die Ordinaten Schallstärken in Grammzentimetern an, wie sie durch fallende Stahlkugeln auf einer Elfenbeinunterlage erzeugt werden.“

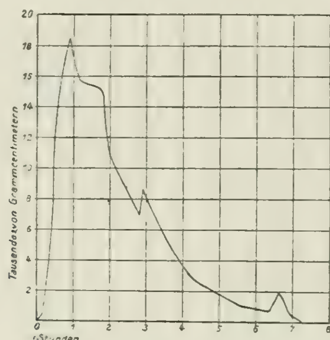


Fig. 4.

Kurve der Schlaftiefe nach F. Hacker (a. a. O.). Michelsonsche Methode. „Der Fallapparat bestand aus einem Gestell mit einem verschiebbaren Eisenring, durch den man die Kugel auf das Fallbrett, das aus dickem Eichenholze bestand, auffallen lassen konnte. Die Störung, die durch die Anwesenheit des Experimentators bedingt war, und die Michelson durch seine Versuchsanordnung vermieden hatte, konnte ich bei meinen Versuchen nicht umgehen, doch war sie, glaube ich, nicht so groß, daß sie sehr in Betracht käme. Die Versuche wurden in den Monaten August und Dezember 1910 und Januar 1911 an 30 einzelnen Tagen ausgeführt. Das Erwecken wurde in jeder Nacht immer nur einmal herbeigeführt. Die gewonnene Kurve entspricht ungefähr denen von Michelson, also den ausgeprägteren Morgentypen. Ich zeige auch selbst eine starke Morgendisposition. Ich bin in der Frühe besonders frisch, dagegen abends bald müde und gehe zeitig zu Bett. Hervortretend an der Kurve ist der rasche Anstieg und die relative Höhe, auf der sie sich bis zur dritten Stunde hält.“

Unter den Reizen, die zum Erwecken verwendet wurden, wurde der Gehörreiz bevorzugt (Kohlschütter, Michelson, Kräpelin [Textfig. 3], Hacker [Textfig. 4]), aber um ganz genau zu sein, müßte man verschiedene Reize anwenden, daraus verschiedene Kurven und aus diesen schließlich eine Mittelkurve konstruieren; denn die Schwelle des Er-

wachens wechselt je nach den verschiedenen Reizen in den verschiedenen Phasen des Schlafes.

Lambranzi (45) stimmte meiner Kritik bei und suchte die Methode zu verbessern.

Die verschiedenen Kurven haben alle einige gemeinsame Punkte, d. h. daß trotz der Verschiedenheit der Methoden alle die wirklichen Verhältnisse darstellen; aber sie zeigen erhebliche Unterschiede, die auf die Rechnung der angewandten Methode und mehr noch vielleicht auf die der individuellen Verschiedenheiten, besonders des Geschlechts und Alters, zu setzen sind. Ich halte es für überflüssig, von allen Schlafkurven zu sprechen, die bisher konstruiert wurden, und werde nur einiges über die Kurve von Lambranzi und die meine anführen.

Lambranzi fand, daß die Kurve der Schlaftiefe im Verlauf von 8 Stunden in der 1. Stunde schnell ansteigt und den Höhepunkt in der 1. Hälfte der 2. Stunde erreicht, sodann anfänglich sehr schnell, später langsam herabsinkt und sich von der 2. bis 5. Stunde auf einer geringen, von Schwankungen mehr oder weniger unterbrochenen Höhe hält; um die Mitte der 6. Stunde findet ein neuer Anstieg statt, dem ein zuerst schnelles, dann langsames Absinken folgt. Dieser Verlauf unterscheidet sich nicht sehr von den anderen Kurven, aber in der Periode, die etwa von der Mitte der 6. Stunde bis zum Erwachen reicht, beobachtet man einen bemerkenswerten Unterschied: die Kurve zeigt oft ein Wiederansteigen, das, nach Lambranzi, in den meisten Fällen zur Traumtätigkeit in Beziehung stehen soll. Der Schlafende soll den Gehörreiz wahrnehmen, aber nicht ganz erwachen, weil er im Traum verharrt und das gehörte Geräusch in denselben hineinverarbeitet. Diese Annahme erscheint mir durchaus gerechtfertigt; wenn die Aufmerksamkeit des Schlafenden im Traum beschäftigt ist, erhöht sich in der Tat die Reizschwelle, und das könnte nicht nur in der 6. Stunde, sondern auch in allen anderen Stunden des Schlafs vorkommen.

Die Kurve von De Sanctis-Neyroz[1] (96) legt großes Gewicht sowohl auf den Beginn des Erwachens nach einem Reiz wie auf das vollständige Erwachen; folglich haben wir 2 Kurven konstruiert: eine der b e w u ß t e n R e a k t i o n auf den Reiz (vollständiges Erwachen), d. i. die eigentliche Kurve der Schlaftiefe, und eine der u n t e r b e w u ß t e n R e a k t i o n (unvollständiges Erwachen). Unsere Versuche betrafen auch psychopathische Personen; doch gehört diese Frage mehr in das Gebiet der pathologischen Individualpsychologie als in die allgemeine Psychologie.

Uns dagegen interessiert an der Schlafkurve am meisten der Umstand, daß im Grunde genommen der wahre Schlaf auf die 1. Phase der Kurve beschränkt ist (Textfig. 5). Der Mensch schläft, mit Rücksicht auf seine Gewohnheiten und besonders auf die Gewohnheit, seine weniger dringenden geringeren Bedürfnisse völlig zu befriedigen, viel mehr, als ihm nötig ist, und, was noch mehr ins Gewicht fällt, er gibt sich an Stelle der vom müden Organismus geforderten R u h e einem von för-

[1] Ich gebe hier die Kurven nicht wieder, die schon in 89 dargestellt sind.

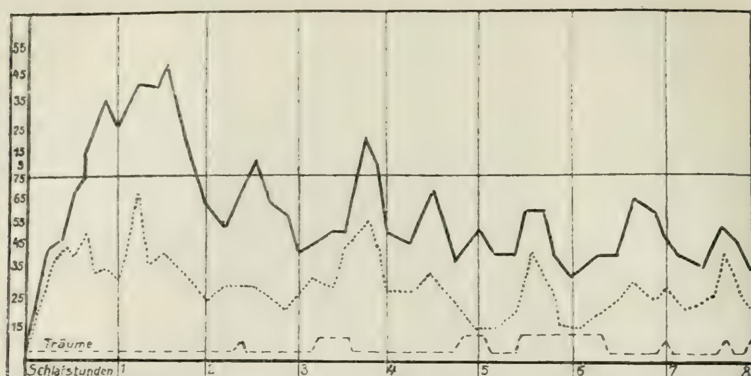


Fig. 5.

Kurve der Schlaftiefe (nach De Sanctis und Neyroz, 96, S. 161/2). Versuche mit einem Griesbachschen Ästhesiometer mit abgestumpften Spitzen an einer normalen männlichen Versuchsperson. Kurve der bewußten Reaktionen (ausgezogene Linie). Kurve der unterbewußten Reaktionen (punktierte Linie). Traumkurve (gestrichelte Linie). Das Vorhandensein von Träumen wird durch die Erhebungen der Kurve angezeigt. Man beachte die Seltenheit der Träume in der ersten Hälfte des Schlafes (Tiefschlaf) und ihre verhältnismäßige Häufigkeit in der zweiten Hälfte (leichter Schlaf). Die Zahlen auf der Ordinate geben die Größe der Druckreize nach den beiden übereinanderstehenden Skalen des Griesbachschen Ästhesiometers an. Je höher die Kurve, umso größer daher auch die Schlaftiefe.

dernden Hilfsmitteln, wie Dunkelheit, Stille, Isolierung, Unbeweglichkeit, Lager usw., unterstützten Schlafe hin! Nur die 1. Phase des Schlafes entspringt einem biologischen Bedürfnis; die anderen Phasen sind die des Luxusschlafes. Der Bedürfnisschlaf ist instinktiv, die Erscheinung eine biologische, zyklische und unabwendliche; der andere ist im Anfang als Schlaf gewollt und wird dann zur Gewohnheit; so wie der Schlaf am Tage, der sich in verschiedener Hinsicht von dem nächtlichen, erfrischenderen und tieferen Schlaf unterscheidet, ein Produkt der Gewohnheit ist (Vaschide [113]). Ich finde diese Bemerkung bei Polimanti, der auch von diesem Gesichtspunkt aus den Schlaf den anderen biologischen Erscheinungen annähert. Ißt man wirklich immer nur aus Hunger? Übt man den Geschlechtsverkehr immer nur aus sexuellem Bedürfnis aus? Nein; der Wille, die Sitte, die Gewohnheit haben die Bedürfnisse ausgedehnt. Deshalb wird der Schlaf zum Teil vom Willen des Schlafenden beherrscht. Er kann nicht seinen Traum beherrschen und ihn voraussehen, aber er kann seinen Schlaf beherrschen. Das gewollte Erwachen ist eine bekannte Tatsache. Noch gewöhnlicher ist der gewollte Widerstand gegen den Schlaf und der Entschluß, einzuschlafen. Um jedoch die Beziehungen zwischen Schlaf und Willen richtig zu verstehen, darf man die Phasen des Schlafes nicht vergessen. Nach meiner Erfahrung sind der Tagesschlaf, der nächtliche Schlaf (im eigentlichen Sinne) und der morgendliche am leichtesten zu beherrschen, schwerer der abendliche (der

erste Schlaf), der zugleich der tiefste ist. Wer am Abend nicht schlafen will, geht nicht ins Bett. Und daß der Wille bis zu einem gewissen Grade den Schlaf beherrschen kann, versteht man, wenn man bedenkt, daß die absichtliche Aufmerksamkeit Einfluß auf die Reizschwelle und auf den Muskeltonus ausüben kann[1].

Für den Psychologen ist jedoch die Phase des Luxusschlafes ebenso wichtig wie die des Bedürfnisschlafes, weil jene dem Zustand der „Träumerei" näher kommt als diese und daher mehr von erinnerungsfähigen Träumen belebt ist.

Sicherlich variieren die Träume je nach der Tiefe des Schlafes, d. h. je nach den verschiedenen Phasen der Kurve. Bekanntlich behaupten viele Autoren, daß die Träume nur im leichtesten Schlaf, im hypnagogen Zustand und im Augenblick des Erwachens auftreten. Ich glaube es nicht. Gewiß verlangsamen und erschweren angenehme oder interessante Träume das Erwachen. Zuweilen hat man das Gefühl, als wolle man den Traum hinausziehen. In diesem Fall ist der Schlaf nicht sehr tief; hier nähert man sich dem Zustand des Prä- oder Postdormitiums und der „Träumerei". Gerade in diesen Zuständen kann der Wille — in begrenztem Maße — auf die Phantasie einwirken. Die am häufigsten angenommene Beziehung zwischen den Träumen und der Tiefe des Schlafes wurde schon von Heerwagen ausgesprochen: je leichter der Schlaf ist, desto mehr träumt man. Die Menge erinnerungsfähiger Träume im sommerlichen Tagesschlaf beweist seine geringe Tiefe im Gegensatz zum nächtlichen Schlaf.

Der größte Teil der Veränderungen im Ablauf unserer Träume ist durch die Schwankungen der Schlaftiefe veranlaßt. Gerade von dem Grad der Tiefe hängen die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit des unmittelbaren Reizes, die Abgeschmacktheit oder die Logik des Traumes und nach Stepanoff auch die Anzeichen von Verwunderung und Erstaunen ab, die der Träumer zuweilen angesichts gewisser schneller Veränderungen in seinem Traum erkennen läßt.

Darin liegt nichts Überraschendes. Je tiefer der Schlaf ist, desto fester ist man im Traumbewußtsein befangen. Die Tiefenschwankungen vermindern auch die Tiefe des Traumbewußtseins und folglich die Annäherung an das Wachbewußtsein. Diese Beziehungen zwischen Traum- und Wachbewußtsein, welche den Graden der Schlaftiefe parallel laufen, wurden von Stepanoff ausführlich bestätigt. Ich behaupte noch mehr: Die logische Verarbeitung gewisser Einzelheiten des Traumes während des Traumes stammt aus kurzen unvollständigen Phasen des Erwachens, d. h. aus Phasen eines schnellen und tiefen Herabsinkens der Schlafkurve[2]. Claparède beobachtete, daß die Träume des ersten Einschlafens mit der wirklichen Situation nicht das geringste zu tun haben, als ob die Natur jegliches Hindernis entfernen wolle, das sich der Schlaffunktion entgegenstellt. Ich kann diese Selbstbeobachtung Claparèdes nicht aus eigener

[1] Über die Beziehungen des Willens zum Schlafe über die hypnische Volition hat kürzlich Dr. Georges Peyer Angaben gemacht (69, S. 39 ff.).

[2] Siehe Kap. III.

Erfahrung bestätigen, aber die Angabe ist wahrscheinlich richtig, denn gerade in der 1. Stunde erreicht (wie alle Schlafkurven zeigen) der Schlaf seine größte Tiefe.

All das ist nicht neu; es wurde von den älteren wie von den neueren Forschern als Tatsache hingestellt. Hier nur ein Beleg; schon A. Piloz [1] gelangte im Jahre 1899, auf Selbstbeobachtungen gestützt, zu dem Ergebnis, daß die jüngsten Ereignisse im leichten, die älteren im tieferen Schlaf und (wenn man sich an die experimentellen Resultate hält) besonders im abendlichen Schlafe wieder auftauchen. Im Grunde wäre diese Betrachtungsweise eine durchaus wahrscheinliche Anwendung des Gesetzes der mnemischen Regression auf den Traum. Je tiefer der Schlaf ist, desto weniger dringt die schwache Wirklichkeit durch, und um so weniger können die Tageserfahrungen und die nächstliegenden Erinnerungen wiedererweckt werden. Die Isolierung ist größer, und die Erinnerungen sind entfernter. Je weniger das Bewußtsein von Sinneseindrücken erfüllt ist, desto göttlicher scheint die Intuition.

Hacker (33) (der leicht in sehr tiefen Schlaf verfiel) hat besser als jeder andere die Träume des tiefen Schlafes untersucht. In dieser Periode sind die Vorstellungen fast alle visuell, aber wenig lebhaft; es scheint, daß die Wortvorstellungen sehr verblassen, die affektiven Zustände sind schwach und spärlich, die Wünsche schweigen, die jüngsten Erfahrungen treten in den Hintergrund, und die ferner liegenden Erfahrungen werden neu belebt (2. und 3. Tabelle von Hacker); die Kritik ist schwach, obgleich die Urteilsfähigkeit bestehen bleibt (Köhler, 39). Hacker hat ferner beobachtet, daß die Traumbilder im Wachen um so weniger verharren und sich um so weniger auf assoziativem Wege während des Wachens reproduzieren lassen, je tiefer der Schlaf ist.

Ich bin in diesen letzten 10 Jahren darauf bedacht gewesen, soviel wie möglich von dem aufzuzeichnen, an was ich mich von meinen Träumen erinnern konnte, wann ich zufällig nach 1 oder $1^1/_2$ Stunden Schlaf aufgeweckt wurde. (Man weiß, daß die größte Tiefe des Schlafes gerade in der 1. Stunde des Schlafes oder kurz danach eintritt.) Jedoch habe ich in 2 Jahren, 1912 und 1915, nur 8 ganz kurze Protokolle gesammelt mit folgenden Resultaten: a) daß die Träume des tiefen Schlafes sehr selten erinnert werden; b) daß der Schläfer zuweilen sagen kann, ob er geträumt hat oder nicht; c) daß in einigen — gewiß nicht in vielen — Fällen der Schläfer sagt, „er habe das Gefühl, sehr ferne und tiefe Dinge geträumt zu haben: es scheine ihm, daß er beim Erwachen aus weiter Ferne zurückkehre“.

Die Vorstellung einer „Rückkehr aus weiter Ferne“ spricht für die von einigen gewichtigen Beweisen unterstützte und auch von Piéron und Vaschide in Betracht gezogene Hypothese, daß die unterbewußten Inhalte der tieferen und älteren Schichten um so leichter emporsteigen, je tiefer der Schlaf ist, wie es bei der hysterischen Regression der Fall ist. Die Tatsache verdient genau in Erwägung gezogen zu werden; sie wäre das

[1] Schon angeführt in 89.

Analogon zu anderen Tatsachen, die von einigen, z. B. de Rochas, im künstlichen Schlaf (Hypnose) beobachtet wurden. Wenn ich mich an meine Beobachtungen halte, ist das Traumbewußtsein im Komazustande (z. B. im urämischen und nachapoplektischen Koma) und im klassischen epileptischen Anfall am meisten herabgesetzt; es ist wacher und tätiger im Chloroformschlaf und im hysterischen Anfall, noch lebhafter im leichten hysterischen und epileptischen Anfall.

Der Gegenstand war interessant, und ich habe daher im Jahre 1917 andere Selbstbeobachtungen zu Protokoll gebracht. Die einzige Tatsache von einiger Bedeutung jedoch, die ich diesen Protokollen entnehme, ist folgende: wenn ich beim Erwachen das Gefühl habe, sehr tief geschlafen und mich in meinen Gedanken von meinem gewöhnlichen psychischen Umkreis „sehr weit entfernt" zu haben, somit gleichsam das Gefühl der Rückkehr besitze, so erinnere ich mich in diesen Fällen entweder an nichts von dem Geträumten, oder der summarisch erinnerte Traum hat einen eigentümlich neuen, fremden und wunderbaren Charakter und ist mit einem Gefühl von Wohlbefinden verknüpft. Im Anschluß hieran scheint mir ein Protokoll meines Assistenten Dr. Cohen (1919) interessant, in dem er sagt, daß, wenn das Erwachen nicht spontan eintritt, sondern künstlich herbeigeführt wird, er oft das Gefühl habe, als käme er von weit her, nämlich (so drückt er sich aus) „aus wesentlich andersartigen Lebensbedingungen". Dieses Gefühl der Rückkehr ist niemals von einem ausgeprägten affektiven Zustande begleitet, aber es charakterisiert sich jedenfalls als ein eher unangenehmes Gefühl.

All dieses ist verständlich, wenn man nochmals die Bedingungen des Schlafes betrachtet. Wenn das Schlafen in einer kortikalen Hemmung infolge der Unwirksamkeit der Reize besteht, so muß natürlich diese Hemmung durch das Zunehmen der Schlaftiefe verstärkt werden. In diesem Falle betrifft die Hemmung vornehmlich die jüngsten nervösen Spuren und Dispositionen, während sie die älteren und die ältesten, die sogar den subkortikalen Zentren angehören, nicht erreicht; diese werden vielmehr entlastet und folglich gerade durch das Dazwischentreten der intrakortikalen Hemmung belebt. Dadurch erhalten wir, wie schon angedeutet, Aufschluß über die Wiederbelebung der unterbewußten Inhalte, die aus dem Wachzustand, aus der Kindheit und aus den Erbteilen von Familie und Gattung stammen und zwangsmäßig durch visuelle Bilder überdeckt oder durch diese und andere Bilder abgeändert erscheinen, soweit ihnen der konkrete Ausdruck fehlte oder ihr alter ursprünglicher Ausdruck sich nicht zu reproduzieren vermochte.

In den gewagten Aufstellungen von Durand de Gros finden wir dieselbe Auffassung wieder. Je tiefer man schläft, desto mehr verlieren die Zentren der Persönlichkeit — das primäre Ich — an Kraft und desto mehr erlangen die „sekundären Ich", *„les souffleurs cachés, les suggesteurs secrets de nos sentiments, de nos pensées, de nos résolutions"* („die verborgenen Einbläser, die geheimen Anstifter unserer Gefühle, unserer Gedanken, unserer Entschlüsse"), das Übergewicht.

F. DIE STELLUNG DES SCHLAFENDEN IM SCHLAF UND DIE TRÄUME

Von Bedeutung für die Untersuchung der Träume, d. h. der Schwankungen des Traumbewußtseins, sind aber nicht nur die Phasen der Schlaftiefe, sondern auch alle anderen Zustände des Schlafenden, wie die Zustände des viszeralen und des muskulären Apparates, Stellung des Körpers und des Kopfes, die Öffnung des Mundes, die Lage der unteren Gliedmaßen, der Widerstand gegen das Gewicht der Decken, die Anpassung an die Beschaffenheit des Bettes usw. Zu den Bemerkungen, die ich schon bei anderer Gelegenheit (89) über den Einfluß der Lage des Schlafenden vorgebracht habe, will ich noch einige Punkte hinzufügen. Die Angabe, daß der Körper im Schlafe dazu neigt, die embryonale Lage einzunehmen, ist richtig. Man beobachtet diese Tatsache nicht so sehr bei den Säuglingen als vielmehr bei den Kindern, besonders wenn sie irgendwie in der Entwicklung des Pyramidensystems zurückgeblieben sind. Jene Stellung ist eine krampfhafte Beugestellung; der Schlafende verkürzt im Liegen seinen Körper nach allen Richtungen. Die genu-pektorale Stellung habe ich mehrmals bei Idioten beobachtet. Es handelt sich hier allerdings um eine Stellung von fötalem Typus; aber man muß sich darüber klar werden, daß sie durch die Unterentwicklung des motorischen Systems, d. h. durch die Hypertonie der Beuger, bestimmt ist. Dies ist ein neuer Beweis für die Lehre, nach welcher ein pathologischer Umstand die phylo- oder ontogenetischen, morphologischen und funktionellen Erinnerungen bestimmt.

Wenn man sich in der medizinischen Semiotik mit der Art des Liegens beschäftigt, so unterscheidet man das „aktive" Liegen des Gesunden von dem „passiven" des Schwerkranken und dem „zwangsmäßigen" anderer Kranker, die an besonderen Krankheitsformen leiden. Man kennt wohl das Liegen der Rippenfellkranken und der Kranken mit Lungenentzündung, der Typhus- und Anginakranken und einiger Nervenleidender, aber soviel ich weiß, ist das Liegen der normalen und der an Entwicklungshemmungen erkrankten Kinder noch nicht in Betracht gezogen worden. Und doch liegt hier eine Tatsache vor, deren biologische Wichtigkeit nicht vernachlässigt werden darf. Burdach verzeichnete die Stellung einiger Tiere im nächtlichen Schlafe. Alle suchen die Dunkelheit oder wenigstens die Isolierung; alle verkleinern ihre Körperoberfläche in der Art, daß sie sich der embryo-fötalen Stellung annähern. Von allen Beobachtern wurde vermerkt, daß die Vögel den Kopf unter dem Flügel (meistens dem linken) verbergen, und daß einige sich im Schlaf auf ein einziges Bein stützen. Ich habe viele Beobachtungen über die Schlafstellungen der Tiere in den zoologischen Gärten von Paris, Antwerpen, Frankfurt a. M., Köln, Basel und Rom gesammelt und mich überzeugt, daß alle Vögel den Hals einziehen und ein Bein verbergen. Die Ibisse, die Kraniche, die Marabus aus Indien und Senegal erscheinen daher im Schlafe wie große, je nach der Art graue oder rosa, auf einen schwachen Stiel aufgepflanzte Knäuel. Auch die Papageien aller Arten, desgleichen die Raubvögel verbergen ein Bein. Nur ist zu beachten, daß die

Vögel, besonders die Raubvögel, nicht immer in solcher Stellung schlafen. Dieser Umstand läßt mich vermuten, daß die Stellung der Beine und die Verkürzung des Halses die Stellung des tiefen Schlafes oder besser einer Phase des Schlafes sei.

Die Kunst bietet keinen bedeutsamen Beitrag zur Kenntnis der Schlafstellungen. Ich besitze eine ziemlich reiche Sammlung von photographischen Wiedergaben und von Zeichnungen schlafender Personen. Die modernen Künstler geben die Stellungen wieder, die man in der antiken Bildhauerei und in der klassischen Malerei findet.

Im wirklichen Leben läßt sich die Schlafstellung im Kalten (Winter) von derjenigen im Warmen (Sommer) unterscheiden. In der Kunst jedoch sieht man mit Vorliebe die letztere dargestellt. Eine sehr realistische Sommerstellung ist die des Hermaphroditen (Museo Borghese, Rom) und die andere, sehr ähnliche der Diana von Tizian. Dasselbe gilt von der Sommerstellung im „Schlaf des Morpheus" (französisches Kunstwerk des 17. Jahrhunderts; Museum Cluny, Paris, Saal 14). Die Winterstellung ist hingegen in einer Marmorstatuette (nackte Frau) aus dem 17. Jahrhundert „Le sommeil" festgehalten (Saal 13 des Museums Cluny).

Bei den Schlafenden in Winterstellung ist der Allgemeinausdruck oft ein leidender; bei den Schlafenden in Sommerstellung hingegen bemerken wir einen Ausdruck der Heiterkeit oder einer Entspannung der Muskeln (wie im Tode). Eine klassische Stellung ist das Aufstützen des Kopfes auf die geöffnete oder zur Faust geballte Hand (meistens die rechte) und die ausgestreckte oder sitzende Lagerung des Körpers auf der Erde oder einem Ruhebett. In der antiken Skulptur gibt es dafür ein klassisches Beispiel: den „Schlafenden Putto" (Museo nazionale delle Terme, Rom). Wir sehen sie bei Giottos „Der heilige Franziskus erscheint Gregor IX." und „Der Traum des heiligen Franziskus vom Palast" (Chiesa super. di San Francesco, Assisi). Wir sehen sie auch in der „Vision der heiligen Ursula" von Carpaccio (Accademia di Belle Arti, Venedig). Sehr originell ist die Stellung des mit dem Gesicht auf die zum Gebet gefalteten Hände gestützten Kopfes bei einem der Schlafenden im Fresko „Jesus erscheint der Magdalena" (Kapelle Scrovegni, Padua). Diese Stellung kommt im täglichen Leben (siehe Textfigur 10) häufig vor. Aber die Wirklichkeit bietet auch einen außergewöhnlichen Reichtum an Stellungen; nicht selten ist z. B. die genu-pektorale Stellung, die sich in der Kunst nicht findet (Textfig. 6—11).

Daß die Schlafstellung für die Träume Bedeutung besitzt, vermerkte schon Radestock (72). Ich erinnere an die Angabe vieler älterer Autoren, daß die Rückenlage besondere, meistens beängstigende Träume, ja sogar Albdruck, hervorrufe. Im italienischen Volk erzählt man auch, daß man beim Schlafen auf der linken Seite (auf dem Herzen) häßliche Träume habe. All das trifft wahrscheinlich zu, weil sich der Blutkreislauf, die Atmung, die Muskel- und Gelenkempfindungen je nach der Lage des Körpers verändern. Vermutlich wird man der Stellung während des Schlafes eine noch spezifischere Bedeutung beilegen müssen, wenn die neuen Auffassungen über die Funktion des sympathischen Systems und

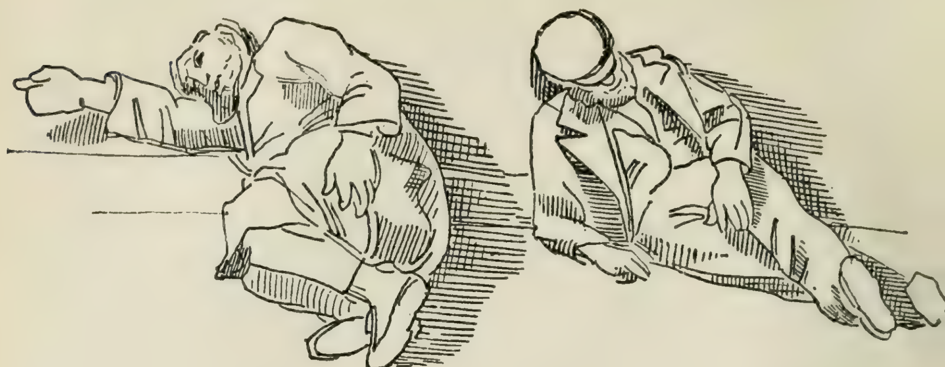


Fig. 6

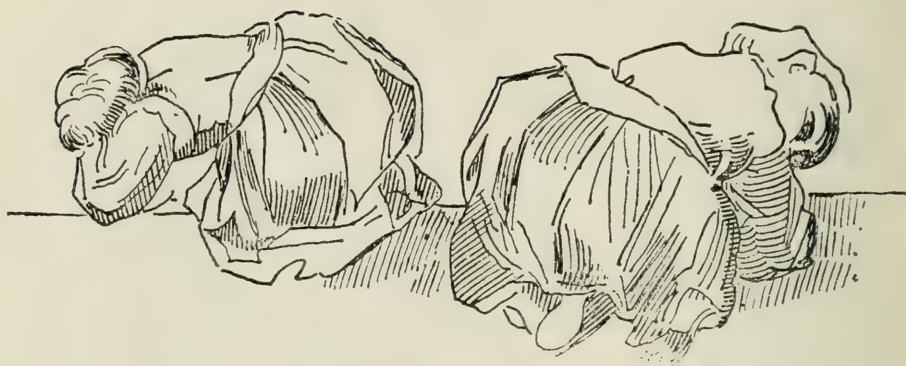


Fig. 7



Fig. 8



Fig. 9



Fig. 10



Fig. 11

Fig. 6—11. Schlafstellungen. Unveröffentlichte Zeichnungen nach der Natur aus Rom und der Campagna von Querci, Prof. am Istituto di Belle Arti zu Rom, aus den Jahren 1859—61. Man beachte die Figur 7, welche zwei kleine Bauernmädchen in genu-pektoraler Schlafstellung zeigt.

der *„postural activity“* („Stellungsaktivität“) von Sherrington bei den Physiologen Zustimmung finden[1].

Ich behandle jedoch diesen Gegenstand vor allem deshalb, weil ich zwei Tatsachen beobachtet habe: 1. daß der Lagewechsel im Schlafe den Traum verändert; 2. daß der Lagewechsel beim Erwachen den Traum schnell vergessen läßt und folglich die wahrheitsgemäße Niederschrift des Traumes erschwert. Diese zwei Tatsachen ergaben sich mir aus vielen Erfahrungen. Im Traume sehen wir die Gegenstände im geistigen Raum unter einem bestimmten, der Lage des Kopfes entsprechenden Gesichtswinkel derart, daß jeder geträumte Gegenstand von einer Raumvorstellung begleitet ist. Der Lagewechsel des Kopfes beim Erwachen verschiebt den Gegenstand oder die Handlung aus ihrer Szenerie, und so verliert man eine Möglichkeit, den Traum zurückzurufen, ein wesentliches Element, ihn zu erinnern, nämlich die Berührungsassoziation und die räumliche Beziehung. Infolge der fortgesetzten Verwandlung der Szene selbst und ihrer Elemente verschiebt sie sich aber durch die Bewegung auch nicht im Ganzen, wie dies im Wachzustande der Fall ist. Die Veränderung des Traumes, seines Ablaufs und seines Ausgangs im Zusammenhang mit der Lageveränderung ergibt sich mir aus Beobachtungen über den sommerlichen Tagesschlaf, die ich in verschiedenen Epochen an mir selbst angestellt habe. Die zweite Tatsache ergibt sich mir aus den zahlreichen Erfahrungen bei der Niederschrift von Träumen. Diese Tatsache muß bei der Methodologie in Betracht gezogen werden (95).

G. DAS NERVENSYSTEM UND DIE TRÄUME

Die Physiologie des Traumes hat aber noch eine Hauptaufgabe zu lösen. Es steht fest, daß im Schlaf eine Erhöhung aller Schwellen stattfindet, daß infolgedessen eine sehr bedeutsame zerebrale Hemmung (Lähmung der Aufmerksamkeit)[2] und daher die Entwicklung einer Traumaufmerksamkeit eintritt, die von der gleichzeitigen Ausbildung von Vorstellungen meist halluzinatorischen Charakters begleitet ist. Nunmehr fragt es sich, ob sich diese grundlegende Tatsache des Traumes in Ausdrücken der Gehirnphysiologie darstellen läßt. Nach meiner Meinung ist die Frage

[1] Über diesen Punkt lese man besonders bei I. Böke (10) (für den morphologischen Teil) und bei Van Rynberk (80) (für den physiologischen Teil) nach. Einen Überblick dieser Frage hat V. Ducceschi (19) gegeben.

[2] Belmondo hat behauptet und bewiesen, daß die vollständige Unterdrückung der Reize den Schlaf hervorbringt. Auch Boris Sidis hat neuerdings (100) betont, daß der Schlaf eintritt, wenn der Organismus nicht mehr auf die Reize reagiert. Abgesehen von der Beziehung zwischen Ursache und Wirkung steht fest, daß der Traum als eine Hemmung betrachtet werden muß. Pawlow (64) und seine Mitarbeiter beobachteten bei ihren Experimenten über bedingte Reflexe, daß ein Hund von Schläfrigkeit ergriffen wurde, besonders wenn man ihn wiederholt der Einwirkung intensiver kalter und warmer Temperaturreize aussetzte. Bei genauer Untersuchung zeigte sich, daß das fortgesetzte Einwirken von Kalt und Warm auf denselben Punkt der Haut das Aufhören der höheren nervösen Funktionen und damit den Schlaf erzeugte. Es handelte sich also um einen passiven Reflex, der den Schlaf hervorrief. Das wäre die gewöhnliche allgemeine Hemmung.

zu bejahen. Auf die von einem Gefühl der Wirklichkeit (des Traumes) begleitete Welt der Traumbilder lassen sich leicht dieselben Erklärungen anwenden wie auf die Halluzination im Wachen (107, I. S. 240 ff.).

Das Sprechen im Traume kann durch die Anatomie und Physiologie der Sprache Erklärung finden; darüber sammelte Mourly Vold (61) interessante Beobachtungen. Schwerer zu erklären ist das große Übergewicht der Gesichtsbilder im Traum und der visuelle Symbolismus von Ellis oder die Übertragung der aktuellen Empfindungen des Schlafenden in Gesichtsbilder. Diese Tatsache könnte zu der phylo- und ontogenetischen Bedeutung des Gesichtsinnes, zu der Markbildung der optischen Bahnen und des Fasciculus longitudinalis inferior, die schon in der Vortraumepoche (von der Geburt bis zum 5. oder 6. Monat) stattfindet, und zu der Vielfältigkeit der Verbindungen zwischen den anderen Hirnlappen und den Hinterhauptlappen in Beziehung stehen. Außerdem muß man sich daran erinnern, daß die ersten assoziativen Bahnen, in denen die Markbildung erfolgt, diejenigen der Gehör- und Gesichtsphäre (T_1 und O_2) sind. Indessen müßte man noch wissen, ob außer der optischen afferenten Bahn auch die Bahnen, welche die akustischen, taktil-kinästhetischen und gustativ-olfaktorischen Empfindungs- und Gedächtniszentren mit den visuellen Gedächtniszentren verknüpfen (Erinnerungsfeld von Wilbrand in der äußern Oberfläche des Hinterhauptlappens), zahlreich, wegsam und zu frühzeitiger Markbildung befähigt sind.

Wichtig ist es festzustellen, ob das Nervensystem (abgesehen von der besprochenen wenigstens zeitweisen Hemmung) im Schlafe nach demselben fundamentalen Gesetz wie im Wachen zu funktionieren fortfährt. Es liegt in der Tat gar kein Grund zu der Annahme vor, daß sich das Schema des Reflexes nicht auf die Traumtätigkeit ganz ebenso wie auf die psychische Tätigkeit im Wachen anwenden lasse (91)[1]. Die *apparitio simulacrorum* (Erscheinung von Bildern) im Traum ist durch äußere (sensitive oder sensorische) und innere (Muskel-, Gelenk-, Kreislauf-, Atmung-, sexuelle, koinästhetische [Gemeinempfindung]) Reize bestimmt. Das Auftauchen aller unterbewußten vererbten oder aus der eigenen Erfahrung des kindlichen oder täglichen Lebens stammenden Inhalte muß also auf besondere Erregungen unserer Organe und des Gehirns selbst zurückgeführt werden. Die sog. „psychischen Träume" oder „Halluzinationsträume" fügen sich — ebenso wie die Illusionsträume — dem Schema des Reflexes ein. Deshalb haben Psychologen wie Patini, welche an den rein somatischen Ursprung des Traumes glauben, in gewisser Hinsicht recht.

[1] Man beachte wohl: mein Standpunkt darf nicht mit anderen, wie z. B. dem von Kostyleff, verwechselt werden. Ich halte auf psychologischem Gebiet an einem agnostischen Proportionalismus fest. Wenn ich daher behaupte, daß die geistige Tätigkeit wie diejenige des Nervensystems nach dem Schema des Reflexes oder besser des zyklischen Reflexes abläuft, so behaupte ich nichts über das Wesen und den Wirkungszusammenhang der Tätigkeit selbst: ein Wesen und ein Wirkungszusammenhang, über den die wissenschaftliche Psychologie nichts auszusagen vermag.

Die ganze moderne Bewegung der Physiologie wendet sich gegen die sog. Theorie des Automatismus. Die Nervenzentren entwickeln Energie nicht durch Explosion, sondern durch Reizwirkung. In derselben Art werden Handlungen und Gedanken durch Vorstellungen hervorgerufen, die als innere (dynamische) Reize wirken. Wenn das Gehirn während des Schlafes zu funktionieren fortfährt, so läßt sich vermuten, daß die psychische Tätigkeit überhaupt niemals aussetzt. Auch der Schlafende lebt nicht nur, sondern denkt; und er träumt, weil er auch im Zustand des Schlafes denkt und empfindet. Die alte Frage, ob es einen Schlaf ohne Träume gebe, kann daher nach dem Vorgang vieler Philosophen im allgemeinen verneinend beantwortet werden. Der Einwand, daß sich die Träume erst unmittelbar im Augenblick des Erwachens entwickeln (Meunier Boris Sidis, welcher meint, daß der Traum der Hauptsache nach erst im hypnoidalen Zustand, d. h. zwischen Traum und Wachen, zustande komme, und andere), ist nicht auf die Erfahrung gestützt [1].

Es gibt aber auch indirekte Beweise für die Kontinuität der psychischen Tätigkeit, selbst in den Fällen, wo der Schlafende es bestreitet, geträumt zu haben. Einer dieser Beweise ist schon von mir aufgestellt und von vielen anderen bestätigt worden, daß es nämlich genügt, an das Träumen zu denken, um sofort die Erinnerung an den Traum zu erwecken und zu beleben, als ob eine Brücke zwischen der Tätigkeit des Traumes und des wachen Geistes geschlagen würde. Ein anderer Beweis liegt in den auf die Traumkunde angewandten Ergebnissen der Beobachtungsmethode. Das Gebaren des Schlafenden kann dem erfahrenen Auge das Vorhandensein eines Traumes auch im tiefen Schlaf und in den Fällen offenbaren, in denen der Schläfer beim Erwachen behauptet, nicht zu wissen, ob er geträumt habe.

Aber es erscheint auch augenfällig, wie sich im Traume die Zusammensetzung und Anordnung der Reflexe durch die Verselbständigung von Gruppen und durch die Unterbrechung von Verbindungen zwischen den verschiedenen Serien der Reflexketten verändert. Der Traum könnte daher auch mit Kostyleff als eine Dissoziation von Gehirnreflexen betrachtet werden; denn im Schlaf ist die Dynamik der zerebralen Zusammenhänge und folglich die koordinierende und integrierende Funktion des Nervensystems erheblich gestört (Sherrington) [2].

---

[1] Jemand hat behauptet, daß ich im Anschluß an verschiedene Psychophysiologen, darunter an Wundt, der Ansicht sei, es gebe einen traumlosen Schlaf. Diese Auslegung ist ungenau. Ich habe nur behauptet, daß kein Psychologe mit Sicherheit das Vorhandensein eines Traumes bei einem Schlafenden feststellen könne, wenn der Schläfer ihn nicht nach dem Erwachen bestätigt; denn ohne Selbstbeobachtung ist keine Gewißheit möglich. Daher konnte Tiedemann glauben, daß die Ausrufe, Bewegungen, Ausdrucksbewegungen der kleinen Kinder während des Schlafes kein Zeichen des Traumes, sondern bloß Reflexhandlungen auf Augenblicksreize seien. Wenn jedoch eine Bestätigung des Schlafenden nicht erbracht werden kann, so läßt sich gewiß auch die physiologische oder objektive Methode mit Berechtigung anwenden.

[2] An dieser Stelle wäre der physiologischen Hypothesen über die Natur der Hemmung, der Ermüdung, und andererseits der Verbreitung der nervösen Erregungen, des Refraktärstadiums, der latenten Reizsummation, der Abwicklung der Stoffwechselprozesse.

Auch die Erscheinung der „Entfesselung des Unterbewußtseins" im Traum erklärt sich genügend durch die spezielle Physiologie des Schlafenden. Der selbst nur teilweisen Hemmung der sensorischen und psychomotorischen Prozesse entspricht der Energiezuwachs anderer Prozesse, deren Sitz in der Hirnrinde selbst und wahrscheinlich auch in subkortikalen Abschnitten des Gehirns gelegen ist. Die Neuropathologen wissen sehr wohl, daß ein gewisser Antagonismus zwischen den neuen und den alten Bewußtseinsinhalten besteht. Es genügt, daß die aktuelle Energie der Hirnrinde vermindert, d. h. daß die psychische Spannung herabgesetzt ist, damit im Bewußtsein die alten Inhalte übermächtig aufsteigen. Tatsächlich kehren im Zustand der Ermüdung oder der Gehirnerschöpfung die Kindheitserinnerungen mit Lebhaftigkeit wieder; wenn man durch kortikale (senile) Atrophie das Gedächtnis für die jüngsten Ereignisse und die Fähigkeit verliert, die Erinnerungen zu fixieren und zu bewahren, zehrt man an alten Erinnerungen, und die Neigungen, Gedanken und Meinungen der Kindheit kehren zurück. Die Tuberkulösen im letzten Stadium, die Sterbenden zehren an alten Bewußtseinsinhalten und sprechen oft eine fremdartige Sprache, die eben durch ihre Beziehungen zu tiefen und fernen Inhalten den Anschein von Magie oder Prophetie erweckt. So bewahren die einfältigen Seelen und alle Menschen, die nur über einen spärlichen Besitz an äußeren Erfahrungen verfügen, ebenso die Unwissenden, die von der Außenwelt abgetrennt leben, jene „intuitive Fähigkeit", von der schon der heilige Augustinus sagt, daß sie im Traum verfeinert werde, mit größter Lebhaftigkeit. So schafft die Entfremdung von der Sinnenwelt Raum für alte tausendjährige Vorstellungen und Gedanken; dann verwandelt sich die Welt für den Betrachter, und alles scheint ihm verändert. Das sehen wir bei den an Dementia paranoides leidenden Kranken wie bei den Somnambulen. So gewinnt die Behauptung einen klaren Sinn, daß der Schlaf in gewisser Hinsicht an zurückliegende Zustände der psycho-physischen Entwicklung erinnere, und daß auch, wie der große Physiologe Burdach bemerkte, der Schlaf eine Art Rückkehr zum embryonalen Leben sei, und daß er vom psychologischen Standpunkt (wie es der Theosoph Myers wiederholte) den „primitiven" Zustand darstelle, während das Wachen nur ein „sekundärer" Zustand sei. Es schiene also, als ob der Zustand des Schlafes das Gehirn in jene Zeit zurückversetze, in welcher der Prozeß der „psychologischen Synthese" noch nicht oder infolge ungenügender oder fehlender Entwicklung der Markbildung und der interneuronischen zerebralen Verknüpfungen erst sehr unvollständig eingeleitet war. Auch die Behauptung Stekels, daß im Traum der alte Kampf

---

der Hemmungsphänomene zu gedenken. Die ganze Umwandlung der Traumbilder wird begleitet oder erklärt durch Störungen der zentralen Leitung und Übertragung, durch die „posthumen Entladungen" Sherringtons (Reizbeantwortungen, welche die Dauer der Reizwirkung überschreiten). Dies sind Phänomene, welche in deutlicher Korrelation zur Abschwächung oder Ausschaltung des Prozesses der logischen Synthese und Verknüpfung, zu der gehinderten Funktion des schlafenden Ich und gleichzeitig zu der Wiederbelebung der Tätigkeit anderer Zentren stehen, die im Wachzustande durch die überwiegende Tätigkeit der Organe, der sensorischen und perzeptorischen Bahnen und Zentren gehemmt sind.

ums Dasein wiederkehre und der Mensch sich in seinen primitiven Instinkten Luft mache, erhält jetzt ihren guten Sinn.

Wie man bei der Hysterie eine Dissoziation oder Verdopplung (Janet) in den Systemen der viszeralen Innervation und in andern nervösen Systemen annimmt, um die hysterischen Symptome zu erklären, so kann man im Schlaf eine analoge Dissoziation annehmen. Hier treten tatsächlich Sejunktionen (im Sinne von Wernicke), Innervationskomplexe, Schizothymien (Kohnstamm), die im Unterbewußten entstehen, Diaschisen im Sinne von Monakow oder besser Psychoschisen im Sinne von Levi-Bianchini (47) auf. Kurz, es handelt sich auch im Traum um „Sequester" von Assoziationsketten, die den „Sequestern" von zerebralen Innervationsystemen entsprechen, und die wir vorläufig ihrem Wesen nach für dynamisch halten müssen. Da der Prozeß der Spaltung im tiefen Schlaf intensiver ist, so läßt sich denken, daß sich in jener Phase das Unterbewußtsein besonders befreit, und daß folglich in das Traumbewußtsein die jüngste (abgespaltete) Erfahrung nur in geringerem Maße, die aktuellen (gehemmten) Sinneseindrücke dagegen so gut wie gar nicht eingehen.

Wenn man bedenkt, daß nach dem Ausspruch Ribots (76) das Unterbewußte ein Akkumulator von Energien ist, indem es einen Vorrat aufspeichert, aus dem das Bewußtsein verschwinden kann, so versteht man auch leicht, wie sich nach Verlangsamung der kortikalen Hemmungen die in den Organen des Unterbewußten aufgehäufte potentielle Energie aktualisiert und der Traum, d. h. ein Ausdruck des freieren Traumbewußtseins, zustande kommt. Eine derartige energetische Vorstellung der Traumtätigkeit legt sich nicht im geringsten auf irgendeine philosophische Doktrin fest. Einen Beweis dafür bieten die Äußerungen des Antimaterialisten Dwelshauvers (21) über das dynamische Unbewußte, der keine Schwierigkeit in der Annahme findet, daß dem dynamischen Unbewußten ein Zustand der Spannung im Zentralnervensystem entspricht.

Der Versuch, die physiologischen Bedingungen des Traumes noch genauer zu bestimmen, wird daher kein eitles Bemühen sein, wenn man sich die Nervenorgane des aufsteigenden Unterbewußtseins im Licht unserer heutigen Kenntnisse vorstellt.

Bei anderer Gelegenheit (91) habe ich vom anatomisch-physiologischen Standpunkt zwei Entwicklungsgesetze des Nervensystems dargelegt, die eine Anwendung des biogenetischen Grundgesetzes bilden. Nach dem ersten Gesetz bewahren die höheren Tiere, während sie neue nervöse Strukturen und Funktionen erwerben, nicht nur die elementare Struktur, sondern auch teilweise die groben Morphologie- und die Funktionsarten der niederen Tiere. Daß sogar im menschlichen Organismus fortgesetzt Tropismen und instinktive Bewegungen vorkommen, ist daher sehr begreiflich und konnte dem Polyzoismus Durand de Gros' einen Schein von Berechtigung geben. Der Mensch bewahrt, wie man es ausdrücken könnte, die Spur der Formen und Strukturen der unter ihm stehenden Tiere in seinem Nervensystem und zeigt daher in seiner Tätigkeit alle Bewegungen und Handlungen von den einfachsten bis zu den kompli-

ziertesten. Nur hat er infolge der höheren Entwicklung seiner Hirnrinde ganz spezielle motorische Einstellungen und die Sprache erworben und ist infolge seines reichen Besitzes an Symbolen mit Vernunft begabt.

Dementsprechend gibt es ein zweites Gesetz, das sich folgendermaßen ausdrücken läßt: die später ausgebildeten Hirnpartien erben auf phylogenetischem Wege die von den früher ausgebildeten Hirnpartien (in der Art, wie es den Bedürfnissen des Tieres angepaßt ist) besorgten höheren Funktionen und komplizieren sie immer mehr. Indessen verbleibt doch auch den früher ausgebildeten Gehirnpartien ein Rest der alten Funktion, der sich frei von der Kontrolle des Bewußtseins zu betätigen bereit ist.

Unter diesen Voraussetzungen wird die weitere Annahme nicht allzu gewagt erscheinen, daß auch mit Rücksicht auf das Bewußtsein in dem Nervensegment, welches dem später ausgebildeten Segment seine eigentliche Funktion abtritt, noch die Fähigkeit zu der früher ausgeübten Funktion zurückbleibt. Darum kann die Behauptung richtig sein, daß auch bei den höheren Tieren das Rückenmark ein rudimentäres Bewußtsein besitzt (Luciani), und daß die Annahme eines Bewußtseins mit noch größerer Wahrscheinlichkeit für das verlängerte Rückenmark zutrifft (Joh. Müller, Longet, Vulpian, Luciani).

Man kann daher sagen, daß das Unterbewußtsein über ein nervöses Organ verfüge, und wenn dieses Organ für das persönliche Unterbewußtsein in den Gedächtniszentren und den Assoziationsbahnen liegen soll, so kann das ältere Unterbewußte, das im Wachen niemals über die Schwelle des Bewußtseins tritt, das ihm eigene Organ in andern Gehirnteilen (dem Paläenkephalon Edingers), z. B. nach Luciani im Kleinhirn, finden. Das Nervensystem funktioniert von seinem Auftreten in der Ontogenese an immer wie es kann, und das Paläenkephalon, dessen Entwickelung der des Neenkephalon auch in der Ontogenese vorangeht, funktioniert schon in der fötalen Epoche unter dem Einfluß der Reize.

Diese Nerventätigkeit vor der Geburt bildet die erste Anlage der Instinkte und Intuitionen (50); sie umfaßt die vorbewußte Periode des Individuums. Die individuellen Erfahrungen, welche eigentlich erst bei der Geburt beginnen, geben den Anstoß zur Entwicklung des Nervensystems nach den Entwicklungsgesetzen der Art und komplizieren und vervollständigen seine Funktion. Mit der Komplizierung der Funktion entwickelt sich nach und nach das Bewußtsein, so daß die Behauptung gerechtfertigt ist, das Bewußtsein nehme seinen Ursprung aus dem Unbewußten. Doch ist auch die entgegengesetzte Behauptung nicht ganz unrichtig, daß nämlich jedes unterbewußte Phänomen einmal bewußt war.

Es muß aber noch hinzugefügt werden, daß sicherlich auch das sympathische System ein Zentrum der unterbewußten Phänomene ist (23). Infolgedessen erscheint die viel mißbrauchte Hypothese Grassets über das Zentrum O und das Polygon als Organ der niederen Seelentätigkeit und daher des Schlafes ganz überflüssig.

II. STRUKTUR UND DYNAMIK DES TRAUMES[1]

In diesem Kapitel behandle ich zuerst die psychologischen Komponenten des Traumes oder die Bestandteile des Traumbewußtseins und ihren Ursprung, dann ihre Tätigkeit oder den Prozeß des Traumes und die Kräfte, die ihn bestimmen.

A. STRUKTUR DES TRAUMBEWUSSTSEINS

Die psychischen Komponenten der Traumtätigkeit weisen gewiß sozusagen quantitative Unterschiede auf, je nach Alter, Geschlecht, Rasse. Intelligenz, Phantasie, Art und Weise des Arbeitens, Grad der Müdigkeit, ferner nach den Umständen, in denen sich die Organe des vegetativen Lebens befinden, dem Krankheitszustand und nach der Lage des Körpers des Schlafenden. Es gibt eine differenzielle Psychologie des Traumes[2]. Qualitativ bleiben jedoch die Komponenten bei allen Individuen übereinstimmend. Ja, nicht nur die einfachen Komponenten des Traumes sind übereinstimmend, wie in jedem beliebigen Bewußtseinszustand, sondern es gibt auch bekanntlich ideoaffektive Traumkombinationen und Gruppierungen, welche sich fast übereinstimmend bei allen Träumenden wiederholen, z. B. die von S. Freud als typisch bezeichneten Träume: Träume vom Examen, vom Tode geliebter Personen, von rasendem Laufen usw., mehr noch die sog. Familienträume.

Beschäftigen wir uns also mit dem Inventar des Traumbewußtseins. Alle Meinungen stimmen darin überein, daß der Traum besonders reich an visuellen Elementen (bis zu 90 Prozent aller Vorstellungen) ist; ja man kann sagen, daß er im wesentlichen eine zum größten Teil panoramische und sehr schnelle geistige Vision ist. Individuelle Unterschiede gibt es nicht wenige; aber im allgemeinen kann man sogar sagen, daß die visuellen Vorstellungen im Traume bei allen Leuten lebhafter sind als im Wachen. Nach Marie de Manaceine (52) betragen die visuellen Träume, welche gleichzeitig akustische Vorstellungen enthalten, ungefähr 60 Prozent. Die rein akustischen Träume kommen nur bei Musikern vor. Auf 35 Prozent belaufen sich diejenigen visuellen Träume, welche mit taktilen, muskulären und thermischen Empfindungen kombiniert sind; die Geruchs- und Geschmacksträume betragen 5 Prozent. Hacker verzeichnete auf 100 persönliche Träume 93 visuelle Vorstellungen, 73

---

[1] Aus meiner Monographie (94). Hier gebe ich daraus nur das Unentbehrliche wieder. Dieses Kapitel ist auf Grund neuer, seit 1914 von mir gemachter Erfahrungen verfaßt.

[2] Der differenziellen Psychologie des Traumes ist fast mein ganzes, schon zitiertes Buch (89) gewidmet. In vorliegender Arbeit komme ich darauf nur gelegentlich zurück.

akustische, 16 taktile, 18 kinästhetische, 3 Geruchs-Geschmacksvorstellungen. Diese Ziffern entsprechen annähernd den Ziffern der Statistik von M. W. Calkins. Auch die Bewegungsträume sind etwas sehr Gewöhnliches. Ich habe oftmals bei Schlafenden und sogar bei Tieren rudimentäre Bewegungen der Glieder und des Kopfes beobachtet, welche Träumen von schnellem Laufen, von Flucht, Verteidigung usw. entsprechen. Wirklich gibt es auch im Traume nicht nur eine Menge von Bewegungsvorstellungen an und für sich, sondern auch Ansätze zur Ausführung derselben, Versuche, mittels Körperbewegungen die eigenen Traumvisionen gewissermaßen ins Leben umzusetzen.

Wir kommen nun zu den Wortvorstellungen. Kraepelin (41), Meumann (58) und neuerdings Hacker und Köhler beschäftigten sich mit dem Sprechen, dem Lesen und dem Schreiben im Traume. Gestützt auf meine allgemeine Erfahrung kann ich mich damit einverstanden erklären, den Vorgang des Schreibens im Traum als selten zu bezeichnen, jedoch nicht denjenigen des Lesens.

Die Erscheinung des Sprechens im Traum ist eine sehr gewöhnliche: ich zum Beispiel spreche viel und begleite mit Worten die Bilder und die Ereignisse, wobei ich fast immer meine Stimme höre. Es gibt jedoch Individuen, welche versichern, daß sie niemals im Traume geredet haben (Stumpfheit der verbomotorischen Vorstellungstätigkeit), oder doch zum mindesten, daß sie niemals die eigene Stimme im Traume gehört haben (Stumpfheit der verboakustischen Vorstellungstätigkeit). Es muß sicher große individuelle Verschiedenheiten geben. Für mich hat sich jedoch gezeigt, daß der Fall häufiger ist, in welchem beim Sprechen im Traume die Artikulationsbewegungen und die die eigene Rede begleitenden Gebärden wahrgenommen werden. Kurz gesagt: im Traume gehört man eher dem verbomotorischen als dem verboakustischen Typus an. Die von Worten und Gesten begleiteten, also pantomimischen Träume sind selten und ähneln dem Schlafwandeln (Somnambulismus). Die ausgeübten Handlungen werden niemals im Gedächtnisse behalten, wenn auch der Traum selbst erinnert wird. Im folgenden ein von mir beobachteter Fall.

1915. Ein Stubenmädchen, welches Kindermädchen gewesen war, träumt, daß ihm das Kind aus den Armen gefallen sei, sich verwundet und Blut vergossen habe. Die Träumende steht aus dem Bette auf, geht zum Wasserkrug und wäscht wiederholt die eigene Brust, mit lauter Stimme sprechend: „Ach, armes Kind, wieviel Blut!" Am Morgen erzählte das Mädchen seinen schlimmen Traum; von den ausgeführten Handlungen wußte es nichts.

Im Traume finden wir gewöhnlich synthetische, das heißt extensive (räumliche) und zeitliche Vorstellungen; die ersteren werden aus aktuellen Empfindungen oder aus Erinnerungsresten von Eindrücken des Wachseins, sei es visuellen, sei es taktilen und inneren Eindrücken oder von vorzugsweise akustischen Vorstellungen gebildet. Aber die räumlichen und zeitlichen Vorstellungen unterliegen im Traume so gründlichen Umformungen im Vergleich zu jenen des Wachseins, daß darin eines der hervorstechendsten Unterscheidungsmerkmale zwischen den Bestandteilen des Traumes und denjenigen des Wachseins besteht. Eine richtige Einteilung der Zeit ist jedoch auch im Traum etwas Gewöhnliches.

Protokoll, ohne Datum (E. G., 21 Jahre alt. Aufgeschrieben am Nachmittag des Tages nach der Nacht des Traumes). X. telephonierte mir: „Finde dich bei mir binnen einer Viertelstunde ein.“ — „Aber ich komme doch nicht mehr zurecht?!“ — „Doch: 8 Minuten, um dich anzukleiden, und 7, um herzukommen!“ Das Geräusch der Weckuhr weckt mich auf. (Vollkommen richtig.)

Es gibt bekanntlich Träume, welche als kurz, und solche, welche als sehr lang eingeschätzt werden. Die Zeiteinschätzung im Traume wurde von mehreren Verfassern studiert und erörtert, besonders nach dem berühmten Traum A. Maurys von der Guillotine (Clavière, Tovolowska, Piéron, Vaschide, Foucault, H. Ellis, Stepanoff). Viele nahmen an, daß der Gedanke eine enorme Schnelligkeit im Traume hätte, und diese würde dem Traume sicherlich gestatten, sich vollständig im Augenblicke des Erwachens abzuwickeln. Ich habe diese Erklärung bereits bekämpft. Ich glaube, daß die Sache folgendermaßen zu erklären ist: die durch äußere Reize hervorgerufenen Wahrnehmungen (Ursache des Erwachens) werden mit den im Traume vorangegangenen Ereignissen verknüpft, dank der Deutung des Träumenden in dem Augenblicke, wo er erwacht oder den Traum niederschreibt. Wir verfügen über so manches Beispiel, um sagen zu können, daß die Träume die Dauer haben, welche dem Vorstellungsvorgang im Wachen zukommt. Die von einigen gegebene Erklärung, daß die Schlußwahrnehmung die Bilder des Traumes, welche ihm vorangingen, durch Assoziation hervorgerufen hätte, entbehrt meines Erachtens jedweder Grundlage.

Hacker sagt, daß im Traume die Möglichkeit, sich die Vergangenheit und die Zukunft vorzustellen, fehlt. Jaspers ist der gleichen Ansicht; ich habe mir keine sichere Meinung gebildet.

Sehr interessant ist die Analyse des Raumes im Traume. Alle Träume werden in das bilaterale Gesichtsfeld vollkommen so projiziert wie die im Wachen gesehenen Gegenstände. So gibt es zweifellos ferne Visionen, weitausgedehnte Horizonte, Himmelsräume und Abgründe; der gewöhnlichere Fall ist aber der, daß sich das geträumte Ereignis in einem kleinen Raume vollzieht, wie etwa einer Kammer, einer Straße, einem Platze. Es versteht sich, daß bezüglich des Raumes der Traum häufig unsinnig ist. Aber wenn man genau zusieht, findet sich diese unsinnige Darstellung des Raumes auch in der Kunst. Beredte Beispiele zeigen uns die Malerei und die Dichtkunst.

Der Traum ist voll von jenen Vorstellungsgruppen, welche Ziehen „Konstellationen“ nannte. Die Ideen kehren mit ihren gewöhnlichen Begleitideen wieder, ausgestattet mit ihrem Gefühlston, und schließen sich in festen Gruppierungen um gewisse den Kern bildende Elemente zusammen.

Sicher finden sich im Traume sogar Urteile und Überlegungen wie im ordentlichen Bewußtsein. Es wäre unrichtig, zu sagen, daß im Traum immer, schon dem Begriffe nach, die Logik fehlt. Köhler fand, daß in seinen Träumen die Urteile nur selten falsch waren (nur 4 Prozent). Die Schlußfolgerungen waren seltener als die Urteile und waren zu 1 Prozent falsch, während zu 20 Prozent mittelbare und 80 Prozent unmittelbare Schlußfolgerungen waren.

Thompson[1] (108), sich der Meinung von Calkins anschließend, behauptet auf Grund konkreter Beobachtungen, daß Überlegungen, Gedanken und Kritik sich, wenn auch selten, in den Träumen finden können.

In der Tat nahmen dies auch die alten Autoren an, jedoch suchten sie die Überlegungen im Traume mit dem Wechselspiele der Bilder zu erklären (Scholastiker). Nach meinem Dafürhalten kann diese Erklärung in einigen Fällen gelten; in anderen aber nicht. Wie später gesagt werden wird, ist das, was im Traum Urteile fällt, das Wachbewußtsein; demnach ist eine andere Erklärung überflüssig[2].

Ich beobachte, daß ich im Traum in den meisten Fällen Ereignisse erfinde und Urteile fälle, welche sich auf Personen und Sachen beziehen, sogar Urteile wissenschaftlicher Art. Zuweilen aber enthalten meine Träume unglaubliche Naivitäten, welche ich nach dem Erwachen allmählich verbessere. Im folgenden Traume wehrte sich das Traumbewußtsein gegen eine Ungereimtheit.

Protokoll. 29. November 1919, nachts (V. R., Studentin). Ich träume, daß sehr schlechtes Wetter ist. Ich schaue durch die Fensterscheiben hinaus. Es regnet in Strömen, dann schneit es. Ich bin höchst erstaunt; denke: Aber es ist warm! — Ich öffne die Fenster, fühle die von draußen kommende warme Luft des Schirokko; ich sage und denke: „Aber wie ist das möglich?, der Schnee müßte auftauen!" Und dennoch überzeuge ich mich, daß es schneit.

In dem folgenden Protokoll erscheint der Traum in hohem Grad intellektuell, übrigens reich an kinästhetischen Elementen.

Protokoll. Nacht auf den 20. Juni 1914 (V. R., Studentin). Den Abend vorher studiere ich das logarithmische Gesetz von Fechner; ich begreife es aber nicht. Ich schlafe sofort ein. Ich habe sehr lebhafte, schnelle Träume von Gegenständen aus der Psychologie mit undeutlichen Bildern des Raumes . . . Was darin herrscht, ist das „Eilen meiner Gedanken". Ich habe den Eindruck, vorwärts zu gehen, vorwärts, immer vorwärts . . . Ich habe außerdem den Eindruck, mich gegen jemanden aufzulehnen und großen Widerstand zu finden. Ich weiß nicht, um was es sich handelt; auf einmal rufe ich: „Ja, ja, ich begreife es. Es ist das logarithmische Gesetz." Ich schüttle mich und bin halb wach; Gefühl großer Müdigkeit. Es gelingt mir nicht, mich zu bewegen; ich wiederhole: „Das logarithmische, das logarithmische!" Gefühl der Anstrengung und der Ermüdung im Kopfe; immer wieder ertönt das Wort. Endlich, wie von einem Alpdrucke erlöst, wache ich vollständig auf und sehe das Licht. Ich habe den Beweis des logarithmischen Gesetzes höchst klar im Kopfe. Ich bin ruhig, ich schlafe wieder ein.

Zuweilen habe ich selbst Träume, in welchen feine Kritik und genaue ästhetische Urteile vorkommen.

Protokoll. Nacht auf den 18. Dezember 1914; eine halbe Stunde nach dem Erwachen aufgeschrieben. Ich habe geträumt, meinen Landhausgarten mit einer Ausschmückung versehen zu haben, welche bei jeder Biegung der Pfade angebracht war. Es ist ein großer Schild aus Lederriemen hergestellt, welche ineinander verflochten und grün bemalt waren, jeder Riemen aus dem Schilde heraushängend. Ich finde jedoch, daß verschiedene Einzelheiten der Verzierung nicht harmonisch sind; ich tadle

[1] Diese Schrift Thompsons ist sehr interessant bezüglich der Fragen der Individual-Psychologie des Traumes.

[2] Aristoteles in dem Werke „Über die Träume", I, 4, schreibt folgende Worte, welche mir sehr bedeutungsvoll erscheinen: „Ich halte dafür, daß nicht alles das, was wir im Schlafe sehen, ein Traumbild sei und daß wir mit Hilfe der Vorstellung vorstellen, was wir einsehen."

deshalb meinen Sohn, welcher der Ausführende meines Entwurfes war. Lebhafte Auseinandersetzung. Ich mache eine Zeichnung, welche ich beim Erwachen ganz klar im Gedächtnis habe. Einen Tag nach dem Traume, 19. Dezember 1914, habe ich die geträumte Verzierung aufgezeichnet und einem Künstler gezeigt, mit der Bitte, mir zu sagen, wer, ich oder mein Sohn, in der geträumten Auseinandersetzung recht hatte. Der Künstler erkennt an, daß die Zeichnung schön ist und daß in der Auseinandersetzung ich vollkommen recht hatte.

Wundt sagt, wie die Mehrzahl der Psychologen, daß im Traume der Wille fehlt. In gewissem Sinn ist dies wahr; der Wille, sei es, daß er als Autonomie des Individuums, sei es, daß er als Gesamtheit aller Willensvorgänge aufgefaßt werde, ist im Traume nicht uneingeschränkt wiederzufinden, auch weil im Traume der Wille nicht über sein spezifisches Organ, den Bewegungsapparat, verfügt. Auch die alten Philosophen erklärten mit Übereifer, daß im Traume die Willensfreiheit aufgehoben, und daß das, was gewollt zu sein scheint, nur die Einbildung einer Willensfreiheit sei. Dugald Stewart[1], welcher Interessantes über den Traum schrieb, behauptete, daß im Traume der Wille nicht fehle, nur seien ihm die Organe nicht gehorsam, und führte als Beispiel den Alpdruck an. Der Philosoph Galuppi (29), welcher Dugald Stewart kommentiert, setzt auseinander, daß sich im Traume die Gefühle des Wollens, aber nicht das Wollen selbst darstelle. Wenn auch die Willensakte im Traum in ihrer Entwicklung von einem beliebigen phantastischen Bilde gestört sein können, und wenn auch eine Dissoziation zwischen Urteil und Wille eintreten kann, so daß der Willensakt nur scheinbar ist, so ist es doch gewiß, daß dieser Fall zuweilen nicht eintritt.

Das Vorhandensein der „Aufgabe" und einer determinierenden Tendenz im Traum im Sinne von Ach habe ich mehrere Male erlebt (abgesehen natürlich von der Erinnerungstäuschung).

Hacker und P. Köhler untersuchten auf Veranlassung von O. Külpe, ein jeder für sich, ob es im Traume G e d a n k e n gebe. Hacker fand in seinen Träumen sehr oft die Dissoziation zwischen Gedanken und Vorstellungen (Bedeutungsbewußtsein, Beziehungsbewußtsein usw.), ebenso auch Köhler (Bedeutungsbewußtsein, Beziehungsbewußtsein, Regelbewußtsein, Erfindung, determinierende Tendenz usw.)[2].

Hacker fand, daß gewisse Worte von ihm im Traume nicht verstanden wurden, während sie sofort nach dem Erwachen verständlich waren; das war dadurch verursacht, daß im Traume Dissoziation zwischen dem Empfindungsinhalt und dem Bewußtsein von seiner Bedeutung bestand. Diese Tatsache läßt sich bestätigen, wenn auch nicht so oft, wie Hacker meint. Wie dem auch sei, schließt sie nicht aus, daß in anderen Momenten des Traumes die Bedeutung jedes beliebigen, auch abstrakten Wortes genau wie im Wachsein verstanden wird.

---

[1] Dugald Stewart: Elements de la Philosophie de l'Esprit humain; traduit de l'anglais. Tome second, Genève, 1868, S. 80 ff.

[2] Hacker legt Wert darauf, diese T r a u m g e d a n k e n zu unterscheiden vom Unbewußten im Sinne von Freud, und meint, daß es sich nicht um „E n t s t e l l u n g", wohl aber um „A b w e i c h u n g e n" vom Seelenleben im Wachzustande handelt, als eine Folge des besonderen physiologischen Zustandes des Gehirns im Schlafe.

Bewußtseinslagen (B e w u ß t h e i t e n nach Ach, *attitudes* der Amerikaner) beobachtete auch Köhler in 50 seiner Träume. Ich fand dies alles durch meine persönliche Erfahrung bestätigt. Meine später als 1914 aufgenommenen Protokolle bestätigen es ebenfalls (94). Es versteht sich wohl, daß ich mich zurückhalte bezüglich der Auslegung ähnlicher Erfahrungen, wie sie von Bühler und anderen der Külpeschen Schule vorgebracht worden sind.

Mit den Traumvorstellungen sind affektive Zustände verbunden, welche zuweilen eine große Stärke erreichen.

Die intensiv affektiven oder emotionellen Träume sind sehr häufig. Ihr Vorhandensein wird nicht nur vom Träumenden beim Erwachen bezeugt, sondern läßt sich auch objektiv während des Traumes selbst erweisen. Wichtig ist die Bemerkung Hackers, daß die intensiv affektiven Träume im tiefen Schlafe fehlen. Seit 1896 bin ich (86) überzeugt, daß der interessanteste und sozusagen beständigste Teil des Traumes der affektive Zustand ist, während die Vorstellungen überaus flüchtig und veränderlich sind. Die affektiven Zustände des Traumes sind die wahre und innere Stimme, welche die Wünsche des Schlafenden enthüllt; sie leiten den Vorstellungsinhalt in seinem Entwicklungsgange. Es kommt im Traume dasselbe vor wie bei den Melancholikern, bei denen die Vorstellungen die Erklärung für ein bereits bestehendes affektives Bedürfnis liefern; eine Auffassung, welche sich so gut schon bei Griesinger ausgedrückt findet.

Frau von Manaceine stellte fest (indem sie sich auf die 5 Jahre hindurch bei 37 Personen durchgeführten Beobachtungen stützte), daß die Eindrücke, welche die Aufmerksamkeit während des Wachseins am meisten in Anspruch nehmen, niemals das Gewebe der Träume bilden. Dasselbe sagten andere Beobachter vor und nach Frau von Manaceine. Eine meiner Mitarbeiterinnen teilte mir mit: „Ich beobachte seit beinahe einem Monate meine Träume, gerade weil mein Wachbewußtsein ausschließlich von einem einzigen Objekte beherrscht wird und ich mir Rechenschaft zu geben wünsche, ob es in meinen Träumen wiederkehrt. Doch sind die Träume immer dürftig, sehr verblaßt und vor allem indifferent. Nur sehr selten und auch dann nur flüchtig kommen Bruchteile von Dingen vor, welche mein vorherrschendes Gefühl betreffen."

Dies stimmt für Objekte, welche gleichzeitig stark affektbetonte Komplexe bilden. Zweifellos werden unsere Gemütsbewegungen und gewohnten Gedanken wieder hervorgerufen; jedoch nicht die stärksten Gemütsbewegungen und auch die andauerndsten. Ich bestätige die Tatsache, daß im Traume die Gefühle der S p a n n u n g , hingegen nicht die Gefühle der L ö s u n g wieder auftreten (ich bediene mich der Terminologie von Wundt in seiner dreidimensionalen Gefühlstheorie). So träumt man die Gemütsbewegungen des Zweifels, der Erwartung, des Wunsches, des Erstrebens. Außerdem ist der Traum in hohem Grad egoistisch. Wenn eine Tatsache uns nichts angeht, selbst wenn sie im Wachsein uns eine starke Erregung erzeugt hat, so erscheint sie gewöhnlich im Traume nicht wieder.

Bei Kindern ist die Wiederholung der Tageserregungen, gleichviel von welcher Stärke — namentlich vom vorangegangenen Tage — in den Träumen häufiger als bei Erwachsenen. Dasselbe kommt bei den psychasthenischen und melancholischen Erwachsenen vor, bei denen es so weit kommen kann, daß das Traumbewußtsein durch das Fortbestehen der Inhalte des Wachbewußtseins gehemmt wird. Die von mir beobachteten Fälle sind zahlreich. Eine schwer psychasthenische Frau träumte, nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, während einer langen Reihe von Nächten von der Verstorbenen und von deren Begräbnisfeier, wobei sie Tag und Nacht in trostloser Weise litt. Als einen der neuesten Fälle kenne ich einen 60 jährigen Mann mit Gehirnarteriosklerose, welcher mit einer Zahlenmanie behaftet war. Dieser Kranke also träumte viele Monate hindurch, nämlich solange ich ihn unter Beobachtung hatte, unablässig von Zahlen und Rechnungen; so sehr, daß ihn dieses im Schlaf ermüdete und er deswegen von mir Erleichterung verlangte. Die Schlafmittel hatten den Erfolg, den Kranken weniger träumen zu lassen (wahrscheinlich Vertiefung des Schlafes mit verminderter Erinnerung an die Träume).

Bei gesunden Menschen kann man dieselbe Tatsache vorfinden (Berufsträume); dann aber ist der Gefühlsfaktor niedriger oder fehlt geradezu. Bei großen Seelen ist das Fortdauern der vorherrschenden Ideen auch im Traume hochpoetisch. Wir finden z. B. bei Homers Agamemnon und Achilles Träume, welche die vorherrschenden Gedanken der Helden widerspiegeln.

Ein affektiver Zustand, der mit besonderer Häufigkeit im Traume wiedererscheint, ist die Furcht. Man träumt das, was man fürchtet, insbesondere das, was man im geheimen fürchtet. Zuweilen bilden die Befürchtungen des Wachseins das Gewebe stereotyper Träume. Gewöhnlich werden auch die Liebe, der Hunger und der Durst im Traume wieder lebendig, und oft wird im Traume der Wunsch des Wachseins erfüllt. Lehrreich sind des Hungerkünstlers Succi Träume vom Hungern, welche ich im Jahre 1893 studierte.

Es gibt keinen Zweifel darüber, daß man leicht von der Frau träumt, um welche man vergeblich wirbt, wie auch von den Speisen und Getränken, die man sich zwar wünscht, aber nicht erhalten kann. Aus meiner persönlichen Erfahrung ergibt sich, daß im Traume der Wunsch wieder auftritt, der unsere Seele im Wachsein in Spannung hält, oder der unter sonstigen affektiven Zuständen und unter gewöhnlichen Beschäftigungen versteckt im Unterbewußtsein arbeitet. Dies will jedoch nicht sagen, daß im Traum unsere Wünsche befriedigt werden. Die im Traum erfolgende Wunscherfüllung ist gewiß eine gewöhnliche Tatsache; aus meinen Beobachtungen ergibt sich aber, daß sie in Beziehung zu einer eigenartigen physiologischen Verfassung steht. Es gibt Individuen, die vom Geschlechtstrieb auch im Traume gequält werden, welche das Verlangen träumen, aber nicht seine Erfüllung. Es gibt hingegen andere, bei denen das Verlangen verwirklicht wird. Der geträumte Beischlaf (ohne physiologische Begleiterscheinung) mit Befriedigung ist etwas Seltenes im Vergleiche zum häufigen Wiederträumen des begehrten Weibes. Der Traum ist also das Reich unseres Sehnens, unserer Befürchtungen,

der verdrängten Regungen unseres Stolzes und unserer Wollust, aber nicht immer das glückselige Reich der Verwirklichung unserer Wünsche.

Meine lange Erfahrung hat mir gezeigt, daß im Traum alle Gefühle ohne Ausnahme wiedererzeugt werden; mithin auch diejenigen, welche als moralische oder ethische bezeichnet werden [1]. Das will besagen, daß im Traume die moralischen Eigenschaften des Träumers sich nicht mehr und nicht weniger als im Wachsein enthüllen können; mit anderen Worten, daß es Trauminhalte gibt, welche im Traum als moralisch oder als unmoralisch vom Träumer bewertet werden, und daß in einem Traume, dessen Inhalt als unmoralisch erachtet wird, vom Träumenden Reue empfunden werden kann. Beobachtungen vom Jahre 1914 ab bestätigen mir, was ich bereits früher festgestellt hatte, nämlich, daß ich bei Individuen, die nach meiner Kenntnis und nach anderweitigem Zeugnis mit feinem moralischen Empfinden begabt und von tadellosem Lebenswandel waren, verbrecherische Träume niemals beobachtet habe, die bis zu Ende durchgeführt und ohne gleichzeitiges Gefühl von Mißbilligung, von Widerstreben oder von Gewissensbissen im Traum erlebt worden wären.

Protokoll einer Nacht von 1915 (Dr. Consoni, Psycholog, 40 Jahre alt). Ich befinde mich in einem Kaffeehause und habe das Bewußtsein, ein blutiges Verbrechen begangen zu haben. Ich überlege: Ich bin also ein Mörder, demnach wird man nach mir fahnden . . . — Peinliches Gefühl wegen des Verbrechens, echte Gewissensbisse; Angst vor der Gefahr, verhaftet zu werden.

B. HERKUNFT DES TRAUMMATERIALES ODER DER KOMPONENTEN DES TRAUMES

Es ist klar, daß das Material entweder von außen kommt (Empfindungen von Reizen, die während des Schlafes einwirken) oder von innen (Erlebnisse, die im Wachen bereits bewußt oder unterbewußt waren). Wir werden übrigens weiter unten sehen, daß der Traum in der Weise die Empfindungen während des Schlafes verarbeitet, daß man von unmittelbarer und mittelbarer psychischer Herkunft besser als von somatischer [2] oder psychischer Herkunft der Traumkomponenten reden kann.

Über die Herkunft des Traummateriales herrschte unter den Psychologen stets Meinungsverschiedenheit. Einige schätzten den Einfluß des äußeren Reizes gering, während andere den ganzen Traum von unmittelbaren Empfindungen abhängig sein ließen, insbesondere aber von organischen, in dem Grade, daß sie erklärten, die Träume wären nicht Halluzinationen, sondern eher Illusionen.

---

[1] S. Freud widmet diesem Thema einige Seiten (27, S. 49). Der Verfasser berichtet über die Auffassung verschiedener Autoren.

[2] Es ist überflüssig, noch von einer somatischen Theorie, im Gegensatz zu einer psychogenetischen Theorie der Träume zu sprechen. Freud neigt dazu, den äußeren Ursprung der Träume zu unterschätzen, weil er einen bestimmten Zweck im Traume annimmt, derart, daß die unmittelbaren Empfindungen von den übrigen psychischen Aktualitäten in sich aufgenommen und verarbeitet werden (27, S. 170 u. 171 ff.).

Mir scheint, daß dieser Meinungsverschiedenheit ein Mißverständnis zugrunde liegt. Nach unseren Feststellungen über die physiologischen Bedingungen des Traumes kann man sich nicht vorstellen, daß dieser aus der festgewordenen Erfahrung des Wachseins oder aus den unterbewußten Tiefen ohne äußeren Reiz entspringt. Deshalb könnten in diesem Sinn alle Träume „Illusionen" genannt werden, insoweit, als der Sinnes- oder organische Reiz irgendeinen psychischen Inhalt wiedererweckte, welcher das erste, gewiß nicht außerhalb des Inhaltes des Traumes selbst befindliche Glied der Traumkette darstellen würde. Mit dem Hinweise darauf, daß wir die Beschaffenheit der organischen Anreize nicht kennen, wird die Gewißheit dessen nicht verringert, daß jene Reize während des Schlafes wirken und einen Einfluß auf den Traum ausüben. Weil sich aber die organischen Reize unserer Kontrolle entziehen, während wir uns von der Beschaffenheit der Sinnesreize besser Rechenschaft ablegen können, mag man immerhin die alte Unterscheidung zwischen Illusions- und Halluzinationsträumen aufrechterhalten, indem man den letzteren Begriff auf die durch innere, unkontrollierbare Reize hervorgerufenen Träume einschränkt. Doch wird der Reiz, woher immer er stammen möge, von der individuellen Traumphantasie verändert und verarbeitet[1].

Es ist klassisches Wissensgut, daß der Ursprung der visuellen Vorstellungen im Traume zum großen Teile peripherisch ist (Hyslop, Ellis, de Manaceine, Weigandt und viele andere). Ladd (44) hatte mit zahlreichen Einzelheiten bewiesen, daß die optischen Elemente der Träume und die Gesichtsbilder, die uns schon erscheinen, wenn das Auge geschlossen ist, zum großen Teile dem physiologischen Zustande des Organes zuzuschreiben sind: Erweiterung der Blutgefäße in der Hornhaut oder den Lidern, Veränderung des äußeren Lichtes, Lage im Bett usw. Die farbigen visuellen Träume werden durch subjektive Erregungen des Auges hervorgebracht. Dies ist eine alte Beobachtung von Johannes Müller. Baldwin nannte diese Erregungen: unterbewußte Suggestionen.

Gewiß sind die durch augenblickliche sensorische Erregungen hervorgerufenen Träume sehr häufig. Was die taktilen und muskulären Komponenten betrifft, sind die Beobachtungen einigermaßen unstimmig. Wundt (118, S. 366 ff.) sagt, daß im Traume die Bewegungsvorstellungen unmittelbar entstehen, d. h. von aktuellen Reizen hervorgerufen werden. In der Hauptsache ist das richtig; aber man kann die Möglichkeit der Reproduktion von taktilen und muskulären Eindrücken des Wachseins nicht leugnen, auch nicht das Wiederauftauchen kinästhetischer Bilder, die von den Vorstellungen oder den Gedanken dissoziiert sind, mit welchen sie im Wachsein verbunden waren. Ich habe jedoch im allgemeinen

[1] Chr. Wolff schreibt: „Omne somnium initium capit a sensatione et per phantasmatum successionem continuatur"; aber in einem anderen Paragraphen fügt er hinzu: „si in duabus personis somnium initium capit ab eadem sensatione debili, somnia tamen diversa sunt." Vgl. Psychologia empirica methodo scientifico pertractata etc. Autore Christiano Wolfio etc. Francofurti et Lipsiae, 1732. Er spricht von den Träumen von Seite 77 bis 89.

an der Aktualität der taktilen und muskulären Empfindungen im Traum und an der Ableitung der anderen Traumvorstellungen aus ihnen festgehalten.

Ich bestätige die Einwirkung der meteorischen Verhältnisse auf die Traumtätigkeit (meteorische Sensibilität). Greise, Demente und Idioten sind diejenigen, welche sie am deutlichsten spüren; außerdem unterliegen den Einflüssen derartiger äußerer Bedingungen gewisse Kranke, welche dem Wechsel der Atmosphäre, der Feuchtigkeit, dem trockenen Wetter, den Föhn- oder Nordwinden gegenüber, auch während des Schlafes, äußerst empfindlich sind. Es mag seltsam erscheinen, aber ich möchte sagen, daß wir von den atmosphärischen Kräften (und allgemein gesagt, von unserer physischen Umgebung) am unabhängigsten sind, wenn wir unser Bewußtsein und unsere Hemmungsfähigkeiten voll beherrschen, daß wir dagegen ihrem Einfluß in der entgegengesetzten Verfassung am stärksten unterliegen.

Von einer ganz besonderen Wichtigkeit ist die Frage, ob die Sprache im Traume peripheren oder zentralen Ursprung hat (unmittelbare Erregung der Sprachzentren in der Rinde). M. Vold unterscheidet verschiedene Arten, wie das Sprechen im Traume vor sich geht; entweder bezieht es sich auf ein Gespräch im Wachen, insbesondere auf ein solches vom vorangegangenen Abend, ohne daß im Traum eine Ursache für seine Entstehung nachweisbar wäre, oder es kann sich um ein durch Assoziation hervorgerufenes Sprechen handeln. Die Spur des Abends hat andere Spuren geweckt und im Traum offenbart sich plötzlich diese latente Energie durch das Auftauchen desselben oder eines ähnlichen Wortes. In einigen Fällen sind die Worte des Traumes dem Klange nach denen des Wachens ähnlich. Ein Wort kann sich einem anderen ohne irgendein logisches Verbindungsglied anschließen, weil zwei Teile des Sprachzentrums, durch je ein von dem anderen unabhängiges Wort des Tages beeinflußt, in demselben Augenblicke des Traumes in Tätigkeit treten, so daß sich daraus als Synthese ein in seinen Teilen nicht zusammengehöriges Wort ergibt. Ich bemerke beiläufig, daß wir dieselbe Tatsache bei gewissen Hypophasikern beobachten. Eine andere Form der unlogischen Wortverknüpfung ist nach M. Vold die sukzessiv-synthetische, bei welcher ein in einem gewissen Momente des Traumes auftretendes Wort ein anderes vermöge der Ähnlichkeit des Klanges hervorruft.

Zuweilen handelt es sich um einen Reim der Endsilben, zuweilen um die Assonanz (den Gleichlaut der Anfangsbuchstaben von zwei oder mehreren Wörtern, die aufeinanderfolgen).

Einer meiner Freunde (Venezianer) träumte von Venedig (November 1919). Er befand sich in „Cannareggio" in Betrachtung versunken. Nach und nach sieht er, daß sich der Stadtteil umgestaltet; er war in „Viareggio". Hier scheint mir die Klangassoziation klar vorzuliegen.

Die Wortvorstellungen im Traume können auch von aktuellen peripheren Reizen erweckt werden, natürlich nicht immer. M. Vold hat in dieser Hinsicht sehr interessante Versuche gemacht und Betrachtungen angestellt. Er geht von der Beobachtung aus, daß bei Schlafenden der Mund zumeist trocken ist, und zwar infolge des Umstandes, daß er halbgeöffnet und

die Zunge leicht hervorgestreckt gehalten wird. Der geöffnete Mund erregt zum Teil Vorstellungen von Geschmack, Berührung, Druck, Pfeifen, Singen, Lachen; zum Teil ruft er das Traumbild des geöffneten Mundes bei einer anderen Person hervor, und schließlich löst er geradezu Wortvorstellungen aus. Der Lautbildungsapparat ist im Traume von großer Wichtigkeit, nicht nur für die Worte, welche ausgesprochen, sondern auch für die, welche vernommen werden. Oft ist es, wenn man beim Erwachen ein Gespräch aus dem Traume wieder überdenkt, schwierig, zu sagen, ob es sich um motorische oder um akustische Vorstellungen handelt, ob um vernommene oder um selbstgesprochene Worte. Vold ist nun der Meinung, daß die Stellungen oder die schwachen Bewegungen des Sprachorganes die Ursache der im Traume vernommenen Worte, wenn auch nicht immer, bilden. Der halb geöffnete Mund mit den etwas vorspringenden Lippen erzeugt bestimmte Laute (die labialen); wenn die Zunge hinter den Zähnen belassen wird, ergeben sich andere (die dentalen) usw. Ich besitze keine Erfahrungen, durch welche diese Bemerkungen Volds bestätigt würden.

Zuweilen wiederum werden die Worte des Traumes im Sprachapparate von bestimmten peripheren Zuständen der Haut und der Muskeln hervorgerufen, weil das Sprachzentrum vom Zustande der Haut und des Muskelapparates beeinflußt werden kann. Natürlich können die von den Muskelerregungen hervorgerufenen Worte ebensowohl der Muttersprache des Träumenden als auch einer fremden Sprache angehören. Ebenso existieren solche Worte nicht immer als im Traume gehört oder ausgesprochen, sondern sie können auch als geschrieben geistig geschaut werden.

Mourly Vold hat also, entgegen der Meinung vieler neuerer Autoren, die große allgemeine Bedeutung der Empfindungen während des Schlafes als indirekter oder direkter Erreger der verschiedenartigsten Traumvorstellungen betont.

Wie dem auch sei, gewiß werden im Traume Wortneubildungen geschaffen, wie Kraepelin (40, S. 422 f.; 41) und ich selbst wiederholt gezeigt haben; und dies stellt eine zweite Analogie zwischen dem Traum und gewissen chronischen Psychosen wie der Dementia praecox und der Paranoia dar. Die Wortneubildungen können allerdings peripheren Ursprung haben, zumeist aber entstehen sie aus Verschmelzungen geträumter Worte (94). In manchen Fällen gelingt es leicht, den Ursprung der Wurzel oder der ersten Silbe zu erkennen, während uns die Endung oder die zweite Silbe dunkel bleibt. Ich erinnere mich hier einer meiner Wortneubildungen[1] im Traume: G r a d. Ich fand alsbald, daß gra... aus der am Abend vor der Traumesnacht vorgenommenen Lektüre entsprungen war, und zwar aus derjenigen der Legende des heiligen Grals, konnte aber nicht die Herkunft des Endbuchstaben „d" begreifen.

Was die innerorganischen und die kinästhetischen Vorstellungen betrifft, so ist es nicht ausgeschlossen, daß sie im Traume wieder aufleben können durch unkontrollierbare (unmittelbar aus den entsprechenden Rindengebieten entspringende?) Reize, wie es bei Hypnotisierten und bei Hysteri-

[1] Neubildung natürlich nur im Italienischen.

schen in der Phase der Regression der Persönlichkeit (Sollier) einzutreten pflegt; aber auch diese Vorstellungen leben gewöhnlich durch die Einwirkung peripherer Erregungen wieder auf. Viele Psychiater nahmen bei Hypochondern einen zentralen Ursprung ihrer Wahnideen an, andere aber und ich selbst verzeichneten bei Melancholikern, Dementen, Paranoiden und Senilen den Sachverhalt, daß die Wahnideen von einer psychischen Umbildung durch Veränderungen der Gemeingefühle geschaffen werden, welche aus Veränderungen der Empfindlichkeit einiger innerer Organe entstehen. Es ist bemerkenswert, daß die kinästhetischen und von den inneren Organen herrührenden Empfindungen, da sie von einem unverkennbaren Gefühlston begleitet werden, eine besondere Bedeutung im Traum annehmen und daher ganz eigenartige Träume verursachen können, z. B.: Alpdrücken, gewisse lange, traurige Träume, Träume vom Ersticken, vom Stürzen aus großer Höhe, vom Tode usw.

Im Traum also überwiegt das Gemeingefühl über die Sinnesempfindungen, aber in den meisten Fällen werden die organischen Empfindungen nicht direkt zu Traumvorstellungen, sondern werden zumeist durch Assoziation in andere Vorstellungen übersetzt, welche aber — und das ist von größter Bedeutung — zuweilen den Gefühlston annehmen, der mit der ursprünglichen Empfindung verbunden war. Bei einem Knaben verwandelte sich eine unangenehme Empfindung am Fuß in den Traum eines Spieles mit den eigenen Genossen um; aber das geträumte Spiel wurde von unangenehmen Gefühlen physischer Ermüdung und Verdrießlichkeit begleitet. Zuweilen scheint es, daß der Gefühlston der ursprünglichen Viszeralempfindung vom Gefühlston der sekundären Empfindung überwogen wird. So ist es eine gewöhnliche Tatsache, daß der lästige Zustand der starken Anfüllung der Blase eine geschlechtliche Erregung hervorruft und diese wiederum einen affektiven Zustand lustvoller erotischer Begierde. Ich habe mehrere Male bei jungen Mädchen die Tatsache verzeichnet, daß die Erfüllung der erotischen Begierde gerade mit dem Abgange von Urin während des Schlafes zusammenfällt. In gewissen Fällen endlich tauchen Bilder begehrter Frauen aus den aufgespeicherten Erlebnissen des Wachseins im Augenblick einer unangenehmen Empfindung in den inneren Organen auf, und dann nimmt der Traum einen sehr seltsamen Charakter an.

Es ist bekannt, daß kleine, von zu starker Anfüllung des Magens (57) erzeugte Störungen der Herztätigkeit und Atmung in sekundärer Weise Träume von schnellem Laufen, schwerer körperlicher Arbeit oder auch von Schweben oder von Fliegen zustande bringen (L. Strümpell). Deshalb entspricht die Meinung derjenigen nicht den Tatsachen, welche besondere Magen-, Atmungs- oder Herzträume beschrieben. Es ist nicht berechtigt, so zu spezifizieren, weil das viszerale Nervensystem (sympathisches System) selbst an alle anderen Teile des zerebrospinalen Nervensystems angeschlossen ist, und wenn eine Erregung bei der Rinde anlangt, können verschiedene psychische Vorgänge zustande kommen, welche nicht von der Quelle, aus der die Erregung entsprang, Kunde geben. Und von neuem stoßen wir hier auf jenen Vorgang der Umbildung im Traume, welche ich im nächsten Paragraphen behandeln werde.

C. INHALTE DES WACHBEWUSSTSEINS, UNTERBEWUSSTSEIN UND INHALT DER TRÄUME.

Zum Thema, welches wir behandeln, gehört die viel erörterte Frage über den Einfluß der jüngsten Erlebnisse des Wachbewußtseins auf den Traum. Ich habe die Ansicht vertreten und vertrete sie noch, daß die jüngsten Erlebnisse des Tages zu einem sehr hohen Prozentsatz in unsere Träume eindringen, wenngleich umgebildet und manchmal nur nach einer einfachen Autopsychoanalyse erkennbar.

Protokoll. Nacht des 2. Dezember 1914. Niedergeschrieben sofort nach dem Erwachen. Ich bin vor Gericht, es wird verhandelt, man spielt die Marseillaise; ich sehe den Professor Dubois aus Bern, aber viel jünger; ich bleibe im Gerichtssal mit einer jungen, brünetten Frau; ich verliere mehrere Male den Hut. Es ist ein langer Traum, lebhaft, bis in die Einzelheiten ausgeführt, alles gut zusammenhängend.

In diesem Traum erkenne ich sofort die folgenden Elemente aus dem Wachbewußtsein wieder:

Gerichtshof — ich hatte bei Gericht zwei Tage vor der Nacht des Traumes ein Gutachten abgegeben.

Marseillaise — man hörte sie ununterbrochen auf den Straßen spielen.

Professor Dubois — wegen des Aufschubes des Neurologenkongresses in Bern hatte ich gerade einen Tag zuvor an Professor Dubois geschrieben.

Junge, brünette Frau — ich verliere den Hut — ich finde nichts in den vorhergehenden Tagen; ich bemerke nur, daß es mir sehr oft im Traume vorkommt, daß ich Hut und Kleider verliere, eine gewöhnliche Erscheinung, welche die Freudianer kennen und in ihrer Weise erklären.

Protokoll. Nacht des 17. August 1917. Niedergeschrieben eine halbe Stunde nach dem Aufstehen. Besuch einer unbekannten Kirche Roms in Begleitung von Freunden ... Die Kirche ist ganz rot tapeziert (Papier oder Damast?), drin sind zwei Antiquare, welche die Zeichnung an der Verkleidung der Wände kopieren: Es waren große Rosen; ich halte dem Sakristan vor: „Das ist doch eine Papiertapete und nicht einmal antik . . ." Papier oder Damast? Zweifel — schließlich Entscheidung, daß es Damast ist. Der Patron der Kirche, ein Kardinal, tritt ein (ein kleiner Greis, ganz rot gekleidet). Ich erfahre, daß die Tapete nach Meinung der Abzeichnenden von großem Wert ist . . . (Sprung), Verlassen der Kirche mit den Freunden. Eine fremde Frau gibt dem Sakristan ein Trinkgeld. Nahe am Ausgang befindet sich ein offener Glasschrank mit vielen antiken Gegenständen, insbesondere etruskischen Terrakotten und anderen Kuriositäten. Ich bewundere sie begehrlich; mir kommt der Gedanke, diesen oder jenen Gegenstand zu nehmen, dann aber enthalte ich mich dessen aus Bedenklichkeit. Inzwischen gibt mir einer meiner Freunde von ferne ein Zeichen, daß er eine Statuette aus etruskischer Terrakotta gestohlen habe . . . Ich weiß, daß der Traum reicher an Einzelheiten war, aber ich erinnere mich nicht an mehr. Die Elemente dieses Traumes gehörten alle zu den jüngsten Erlebnissen des Wachbewußtseins:

Besuch einer unbekannten Kirche . . . Am Nachmittage des der Traumnacht vorangegangenen Tages hatte ich in Begleitung von Verwandten und des jungen Eigentümers den Saal eines alten Schlosses mit Gemälden, Möbeln, antiken Waffen usw. besucht.

Rot . . . Papier oder Damast . . . Drin sind zwei Antiquare. Zwei oder drei Tage vor der Traumnacht hatte ich mich mit einem Antiquar über den Wert eines Stückes roten Damastes mit Rosen unterhalten, welches ich dann erworben hatte.

Der Kardinal . . . Nichts Ähnliches in den jüngsten Erlebnissen des Wachseins. Vielleicht handelt es sich um eine oberflächliche Assoziation zu „roter Farbe".

Fremde Frau . . . Glasschrank mit antiken Gegenständen . . . Ich hatte einige Tage vor dem Traume einige ausländische Kunstliebhaber beim Antiquar Di Castro angetroffen. Ich hatte in mehreren Antiquitätengeschäften kleine Gegenstände im Glasschrank bewundert.

Idee, wegzunehmen ... zurückgedrängt durch moralische Erwägungen. Bei dem Besuch im Saale des Schlosses hatte ich den Wunsch empfunden, zwei oder drei Gegenstände zu besitzen. Mein Wunsch wird im Diebstahl des Freundes verwirklicht. Dies ist ein Fall von Projektion eines affektiven Zustandes.

Gerade durch die intimen Beziehungen, welche zwischen dem Trauminhalt und den jüngsten Erlebnissen des Wachbewußtseins bestehen, werden dem Träumer die Allegorien oft sehr klar, und er erklärt sie sogleich[1] nach dem Erwachen durch Intuition wie in den Vorgängen des Wiedererkennens. Bei mir kommt dies sehr oft vor; hier sind 2 Protokolle aus neuester Zeit:

Protokoll. Nacht vom 29. August 1919. Niedergeschrieben vier Tage später. In der Nacht auf den 29., 2½ Uhr, erwache ich durch starkes Leibgrimmen mit ziemlichen Schmerzen. Ich stelle die Tatsache fest, treffe meine Vorsichtsmaßregeln, wobei ich zu mir selbst sage: Was für eine Revolution! (im Leibe). Ich verändere meine Lage und schlafe sofort wieder ein. Ich träume von einer Revolution in Italien . . . Ausschüsse, Gerichtshof, Personen . . . viele Einzelheiten. Interessanter Traum, nicht peinlich. Ich erwache gegen 6 Uhr morgens, indem ich mich des Traumes gut erinnere und seine Ursache sowie seine Bedeutung sofort verstehe. In jenen Tagen las ich ein Buch über den Bolschewismus. Bei einer derartigen Disposition der Phantasie hatte das Leibgrimmen die Bilder einer Revolution inszeniert.

Protokoll. Nacht auf den 5. September 1919. In der Nacht auf den 5. September habe ich lebhafte Träume, aus welchen ich mich beim Erwachen (7 Uhr morgens) sehr gut folgender Bilder erinnere: Ich schlafe mit meiner ganzen Familie außer Haus; es ist spät, ich stehe auf, mache allein mein Gepäck so gut wie möglich zurecht und bin daran, auszugehen. Ich verirre mich im Hotel . . . . . . Ich trete in verschiedene Zimmer ein, in denen andere Leute schlafen. Beim Hinausgehen sehe ich, wie sich Reisetaschen, Bündel, Gegenstände in erschreckender Weise vermehren . . . ein peinlicher Traum; ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll; ich habe niemanden, der mir Hilfe leistet, keine Transportmöglichkeiten . . . . . Ich reise mit meinem ungeheuren Gepäck ab . . . . . bald befinde ich mich im Automobil, bald zu Pferd . . ., ich erreiche niemals ein Ziel; eine Reise voller Mißgeschick (nicht mit der Eisenbahn) . . . . Unter derartigen Bildern und mit einem Gefühl der Mutlosigkeit wache ich auf. Ich denke gleich über meinen Traum nach und mit einem Schlage wird mir seine Bedeutung klar (niedergeschrieben 8 Uhr): Als ich mit meiner Tochter von Salsomaggiore, wo wir uns aufhielten, abreisen mußte, sprach man oft von Koffern, Reisetaschen und der Art, wie wir unser Gepäck auf ein Mindestmaß einschränken könnten. Am Tag vorher wartete ich auf die Anmeldung zweier Personen zu ärztlichen Besuchen in ihren Hotelzimmern.

Einige Tage hindurch, jedoch nicht fortgesetzt, füllte ich im Winter 1916 Formulare wie folgendes aus:

Die der Nacht des Traumes vorangehenden Tage				Vorstellungen im Traume
4 ter	3 ter	2 ter	1 ter	

[1] Vgl. Kap. I, Einleitung über die Traumwissenschaftsmethoden.

Aus den 16 ausgefüllten Bogen entnehme ich, daß keiner der 16 Träume von den Eindrücken des Wachbewußtseins eines oder mehrerer der 4 vorangegangenen Tage frei ist; daß in 12 die Eindrücke der 2 vorangegangenen Tage vorwiegen, daß in allen entstellte, abgekürzte oder erweiterte Eindrücke vorhanden sind, und nur in zweien andere als Eindrücke der 4 vorangegangenen Tage. Ich bemerke jedoch, daß nur das Hauptthema des Traumes niedergeschrieben wurde.

Im Jahre 1915 und 1916 verteilte ich an einige Personen (Studenten beiderlei Geschlechts und an meine Assistentin) ein Formular zur Eintragung der Träume von 30 aufeinanderfolgenden Nächten. Ich entnahm daraus folgende Ergebnisse:

a) Im Durchschnitt bestanden Träume in 30 Prozent der Nächte;

b) die Träume brachten Tatsachen oder affektive Zustände von einem Tage, 2 oder 3 Tagen vorher in 75 Prozent der Nächte zur Darstellung;

c) in den anderen Fällen bezogen sich die Vorstellungen im Traum auf Tatsachen (im Wachsein bewußt), die der Träumer in mehr oder weniger weit bis ins Knabenalter (nicht in die Kindheit) zurückreichenden Jahren erlebt hatte, und zwar 15 Prozent;

d) in einer Minderzahl der Fälle (10 Prozent) enthielten die Träume Vorstellungen oder affektive Zustände, welchen im Augenblick (es wurde keine Psychoanalyse gemacht) keine Tatsachen des Wachbewußtseins entsprachen.

Im Traume werden demnach ideoaffektive Komplexe von unmittelbarer (im Traume selbst), von jüngster (am Tage des Traumes) und von mehr oder weniger weit zurückliegender (einige Tage vor dem Traum) Entstehung verarbeitet.

Im übrigen kann man sagen, daß im Traum ebensowohl Tatsachen erscheinen, denen wir sehr geringfügige Aufmerksamkeit entgegenbrachten (Gedächtnis für Nebensächlichkeiten), wie Tatsachen, die uns sehr betroffen haben.

Doch leben im Traum ausnahmsweise längst vergangene und ganz vergessene Erfahrungen wieder auf, welche im Unterbewußtsein schlummerten. Ich habe diesen Gegenstand früher einmal behandelt, werde mich daher kurz fassen. Es kehren im Traum atavistische Erlebnisse wieder, solche aus der Familie, dem frühesten Kindesalter, die wir entweder vergaßen, oder deren wir uns nie bewußt waren. Es kehren auch im Traum Inhalte wieder, deren man sich aber im Wachen bereits wieder erinnert hatte. Ich legte schon Beweise für das Wiederkehren unbewußter atavistischer Erlebnisse vor (soweit es überhaupt möglich ist, mit der Methode der Beobachtung des Schlafenden und mit derjenigen seiner Berichterstattung beim Erwachen Beweise zu liefern), z. B. die Träume vom Schwimmen der Neufundländer Hunde und die sog. atavistischen Träume der Kinder und Erwachsenen. Die Wiederkehr des Unterbewußtseins im Traume wird in unzweifelhafter Weise durch die Träume der mit partieller Amnesie behafteten Personen bewiesen; die (im Wachbewußtsein) verlorengegangenen Erinnerungen können im Traume wieder erscheinen, und daraufhin werden die Ereig-

nisse berichtet (Fall des Hochwürden Hanna, erläutert von Sidis im Jahre 1905, berühmter Fall der Miß Beauchamps von Morton Prince und viele andere pathologische Fälle). Die Wiederkehr des Unterbewußten aus der Kindheit wird durch die allgemeine Erfahrung bewiesen. Es ist gleichwohl von Nutzen, daß ich ein persönliches Protokoll zur Kenntnis bringe, welchem ich besonderen Wert zuschreibe:

Protokoll. Nacht des 14. Juni 1914; niedergeschrieben um 7 Uhr morgens; der Tag (13. Juni) war anstrengend. Ununterbrochener Schlaf, im Momente des Erwachens das Gefühl, viel geträumt zu haben; Kopfschmerz. Klare Erinnerung an eine Einzelheit der gehabten Träume: ein Beet mit zwei (oder vier?) langgestreckten Erhöhungen . . . der Arbeiter hat einen Spaten . . . Leichname sind dageblieben, als andere weggeschafft wurden. Nach einigen Spatenstichen erscheinen in der Tat (zwei oder vier) ausgestreckt liegende Skelette. Sie bestehen aber nicht alle nur aus Knochen, zum Teil sind sie von Weichteilen umhüllt, genau so wie in der „Auferstehung der Toten" von Luca Signorelli im Dome von Orvieto (dieser Vergleich ist ein Bestandteil des Traumes). Ich betrachte sie mit Neugierde, aber ohne Traurigkeit; bei der Betrachtung bemerke ich, daß sie mimische Bewegungen ausführen, und lenke die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf diese Tatsache. Alle erkennen den Sachverhalt, ohne sich jedoch zu wundern. Indem ich auch auf die Leichname schaue, sehe ich, daß sie sich immer mehr und mehr beleben, die Arme aufheben und sich strecken . . . . sie sind ernst und beachten uns nicht . . . . ich bemerke: der Tod ist nichts als ein Traum, und es wäre nur erforderlich, ein Mittel zu finden, um das Erwachen, wann immer es auch erfolge, nicht zu verhindern. Ich habe das Gefühl — im Traume —, daß das Ereignis dieses Wiederauflebens der Toten, dieses Wiedererwachens, eine von mir schon mehrere Male beobachtete und ganz sichere Sache sei. (Ich bemerke beiläufig, daß Auferstehungsträume bei mir oft vorkommen.) Ich sage im Traume: wie wunderlich ist diese Art der Auferstehung der Toten! Das Fleisch, welches sich nach und nach über den Knochen wieder formt . . . . . und doch ist es so.

Aufzeichnung 12 Uhr am 14. Juni: Es ist ein Traum, welcher sich vom Alltäglichen entfernt; in den Ereignissen der Tage, die der Traumesnacht vorangegangen waren, finde ich nur politische Gespräche und Gedanken aus Anlaß der Revolution in der Romagna, außerdem die reichliche Arbeit des 13. Juni. Dieser Traum ist aus Elementen gebildet, welche dem Kindesalter angehören. In der Tat hatte ich gerade in meiner Kindheit oft das Fresko Signorellis vor Augen. Im Traum kehrt nicht nur die Erinnerung an das Fresko wieder, sondern auch der Glaube, daß die Auferstehung der Toten in der Weise geschehen müsse, wie sie Signorelli vorschwebte. In der Tat war ich als Kind vollkommen davon überzeugt, aber als ich erwachsen war, hat sich mir diese Überzeugung niemals wieder bewußt aufgedrängt, nicht einmal als Erinnerung.

Es ist wahrscheinlich, daß viele Fälle von Paramnesie im Traume (falsche Erinnerungen an Erlebnisse des Wachbewußtseins, die man im Traume hat) nichts anderes sind als das Wiedererscheinen von Ereignissen oder Anschauungen der Kindheit. Das Wiederauferstehen des Unterbewußten aus der Kindheit, wie es sich im Traum ereignet, kann uns über einen großen Teil der wunderbaren und von einigen Mystikern des Altertums und der Neuzeit für übernatürlich gehaltenen Träume Aufschluß geben, Träume, welche gleichwohl heutzutage auch von den angesehensten Spiritisten und Theosophen (Steiner) ziemlich gering geschätzt werden. Das Wiedererwachen der Inhalte des Unterbewußtseins erklärt auch, warum der Traum als empfindlichstes Reagens zur Enthüllung der normalen und anormalen geschlechtlichen Triebe gilt (P. Naecke); weil sich im Traume das moralische Niveau des Träumenden senkt und die sittlichsten Personen im Traum unsittlich werden können; weil sich nicht nur gewisse Körperkrankheiten durch die vermehrte

Empfindlichkeit der inneren Organe und durch das Überwiegen des Gemeingefühls, sondern weil sich auch gewisse krankhafte Wahnideen infantilen und ethnischen Charakters usw. im Traume früher als im Wachsein kundgeben.

Daß also zu den Träumen Komponenten gehören, welche aus dem Unterbewußtsein abgeleitet sind, gehört zum klassischen Wissensgute, welches keiner Bestätigung bedarf, insbesondere wenn man bedenkt, daß auch in jeder unserer psychischen Tätigkeiten des Wachbewußtseins die unterbewußten Komponenten (erbliche, neugebildete und unterbewußte aus der Kindheit) vorhanden sind und eine große Bedeutung besitzen, wie z. B. bei der Empfindung, beim Wiedererkennen, in den Gewohnheiten, dem Charakter, in den Anlagen, in der Erfindungstätigkeit, in den krankhaften Systembildungen der Persönlichkeit usw. Es ist das, was Patini aktives latentes Unbewußtes *(incosciente latente attivo)* und was Dwelshauvers dynamisches Unbewußtes nennt. Nur über folgende Punkte kann eine Kontroverse entstehen: a) ob nämlich das Unterbewußtsein jene unbedingte Vorherrschaft im Traume besitze, welche ihm von den Freudianern zugeschrieben wird. Das von mir aufgenommene Inventar der Traumelemente bestätigt diese Meinung nur teilweise, b) ob auch die Komponenten, die unmittelbar aus dem Traume selbst, und die Komponenten, die aus der Erfahrung des Wachbewußtseins stammen, eine mehr oder weniger geheimnisvolle Umbildung durch das Unterbewußte aus der Kindheit und überhaupt durch die seit langer Zeit vergessenen, willkürlich oder unwillkürlich verdrängten Erfahrungen des Wachbewußtseins erleiden. Diese Möglichkeit wird im allgemeinen nicht geleugnet. Es wird im folgenden gesagt werden, mit welchen Einschränkungen sie zugegeben werden kann.

D. DYNAMIK DES TRAUMES[1]

In diesem Paragraphen soll auf folgende Fragen geantwortet werden: Wie entwickelt sich der Traumvorgang, und welchen Kräften gehorcht er? Die Antwort der Freudschen Lehre auf diese Fragen ist bekannt. Übrigens werde ich im nächsten Kapitel von ihr sprechen. Der Traumvorgang ist in funktioneller Hinsicht eine Metamorphose[1]. Die Metamorphose betrifft die Empfindungen des Schlafenden, die aus seiner vergangenen bewußten Erfahrung hervorgehenden (vom Subjekte nach dem Erwachen wiedererkannten) Erlebnisse sowie die Entwicklung der Trauminhalte selbst, woher sie auch ursprünglich stammen mögen. Im folgenden ist das von mir in einem anderen meiner Werke gegebene Schema ersichtlich. Die Zusätze und Erläuterungen werde ich im Text entwickeln.

---

[1] Sicut aspicienti in nubibus in vigilando apparent similitudines hominum et aliorum, quae cito permutantur a figura in figuram quando movetur successive post aliam, eodem modo est de simulacris quod quolibet apparet post aliud et unum in aliud cito permutatur. So der heilige Thomas von Aquino.

Metamorphose des Traumes

von einfachen Vorstellungen, Bildern, Ereignissen, wie sie bei gewissen Vergiftungen vorkommen:

1. Umbildung im engeren Sinne:

a) durch Nebeneinanderlagerung: schnelle Aufeinanderfolge zweier Bilder mit oder ohne „Perseveration" des vorhergehenden Bildes. Beispiel: doppeldeutiger Traum *(sogno bifronte)*;

b) durch Übereinanderlegung, unbewegliche oder bewegliche; feste Übereinanderlegung, wie in zusammengesetzten Photographien; bewegliche Übereinanderlegung, wie in den sog. Wandelbildern;

c) durch Kontrast der Vorstellungen oder Affekte.

2. Verschmelzung:

von Silben oder Wörtern, von einfachen Vorstellungen, Bildern, Ereignissen, Zeit und Raum usw.

3. Übersetzung ins Optische:

a) Umbildung aktueller Empfindungen in Gesichtsvorstellungen (Wundt, Lipps, Ellis, Mourly Vold usw.), daher der „Symbolismus" des Traumes;

b) Personifikationen und geistige Ikonographie im Traume.

4. Dissoziation (Autonomie):

a) zwischen Empfindung und Gefühlston, zwischen Idee und entsprechendem affektiven Zustande. Das ist der Vorgang der affektiven „Verschiebung" oder der affektiven Übertragung („Transitivismus");

b) zwischen den höheren Verknüpfungen, z. B. zwischen Urteil und Willensdetermination, zwischen den einzelnen Elementen des Urteiles usw.

Vor allem muß festgestellt werden, daß im Traum eine Umbildung der Vorstellungen stattfindet, seien diese nun von unmittelbarer Herkunft, seien sie Erinnerungen usw. Man vergegenwärtige sich den berühmten Traum Irmas, bei Freud, wo das Angesicht einer Person sich in dasjenige einer anderen verwandelt; man erinnere sich ferner an die Verwandlungen bei Homer[1].

Protokoll. Nacht des 1. März 1916 (Frl. Z., 23 Jahre alt). Ich befinde mich vor dem Nemi-See; ich betrachte die Landschaft in ihren kleinsten Einzelheiten. Die Zweige der Bäume sind in zitternder, gleichsam eine verhaltene Kraft ausdrückender Bewegung. Ich habe zur Linken den Herrn P., zwischen uns beiden befindet sich jemand, der bald G., bald C. ist, bald ich selbst. Wenn nicht ich es bin, die sich dazwischenschiebt, so fühle ich mich durch ihn angezogen, aber durch wen? . . Ich entdecke, daß es nicht mehr G. ist, nicht C., noch einer der anderen; es ist eine unbekannte Person; ich spreche mit P. über die Schönheit der Natur, aber ich fühle mich innerlich sehr bewegt, fühle in mir den Kampf von Gefühlen. Ich leide; endlich weine ich viel; darauf beruhige ich mich und fühle mich sehr erschöpft. Nun fühle ich mich allein; rasch aber werde ich gewahr, daß ich selbst die „zitternden Bäume" bin, daß ich die Kraft bin, welche sie zittern macht. Ich fühle mich mit der Umwelt vollkommen verwachsen; ich spreche mit dem Herrn P.; ich sage ihm, daß ich Ungeheueres genieße, aber er versteht mich nicht. Verzweiflung. Es schnürt mir die Kehle zu. Ich erwache schluchzend.

---

[1] Vgl. Ninck, Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten. Philologus, Suppl. XIV. 1, 1921.

Autopsychoanalyse: Ich finde die Komponenten des Traumes in folgenden Tatsachen: 1. Gestern war ich in der Vorlesung. Auf dem Rückweg sprach P. mit mir in großer Besorgnis von seinem Sohne, den ich nicht kenne. 2. Den Tag vorher hatte ich viel an das ästhetische Gefühl gedacht und hatte den Schluß gezogen, daß der höchste Grad dieses Gefühles das Bewußtsein des Verschmelzens der eigenen Seele mit der beseelten Umgebung sei. 3. Drei Tage vorher eine Unterhaltung mit meiner Mutter über Naturgenuß und Mystizismus. 4. Den Nemi-See hatte ich drei Jahre vorher nur flüchtig gesehen. 5. Ich gebe mir darüber Rechenschaft, daß ich von einem großen Liebesbedürfnis erfüllt bin, es jedoch streng und bewußt unterdrücke. Der Traum zeigt meine Natur, wie auch die Verdrängung.

Dennoch ist die Tatsache der Umbildung nicht allein dem Traum eigentümlich, vielmehr muß man annehmen, daß sie ein allgemeines psychologisches Gesetz darstellt; die geistigen Inhalte sind in unablässiger Tätigkeit und lösen einander ohne Unterlaß ab, immer, wenn die physiopsychologische Spannung sich nicht auf einer gewissen Höhe hält. Eine Beständigkeit, eine wahre Kristallisation der Inhalte gibt es nur in einigen pathologischen geistigen Zuständen. Die Bilder werden umgestaltet, assoziieren und dissoziieren sich auch im Wachbewußtsein, was der experimentellen Psychologie wohlbekannt ist (Taine, Ribot, Janet, Peillaube usw.).

P. Janet sagt ganz richtig, daß die früheren Bewußtseinszustände dahin drängen, sich wieder zu erzeugen, soweit es der Zustand des augenblicklichen Bewußtseins zuläßt. Die Assoziationsgesetze des Aristoteles, Hamiltons (Reintegration), Shadworth Hodgsons (Interesse) erklären (wenigstens bis zu einem gewissen Grade) solche Umbildungen.

Der Umbildungsvorgang wird im Traum und in der Träumerei (*rêverie*) übertrieben, weil er auf keine Hemmungen stößt. Man kann dies auch experimentell, z. B. mit Hilfe der „*cristal-vision*“ beweisen. Galton gab schon einige Experimente an. Jeder beliebige Reiz kann angewendet werden, um über die Umbildung Versuche anzustellen. Interessant ist der Versuch, den man machen kann, indem man sich auf ein Wort konzentriert und es in der Stille viele Male wiederholt; nach und nach verliert das Wort seine Bedeutung, empfängt einen anderen Klang und Sinn, und wenn man mit dem Versuche fortfährt, hört man im Geist andere Worte, welche in keiner Weise mit dem ersten assoziiert zu sein scheinen; und schließlich stellen sich auch Personifikationen ein (geistige Ikonographie).

Ganz richtig ist von mehreren Verfassern angegeben worden, daß der Traum der wahre Typus der „wechselnden Halluzinationen“ ist, welche bei Vergiftungen vorkommen. (Sully, Maury.) Delboeuf verglich die Metamorphose im Traume mit den „zerfließenden Bildern“. Es ist so, wie wenn man auf dieselbe Bildfläche und dieselbe Stelle mittels zweier Laterna magicas zwei Bilder projizieren und das eine erleuchten, während man das andere auslöschen wollte. Es gehören zum Vorgange der Umbildung auch die Neben- und Übereinanderlegung zweier Traumbilder.

Dem sehr seltenen Phänomen, daß der Träumende die Übereinanderlagerung erkennt, gleichwohl aber die übereinandergelagerten Geschehnisse des Traumes wohl unterschieden empfindet, so, als wären sie neben-

einandergelagert, gab ich den Namen: doppeldeutiger Traum *(sogno bifronte).* In diesem Fall erkennt der Träumende in einem einzigen Bild oder einer Aufeinanderfolge von Bildern nicht eine, sondern zwei verschiedene Handlungen. Es ist, um es genau zu sagen, nicht das Bild, welches sich umgestaltet, es ist der Zustand des Träumenden, der die Bedeutung der Handlung spaltet, und hierbei erscheint den ganzen Traum hindurch die Handlung wirklich doppelt (eigene Protokolle). Es ereignet sich aber auch zuweilen, daß der Träumende — im Schlafe — die Bedeutung seines Traumes durch die phantastische Symbolik hindurch erfaßt. Den Vorgang, durch welchen der Träumer zu diesem Ergebnisse gelangt, habe ich „im Traume durchgeführte Autopsychoanalyse" *(autopsicoanalisi intraonirica)* benannt. Hier ist die Sache anders, sofern eine reine Intuition, nicht aber eine doppelte Traumerscheinung vorliegt.

Es ist wunderbar, daß auch der doppeldeutige Traum ein vollkommenes Gegenstück in der Erfahrung des Wachbewußtseins findet, d. h. daß es im Leben ganz ähnliche Lagen gibt. Ein Beispiel: Zwei Gruppen von Freunden und Freundinnen spielen Tennis. Während der Eifer des Spieles zunimmt und vielleicht Ermüdung hinzutritt, wird der scheinbare Kampf für einen Spieler, der in eine der Spielgenossinnen verliebt ist, zu einer Allegorie. Das Tennis ist das Wirkungsfeld zur Eroberung der Liebe. Der nicht verliebte Spieler hingegen sieht oder empfindet in der Partie die Allegorie des Kampfes um die Vorherrschaft im Leben. Diese Zustände des Bewußtseins werden nicht selten in der Kunst dargestellt.

Die Umbildung im Traume wird oft von außen her vollzogen. Eine aktuelle Empfindung während des Schlafes verwandelt die Personen des Traumes und ihr Handeln wie auch ihre Gefühle, weil der Gefühlston der Empfindung auf die Personen übergeht. Beispiel: Ein Traum hat einen regelmäßigen Verlauf in bezug auf Personen und Geschehnisse; in einem gewissen Moment tritt das Bedürfnis des Urinierens ein oder eine Erektion, und dann werden die Personen und Geschehnisse andere: das Urinieren verwandelt sich in Empfindungen und Bedürfnisse, welche wir oder andere Personen haben; die Erektion gibt dem ganzen Traume den erotischen Verlauf.

Der Vorgang der Verschmelzung ist einer der wichtigsten Spezialfälle des allgemeinen Vorganges der Umbildung. In den meisten Fällen werden die Wortneubildungen des Traumes durch eine Verschmelzung mehrerer Wörter in eines hervorgebracht. (M. Vold, De Sanctis.) Ich berichtete schon, daß bei 30 Prozent meiner Träume die Personen die physiognomische und moralische Verschmelzung von zwei oder mehreren Personen darstellen, welche der Erfahrung des Wachbewußtseins angehören. Eine kurze beim Erwachen vorgenommene Überlegung hat mich davon so manches Mal überzeugt. Aber die Verschmelzung bezieht sich auch auf die im Wachsein erlebten Ereignisse.

Die Verschmelzung ist also nichts anderes als eine Verdichtung. In der Tat faßt Schubert sie so auf. Nach diesem Forscher scheint dem Traume, der in wenigen Bildern die Geschichte eines ganzen Lebens

zusammenfaßt, eine schwindelnde Schnelligkeit eigen zu sein. (So Schubert, welcher über einen wichtigen Fall von Moritz berichtet.) Die Verdichtung vollzieht sich mit Hilfe einer allegorischen und zusammenfassenden hieroglyphischen, geistigen Sprache, sagt Schubert, die nicht an grammatische und assoziative Regeln gebunden ist, einer Sprache, welche aus dem Gefühl und dem Herzen hervorquillt (Sprache des Herzens) und von allen ohne Unterschied der Rasse oder der gesprochenen Sprache (Wortsprache) verstanden wird.

Zweifellos erscheint der Traum, wenn er gut analysiert wird, oft wie eine Zusammenfassung (wenn er nicht eine Übereinanderlagerung ist) von verschiedenen Dingen und Ereignissen [1].

Wahrscheinlich sind die Verwandlungen von Ort und Zeit im Traum als Vorgänge der Verschmelzung zu betrachten. Es ist hier am Platz, auf eine andere Erscheinung der Metamorphose des Traumes hinzuweisen. Es kommt zuweilen vor, daß wir im Verlaufe des Traumes dieselbe Persönlichkeit des Traumspieles an verschiedenen Örtlichkeiten gleichzeitig auftreten sehen. Dies wurde auch von Dugald Stewart [2] beobachtet. Vielleicht behaupten diejenigen, welche die Anwesenheit einer Person, z. B. eines Heiligen, an verschiedenen Orten zur gleichen Zeit bezeugten, etwas Ähnliches.

Im Traume verkürzt sich die Zeit, der Raum verengert sich; sogar das, was sich in einer gewissen Aufeinanderfolge ereignen sollte, wird zuweilen in einen einzigen Augenblick zusammengefaßt. Dies ist die Verdichtung der Zeit, besser gesagt: die zeitliche Verschmelzung. Dasselbe gilt für den Raum; die Raumbilder erscheinen übereinandergelagert. Das, was den Träumenden am meisten interessiert, wird unter Mißachtung der Logik in den Vordergrund versetzt. Der Traum zeigt daher dieselbe Eigenart wie das Kunstwerk: der Gefühlswert übertrifft den Verstandeswert. Die Reise Dantes zum Mittelpunkte der Erde (Inferno) dauert nur 24 Stunden; das ist irrationell, aber es ist künstlerisch gerechtfertigt, wie es ein ganz gewöhnliches Geschehnis im Traume wäre. Weder im Traume noch in der Kunst sind ungenutzte Stunden und leere Räume erlaubt. Die Handlung gibt den Ausschlag, das Gefühl beherrscht jede Logik. Das Heimweh beschleunigt z. B. die Zeit und verkürzt die Entfernung an einer bestimmten Stelle des Rolandliedes (Chanson de Rolland). Zeit und Raum haben, wie in der Kunst, so auch im Traume, nicht dieselbe Ausdehnung wie in der Wirklichkeit, noch auch ein gleichbleibendes Maß, wie Fraccaroli (14) sagt.

[1] In Wirklichkeit versteht S. Freud unter „Verdichtung“ das, was wir Verschmelzung nennen; wenn er sagt, daß jedes Element des Trauminhaltes überdeterminiert ist, so will er darunter gerade die Verschmelzung mehrerer Traumgedanken in ein einziges Element verstanden wissen. Es ist übrigens klar, daß sich bei Freud der Begriff „Verdichtung“ auf die Traumgedanken bezieht und deshalb wohl unterschieden werden muß vom Verschmelzungsvorgange, welcher den manifesten Trauminhalt betrifft. Über den Prozeß der Verdichtung schrieb mit Berichten über Traumbeobachtungen E. R. Thompson (108).

[2] A. a. O. S. 100.

Zeit und Raum empfangen die Gesetze von ihrem Inhalt eher, als daß sie diesem ein Gesetz vorschreiben.

Die Umbildung der aktuellen Traumempfindungen in Vorstellungen anderer Art — wovon ich weiter oben sprach — bildet einen klassischen Besitz der Traumkunde (A. Maury, Wundt, Scherner, Strümpell, H. Ellis, M. Vold usw.). Es gibt nach Vold eine halluzinatorische Gleichwertigkeit der Empfindungen (sensorielle Äquivalenz). Die Traumbilder (wie auch die Halluzinationen) können Folgen von verschiedenen und insbesondere kutaneomotorischen Sinneserregungen sein. Die Umbildung scheint tiefer zu greifen, wenn es sich um organische Empfindungen des Körpers handelt, wie schon Jastrow (37) bemerkte; aber auch die akustischen Empfindungen werden erheblich umgebildet, wie die neuen Versuche Stepanoffs (105) und eine sehr große Menge alter Beobachtungen zeigen. Hammond und v. a. beschreiben einige Träume, welche von der Umbildung unmittelbarer Geruchsempfindungen hervorgebracht wurden.

Aber der wichtigste Vorgang der Metamorphose des Traumes ist zweifellos derjenige, den ich die Übersetzung in optische Bilder (*traduzione visiva*) nennen will. H. Ellis (22) sagt, daß die Gesichtsbilder, aus denen sich der Traum zusammensetzt, das Symbol für Empfindungen verschiedener Ordnung sind. Es soll, auch nach Ellis, im Traum eine Art von sensorischem Symbolismus[1] herrschen. Man kann sagen, daß fast alle Empfindungen im Traum in Gesichtsbilder verwandelt werden. Der Vorgang der Übersetzung wurde von allen Beobachtern gut beschrieben, welche sich mit Träumen beschäftigten. Aber die Tatsache erhielt einen unwiderruflichen Beweis durch die experimentelle Methode. Schon Hildebrandt (1875) bemerkte in Versuchen an sich selbst, daß derselbe akustische Reiz sehr verschiedenen Träumen Entstehung gab, in welchen die Umwandlung der Bilder ganz zweifellos war. Ich selbst hatte schon in meinem Buche von 1899 geschrieben, daß dieselben Reize niemals vollkommen gleiche Träume hervorrufen, nicht einmal bei denselben Individuen. Über Art und Weise dieser Übersetzung und ihre Einwirkung auf die Entwicklung und die Lösung des Traumspieles sind unsere Kenntnisse dagegen nicht gleich sicher.

Es scheint, daß sich ein wahrer Kampf zwischen den von außen eingeführten Elementen und dem autogenetischen Traum entwickelt; ein Kampf, der sich im Traume deutlich widerspiegelt, wie Stepanoff gezeigt hat. Bald siegt der aktuelle Eindruck, bald unterliegt er so weit, daß er im Traume gar nicht erscheint, zumeist paßt er sich dem Thema des Traumes an, welches sich eben entwickelt. Ich vertrete die Ansicht, daß diese Ergebnisse aus der Summation und der Interferenz von Gefühlskräften hervorgehen, welche mit dem Eindrucke selbst verknüpft sind, weil, wie ich später darlegen werde, die Dissoziation

---

[1] Eine Kritik des Symbolismus (im Sinne von Freud) im Traume hat A. Kronfeld (42) gegeben.

zwischen Vorstellung und Gefühlston nicht die Regel, sondern die Ausnahme bildet [1].

Solche Konflikte sind übrigens keineswegs dem Traum eigentümlich, wie Stepanoff zu glauben scheint. Ich wiederhole es noch einmal: das Widerstreiten und das Sichanpassen sind Erscheinungen allgemeiner psychologischer Gesetze. Wohlbekannt sind solche Konflikte z. B. den Improvisatoren von Reden und Versen, sowie den Dichtern.

Es wären noch verschiedene andere Fälle zu berücksichtigen, welche aus meinen Protokollen hervorgehen. Es handelt sich z. B. zuweilen nicht um Umbildungen einer Vorstellung, sondern um eine wirkliche allegorische Übersetzung der während des Schlafes erlebten Empfindung. Diese Tatsache ist sehr häufig. Man könnte sie phantastischen Symbolismus nennen. Friert man im Schlafe, ruft diese Empfindung eine Gruppe von Vorstellungen hervor: winterliches Feld, Schnee, der Träumende befindet sich nackt im Freien...

Außer anderen Fällen scheint mir vorzugsweise eine Beobachtung interessant. Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß es zwei Arten visueller Symbolismen gibt. Der erste entsteht aus der Umwandlung der während des Schlafes erlebten Empfindungen in Gesichtsbilder, der andere rührt vom (visuellen) Überdenken des Traumes nach dem Erwachen her. Aber auch diese Symbolismen sind nicht imstande, uns die Erklärung für die erhebliche Vorherrschaft der Gesichtsbilder im Traume zu geben. Noch ein dritter Fall ist in Betracht zu ziehen: Es werden nicht nur die unmittelbaren Empfindungen irgendwelcher Art, sondern auch die affektiven Zustände und die Eindrücke des Wachbewußtseins in Gesichtsbilder umgewandelt. Man muß deshalb neben dem extraonirischen visuellen Symbolismus — außerhalb des Traumes — (entstehend aus dem Vorgange der Rekonstruktion oder des Überdenkens des Traumes) zwei intraonirische visuelle Symbolismen — innerhalb des Traumes — unterscheiden: den illusorischen, den ich als ersten erwähnte, und den halluzinatorischen, welcher im dritten Falle zum Ausdruck kommt.

Ich gehe nun zu der vierten Art der Metamorphose des Traumes über, nämlich zur Dissoziation oder Autonomie. Die Dissoziation beruht auf der Möglichkeit, daß die aus Vorstellungen, Affekten und kinästhetischen Empfindungen zusammengesetzten Komplexe sich mehr oder minder vorübergehend in ihre Komponenten auflösen. Ich habe die verschiedenen Phänomene der Dissoziation zwischen der Vorstellung und ihrem Gefühlston oder ihren begleitenden affektiven Zuständen seinerzeit ausführlich behandelt. Hier muß ich auf Grund neuerer Erfahrungen die ganz verschiedenen Arten der Verschiebung oder Sub-

[1] Meine Bemerkung scheint mir am Platze, weil Stepanoff sagt, daß der Inhalt des vorhergehenden Traumes die Art und Weise bestimmt, wie der äußere Reiz wahrgenommen wird, und dadurch eine Illusion entstehen läßt, welche der Verfasser hypnische Illusion *(illusione ipnica)* nennt. Es ist aber ganz klar, daß das Traumbewußtsein (ich wende meine Bezeichnungsweise an, nicht die von Stepanoff) nicht irgendeiner Illusion unterworfen ist, weil es in seiner Natur liegt, seine Nahrung nicht aus derselben Wirklichkeit zu ziehen wie das Wachbewußtsein.

stitution bestätigen, die ich schon in meinen früheren Büchern und Monographien beschrieben habe. Ich bestätige auch noch die besonders wichtige Tatsache, daß ein physischer Schmerz im Traume durch einen seelischen Schmerz und umgekehrt ersetzt wird, sei es, daß der Träumer selbst oder eine andere Person des Traumes (Objektivierung) den geträumten Schmerz erleidet.

Die Dissoziation tritt in vielerlei Erscheinungen auf. Im folgenden einige Beispiele. Ein Ereignis oder eine Person aus dem wirklichen Leben wird im Traume durch Ereignisse oder Personen ersetzt, wobei dennoch im Träumenden die vom Ereignis oder von der Person des wirklichen Lebens eingeflößten Gefühle genau dieselben bleiben. Oder dieselbe Person, z. B. eine Frau, erscheint unverändert im Traum, aber während sich im Wachsein an sie ein Gefühl des Widerwillens knüpfte, erscheint sie im Traume begehrenswert und umgekehrt.

Es ist bekannt, daß eine gleichgültige Empfindung beim Träumenden zu einer sehr schmerzlichen (mehr oder weniger umgebildeten) Vorstellung werden kann. Andererseits kann die Empfindung wenigstens annähernd unverändert bleiben, während sich der begleitende Gefühlston vollständig ändert. Ich erinnere mich eines Protokolles von 1902, in welchem sich eine wohlriechende Blume, an die Nase eines schlafenden Knaben gehalten, in die Vorstellung eines verzauberten Gartens, voll von giftigen Blumen mit einem ekelerregenden Geruch umwandelte. So könnte sich der Freudsche Vorgang der „Verschiebung" zum Teil dem allgemeinen Dissoziationsvorgang unterordnen [1].

Es können Fälle einer nur scheinbaren Verschiebung im Traume vorkommen. Im Zusammenhang mit einem schönen Fall affektiver Polarisation, den ich in einer meiner (85) früheren Monographien (über die psychischen Kontraste) anführte, berichtete ich, daß eine Person zweimal den affektiven Zustand des Zahnziehens im Traum als angenehm erlebte, also mit einem der Angst entgegengesetzten Affektzustand, wie sie ihn in den ersten Tagen empfunden, nachdem sie sich zum Zahnziehen entschlossen hatte. Man kann nicht sagen, daß es sich um einen Traum mit Affektverschiebung handelte, weil die Tatsache der Polarisation bei jener Person auch dem Wachbewußtsein angehörte. Der Traum zeigt nur, daß entweder die affektive Polarisation auch in das Unterbewußtsein eingedrungen war, oder daß der Traum die affektive Situation des Wachbewußtseins wiedergab und nicht das Unterbewußtsein betraf [2]. Der Vorgang der Dissoziation zwischen Vorstellungsbildern und deren begleitenden Affekten ist dem Traume gleichfalls keineswegs eigentümlich. Das *Transfert* oder die affektive

[1] Für Freud aber besteht die Verschiebung im Traume darin. daß die „psychische Intensität" sich vom latenten Inhalt auf den manifesten verschiebt und umgekehrt. Die Verschiebung ist eines der hauptsächlichsten Mittel, dessen sich die „endopsychische Zensur" für die Entstellung bedient.

[2] Gerade mit Rücksicht auf die Dissoziation hat der Traum manchmal anscheinend alle die Merkmale des Denkens, welches Bleuler autistisch (im Gegensatz zum logischen Denken) nennt. Dieser Umstand gibt uns eine Erklärung für die Annäherung, welche einige moderne Psychopathologen zwischen dem Traume und der schizophrenen Mentalität herstellen.

Übertragung (Transitivismus) ist sogar eine gewöhnliche Tatsache auch im alltäglichen psychischen Leben. Wir sehen z. B., wie bei demselben Individuum dieselben Leidenschaften abwechselnd an ganz verschiedene politische oder philosophische Ideen gebunden sind, wie sich bei den Bekehrten und bei den Heiligen die *passio erotica* in die *charitas* umwandelt; und wir sehen auch, wie sich das Umgekehrte ereignet.

Ich verhehle mir nicht, wie schwer es ist, die Tatsache der Verschiebung oder der affektiven Übertragung zu erklären, die im Grund eines der wichtigsten Phänomene der Traumtätigkeit und insbesondere einen der Stützpunkte der Freudschen Theorie darstellt. Gewiß kann man die Tatsache sehr wohl mit Hilfe der energetischen Hypothese verstehen: aber es muß ein für allemal gesagt werden, daß wir nicht wissen, was psychische Energie heißen soll, sobald wir sie als verschieden von der nervösen Energie ansehen wollen. In die moderne wissenschaftliche Psychologie dürfen neue Mythen nicht eindringen, ob man von einer psychischen Energie im Sinne von Ostwald oder im spiritualistischen Sinne redet. Eher können wir uns über die ideoaffektiven Dissoziationen Rechenschaft ablegen, indem wir uns an die Psychophysiologie wenden, diese liefert uns Beweise dafür, daß wir an eine genetische Unabhängigkeit von Erkenntnis und Affekt denken dürfen, indem jene den zerebrospinalen Strang, dieser das sympathisch-endokrine System zum Organ hat.

Aus solchen Gründen versteht man ohne weiteres, warum man nicht mit Sicherheit behaupten kann, daß die Richtung der Verschiebung durch die Richtung der Assoziation bestimmt werde. Dazu sei bemerkt, daß in der Freudschen Lehre die Assoziation allmächtig herrscht, aber die heutige Psychologie kann diese angebliche Allmacht nicht ohne Kritik anerkennen.

Es ist deshalb notwendig, sich mehr an die Tatsachen als an die Theorien zu halten.

Die Erklärung der Dissoziationsphänomene berührt die Lehre vom affektiven Gedächtnis, die von Ribot aufgestellt worden ist und so viel Gegnerschaft bei den Psychologen von Fouillée bis zu Titchener und bis zu Külpe usw. gefunden hat. Über die Deutung könnte man streiten, aber die Tatsachen bestehen.

Ich bringe hier in Erinnerung, was Dante sagt:

„Qual è colui che sommiando vede
E dopo il sogno la passione impressa
Rimane e l' altro alla mente non riede."
(„Wie einer Dinge sieht im Traumgesicht
Und nach dem Traumgefühl, das er empfunden,
Zurückbleibt und vom andern weiß er nichts.")

(Übers. von Gildemeister.)

Ich muß mich hier auf die Erklärung der Phänomene des affektiven Gedächtnisses berufen, welche ich mehrere Male in meinen Vorlesungen und Schriften gab, weil ich dieselbe Erklärung auf den Traum anwende. Die Vorstellung scheint entschwunden zu sein, während ihr Gefühlston

fortbesteht, aber in Wirklichkeit ist sie nicht verlorengegangen, sondern einfach untergetaucht, d. h. für den Augenblick vergessen. Mithin ist die Dissoziation vorübergehend. Beim Erwachen dauert das Vergessen an — der von Dante geschilderte und von mir, gelegentlich der Besprechung der Nachtraumphänomene, ausführlich behandelte Fall — oder die Vorstellung wird durch Psychoanalyse wieder in Erinnerung gebracht. Eine andere Erklärung nun, um die affektive Verschiebung als Tatsache anzunehmen, ist folgende: daß es eine mittelbare Assoziation gebe, deren Element unter der Schwelle entweder des Wachbewußtseins oder des Traumbewußtseins bleibt. Dieser Sachverhalt ist in der Psychopathologie etwas Gewöhnliches. Es gibt traurige und schweigsame Kranke, bei denen auf das Ausfragen eine intellektuelle Motivierung folgt, welche sofort als eine scheinbare erkannt wird; in diesem Fall legt das Bewußtsein des Kranken schlechtes Zeugnis ab, und es besteht eine offensichtliche Dissoziation zwischen Vorstellung und Affekt. Wenn daher das Bewußtsein nicht in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Geschichte betrachtet wird, gelangt man zu keinem Ergebnis.

Aber die Phänomene der Traumdissoziation sind die denkbar verschiedensten. Ein lehrreiches Beispiel ist die Projektion unseres Angesichtes auf irgendeine Person des Traumspieles, die Übertragung irgendeines unserer persönlichen Merkmale oder geradezu unserer ganzen Persönlichkeit auf ein anderes Individuum (Tatsachen der Identifizierung oder Objektivierung.)

Ein junger Mann, 24 Jahre alt, an Herzklopfen leidend, hat in der Zeit der Anfälle beängstigende Träume von Bedrückung, erwacht stets mit Schrecken, weil er im Traume Leute sieht, welche jemanden seiner Familienangehörigen würgen. In einer Nacht träumte er, daß in das Haus eingedrungene Diebe seinen Bruder erwürgten.

M. Vold spricht von der Objektivierung des Traumes, d. h. der Tatsache, daß gewisse Ereignisse des Traumes vom Subjekte nicht auf sich selbst, sondern auf jemand anderen bezogen werden, und erklärt sie durch die Vorherrschaft des Gesichtsinnes im Leben des Menschen.

Ein anderes Beispiel ist der ziemlich häufige Fall, daß man im Traum ein Wort oder einen Satz ausspricht, während man einen ganz anderen Gedanken hat, als ihn das Wort oder der Satz auszudrücken oder nahezulegen vermöchte. Ich habe bereits im Anfange dieses Abschnittes ein Phänomen beschrieben, welches sich augenscheinlich auf eine Dissoziation beziehen und ein „vielfältiger Traum mit parallelen Szenen" *(sogno multiplo a scene parallele)* genannt werden könnte, ein Traum, welcher, nach Foucault, nach dem Erwachen vereinheitlicht würde. Es scheint dies ein Zustand der Verdoppelung der Persönlichkeit zu sein, der nach meiner Theorie durch das schnelle und vorübergehende Zusammentreffen von Inhalten des Wachbewußtseins (das die aktuellen Reize wahrnimmt) mit Inhalten des in der Entwicklung begriffenen Traumes erklärlich wird[1]. Aber ein solches Phänomen verstärkt sich in gewissen Fällen erheblich, nämlich

[1] Vgl. Kap. III.

im „Traume mit doppelter Bedeutung“ *(sogno a doppio significato)*. Hier hat man einen Inhalt von unmittelbarer Herkunft aus aktuellen, nur wenig umgebildeten oder symbolisierten Reizen und einen Inhalt von alter Herkunft (Unterbewußtsein), welcher bereits allegorisiert und symbolisiert ist, als wenn er ein Mythus wäre. Die beiden Inhalte begegnen sich, vielleicht durch die Ab- und Zunahme der Schlaftiefe, und anstatt sich beim Erwachen (in der Erinnerung an den Traum) zu verbinden, vermischen sie sich in der Weise, daß der eine als Allegorie des anderen erscheint und sich auf diese Art ihre Bedeutung verdoppelt.

Diese Traumphänomene (Übereinanderlagerung von zwei oder mehreren Begriffen) finden in der Kunst ein klares Gegenstück. Das Symbol beherrscht die Kunst. Das Dantesche *„velame de li versi strani“* („Schleier der seltsamen Verse“) weist klar auf die Allegorie hin, aber es gibt — wie es im Traume vorkommt — auch in der Kunst niemals einen strengen Parallelismus zwischen der buchstäblichen und der allegorischen Bedeutung. Die Allegorie wechselt immer, einmal vereinigt sie sich mit dem wörtlichen Sinne, das andere Mal entfernt sie sich weit von ihm. Man denke an den ersten Gesang der „Göttlichen Komödie“. Hier hält Dante die beiden Bedeutungen, die wörtliche und die bildliche, nicht recht auseinander[1]. Deshalb ist die Dichtkunst, wie der Traum, den seltsamsten Auslegungen zugänglich. Man denke an die Homerischen Gedichte und an Dante. Grimm sagt, daß jede wahre Poesie der verschiedenartigsten Auslegung fähig ist, weil sie, dem Leben entsprossen, zu ihm auch immer wieder zurückkehrt; sie trifft uns wie das Licht der Sonne, in welchem Ort auch immer wir uns befinden. Die Analogie zwischen Dichtkunst und Traum findet sich bei Dante selbst; z. B. in den drei im Fegefeuer zugebrachten Nächten hatte Dante drei Träume, alle drei waren allegorisch. Das Gedicht Goethes „An Schwager Kronos“ wurde nach der Angabe Ben. Croces (17), der es übersetzt und erläutert hat: „auf der Reise ersonnen, während der Dichter im schweren Postwagen eine bergige Landschaft durchfuhr, im Wechsel zwischen schnellem Bergab- und langsamem und mühevollem Bergauffahren. Dem Gefühl und der Phantasie des reisenden und träumenden Dichters verwandelt sich bald der Wagenführer zu Kronos, den Gott der Zeit, die Reise zur Reise des Lebens, die flotte Abwärtsfahrt zum jugendlichen Lauf in das Getümmel der Welt, die ermüdende Aufwärtsfahrt zu den mühseligen Kämpfen, welche das Lebenswerk des Menschen erfordert, die Aussicht, welche sich von der Höhe eröffnet, zu den Freuden der Kunst und der Gedankenwelt, der erfrischende Trunk, den ihm die Jungfrau auf der Schwelle darreicht, zu Liebe und Lebenslust. Und dann vergleicht er wieder die Fahrt talwärts bei Sonnenuntergang, dem Bestimmungsort entgegen, mit dem Lebenslauf dem Tode zu, jenem sehnlichst erwünschten Tod ohne Greisenalter und Kräfteverfall, in voller Glut und Trunkenheit, welche den Sprung in den düsteren Strudel freiwillig ertragen und

[1] Vgl. 26, Kap. 12.

vollziehen, den Gang zum Orkus nicht peinlich, nicht widerwärtig erscheinen läßt, weil diese Tat, freilich die letzte, noch immer eine Tat des Lebens, einen notwendigen Abschnitt, den Abschluß, zugleich aber die Erfüllung des Lebens bildet, ohne welche das vorangegangene Treiben weder Bedeutung noch Anlaß besäße."

Es ist die Allegorie, welche jedem Traum und vielen Dichtungen gemeinsam ist. Wie es poetische Allegorien genialer Individuen gibt, so gibt es alltägliche Allegorien der gewöhnlichen Menschen.

Protokoll. Nacht des 14. Dezember 1914. Sofort nach dem Erwachen niedergeschrieben. Am Nachmittage des 13. unterhalte ich mich sehr bei einem Konzerte von Vecsey im Augusteum. In der folgenden Nacht habe ich lange, erotische Träume, aber ohne jede Geilheit. Mädchen werden von Jünglingen unter lauten Freudengesängen verfolgt; aber der Lauf ist rhythmisch, vollzieht sich in einem lichtvollen, lebhaft gefärbten Raume . . . . die Verfolgung, die Reigen, die Umarmungen tragen rein musikalischen Charakter . . . . . im Schlafe begreife ich, daß alles dies nichts anderes ist, als ein Geigenspiel . . . . . ich fühle mich von einem Schauer durchrieselt und empfinde und sage zu mir selbst, daß das Leben selig ist . . . . . ich erwache in bester Laune.

Der Vorgang der Dissoziation würde allein hinreichen, uns die Ursache für die Zusammenhanglosigkeit oder für die Symbolik des Traumes anzugeben. Während die affektiven Zustände, die Instinkte und die Leidenschaften des Schlafenden mit ihren organischen und besonders mit ihren motorischen Begleiterscheinungen wie eine Symphonie ohne Worte im Schlaf andauern, lagern sich die unmittelbaren Empfindungen (umgebildet oder nicht) und die in der Erinnerung behaltenen und vergessenen Dinge über die Musik; wir könnten auch sagen, daß sie auf dem affektiven Kanevas gestickt werden. Der Affektzustand ist, kurz gesagt, imstande, aus ein und demselben Stoff entweder eine Traumposse oder eine Traumtragödie zu gestalten. Die affektiven Zustände und ihre kinästhetischen Elemente senken ihre Wurzeln in unser Dasein ein und haben dadurch größere Beständigkeit als die Vorstellungen. Dies hat Ribot (76) trefflich aufgeklärt.

Und nun ist es Zeit, daß wir uns folgende Fragen vorlegen: Wie ist die Kraft beschaffen, welche das Traumbewußtsein beherrscht? Welcher ist der Motor des Traumes?

In der Freudschen Lehre ist alles Energie mit immanenter Logik. Der Mensch schafft in derselben Weise wie die Natur aus dem Unbewußten. Der Traum ist für Freud ein psychischer Vorgang in dem Sinne, daß er logisch ist und einem Ziele zustrebt. Er beschreibt den Weg des affektiven Denkens (affektive Logik oder Logik der Werte, von welcher auch Ribot spricht), welcher unter dem konstellierenden Einflusse determinierender unbewußter Elemente zurückgelegt wird. Die Vorstellungen sind im freien Zustand in der Tat miteinander „konstelliert"; sie sind verbunden durch vermittelte Assoziationen, durch unbewußte Beziehungen, einer Analogie zufolge, welche sich durch die richtunggebende Tätigkeit des vorherrschenden „Komplexes" regelnd einstellt. Solcher Komplexe, d. h. ideoaffektiv-motorischer psychischer Systeme besitzen wir alle mehrere, aber der eine ist dem anderen untergeordnet. Den Traum beherrschen indessen die Komplexe sexuellen Ursprungs. Der Instinkt

der Fortpflanzung ist der herrschende, nachdem der Instinkt der Ernährung unter dem Einfluß der Einrichtungen des sozialen Lebens usw. an Kraft verloren hat. So begreift man, daß für Freud die Sexualität nicht nur den Traum, sondern sogar die Kunst und Religion beherrscht. Andere Psychologen (sogar Freudianer) gestehen freilich der Libido nicht die Leitung im Traume zu; so gibt nach Adler der „Wille zur Macht", nach Stekel der Haß, nach James und Janet die Furcht dem Traume seine Richtung. Andere Psychologen beschränken sich darauf, als Triebkraft der Träume den affektiven Zustand zu erklären, so unter den neuesten Dwelshauvers.

Meine Ansicht über die Frage sei hier in wenigen Sätzen zusammengefaßt: Der Motor des Traumes ist der affektive Zustand, dessen Triebkraft die Äußerung der affektiven Energie ist. In der Psychologie ist die affektive Energie besser verstanden als die intellektuelle. Aber der affektive Zustand im Traum ist ein freier, er wird nämlich durch den Schlaf von der Kette der Überlegungen und von den Forderungen der Wirklichkeit unabhängig. Aber die affektive Freiheit im Traum erreicht, je nach den Phasen des Schlafes, verschiedene Grade, weil die Annäherung an das Wachbewußtsein oder das Abrücken von ihm (wie im III. Kapitel gesagt werden wird) die verschiedenen Grade dieser Freiheit bestimmt. So lassen sich gewisse Zusammenhanglosigkeiten im Traum erklären.

Dieser Gedanke bringt den Traum in Annäherung an die Kunst, ohne ihn mit ihr zusammenfallen zu lassen. Der Traum ist das Reich des wilden Dionysos, während die Dichtkunst das Reich Apollos ist, könnte man mit Nietzsche sagen.

Man würde das Reich des Traumes künstlich beschränken oder ausdehnen, wenn man behaupten wollte, daß er die Libido oder die Liebe oder der *„élan vital"* oder der Hochmut oder der Haß sei. Es ist richtiger, zu sagen, daß er das befreite Individuum ist, befreit sowohl von Sokrates als auch von Apollo.

Man muß im übrigen dessen eingedenk sein, daß diese Betrachtungsweise eine sehr allgemeine ist. In jedem besonderen Traume findet man ferner gelegentliche Züge, welche von automatischen Assoziationen, von Interferenzen aktueller Empfindungen und von augenblicklichen und teilweisen Einflüssen der Überlegung und Kritik stammen, soweit diese mit den Schwankungen der Schlaftiefe vereinbar sind.

Von dieser Eventualität soll im folgenden Kapitel ausführlich gesprochen werden.

III. THEORIEN DES TRAUMES

Daß der Traum eine große Rolle in der Geschichte aller Völker gespielt, daß er großen Einfluß auf die Ausbildung von Philosophien und Religionen ausgeübt hat, daß er immer eine Lebensquelle für die Kunst gewesen ist, das ist bereits eine so bekannte Tatsache, daß es nicht der Mühe wert ist, sie in einer kurzen Zusammenfassung eines so ausgedehnten Themas wie der Traumpsychologie in Erinnerung zu bringen [1]. Soll man wenigstens von den philosophischen und wissenschaftlichen Anschauungen sprechen, welche die angesehensten Psychologen über die Natur und die Bedeutung des Traumes hatten oder haben?

In einer wissenschaftlichen Abhandlung über den Traum könnte das Kapitel über die Theorien freilich fehlen. Eine Darstellung der alten und der heutigen Theorien des Traumes verliert schon deshalb an Wert, weil sich eine solche schon in mehreren bereits veröffentlichten Werken findet. Ich zitiere z. B. die großen Enzyklopädien [2] und die Werke von Dugald Stewart [3], von Melchiorre Gioia (32), von Radestock (72) und vielen anderen.

Immerhin könnte die vorliegende Monographie, ohne das Kapitel über die Theorien zu berühren, als unvollständig bezeichnet werden; für manchen könnte es sogar eine Verzichtleistung oder Neutralitätserklärung gegenüber dem schwierigen psychologisch-philosophischen Probleme des Traumes bedeuten, dessen Fragestellung ganz modern ist. Ferner würde ich, wenn ich von den Theorien zu sprechen unterließe, die Erwartung vieler Psychologen und Philosophen enttäuschen, welche auch heutzutage weiterhin die Meinung vertreten, daß die allgemeinen Fragen, die sich bei der Behandlung eines jeden wissenschaftlichen Themas aufdrängen, gerade die interessantesten sind.

Ich werde also von den Theorien des Traumes reden; aber die Leser mögen aus den oben angeführten Gründen nur eine kurze Abhandlung erwarten. Die Literatur über den Traum ist sehr reichhaltig, und sie können jederzeit ihre Wißbegierde leicht befriedigen, wenn sie irgendeines der in meinem alten Buch oder die in der vorliegenden Monographie angeführten Werke zu Rate ziehen.

---

[1] Vgl. 88, 89. Ich mache die Leser darauf aufmerksam, daß ich in diesem Kapitel fast gar nichts von dem wieder vorbringen werde, was sich in meinem Buche vom Jahre 1899—1901 und den anschließenden Aufsätzen findet, so daß das Kapitel fast gänzlich neu ist.

[2] So bes. Ersch und Gruber, Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, Leipzig, 1818 ff., unter den Stichworten „Traum", „Schlaf" usw.

[3] Elements of the philosophy of the human mind, Edinburgh, 1792—1827.

A. ÄLTERE UND NEUERE THEORIEN

Vor allem haben wir die Theorien zu betrachten, welche die Bedeutung des Traumes leugnen oder abschätzig behandeln; dies sind präjudizierte Theorien, wie man mit einem juristischen Ausdrucke sagen könnte. Es gibt deren mehrere. Für einige ist der Traum nichts als eine im wachen Zustande stattfindende Rekonstruktion aus Empfindungen und zusammenhanglosen Erinnerungen, die im Schlaf erlebt wurden. Dementsprechend wären die Traumbilder von mechanischer, zufälliger Bildung, der Träumer selbst wäre es, der nach dem Erwachen, je nach seinen Tendenzen und augenblicklichen Dispositionen, ihnen einen Zusammenhang und eine Bedeutung verliehe. Foucault (25) (auch Jankelevitch) stehen dieser Anschauung nahe. Ähnlich ist die Meinung derjenigen, welche den Traum für nichts anderes halten als ein sehr schnelles Spiel der Phantasie im Augenblicke des Erwachens.

Diesen Meinungen steht das Ergebnis der Beobachtungen an Schlafenden entgegen, die sprechen und den eigenen Traum mit Gebärden begleiten; jenen Meinungen entgegen stehen auch die durch Erwachen unterbrochenen und dann fortgesetzten Träume usw. Es ist nicht verständlich, wie Bergson in seiner berühmten Rede von 1901 die oben erwähnte Meinung aufrechterhalten konnte.

Andere wieder haben ausschließlich die physiologische Seite des Traumes in Betracht gezogen und Theorien vorgebracht, deren Schwäche oder auch Nutzlosigkeit selbst dem oberflächlichen Beobachter in die Augen springt. Nur ein Beispiel: die Kurzschluß-Theorie von H. Henning (35). Der Verfasser wendet sich gegen Freud, aber er hat sehr unrecht, dem Traume jedwede Bedeutung abzusprechen, indem er ihn zu einem zufälligen, von Kurzschlüssen im Nervensystem hervorgerufenen Phänomen herabsetzt, davon ganz zu schweigen, daß der Kurzschluß eine Metapher ist, die letzten Endes nichts erklärt.

Von neueren Schriftstellern gab bereits S. Freud (27) eine Einteilung und Übersicht über die berühmtesten Theorien (von Binz, Burdach, Wundt, Strümpell, Delboeuf, Lipps usw.), und es erscheint mir überflüssig, sie anzuführen oder zu kommentieren. Es möge genügen, darauf hinzuweisen, daß dieser Autor berechtigte Einwände gegen diejenigen Theorien vorbringt, welche er in wenig genauer Weise „zerebrale“ nennt. Viel weniger überzeugend sind einige der vielen Einwände, welche er selbst gegen diejenigen Theorien erhebt, die (wie die Delboeufsche) annehmen, daß die psychische Tätigkeit des Wachseins im Zustande des Traumes fortbestehe, freilich unter anderen Verhältnissen. Scharfsinnig ist dagegen die Kritik Freuds an den Theorien, welche aus dem Traum eine Art Zustand der Verrücktheit oder Verwirrtheit und des Schwachsinns machen möchten.

Hier will ich nur einiges über die Theorien von Autoren vorbringen, die ich in dem klassischen Buche S. Freuds nicht finde.

Es gab immer und es gibt noch heute Theorien des Traumes von rein poetischem und literarischem Wert (auch S. Freud spricht von solchen), z. B. jene, die man wie folgt zusammenfassen kann: der Traum ist der freieste Flug der von den Banden des Körpers befreiten Seele. An

die hundert Schriftsteller der alten und neuen Zeit begnügen sich mit dieser billigen Behauptung, die schon Priszian und Tertullian verkündeten, und die in der neueren Zeit von vielen Philosophen, unter ihnen Schelling, in maßgebender Weise erläutert wurde. Ein anderes Beispiel: der Traum ist die bildliche Erscheinung und die Berichterstattung aus einer fernen Welt, die der Geist erkennt, wenn er für kurze Zeit den in Schlaf verfallenen Körper verläßt. Das ist eine Theorie, die sich bis in das fernste Altertum zurückverfolgen läßt, aber auch mit Wärme von allen theosophischen Schulen, annähernd auch von dem durch seine Subliminaltheorie sehr bekannten amerikanischen Schriftsteller Myers wieder erneuert und aufrechterhalten wurde. Ich sage annähernd, weil Myers mehrere Ausnahmen und Abweichungen von der erwähnten Grundidee macht.

In den Jahren 1900 und 1901, auch später noch einige Male, hatte ich Gelegenheit, mich mit einigen Meistern der Theosophie zu unterhalten und auseinanderzusetzen (A. Besant, Leadbeater, Oakley, Blech), und in der Folge habe ich die Werke Steiners gelesen. Alle versicherten, daß während des Schlafes unser „Doppelwesen“ entweicht, um in die Astralebene überzutreten, wo es mit anderen zusammentreffen kann, so daß eine Traumerinnerung so viel bedeuten würde, wie daß das physische Gehirn beim Erwachen weiß, was uns in der Astralebene zugestoßen ist. Dabei unterscheiden jene Theosophen im Einklange mit ihrer Philosophie einen automatischen Traum (Tätigkeit des physischen Gehirns) und einen luziden (Erzeugnis des astralen). Einige aber, die gebildeteren, identifizieren das „Doppelwesen“ mit dem Unterbewußtsein (Theorie des *„Subliminal“* von Myers).

Die Theosophen und Okkultisten sprechen auch von realen Träumen, welche in den Erfahrungen des höheren *Ego* oder *Self* oder Ich (das höhere *Manas* der Inder) bestünde; aber sie erklärten, daß es sich nicht um Träume handelt, sondern um echte und eigentliche „Visionen“[1]. In der Tat ist für die Okkultisten der Traum eine Bewegung oder ein Zustand der Phantasietätigkeit des primitiven Bewußtseins; er weicht von ihr nur insofern ab, als sie durch die Gegenwart des weiterentwickelten Ich abgeändert wird. So Steiner (103), welcher der gebildetste und ernsteste von allen zeitgenössischen Theosophen ist. Jedenfalls kann, da die Tätigkeit des Ich unbewußt ist, keine Traumerfahrung die Kenntnis einer übersinnlichen Welt vermitteln. Vielmehr treten die Spuren der Phantasietätigkeit des primitiven Bewußtseins nicht eher in Aktion, bevor das Ich nicht ausgeschaltet ist. Hieraus schließt Steiner, daß die Träume keine okkultistische Bedeutung haben.

Wir werden die Vorläufer der modernen Theosophen bei den alten Griechen finden, besonders in Pythagoras und den Pythagoräern. Nach jenem Philosophen ist die Luft voller Geister, und von diesen werden den Menschen die Träume und die Vorahnungen von Krankheit und Gesundheit zugesandt. Hier wird die Transzendenz des Traumes unzwei-

[1] Betreffend die theosophischen Theorien vgl. Blavatsky (9) und C. W. Leadbeater (46).

deutig ausgesprochen. Übrigens war bei den Antiken die Mehrzahl der Meinung, daß der Traum den Menschen von außen her gegeben würde.

Heraklit, welcher glaubte, daß die Vernunft nicht im Menschen, sondern in seiner Umwelt (περιέχον) liege und mittels der Atmung durch die Poren und die Sinne in jeden Menschen eindringe, sagte: da während des Schlafes die Wege der Sinne fast verstopft seien, sei unser Geist von den Verbindungen mit der Umwelt abgeschnitten und mit ihr nur durch das Mittel der Atmung gleichsam wie durch eine gemeinsame Wurzel verbunden; in solcher Weise abgetrennt, verliere der Geist die Gedächtniskraft, die er vorher besessen habe. Wenn nun der Geist beim Erwachen von neuem vor die Sinne, vor seine Fenster, tritt, vereinige er sich dadurch mit der Umwelt und werde von neuem mit Erkenntniskraft ausgerüstet. Demgemäß bemerkt Sextus Empiricus, daß wir nach Heraklit nur im Wachsein vernünftig (νοεροί) im Schlafe dagegen erinnerungslos seien (ληθαῖοι). So wie sich die Kohlen durch die Veränderung ihrer Natur entzünden, wenn sie an das Feuer herangebracht, und verlöschen, wenn sie vom Feuer hinweggenommen werden, so ist derjenige Teil der Umwelt, welcher in unseren Körpern beherbergt wird, vernunftlos, soweit er abgetrennt ist, gleicht sich aber dem Ganzen an, soweit er mit dem Ganzen durch eine sehr große Zahl von Wegen in Verbindung steht.

Demokrit nähert sich mehr den modernen Anschauungen, aber auch er sagt sich nicht von der Annahme eines entscheidenden, von außen her kommenden Einflusses los. Er glaubt in der Tat, daß sich die „Bilder“ (εἴδωλα) von den äußeren Körpern ablösen, in uns eindringen, und daß so in uns die Empfindung und die geistige Tätigkeit hervorgebracht werden. Weil nun die Bewegung der Bilder auch während des Schlafes andauert, so entstehen auf diese Weise die Träume.

Die Theorien der indischen Philosophie, z. B. die der Synkretisten Pracastapâda und Keçava-Micra [1], entbehren nicht des Interesses; etwas Gemeinschaftliches mit unserem Gedanken bietet insbesondere der Begriff des Schlafes, der im Texte zwei verschiedene Namen führt, nämlich: *Nidra* und *Sushupti,* wobei unter dem zweiten Worte der tiefe Schlaf ohne Traum verstanden wird.

Mit Aristoteles [2] beginnt sozusagen die moderne Betrachtungsweise des Traumes. Wie so viele andere Lehren des Aristoteles, so ist auch seine Lehre vom Traum erstaunlich modern. Für den großen Philosophen ist der Traum im wesentlichen ein Werk der Einbildungskraft bzw. des Empfindungsvermögens. Aristoteles entwarf auch eine „Individual“-Psychologie des Traumes, und seine Beobachtungen sind zutreffend. Er bekämpfte den Gedanken des Eingreifens der Götter und der Genien in die Träume (wobei er gleichwohl die Möglichkeit gottgesandter Träume

[1] Wiedergegeben von Luigi Sauli (97). Die Theorie des Schlafes und des Traumes, die in diesem Buche entwickelt wird, ist mit denjenigen des Vedânta und des Sâmkhya verknüpft.

[2] In den Parva naturalia, besonders in dem Abschnitt de insomniis findet sich die Lehre des Aristoteles über die Träume recht klar dargestellt.

zugab) und verwarf auch das Wahrsagen aus Träumen und die prophetischen Träume[1].

Cicero behandelte meisterhaft das Problem der Träume und Wahrsagungen. Seiner Anschauung, die übrigens die gleiche war wie die der Philosophen des Altertums, schlossen sich alle fast ohne Widerspruch an. Das gilt auch für Petrarca, der seinem Freunde Giovanni d' Andrea aus Bologna auf die Frage nach seiner Meinung über die Träume folgendes schrieb[2]: *„Affè che a chi conosce le dottrine degli antichi non può risparmiarsi l' accusa di curiosità se chiede ancora la mia... Sappi che come in molte altre cose, così pure in questa io la penso co' mio M. Tullio.“* („Wahrhaftig, wer die Lehren der Alten kennt, dem kann der Vorwurf der Neugierde nicht erspart werden, wenn er auch noch meine fordert . . . Wisse, daß ich, wie in vielen anderen Fragen, gerade auch in dieser so wie mein M. Tullius denke.“) Und ganz in Übereinstimmung mit Cicero leugnet Petrarca in jenem Brief alles Übernatürliche selbst in einem wirklich außerordentlichen, telepathischen Traume (wie man heutzutage sagen würde), den er hatte, und von dem er eine so natürliche und wissenschaftliche Erklärung gibt, daß wir weiter unten darauf zurückkommen werden müssen.

Die gute Hälfte der sog. Theorien des Traumes, welche die neuzeitlichen Autoren von wissenschaftlicher Bedeutung am Schluß ihrer Monographien über den Traum aufstellen, sind nur Varianten eines einzigen Grundgedankens, nämlich, daß der Traum die Geschichte des Träumenden ist, oft ihm selbst unbewußt; eine Geschichte, welche sich mittels des Mechanismus der Ideenassoziationen in einem der Gedankenfreiheit günstigen Moment abspielt, wenn sich nämlich der Organismus im Schlafe befindet, durch die Gegenwart fast ungestört und nicht im Besitze der höheren geistigen Fähigkeiten, wie z. B. des Willens.

Man könnte sagen, daß die Gelehrten, überdrüssig, bei den Alten zu lesen, daß der Traum die Zukunft sei (Warnungen, Einwirkung fremder Kräfte auf den Schlafenden), sich vorgenommen hätten, zu beweisen, daß er im Gegenteil die Vergangenheit darstelle. Nun aber haben sich, wie wir berichteten, die Gelehrten neuerer Zeit bemüht, zu beweisen, daß der Traum vielmehr die aktuelle Gegenwart des Träumers, d. h. ein automatisches Erzeugnis des Zustandes der Sinnes- und der inneren Organe sei (Vaschide et Piéron [115] und alle, die sich mit den Träumen der gewöhnlichen Kranken und der Irren beschäftigen) und aus der Lage

---

[1] Im Mittelalter folgt Thomas v. Aquino, der christliche Übermittler der Aristotelischen Philosophie, dem Meister und somit ist auch für ihn die (aktuelle) *passio sensus externi* beim Traume nicht von Wichtigkeit, vielmehr definiert er diesen als *apparitio simulacrorum in somno*. Die Behandlung des Gegenstandes bei Thomas ist meisterhaft, besonders in den Erklärungen, warum im Traume die Bilder die vorherrschende Rolle spielen, ferner woher es komme, daß zuweilen der Schlafende sich dessen bewußt sei, daß er träume u. a. m.

[2] Delle cose familiari, V. Buch, 7. Brief vom 27. XII. 1343 aus Parma, mitgeteilt von Ronchini, La dimora di Petrarca in Parma, Modena, 1874. Ich sagte schon einiges über diesen Brief des Dichters in meinem Buche von 1899, vgl. S. 382.

der Körperorgane während des Schlafes und im allgemeinen aus organischen Empfindungen hervorgehe[1].

Mit mehr oder weniger persönlichen, mehr oder weniger beachtenswerten Theorien ist die Literatur des Traumes angefüllt; im allgemeinen wollen jedoch die Autoren mit ihrer Theorie des Traumes die eigenen philosophischen Anschauungen zur Geltung bringen, oder sie versuchen, aus einer oder wenigen persönlichen Beobachtungen weitgehende Schlüsse zu ziehen, und verfallen somit in den Fehler der Verallgemeinerung, die unter den Gelehrten, insbesondere wenn sie die induktive Methode mit geringer Vorsicht handhaben, so weit verbreitet ist.

Den negativen Theorien, von welchen wir im Anfange gesprochen haben, folgten andere verwandte Theorien, die in Wirklichkeit nichts erklären. Viel Glück hatte vor 50 oder 70 Jahren die pathologische Theorie. Beachtung wurde ihr durch Moreau de Tours (60) zuteil, der dartun zu können glaubte, daß der Traum nichts anderes als eine geistige Störung sei. Diese Theorie erhielt sich, allerdings unter gewissen Abschwächungen, bis in die neueste Zeit hinein; die Irrenärzte bestanden auf der Analogie zwischen Traum und Wahnsinn, füllten aber die Lücken mit keiner ernst zu nehmenden Theorie aus. Mit Recht wurde die pathologische Theorie von Freud, von N. Vaschide und R. Meunier (114) bekämpft. Gleichwohl kehren von Zeit zu Zeit die pathologischen Theorien wieder; neuerdings tauchten sie unter dem Namen „toxische Theorien" auf (57).

Andere lassen den Traum in einer Lähmung der Aufmerksamkeit oder des Willens bestehen usw.; aber auch hier liegt die Einseitigkeit auf der Hand. Schwerlich können diese Auffassungen auf die Bezeichnung oder den Rang von Theorien Anspruch erheben. Indessen gibt es deren andere, und zwar bedeutendere.

Vaschide (113) behauptet, daß der Traum das Reich der Emotivität und die „Vergeistigung" der Bilder genannt werden könne, d. h. daß sich das Traumbild, das stets emotiv sei, aus einer abstrakten Synthese von tausend im Wachbewußtsein getrennten und dissoziierten Vorgängen zusammensetze. Abstraktion und Emotivität seien die Merkmale des Traumes. Diese Anschauung krankt einerseits an Unbestimmtheit, anderseits an Einseitigkeit. Wenn die Theorie von Vaschide (und von R. Meunier) in der mißbrauchten Phrase zusammengefaßt werden soll, daß der Traum von der Logik des Gefühls regiert wird, dann verliert sie jedwede Originalität, weil man ja, wie schon gesagt wurde, S. Freud die allgemeine Verbreitung dieser Anschauung verdankt.

---

[1] Übrigens glauben selbstverständlich diejenigen eher im Rechte zu sein, welche zwischen Wahrnehmungsträumen (*presentation dreams*) und Vorstellungsträumen (*representation dreams* der Mary Calkins, Havelock Ellis u. a.) oder, wie sich viele Psychologen, z. B. Wundt, auszudrücken vorziehen, zwischen Illusions- und Halluzinationsträumen unterscheiden und daraus den Schluß ziehen, daß der Traum gleichzeitig der Zeuge für die Vergangenheit und die Gegenwart des Träumers sei; und noch mehr diejenigen, welche zwar der bequemeren Analyse wegen die genannte Unterscheidung annehmen, im übrigen aber mit A. Maury behaupten, daß die Träume stets Vorstellungsträume seien, indem die aktuellen Empfindungen stets vom Träumer entstellt und umgeformt werden.

Ich wende mich nunmehr einer Abhandlung G. L. Duprats (20) zu, die ich in mancher Hinsicht für bedeutsam halte. Für diesen Psychologen ist der Traum ein Zustand geistiger Regression. Es gibt leichte Grade der Regression, wie den Halbschlaf, die hypnagogischen Zustände, in welchen der Symbolismus der Sprache noch bewahrt ist, obgleich Zusammenhanglosigkeit vorherrscht; aber es gibt auch extreme Zustände der Regression (im tiefen Schlafe). Somit erscheint der Schlaf als Folge einer Rückbildung des normalen Ich. Die geistige Tätigkeit im Traum ist also, kurz gesagt, eine primitive, d. h. auf vorlogischer Stufe stehende geistige Tätigkeit. Hieraus folgt, daß der Träumer, auf sein ursprüngliches Ich zurückgeführt, zu dem primitiven Verfahren der bildlichen Darstellung *(imagerie)* greift, um eine geistige Arbeit zu verrichten, für die im Wachen geeignetere und ökonomischere Mittel zur Verfügung stehen. In einem gewissen Sinn ist der Traum der in Empfindungen übergeführte Gedanke; und Träumen heißt, an Stelle der Wortbilder die Tatsachen, welche das Wort synthetisch ausdrücken sollte, selbst setzen.

Die Theorie von Duprat steht nicht im Einklange mit den langen und mühsamen Beobachtungen über die Träume der großen Masse der Träumenden. Daß es in gewissen Träumen eine psychische Tätigkeit von vorlogischem Typus gibt, ist gewiß, aber darin liegt nicht das Charakteristische des Traumes. Ich werde darauf weiter unten im gleichen Kapitel zurückkommen.

Auch Morton Prince (70) hat eine Theorie des Traumes aufgestellt, welche aus seinen psychopathologischen Beobachtungen entstanden ist, besonders aus Beobachtungen an der berühmten Miß Beauchamp.

Ich wollte einige der zahlreichen neueren Theorien streifen, um die Änderung in der Richtung zu zeigen, welche sich in diesen letzten Jahren in der Traumlehre vollzogen hat. Die von physiologischen Gesichtspunkten und Begriffen aus gebildeten Theorien sind nach und nach durch rein psychologische Theorien abgelöst worden, welche auf Grund der Begriffe des Unterbewußten und des Unbewußten gebildet wurden und zum Teil eine Auferstehung der Theorien Schuberts, Scherners und Volkelts bedeuten.

Eine Ausnahme bildet die Theorie von E. Rignano, welche ich in dem I. Kapitel[1] erwähnt habe. Der Autor setzt voraus, daß die beiden Arten von affektiver Tätigkeit während des Wachens unausgesetzt wirksam sind; da also die Erholung derselben zu dieser Zeit nicht stattfinden kann, so vollzieht sie sich während des Schlafes. Aus diesen Voraussetzungen

[1] E. Rignano hat seine Ideen in seinem bereits zitierten großen Werke zusammengefaßt und sie dadurch der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht (gleichzeitig auch in französischer Sprache erschienen). Der Autor unterscheidet eine primäre und eine sekundäre Affektivität. Die primäre bestünde aus Interessen, die sekundäre aus dem Wunsche, keine Fehler zu machen, aus der Furcht, nicht in der wirksamsten Weise zu handeln usw.; während die primäre Affektivität zur Tat treibt, wird sie von der sekundären gehemmt, welche auf diese Weise den Zustand der Aufmerksamkeit hervorruft, mit dessen Hilfe die Tat selbst vollbracht wird und von dem ihre größere oder geringere Wirksamkeit abhängt.

ist es Rignano ein leichtes, zu folgern, daß eines der ursprünglichsten und hervorstechendsten Merkmale des Traumes die Eigenschaft sei, anaffektiv zu sein. Der Verfasser drückt sich folgendermaßen aus: „*I sogni sono il resultato di un assopimento affettivo, non accompagnato da un corrispondente assopimento intellettivo; e, in altre parole, essi sono un' anarchia ideativa per essere venuto a cessare ogni governo affettivo.*" („Die Träume sind das Resultat des Einschlummerns der Affekte ohne entsprechendes Einschlummern der Gedankenwelt; in anderen Worten: es herrscht in ihnen Anarchie der Ideen, da jede affektive Leitung aufgehört hat.")

B. DIE THEORIE FREUDS UND SEINER SCHULE

Den genialen Anstoß zu der früher erwähnten Auferstehung hat, wie schon wiederholt in den vorhergehenden Kapiteln ausgesprochen wurde, Sigmund Freud gegeben, so daß eine Besprechung der Lehre Freuds mit einer Besprechung aller seiner Vorläufer und Epigonen gleichbedeutend ist. Übrigens beabsichtige ich nicht, in diesem Kapitel das bereits in den anderen Gesagte zu wiederholen, zumal ja die Freudsche Traumtheorie sehr bekannt ist[1], sondern vielmehr auf einige Teile der Freudschen Traumtheorie einzugehen, welche mir am meisten anfechtbar erscheinen.

Die durch die äußerst interessanten Untersuchungen, und mehr noch durch die kühnen Deutungen und Theorien Freuds und seiner Anhänger eingeleitete Bewegung war und ist vielleicht noch jetzt eine der umfassendsten, welche Psychologie und Geisteswissenschaft in der Kultur der Gegenwart zu verzeichnen haben.

Wie schon gesagt (Kapitel II), ist für Freud der Traum weder ein physiologischer automatischer Vorgang noch ein Gemenge von zufälligen Assoziationen oder von körperlichen Empfindungen während des Schlafes, wofür er zu allen Zeiten von vielen gehalten wurde, und wofür er noch jetzt bei mehreren Gelehrten gilt. Er ist ein selbständiges und sinnvolles Erzeugnis der geistigen Tätigkeit. Die Empfindungen sind nicht Ursache des Traumes, sondern sie liefern nur das Material für die psychische Arbeit. Der Traum ist, wie jedes komplizierte psychische Produkt, ein Werk, welches seine Motive, seine vorhergehenden assoziativen Verkettungen hat und wie eine wohlüberlegte Handlung von einer Logik geleitet wird; er ergibt sich aus dem Wettkampf und dem Sieg einer Tendenz des Individuums über eine andere. Der Mangel an Zusammenhang und die Dunkelheit der Träume ist nur scheinbar; jeder Traum hat einen bedeutungsvollen „latenten Inhalt", weil er mit dem ganzen Leben des In-

---

[1] Ich könnte wahrhaftig die Darstellung der S. Freudschen Traumtheorie ohne weiteres überspringen, so bekannt ist sie heutzutage in den Ländern der deutschen, wie in denjenigen der englischen und französischen Sprache. Auch in Italien fand sie kritische Darsteller und Kommentatoren: Assaggioli, Ferrari, Levi-Bianchini, Patini, Sciuti, außer dem Verfasser der vorliegenden Monographie. Siehe insbesondere unter den neuesten Veröffentlichungen die Artikel und Referate von R. Assaggioli (3), S. De Sanctis (92). Aber Freud selbst (28) hat ein neues Büchlein geschrieben, welches ein Auszug des größeren Werkes (27) ist.

dividuums verknüpft ist. Der Traum wäre demnach in seinem „manifesten Inhalte" nur die unbewußte Übertragung psychischer Ereignisse, die sich im Unbewußten abspielen, d. h. latenter Vorstellungen und Gedanken.

Aber warum begegnet uns im scheinbaren Traume der „Traumgedanke" in symbolischer Einkleidung? Der Grund liegt in einem metaphorisch als „Zensur" bezeichneten Vorgange, der die Einkleidung besorgt; und der Vorgang ist dem Umstande zu verdanken, daß die Gedanken (der latente Inhalt) durch große Widerstände verhindert werden, ins Bewußtsein einzutreten; ja, die individuellen Interessen des Träumenden gestatten kaum, daß sie sich mittels Symbolen kundgeben.

Um den Begriff der latenten Gedanken noch weiter zu klären, will ich die Freudsche Theorie in folgende Formel zusammenfassen: Der Traum ist die maskierte Erfüllung eines im frühen Kindesalter verdrängten unbewußten Wunsches sexueller Natur (Verdrängung oder *refoulement*). Diese Formel enthält Altes und Neues, Wahres und Falsches; jedenfalls liegen in ihr die Keime zu endlosen und leidenschaftlichen Kritiken und Auseinandersetzungen.

Indessen lege ich Wert auf die Feststellung, daß man durch die Aufstellung des Grundbegriffes des latenten Inhaltes dazu neigt, den Begriff des manifesten Inhaltes zu unterschätzen, mit dem sich die Psychologie bis jetzt fast ausschließlich beschäftigt hat. Eine solche Unterschätzung wäre jedoch ein arger Mißgriff: der manifeste Inhalt ist die Tatsache; er bestimmt das Verhalten des Träumenden, und deshalb muß man ihm einen inneren Wert ersten Ranges zusprechen. Der latente Inhalt, mit welchem sich die Freudsche oder psychoanalytische Methode ausschließlich beschäftigt, hat gleichwohl beträchtlichen Wert (vorausgesetzt, daß es uns gelingt, ihn mittels wissenschaftlicher Methode zu bestätigen), besonders in der Psychopathologie, in der Psychotherapie und zur Erklärung der Bedeutung des Traumes.

Im Mittelpunkte der Diskussion stand und steht der (bewußte oder unbewußte?) Wunsch[1], seine sexuelle Natur, die willkürliche oder unwillkürliche Verdrängung, sein infantiler Ursprung usw. Und natürlich erweitert sich die Diskussion, wenn man auf die von Freud angewandte Methode der Untersuchung und die Erklärung eingeht, und wenn man seine Lehre vom Unbewußten prüft, welche die theoretische Grundlage der Psychoanalyse als Methode wie als Theorie bildet. Die Psychoanalyse hat eben die Aufgabe, die den manifesten Inhalt bildenden Teile, ohne jede Rücksicht auf die manifeste Bedeutung, in ihre Elemente zu zer-

[1] Freud behauptet, daß ein bewußter Wunsch nur dann zum Traumerreger wird, wenn es ihm gelingt, einen gleichlautenden unbewußten und zwar infantilen Wunsch zu wecken, durch den er verstärkt wird. Man weiß übrigens, daß der Freudsche Gedanke nach und nach so manche Abänderung erfuhr. Nach Freud stammt der Wunsch im latenten Inhalte des Traumes der Erwachsenen aus dem Unbewußten, während jener bei den Kindern aus dem wachen Zustande stammt, weil beim Kinde noch nicht die Zensur zwischen Vorbewußtem und Unbewußtem besteht. Man vergleiche den Beitrag von T. H. Pear zur Kritik der Freudschen Theorie über den infantilen Wunschtraum.

spalten, und sie hat die andere Aufgabe, den Assoziationen zu folgen, die sich aus jedem dieser Elemente entwickeln. Auf diese Weise dringt man in die Idee oder den Gedanken (latenten Inhalt) des Traumes ein, d. h. in die Sphäre der unbefriedigten Wünsche, welche gerade im Traum ihre halluzinatorische Erfüllung finden.

Es wäre noch zu untersuchen, ob die Methode der freien Assoziationen, im rückläufigen Sinn angewandt, geeignet ist, den Psychoanalytiker bis in das Geheimnis der Ursprünge einzuführen. Sicher gelangt man nicht immer so weit, wenn man nicht etwa um jeden Preis so weit gelangen will.

Die Freudsche Lehre wimmelt von philosophischen Begriffen. Unter ihnen herrscht z. B. die Finalität des Traumes vor. Nach Freud hätte der Traum eine Funktion der Verteidigung oder auch der Beschützung des Schlafes. Der Schlaf würde eben gegen die im Wachzustand unbefriedigt gebliebenen psychischen Komponenten, d. h. gegen die unbewußten Wünsche, verteidigt werden, welche den Schlafenden in dem Maße beunruhigen, daß, wenn ein Kampf zwischen Zensur und Traumgedanken entsteht, „der Fluß aus den Ufern tritt" und den Schlafenden weckt. Aus dieser Quelle stammen die Angstträume. Diese Anschauung Freuds wurde von mehreren aufgenommen. Einige schlossen sich ihr einfach an [1], während andere sie erörterten, weiterentwickelten oder berichtigten.

Zu den (eigentlich wenig disziplinierten) Schülern Freuds zählt Jung [2], der einige Gedanken des Meisters, besonders über die „Libido" (sexuelle Natur der verdrängten Gedanken), modifiziert, vor allen Dingen aber die Dynamik des Traumes, im Freudschen Sinne, mit Feinheit erläutert hat. Jeder unserer geistigen Zustände hängt von unserer Geschichte ab. In unserer Vergangenheit gibt es Elemente von verschiedenem Werte, welche die psychische Konstellation (ich glaube, daß das Wort von Ziehen stammt) bestimmen. Die großen Leidenschaften und die Haupterlebnisse bilden starke und dauerhafte Komplexe (Jung und Bleuler) von Assoziationen. Der Komplex entfaltet eine große „konstellierende" Kraft, und die Erzeugnisse der psychischen Tätigkeit hängen vor allem von den stärksten „konstellierenden" Einflüssen ab.

Jung sagt, daß in den Komplexen mit starkem emotionellen Koeffizienten immer Wünsche und Widerstände eine Rolle spielen. Das ganze Leben zielt auf eine Verwirklichung unserer Bestrebungen ab, und diese Verwirklichung tritt im Traum ein. Nur daß die Wünsche, welche die Gedanken des Traumes bilden (Freuds latenter Inhalt), uneingestandene, verdrängte, von der Überlegung wegen ihrer Peinlichkeit ausgeschlossene Wünsche sind, die im Traume mannigfach verkleidet (Freuds manifester Inhalt), also in symbolischem Gewande, wieder auferstehen. Der Träumer kennt den latenten Inhalt

[1] Michele Sciuti (98) bemerkt kurz, daß, wie der Schlaf den Organismus, so auch der Traum den Schlaf beschützt.

[2] Jung (38) gab eine treffliche Zusammenfassung seiner Ideen in seinem Aufsatze über die Analyse der Träume.

seines Traumes nicht, da die Hemmung (Zensur Freuds) dem Gedanken das Auftreten nur in symbolischem Gewande gestattet. Hieraus folgt, daß es nötig ist, den geheimen und wirklichen Gedanken des Traumes mittels der Assoziationen (Jung), durch Nachforschungen über das Leben des Träumenden, d. h. mittels der psychoanalytischen Methode Freuds [1], aufzudecken, um die Theorien Freuds zu bestätigen und zu beweisen.

Ein anderer, teilweise von ihm unabhängiger Ausleger der Lehre Freuds ist Adler (1) in Wien. Dieser hält den Traum, wie alle psychischen Erscheinungen, für das Erzeugnis der gesamten Kräfte des Träumenden. Er ist ein Schwingen unserer Gedanken in der vom Charakter eingeschlagenen Richtung. Im Traume wird der unbewußte Zweck offenbar; der Wille triumphiert, während er im Wachsein durch die bewußten Inhalte unterdrückt war. Der Traum ist aber voll von Symbolen und Verschrobenheiten. Die Ursache von so großer Dunkelheit beruht darauf, daß der Traum ein Spiel von Kräften widerspiegelt. Der Traum hat eine prophetische und vorbereitende Funktion, sagt Adler bereits im Jahre 1908. Der Sinn des Traumes, wenn er einmal verstanden ist, enthüllt gewiß nicht die Zukunft, aber zeigt ihren Weg an. Der Traum ist wie der Rauch — er zeigt die Richtung des Windes an. Der Traum stellt die Meilensteine in der Gedankenwelt des Träumers dar, der Gedanken, welche die Zukunft mittels der persönlichen Erfahrungen des Menschen zu erkennen versuchen. Der Traum sagt nicht die Handlungen voraus, sondern reflektiert, wie in einem Spiegel, die Ereignisse und die Einstellungen, welche in enger Beziehung zu unseren Handlungen stehen.

Mäder (51) geht davon aus, daß die wesentliche Funktion des Traumes nach Freud darin besteht, den Schlaf zu beschützen, indem der Schlafende, anstatt durch seine Wünsche oder seine Bedürfnisse aufgeweckt zu werden, im Schlaf von ihrer Verwirklichung träumt und somit friedlich schlummert. Indessen hat nach Mäder der Traum zwei Nebenfunktionen, welche ihn dem Spiel und der Tagträumerei (*rêverie*) annähern, und zwar einerseits eine vorbereitende Funktion: sie bereitet die Lösung moralischer Konflikte vor; sie ist insofern eine vorbereitende Übung, als die Träume die Tendenzen und Einstellungen verraten, die später in dem Verhalten und den Gedanken der Person erscheinen werden. Er hat ferner eine kathartische Funktion: gewisse Träume dienen Befürchtungen oder Wünschen zum Ventil, welche mit den Erfordernissen des Lebens unvereinbar sind, wie gewisse atavistische Instinkte im Spiel oder in der Phantasie befriedigt oder erschöpft werden (Kanalisation der sozialen Instinkte bei Claparède). Somit stellt der Traum eine Art Ersatz des kindlichen Spieles dar und erscheint als die Äußerung einer und derselben Funktion: der Funktion des Spielens.

---

[1] Ich erinnere daran, daß diese Methode im Verhören über die wichtigsten Einzelheiten des Traumes besteht, wobei man die Person dazu anhält, sich jeder Kritik (Zensur) zu enthalten, die willkürliche Aufmerksamkeit aufzugeben und alles zu sagen, was ihr einfällt (Zustand der Passivität oder hypnoider Zustand). Man muß sie über die dunkelsten Punkte der Analyse befragen und soll vor den durch „Hemmungen" erzeugten Redepausen der Person nicht haltmachen, weil ja diese Pausen höchst bezeichnend sind: Zeichen von Widerstand!

Von Freud zu Stekel (104) — von den Dolomiten zur Sächsischen Schweiz, wie Hellpach so treffend sagt (34). Stekel, der kühne Popularisator der Freudschen Theorie, wandte sie auf die Erklärung der Neurose und auf die Traumdeutung in so grober Weise an, daß er weder bei ernsten Psychologen noch bei erfahrenen Ärzten Beifall finden konnte. Die sexuelle Symbolik des Traumes nach Stekel ist einfach ein schlechter Witz. Indessen ist Freud selbst von der Symbolik des Traumes, insbesondere der erotischen, überzeugt. Er sagt in der Tat, daß die Symbole (manifester Inhalt) der sexuellen Komplexe bei den Träumern verschiedener Sprachen universell sind, was einen ungemein großen Wert für die Technik der Traumdeutung besitzt. Er gelangt zu dem Schlusse, daß wir uns dadurch dem Volksideal einer Übersetzung des Traumes nähern und uns unsererseits an die hermeneutische Technik der Völker des Altertums wieder anschließen.

C. KRITIK DER FREUDSCHEN LEHRE

Es ist nicht meine Absicht, mich weiterhin mit der Kritik aufzuhalten[1]. Hier werde ich in aller Kürze nur folgende Punkte der Freudschen Lehre kritisch behandeln: den Finalismus des Traumes, das Unbewußte, die Dynamik des Traumes, den Wunschtraum und den Pansexualismus.

1. Finalismus

Für Freud ist der Traum der Beschützer, der „Wächter" des Schlafes. Für Adler ein affektiver Regulator, für Mäder hat der Traum außer der Funktion des Schutzes zwei andere Nebenfunktionen, eine „vorbereitende" und eine „kathartische". Nun aber steht das alles im Einklange mit anderen teleologischen Anschauungen, welche in der Biologie und besonders in der Psychologie und Medizin gang und gäbe sind. Bereits bei Kant finden wir den Gedanken der beschützenden Funktion des Traumes. Der Traum sei geradezu ein von der Natur zur Wiedererweckung der zuweilen abgestumpften Lebenskraft vorgesehenes Mittel sowie ein Mittel zur Vermeidung von Gefahren, die unser Leben selbst bedrohen. So dienen z. B. beim Alpdruck die erschreckenden Bilder dazu, uns zu heftigen Bewegungen zu veranlassen und dadurch den Kreislauf des Blutes wieder zu beleben, der sonst Gefahr liefe, ins Stocken zu geraten. Auch die Theorie der „Katharsis" von Breuer glänzt zwar nicht durch Neuheit, verstößt aber nicht gegen irgendeinen wissenschaftlichen Grundsatz. Dieser Theorie begegnet man bereits in der Ästhetik des Aristo-

[1] Zahllos sind die von Philosophen und Psychologen an S. Freud und seiner Lehre geübten Kritiken. Einige sind richtig, andere aber lassen mich sehr gleichgültig, z. B. die von Regis und Hesnard (74), welche zeigen will, daß Freud von Bergson, von Morton Prince (S. 327 ff.) abhängig ist, und daß die Psychoanalyse nur ein Versuch der Systematisierung der Ergebnisse der französischen psychologischen Analyse (S. 331) ist. Es dürfte wirklich nicht vergessen werden, daß Freud seine Lehre vor mehr als 20 Jahren aufgestellt hat. Gewiß kamen ihm P. Janet und Charcot mit ihrer Theorie der „*souvenirs traumatiques*" zuvor, aber Freud ist weit darüber hinausgegangen. Wie dem auch sei, es ist wunderlich, daß jene Verfasser vergessen haben, daß zu den Vorläufern Freuds Schopenhauer gehörte.

teles. Das Trauerspiel sucht durch Furcht und Mitleid die Katharsis jener Affekte zu erreichen. Das Wesen der tragischen Katharsis besteht demnach für Aristoteles nicht in der Ausschaltung (Kenosis) jener beiden Affekte, sondern in der Mäßigung, welche auf sie durch die ästhetische Wirkung des Trauerspiels ausgeübt wird. Später hat die Heilkunde der Philosophie Wort und Begriff der Katharsis entlehnt (kathartische Heilmittel), aber mit Breuer beginnt man die Katharsis der Philosophie oder wenigstens der normalen und pathologischen Psychologie zurückzugeben.

Nun ist es aber zweifellos, daß der Teleologismus auf dem Felde des Wissens cum grano salis zu nehmen ist, weil, je nach dem philosophischen Standpunkte des Beobachters, auf dieselben Geschehnisse und dieselbe Funktion ganz verschiedene finalistische Betrachtungsweisen anwendbar sind. So wird für den Physiologen (C. Richet) der Schmerz der Beschützer, die Schildwache des Lebens sein, während er für die religiösen Gemüter als Beschützer des Glaubens auftreten wird, da er von den irdischen Dingen ablenkt. Wissenschaftlich gesprochen, ist jedoch die Annahme eines Finalismus des Traumes nichts als eine Hypothese, welche nicht einmal auf die Rolle einer Arbeitshypothese Anspruch erheben kann. Sie ist als ein allgemein-biologischer Gesichtspunkt zu betrachten, logisch zulässig, vor allem poetisch und deshalb von anregendem Wert, einer jener Gesichtspunkte, in denen sich der Lyrismus der Männer der Wissenschaft offenbart. Die finalistische Hypothese ist mithin annehmbar, jedoch mit der Einschränkung, daß sowohl die immanente These (im strengen philosophischen Sinne verstanden) wie die transzendentale These (Traumtheorien der voraristotelischen Zeiten) die Grenzen der Wissenschaft überschreiten.

Nützlicher scheint mir ein anderer Gesichtspunkt des Freudschen Finalismus zu sein. Freud hat den Traum auf die Gesetze der allgemeinen Psychologie zurückgeführt und ihm dadurch eine Bedeutung und einen Wert gegeben. Dies will besagen, daß auch der Traum, weil er ein psychischer Vorgang ist, einem Ziele zustrebt. Freud hat den Verlauf der Überlegung (der affektiven Logik oder Logik der Werte, würde Ribot sagen) beschreiben wollen, welcher unter dem „konstellierenden" Einflusse bestimmter unbewußter Elemente vor sich geht. Nun ist ein solcher psychologischer Finalismus von der Wirklichkeit weniger entfernt (75) und annehmbar, wenn man ihn nur von jedweder philosophischen Idee befreit. Gleichwohl verändert sich die Sachlage, wenn man zu den einzelnen Äußerungen des angenommenen Finalismus übergeht. Dann kann die wissenschaftliche Forschung der Logik gegenüber einigen Widerspruch erheben. Nach der Freudschen psychogenetischen Theorie geht der Finalismus so weit, daß der Traum unter den Sinnesreizen, welche auf den Schlafenden einwirken, mit Rücksicht darauf eine Auswahl trifft, ob sie seinem Zweck gemäß anzunehmen, zu verarbeiten oder aber zurückzuweisen seien. Hingegen könnte eine ökonomischere, auf die Erfahrung begründete, aber deswegen noch keineswegs mechanistische Theorie annehmen, daß der äußere Reiz je nach der Tiefe des Schlafes aufgenommen oder zurückgewiesen, und daß er je nach der (ideativen oder affektiven) Verwandtschaft zwischen ihm und den im Augenblicke

des Traumes sich entwickelnden Vorstellungen mehr oder weniger umgestaltet wird.

Die äußeren Assoziationen des Traumes sind nicht wegzuleugnen; sie bilden eine der Ursachen der scheinbaren Zusammenhanglosigkeit des Traumes. Zugegeben auch, daß die oberflächliche Assoziation, die hauptsächlich durch äußere Reize hervorgerufen wird, vom Traume für seine angenommenen Zwecke verwendet werde, so scheint mir doch diese Verwendung sicherlich immer durch den Reiz bedingt zu sein, weil sie nur nach der Einwirkung des Reizes und dem Eintritte der oberflächlichen Assoziation erfolgen könnte. In der Tat zeigen die Ergebnisse der Versuchsträume bei Kindern und Erwachsenen, daß der Reiz wirklich den ganzen Traum hervorrufen, zum mindesten aber beeinflussen oder seine Lösung beschleunigen kann. Im Falle starker Reize fällt diese Tatsache fast immer in die Augen. Zusammenfassend läßt sich der Begriff des Finalismus des Traumes in einem sehr allgemeinen Sinn anerkennen; dennoch kann die finalistische Auffassung nicht als Grundlage für die Deutung der einzelnen Träume dienen.

2. Das Unbewußte

Uns interessiert die Vorstellung wenig, welche sich Freud von der psychischen Tätigkeit im allgemeinen macht. Die psychische Dynamik, wie sie Freud[1] sich vorstellt, ist eine der so vielen schematischen Vorstellungen, deren sich die Psychologen bedienen, um der von ihnen bevorzugten Erklärung des untersuchten Phänomens freie Bahn zu schaffen. Der Begriff der psychischen Energie bei Freud bietet schon deshalb der Kritik sehr viele Angriffspunkte, weil er bereits eine Philosophie in sich schließt. Ich verweise bezüglich dieser Frage auf die interessante Kritik von Kronfeld (42) und von Janet[2]. Wenn ferner Freud behauptet, daß ein Teil des Unbewußten seiner Natur nach niemals bewußt werden kann, während hingegen ein anderer Teil, das Vorbewußte, in Beziehung zum Bewußtsein steht, aber viel weniger inhaltsreich ist als das Unbewußte, so macht er einen einigermaßen willkürlichen Unterschied. Der Gelehrte hat Interesse daran, den Zusammenhang mit der Psychologie und der Wissenschaft zu bewahren; deshalb fahre ich fort, mich des Ausdrucks „Unterbewußtsein" zu bedienen, unter welchem man alles dasjenige versteht, was bewußt war, sein wird und werden kann, während man den Ausdruck „das Unbewußte" auf die übrigen, d. h. die rein physiologischen Erscheinungen, beschränkt. Weiter wirkt die „Zensur" (im Sinne Freuds) im Unterbewußtsein, und dieses ist aus dynamischen, d. h. potentielle und aktuelle Energie besitzenden ideoaffektiven Konstellationen oder Komplexen zusammengesetzt[3].

---

[1] S. Freud (27), Paragraph „Regression".

[2] P. Janet (36), Band 2, Seite 214 u. ff.

[3] Mein Begriff vom Unbewußten und Unterbewußten ist vielen Psychologen gemeinsam. Ein Beispiel: Das Unbewußte im Sinne von Ardigò besteht nicht eigentlich darin, daß es nicht ein Bewußtes ist, sondern nur in der Abnahme der Stärke und der Lebendigkeit des Bewußten. Das Fortbestehen des Bewußtseins im Unbewußten

Aber wissen vielleicht die Biologie und die Psychologie, von welcher Natur die Energie ist? Wissen sie, ob die unterbewußten Inhalte, die im Traume befreit hervorbrechen, Offenbarungen einer blinden Kraft darstellen, welche in uns wirkt? Wissen sie, ob sie nach anderen Gesetzen hervorbrechen als nach denjenigen, welche den biologischen und psychologischen Haushalt des Träumenden regieren? Ich glaube nicht. Das sind Probleme, welche das Gebiet der Psychologie und der Wissenschaft überhaupt überschreiten, wie z. B. das Problem vom Wesen des Ich.

Nur Tatsachen fallen ins Gewicht! Ohne Zweifel sind alle über das Unterbewußte und seine unabhängigen Systembildungen in den Fällen von Geisteskrankheiten oder Hysterie einig (niemand kann z. B. die Beobachtungen von P. Janet anfechten). Hier handelt es sich dagegen um eine andere Frage, nämlich, ob bei den gesunden Personen die unterbewußten psychischen Gruppen systematisiert, unabhängig und tätig sind. Freud ist dieser Meinung, ebenso Morton Prince (70, 71), der, um diesen Begriff der Unabhängigkeit und der Verstandestätigkeit der unterbewußten oder dissoziierten Gruppen auch bei normalen Personen auszudrücken, das Wort Mitbewußtsein *(co-consciousness)* prägte; dieses Mitbewußtsein wäre ein tatsächlicher (dem Bewußtsein des Individuums freilich nicht bekannter) psychischer Vorgang, für dessen physiologische Begleiterscheinungen man den Namen (zerebrales) Unbewußtes gebraucht.

In all dem liegt sicherlich etwas Wahres. Schon Lipps erklärte im Jahre 1897, daß sich mit dem Unterbewußtsein der Psychologie ein sehr weites Forschungsgebiet eröffnet hat; aber gleichwohl meine ich, daß im allgemeinen die Rolle des Unterbewußten im normalen Individuum etwas übertrieben worden ist. Was ferner die Intelligenz der unterbewußten psychischen Gruppen und ihre psychische Energie betrifft, so sind dies zwei Begriffe, welche die Erfahrung überschreiten.

Wie dem auch sei, vergessen wir nicht, daß im Traume dem Bewußten und dem Unterbewußten der jüngeren Schichten wahrscheinlich größere Energie beizumessen ist als dem Unbewußten. Die Träume, sowohl der Kinder als der Erwachsenen, erzeugen meistens nicht nur die *„imagini del dì guaste e corotte“* (Guarini: „die verdorbenen und entstellten Bilder des Tages“) wieder, die nach Freud als bloße Elemente des manifesten Inhaltes gedeutet werden könnten, sondern auch die Bestrebungen, die Wünsche, die bestimmten Bedürfnisse des Tages; d. h. die Gedanken (latenter Inhalt) des Traumes rühren meistens von Unterbewußtseinsschichten neuerer Bildung und von Vorstellungen her, welche im Wachsein vorherrschten.

Daß es im Traum eine Symbolik gibt (Metapher, Allegorie usw.), ist zweifellos; alle Schriftsteller, die sich mit dem Traum beschäftigten,

---

ist seine, wenn auch abgeschwächte Fortsetzung. „Nascostamente iridescenti persistono indefinitivamente nell' Inconscio le sensazioni e i complessi cogitativi una volta costellativisi“ (Ardigo). „Im verborgenen schimmernd bleiben undefinierbare Empfindungen und Gedankenkomplexe im Unbewußten bestehen, wenn sie sich einmal dort zusammengruppiert haben.“ Ich habe diese Stelle des alten italienischen Philosophen zitiert, aber ich hätte hundert ähnliche zitieren können. Wegen der Bedeutung des Unbewußten und Unterbewußten s. Dwelshauvers, loc. cit.

hatten dies schon vor Freud bemerkt; man irrt nicht, wenn man sagt, daß die Symbolik den Traum, die Kunst und alle Äußerungen unseres Lebens einkleidet, es ist aber unwahrscheinlich, daß die Traumsymbole eher aus den Tiefen des (ererbten, völkischen, mythischen, kindlichen) Unbewußten als aus dem Wachbewußtsein abzuleiten seien. Das Traumbewußtsein ist allerdings ausgedehnter als das Wachbewußtsein, weil es ja zugleich das ganze unterbewußte psychische System mitumfaßt, welches während des Wachens zwar auch besteht, aber wegen der fortwährenden Einwirkung der Außenwelt durch die Sinnespforten hindurch und, sagen wir, wegen der willkürlichen oder automatischen oder halbautomatischen Hemmungen (Freudsche Zensur) nicht so leicht erregt wird[1]. Daß das Traumbewußtsein ausgedehnter ist, wird klar durch die Beobachtungen über die Hypnose, über die *rêverie*, über die mystischen Erfahrungen, über die Halluzinationen und über die sogenannten Traumzustände (Onirismen von Régis), von denen in der Psychiatrie die Rede ist, bewiesen. Aber daß dieses psychische System aus dem (hypothetisch und metaphorisch gemeinten) Kampf um die Verwirklichung im Traume zumeist siegreich hervorgehe, dies scheint mir theoretisch sehr zweifelhaft und in Anbetracht der Ergebnisse der Erfahrung sicherlich unwahr.

In der Psychopathologie wenigstens werden Fälle beobachtet, welche meiner Kritik eine Stütze leihen. Bei allen Kranken, ausgenommen einige Fälle von Hysterie, beziehen sich die Inhalte, die sich in den chaotischen Delirien, im Schlafwandeln, in Zuständen, bei denen das Bewußtsein die Herrschaft verloren hat, offenbaren, auf mehr oder weniger neue Eindrücke des Wachseins; man kann sagen, daß das Wiederauftreten von Inhalten, die Erlebnissen aus der Kindheit angehören, niemals oder fast niemals beobachtet wird. So bezieht sich in der lethargischen Enzephalitis das Delirium auf den Beruf; im urämischen Delirium, in der senilen und paralytischen Demenz betreffen die Deliriumsinhalte ausschließlich mehr oder weniger neue, jedenfalls immer dem erwachsenen Alter angehörende Eindrücke.

3. Dynamik des Traumes

Freud bringt sein Schema der psychischen Tätigkeit ungefähr mit folgenden Worten zur Darstellung: Die Spuren der Wahrnehmungen bleiben im psychischen Apparate zum großen Teil unbewußt, haben aber einen großen Einfluß auf das psychische Leben; und wenn sie im Wachsein bewußt werden, nehmen sie die Eigenschaft der Erinnerungen an. Die Gedanken, die im Traum onirische genannt werden sollen und sich in den Speichern des Unbewußten befinden, werden

---

[1] Wir wiederholen, daß das Unterbewußtsein eines Individuums sowohl diejenigen Bestandteile enthalten kann, die nicht gerade im gegebenen Augenblicke in das Feld des Bewußtseins eintreten, als auch diejenigen, welche überhaupt nur in außergewöhnlichen Augenblicken, und schließlich auch diejenigen, die niemals in jenes eintreten, aber die Fähigkeit dazu besitzen.

während des Tages durch die Zensur verhindert, zum Vorbewußten und zum Bewußten vorzudringen.

Während des Schlafes aber verhält es sich anders: nunmehr erreichen die (onirischen) Gedanken das Bewußtsein. Aber wie? Gewiß nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sonst hätte der Traum nicht halluzinatorischen Charakter, sondern nur den einer normalen Erinnerung; die Erregung schlägt hingegen einen rückläufigen Weg ein, sie breitet sich nämlich gegen das System der Wahrnehmung hin aus. Hierdurch hat der Traum regredienten Charakter.

Diese Dynamik ist, um es gleich zu sagen, keine Eigentümlichkeit des Traumes. Auch das willkürliche Wiedererinnern im Wachsein geht in Wirklichkeit einen retrograden Weg, denn die Erregung läuft vom Unbewußten aus nach vorne zu; aber im Wachsein gibt es nur eine normale Erinnerung, nämlich die Wiederbelebung des Bildes, ohne Veränderung des Realitätsinnes, d. h. der erlebnistreuen („geschichtlichen") Wahrnehmung. Im Traume hingegen kehrt der unbewußte Gedanke zu seinem Ursprunge zurück, regredierend wird er förmlich wieder zur Wahrnehmung. Nun fragt man sich: erklärt die regressive Dynamik zur Genüge das Warum der neuen Wirklichkeit, die man im Traum erlebt?

Niemand wird mir bestreiten wollen, daß (abgesehen vom bereits kritisierten Begriffe des Unbewußten) diese Freudsche psychische Dynamik zu den allergewöhnlichsten Vorstellungen gehört. Freud hatte Geist genug, einige Worte von Hobbes zu zitieren, die seinem Schema wahrhaftig jedwede Neuheit nehmen: *„In sum"* — sagt Hobbes — *„our dreams are the reverse of our waking imaginations, the motion, when we are awake, beginning at one end, and when we dream, at another."* („Nach all dem sind unsere Träume die Umkehrung unserer wachen Vorstellungen, indem die Bewegung, wenn wir wach sind, an dem einen und, wenn wir träumen, am anderen Ende anfängt.") Es ist aber gar nicht nötig, auf Hobbes zurückzugreifen, geschweige denn auf Albertus Magnus. Die Theorie der Halluzinationen ist die gleiche. In Italien hat sie E. Tanzi (107) seit 1901 entwickelt: es ist die Theorie der Umkehr des nervösen Stromes, welche Tanzi unter Berufung auf Hypothesen und Beobachtungen von Ramon y Cajal auch anatomisch erklärte.

Die Schwierigkeit lag anderswo, nämlich darin: warum und wie solches im Traume (bzw. in der Halluzination) geschehen und den Stempel der Wirklichkeit tragen könne. Nun ist Freud durchaus nicht klar in seinem Bemühen, die Ursache dieser Umkehr im Traume zu erklären. Er sagt: „So wird man auch für den Traum die Wahrscheinlichkeit nicht abweisen, daß die Verwandlung von Gedanken in visuelle Bilder mit die Folge der Anziehung sein möge, welche die nach Neubelebung strebende visuell dargestellte Erinnerung auf den nach Ausdruck ringenden, vom Bewußtsein abgeschnittenen Gedanken ausübt"; und andererseits erscheint die Regression als die Wirkung eines Widerstandes, der sich der Ausbreitung des Gedankens auf dem normalen Wege des Bewußtwerdens widersetzt. Jedermann wird zugeben, daß dies keine Erklärung ist, wir stehen vor dem gewohnten Lyrismus der Gelehrten!

Der Sinn für die Wirklichkeit im Traume steht meines Erachtens nicht

in Beziehung zur Regression, sondern zum Zustande des Schlafes. Dieser ist es, der die „geschichtliche" Wirklichkeit aufhebt und das Auftreten einer anderen, der Traumwirklichkeit, erleichtert. Wenn der Traum der Halluzination ähnlich ist, so ist er es eben insofern, als die Krankheit dem Schlaf ähnlich ist. Das gleiche gilt für die Zensur (die nicht dem Begriffe, sondern nur dem Worte nach neu ist). Abgesehen von der Personifikation, die Freud der Zensur zuteil werden läßt, versteht er offenbar unter ihr einen Widerstand, eine Hemmung. Aber Freud hätte uns auch darüber aufklären müssen, weshalb die Zensur im Wachsein so wohlwollend sei, mit großer Leichtigkeit und Häufigkeit in unserem Geist Ereignisse, Gefühle, Wünsche usw. auftauchen zu lassen, die von uns aus Gründen der psychischen Verteidigung (weil sie schmerzlich sind) oder aus moralischen Gründen abgelehnt werden; warum sie hingegen im Traume so gescheit werde, daß sie den Wünschen, sofern sie verkleidet auftreten, einen bedingten Passierschein ausstellt.

4. Der Wunschtraum

Die Theorie des Wunschtraumes findet man schon in der Philosophie Schopenhauers. Dem Traum wird in ihr der Wert einer Erscheinung der Erscheinung, eines Phänomens des Phänomens zugesprochen; er wäre geradezu die Erfüllung der ursprünglichen Sehnsucht nach der Erscheinung. Aber ein näheres Eingehen auf die Theorien der Philosophen würde uns zu weit führen. Gehen wir zu den Dichtern über. Petrarca beschließt (am angeführten Orte) die Analyse zweier seiner Träume, welche etwas Wunderbares an sich hatten, mit der Erklärung, daß im einen und im andern *„quel che io desiderava e quel che temeva mi venne veduto"* (das, was ich ersehnte, und das, was ich befürchtete, mir zu Gesichte kam . . .). Die Lehre des ebenso berühmten als absonderlichen, sogar psychopathischen Mailänder Arztes Geronimo Cardano weicht von den antiken Vorbildern ab. Er glaubt an die Träume wie das abergläubische Volk; aber gleichwohl enthält seine Lehre, weil er darin seit Jahrhunderten ein Vorläufer des Freudschen Gedankens des Wunschtraumes und der Katharsis war, Bemerkungen, sei es über die beschützende Funktion des Traumes, sei es in bezug auf die Traumsymbolik, die auch noch für moderne Psychologen von Interesse sind. Cesare Lombroso (48), der Darsteller und Erklärer der Gedanken Cardanos über den Traum, drückt sich wie folgt aus: bei Cardano tritt „jenes Gesetz klar zutage, welches, indem es den Traum zum überschwenglichen Ausdruck des Wunsches macht, als Sicherheitsventil dient, durch welches allzu aufregende Leidenschaften von ihrer verhängnisvollen Heftigkeit etwas verlieren können, so daß sozusagen die erschütterte Maschine für einige Zeit ins Gleichgewicht gebracht wird . . ." Lombroso stützt in dem zitierten Aufsatze seine Meinung über den Wunschtraum mit Belegen aus verschiedenen Schriftstellern, z. B. Baillager, Morel und anderen französischen Irrenärzten[1].

---

[1] Auch Lombroso sieht, wie mehrere seiner Zeitgenossen, im Traume das Wiederaufleben des instinktiven und ehemaligen Menschen (Unbewußtes). Übrigens hatte

Kurz, es gibt kein Buch über den Traum, in dem nicht von den Träumen als der geträumten Erfüllung der mehr oder weniger bewußten Wünsche des Träumenden die Rede wäre. Auch die Kunst ist von diesem Gedanken erfüllt. Sind denn in der Tat Mythus, Dichtkunst, Musik nicht die Erfüllung der übermächtigen Wünsche? Also haben wir es hier mit einer alten Theorie zu tun, welche die Leser leicht auch in meinen früheren Schriften finden werden. Außerdem aber habe ich selbst den Standpunkt vertreten, daß alle Äußerungen der psychischen Tätigkeit, besonders im Kindheitsalter, Erfüllungen oder Versuche zur Erfüllung der Wünsche sind. Goethe sagte mit Recht, daß jeder Vater für seine Kinder dasjenige wünscht, was ihm zu erlangen nicht vergönnt gewesen, so daß die Väter, die für die Kinder arbeiten, eigentlich ihre eigenen Wünsche erfüllen usw. Also ist das ganze Leben geschaffen, um die Wünsche des Lebenden und des Arbeitenden zu erfüllen; der Traum ist eine der Anwendungen des Gesetzes von der Wunscherfüllung.

Aber erschöpft all dies den Traum? Nein. Vor allem müssen wir — mit Freud — den Begriff des Wunsches auf den Begriff der Befürchtung ausdehnen. Und selbst das genügt noch nicht. Wir müssen den Begriff „Wunsch-Furcht" bis dahin erweitern, daß wir ihn zum Synonym des Bedürfnisses machen Damit wird uns aber der Traum wiederum zu dem, wofür er von allen gehalten wurde, nämlich zu einer Befriedigung der Instinkte. Ferner bietet dieser Gedanke nichts dem Traum Eigentümliches, weil ja auch die Poesie, wie ich vorher erwähnte, die Erfüllung mehr oder weniger bewußter Bedürfnisse des Dichters ist; und die Lebensführung jedes Individuums ist ja ebenfalls die fortgesetzte Befriedigung von Instinkten, Bedürfnissen und Wünschen.

Nun lehrt uns aber die Erfahrung noch anderes. Die Theorie des Wunsch-Bedürfnis-Traumes enthält sicher noch nicht die ganze Wahrheit. Der Traum ist nicht nur die Erfüllung bewußter oder unterbewußter Wünsche oder Bedürfnisse. Er stellt die Erfüllung aller bewußten oder unterbewußten Gedanken des Wachbewußtseins dar. So vollendet der Traum die Schöpfungen der Phantasie oder des Verstandes, die im Wachbewußtsein begonnen wurden, und umkleidet mit Bildern die Gedanken im eigentlichen Sinne des Wortes, indem er sie vollendet. Der Traum wie die Dichtkunst erfüllen alles Unerfüllte. In ihm kehren entfernte Personen wieder, auch wenn sie weder gefürchtet noch herbeigewünscht wurden; die Toten stehen auf. Der Traum ist der große Erfüller.

Das ist kein Wunder, denn die Phantasie des Wachbewußtseins hat die gleiche Aufgabe! Es gibt keine Schranke und kein Hindernis für die Phantasie. Sie hat im Traume die gleiche Freiheit, weil das Hindernis des Schlafes die Wahrnehmung des Wirklichen aufhebt. Dieselbe Tatsache finden wir im pathologischen Bewußtsein, z. B. in demjenigen der chronischen Deliranten, bei denen auf Grund der Krank-

Alfred Maury (53), einer der Begründer der modernen Traumpsychologie, schon ausgesprochen, daß im Traume der Instinktmensch und die bereits im Unterbewußtsein begrabenen oder verschleierten Ideen enthüllt werden.

heit (welche die Rolle des Schlafes spielt) das Verständnis für das wirklich erfolgte Geschehen gestört ist. Dieselbe Erfüllungstendenz lebt im Grunde der Hysterie (Wunschhysterie von Binswanger, Strümpell, Lewandowsky usw.). Wenn nämlich der Hysterische Willensakte nicht vollbringen kann, weil der Wunsch oder die Erfüllungstendenz die psychischen Inhalte nach einer anderen Richtung hindrängt, so geht der Traum in derselben Weise vor. Im Wachsein ist die gleiche Erfüllungstendenz tätig, sie wird aber durch den Willen gehemmt, Willensakte auszuführen. Das Individuum will wollen.

Diese Theorie der Erfüllungstendenz ist zwar richtig, wenn auch etwas spitzfindig, hat aber schließlich wenig Nutzen, weil sie zu allgemein ist. In der Tat sind die Zwecktheorien auf der Grundlage der Schutz- und Wunschzwecke in der ganzen Psychopathologie überreichlich vorhanden. Auch ist die Erfüllungstendenz jedem psychischen Inhalt eigen, sobald die Hemmungen nachlassen oder aussetzen. Man muß jedoch vom Allgemeinen — das von allen zugegeben wird — zum Besonderen hinabsteigen, um festzustellen, wieweit — alle Theorie beiseite — die Wünsche des Wachseins im Traum erfüllt werden. In den von mir gesammelten Protokollen finde ich Tatsachen, die beweisen, daß nicht immer der Traum als die Erfüllung des Wunsches erscheint. Hier ist ein Beispiel:

Protokoll. Nacht auf den 22. November 1914 (37 Jahre alt). „Der Doktor sagt mir, daß ich an psychischer Impotenz leide. Dies währt seit 20 Monaten und ich bin dadurch etwas beängstigt. Ich suche einmal wöchentlich ein Weib auf, aber ich ejakuliere stets mit schlaffem Gliede. Diese Nacht hatte ich einen Traum, den ich schon zu anderen Malen hatte: ich träumte, bei einem Weibe zu liegen, mir war das Glied schlaff wie gewöhnlich, aber dies verminderte mir den Genuß nicht. Ich habe auch diesmal im Traume mit schlaffem Gliede ejakuliert. Ich schreibe dies, weil es den Prof. De Sanctis zu interessieren scheint."

Man muß auf Theorien hypothetischer Unterscheidungen und eventuell auf die Theorie des Kontrastes zurückgreifen, um diesen Traum als eine Wunscherfüllung zu deuten! Die Wahrheit offenbart sich mit einer überzeugenden Einfachheit: mein impotenter Patient träumt die Tagesereignisse wieder und nichts anderes.

5. Der Pansexualismus

Schließlich noch ein Wort über die Sexualität im Traume. Ich bestreite die „pansexualistische" (Bleuler) Theorie nicht aus ethischen, sondern aus empirischen Gründen. Der Kritik, welche die Psychiater (wie Aschaffenburg [2], P. Janet [36], Ladame [43], Oppenheim, Kraepelin, Wagner v. Jauregg, L. Bianchi usw.) in diesem Punkt an Freud geübt haben, stimme ich fast durchgehends zu. Selbst Freud und die ernsteren Freudianer lehnen implizite gewisse übertriebene Anschauungen ab, wenn sie der „Libido" eine zu weite Bedeutung geben wollen (die Libido bei Freud = auch die zarten und liebevollen Regungen und Libido bei Jung = *élan vital*). Ich muß aber zur Verteidigung der Pan-

sexualisten bemerken, daß die allzu allgemeinen Gesichtspunkte ganz unnütz sind oder höchstens einen rein philosophischen Wert haben [1].

Als Beispiel diene die neue Theorie Monakows (59), welche Anspruch darauf erhebt, Freuds Lehre von der „Libido" zu korrigieren, indem sie eine ursprüngliche „Horme als Mutter aller Instinkte" annimmt, deren Dynamisierung nicht nur die Hysterie, sondern alle Psychosen hervorrufen soll. Viel mehr Wert für das Verständnis der Fälle, auf welche sie anwendbar ist, hat die Sexualtheorie im engeren Sinne des Wortes. Nur ist es der Fehler gewisser Freudianer gewesen, in der Verallgemeinerung zu weit zu gehen, während die Sexualtheorie, und zwar in sehr weitgehendem Maß, auf psychopathologischem Gebiete brauchbar erscheint und insbesondere auf die weibliche Hystero-Psychasthenie anwendbar ist [2].

Gegen die infantile Sexualität, die eine der Grundlagen der Freudschen Theorie bildet, sind von vielen ernste Einwände vorgebracht worden. U. a. berief sich P. Courbon (16) auch auf die Psychopathologie, um gegen die Freudsche Theorie Stellung zu nehmen. Meinerseits muß ich erklären, daß die Erfahrung fast alle Ansichten dieses Schriftstellers über das sexuelle Leben des Kindes bestätigt. Ich glaube, daß jedes Alter seine besondere Intelligenz (Logik) und seine eigene Moral, ebenso gewiß aber auch sein eigenes sexuelles Leben besitzt. Wie das Kind in bezug auf die gültige Moral prämoralisch [3] ist, so ist es in bezug auf die Sexualität des Erwachsenen präsexuell und besitzt die Bisexualität und die Inzestbegierde, die Freud ihm zuschreibt; nur daß man auch hier nicht in übertriebener Weise verallgemeinern darf; wenn sich Auswüchse und Verirrungen auch in der Sexualität der Kinder finden, so ist sie doch in den meisten Fällen noch kaum angedeutet.

Durch diese meine Bedenken erhalten die Anschauungen Adlers und Stekels eine große Wahrscheinlichkeit. Für Adler ist der unbewußte leitende Gedanke, der am besten die Neurose und die Träume erklärt, der Gedanke des — von uns allen erstrebten — Zweckes der Herrschaft und der Überlegenheit (Wille zur Macht). Das Kind neige nicht zum

[1] Ich habe niemals verstanden, welchen Wert der Nachweis des Vorhandenseins sexueller Vorstellungen in allen menschlichen Äußerungen haben könne. An der Tatsache selbst ist nichts wunderbares; denn ganz ebenso, wie im Traume, kann sich auch in der Kunst der Sexualkomplex der Persönlichkeit deutlich enthüllen. Man kann leicht feststellen, daß es ja auch in der Architektur Paläste, Denkmäler, Türen und Fenster von männlicher, weiblicher oder kindlicher Physiognomie, ja sogar von geschlechtlicher Bedeutung gibt. Im ganzen Leben eines jeden von uns kommen die gleichen Enthüllungen vor: die Gesten, der Ausdruck der Augen, die Handschrift, die Stimme — alles enthält derartige Enthüllungen. Aber was soll das bedeuten? Doch nichts anderes, als daß sich der Instinktmensch auch in seiner Sensibilität und in seinen geistigen Produkten wiederfindet!

[2] Ich habe neuerdings wieder Beweise zugunsten dieser Theorie gesammelt; aber ich lege Wert darauf, sogleich hinzuzufügen, daß in einigen Fällen, auch solchen von weiblicher Hystero-Psychasthenie, die sexuelle Deutung keine Anwendung findet; ferner stammt das sexuelle Trauma nicht immer aus dem Kindheitsalter.

[3] Ich habe diese Ansicht in mehreren meiner Schriften vertreten. Vgl. mein neuestes Buch (93).

Inzest, es neige vielmehr dazu, die eigene Mutter zu beherrschen[1]. Für Stekel ist die leitende Tendenz hingegen der Haß. Also merklicher Bruderzwist im Hause Habsburg! Übrigens scheint es mir wohl annehmbar, daß, wie die Liebe, auch der Haß (ihr Gegenteil) und der Hochmut die Leitung vieler Träume übernehmen können.

Kurz gesagt: die stärksten Instinkte und Tendenzen des Träumers bestimmen den Traum, Tendenzen, welche im Grund immer die gleichen sind: *imperium, libido, panis (auri sacra fames)*; aber sie wechseln an Stärke je nach den Rassen, Individuen, Zeiten und Gegenden und können in den Konflikten des Traumes von anderen höheren Kräften auch besiegt oder in den Hintergrund gedrängt werden[2].

D. THEORIE DES VERFASSERS

Ich will das Kapitel damit schließen, daß ich meine eigene theoretische Auffassung des Traumes darlege. Ich messe diesen Darlegungen keinen anderen Wert bei als allen anderen Theorien und Hypothesen, die zum Verständnisse der Tatsachen nicht nötig sind, und die von den Tatsachen nicht notwendig und klar bewiesen werden.

Wenn man von den philosophischen und den auf die allgemeinste Natur und Art der psychischen Tätigkeit bezogenen Begriffen absieht, so scheint mir die gegenwärtige Psychologie in der Lage, den Gedanken Freuds über die Funktionen des Unterbewußtseins im Traume zu korrigieren und zu vervollständigen. Ich möchte sagen, daß der Traum ein psychophysiologischer Vorgang ist, innerhalb dessen der Träumer die eigenen aktuellen, jüngeren oder älteren Erlebnisse unter dem Antrieb mächtiger affektiver Zustände in Form von Fabel, Legende und Symbolik erzählt, als ob es sich um eine „historische" Wirklichkeit handelte.

Wenn aber der Traum ein psychischer Vorgang ist — was ich niemals bezweifelt habe —, muß angenommen werden, daß er den Teil eines Ganzen darstellt, das im Leben des Individuums eine Identität und eine Kontinuität ausmacht; andernfalls wäre er anstatt eines psychischen Vorganges eine bloß zufällige Äußerung der psychischen Tätigkeit. Jenem Ganzen gab ich seit 1896 die Benennung Traumbewußtsein[3]. Dieses ist kein veränderlicher Automatismus, sondern die Quelle und die Ursache der psychischen Vorgänge im Traume, welche deshalb, weil sie das ganze Leben hindurch in einem und demselben

---

[1] Im Folklore findet sich der Gedanke, daß der Instinkt des Willens zur Macht stärker ist als der geschlechtliche. Wir haben ein Sprichwort, das mir in den Marken (einer italienischen Provinz) aufgefallen ist: „*Bella cosa é lo scopà (usare il coito), ma piu bella è il comandà (comandare)*".

[2] Vgl. das Ende des Kapitels II.

[3] Ich habe schon über das Traumbewußtsein geschrieben und werde mich möglichst wenig wiederholen. Ich verweise betreffs der Unterscheidungsmerkmale von Traumbewußtsein und Wachbewußtsein und bezüglich anderer verwandter Fragen auf meine Bücher und vor allem auf meine schon zitierte Monographie (94).

Individuum und in einer und derselben Situation entstehen und sich verwirklichen, die Bedeutung bewußter Inhalte haben[1]. Übrigens hatten schon viele Philosophen diese Wahrheit erkannt, z. B. G. Th. Fechner[2].

Stepanoff folgt im zweiten Teil seiner Arbeit, wenn auch unter Beibehaltung seiner Terminologie, die ich nicht annehmen kann, durchaus meiner Auffassung über das Traumbewußtsein im Gegensatze zum Wachbewußtsein. Sein „hypnisches Unterbewußtsein" ist tatsächlich nichts anderes als mein Wachbewußtsein. Was Stepanoff hinzufügt, halte ich jedoch nicht für treffend, daß nämlich das hypnische Unterbewußtsein, als schlafendes Bewußtsein, mit dem Wachbewußtsein nicht gänzlich identisch sei. Vielmehr ist nach unserer Auffassung das Bewußtsein nicht eingeschläfert, sondern wach. Es wird nur durch den Schlaf des Gehirns gehemmt.

Die Berechtigung der Benennung „Traumbewußtsein" gründet sich auf die Tatsache, daß im Traume das allen Menschen gemeinsame Verständnis für die geschehene Wirklichkeit aufgehoben und durch ein Verständnis für eine ganz individuelle Wirklichkeit ersetzt wird, so daß im Traume jeder Träumer, wie schon Heraklit gesagt hatte, eine neue Wirklichkeit besitzt. Die Inhalte sind außerdem verschieden und sogar zuweilen entgegengesetzt und widerstreitend. Man denke nur an die Vorherrschaft, welche im Wachsein das sensorische Ich und im Traume das Ich der inneren Organe und des Gemeingefühles ausüben, und an den Unterschied in den Vorstellungen von Zeit und Raum. Die relative Selbständigkeit des Traumich scheint mir schlagend durch folgende Tatsachen bewiesen: durch die Unterbrechung der Tätigkeit des wachen Ich, das infolgedessen nicht mehr Herr der psychologischen Situation ist, durch das Träumen, daß man träume, durch die Kontinuität des Traumbewußtseins im Falle der vom Erwachen unterbrochenen Träume, die dann im neuen Schlafe fortgesetzt werden, durch die Tatsache der Erinnerung an Träume im Traume, wie selten auch diese Tatsache sein möge, schließlich durch das Bestehen stereotyper oder sich von Zeit zu Zeit wiederholender Träume.

Nach diesen Vorbemerkungen will ich gleich hinzufügen, daß der Ausdruck „Traumbewußtsein" seine Bedeutung nur durch den Gegensatz zum Wachbewußtsein des Individuums erhält. Es ist nichts von diesem wesentlich Verschiedenes, weil ja im Grund unseres Wesens und also an der Wurzel der beiden Wirklichkeiten — derjenigen des Wachens und der des Traumes — eine einzige Wirklichkeit (die individuelle Seele), eine Art von (musikalischer?) Disposition besteht, aus der sowohl das Wachsein wie der Traum ihre Lebenselemente gewinnen. Auch wenn man das Traumbewußtsein als den Zustand einer zweiten Persönlichkeit ansehen wollte, so wäre es nur eine Erscheinungsform des individuellen

---

[1] Treffend wird im Dictionary of Psychology von I. M. Baldwin der Traum so definiert: ein „bewußter Vorgang während des Schlafes" (*conscious process during sleep*").

[2] Zit. 106, S. 16 ff.

Wachbewußtseins und nichts mehr. In der Tat ist die Wirklichkeit des Traumes, wie schon oft genug wiederholt wurde, dieselbe Wirklichkeit, welche die Phantasie des Künstlers im Zustande der Inspiration erfüllt. Seinen eigentümlichen Charakter holt sich das Traumbewußtsein aus der besonderen organischen Verfassung des Träumers. Denn wenn sich die Verfassung verändert (Schlaf), so ändert sich auch das Bewußtsein selbst, d. h. die individuelle psychische Tätigkeit; sie bleibt jedoch ihrem Wesen nach die gleiche. Es tritt im Traume dasselbe ein wie in der Geisteskrankheit: hier sprechen wir vom Verluste, von der Verdoppelung, von Substitution der Persönlichkeit; aber alle diese neuen Zustände des Bewußtseins werden von der Veränderung der Gehirnzustände „verursacht", und anzunehmen, daß es wirkliche und eigentliche Persönlichkeiten seien, welche aus einer entfernten Welt kommen oder wiederkehren, heißt: ein Glaubensbekenntnis ablegen.

Das Traumbewußtsein wäre also nichts anderes als das durch den Schlaf gehemmte Wachbewußtsein. Das Ich des Schlafenden ist dasselbe wie im wachen Individuum, aber die mehr oder weniger starke Hemmung, die der Zustand des Schlafes bewirkt, hat zur Folge, daß das individuelle Bewußtsein veränderliche Inhalte aufnimmt, die zuweilen höchst originell, zuweilen unlogisch, jedenfalls aber von denjenigen des Wachbewußtseins verschieden sind. Das ist begreiflich; die logischen Inhalte kommen zustande, wenn der Schlafzustand den Traumvorstellungen nicht gestattet, durch ihr Dazwischentreten den natürlichen logischen Gedankenverlauf zu stören. Die wertvollen, originellen Inhalte kommen dagegen zustande, wenn, infolge des Schlafes, keine Vorstellungen und Gedanken dazwischentreten, welche die spontanen Erzeugnisse des Geistes zu korrigieren oder zu hemmen geeignet sind. Der Schlaf seinerseits ist imstande, durch den Umstand, daß er die (außerhalb der Person befindliche) Wirklichkeit verhindert, dem Bewußtsein Nahrung zuzuführen, so große Veränderungen zu bewirken, daß die psychophysiologische Spannung sinkt, weil die Sinneserregungen nahezu unterdrückt sind und dadurch der nervöse Chemismus abgeändert wird[1].

---

[1] Eine Erörterung der Frage, weshalb die Traumphantasmen uns als wirklich erscheinen, ist hier nicht am Platze. Man findet sie in jedem Buche über Psychologie und über Philosophie behandelt. Ich beziehe mich auf die schon zitierte Monographie (94). Kant (Proleg. 1. Teil, Anm. II) sagt: „Der Unterschied aber zwischen Wahrheit und Traum wird nicht durch die Beschaffenheit der Vorstellungen, die auf Gegenstände bezogen werden, ausgemacht, denn sie sind in beiden einerlei, sondern durch die Verknüpfung derselben, nach denen Regeln, welche den Zusammenhang der Vorstellungen in dem Begriffe eines Objektes bestimmen und wiefern sie in einer Erfahrung beisammenstehen können oder nicht." Hier möchte ich an die Ansicht Dugald Stewarts (im angeführten Werke, S. 104) erinnern. Der Verfasser sagt, daß die Träume uns als Wirklichkeit erscheinen, soferne uns als Wirklichkeit dasjenige gilt, was nach unserer Überzeugung nicht von unserem Willen abhängt. Im Wachsein gelangen wir nicht zu der Überzeugung, daß die Außenwelt von unserem Willen abhängt, weil die unaufhörlichen sinnlichen Wahrnehmungen jede Befestigung jener Überzeugung verhindern. Die Frage der Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Traum behandeln alle Metaphysiker. Vgl. G. Folchieri (24), wo die Ansicht von Giovanni Gentile dargestellt und kritisiert wird.

Ursache der Traumhaftigkeit ist sicher der Mangel an sinnlicher Nahrung für die Autopsyche, die deswegen erlischt. Der gleiche Vorgang pflegte sich bei dem berühmten 16 jährigen Knaben Strümpells zu ereignen wie in anderen Fällen (Sollier), in abgeschwächter Weise auch bei den Einsiedlern und Mystikern, bei denen die Erinnerungen und ganz ebenso selbst die Wünsche symbolisiert wieder auferstehen, weil sie in die Welt der Phantasie fallen. Der Träumende ist der außerhalb der Wirklichkeit stehende Mensch, genau so wie der Verzückte, der Dichter, der Held und wie gewisse Geisteskranke im Höhepunkte der Erregung, die alle den Träumern ähneln. Daher stammt der verbreitete Glaube an die Analogie zwischen Traum und Kunst sowie zwischen Traum und Wahnsinn [1].

Im pathologischen (z. B. im hysterischen) oder im experimentellen (durch Vergiftungen erzeugten) Schlaf und sogar im Zustande der *rêverie* erscheint das Bewußtsein des Schlafenden ganz ähnlich wie im natürlichen Schlafe verändert. Ferner gibt es zum Unterschied vom Traumbewußtsein das traumartige (oniroide) Bewußtsein der Genies, der Künstler, der Irren, der Neuropathen, Potatoren, Morphinisten usw. Während jedoch die Geisteskrankheit und bis zu einem gewissen Grad auch die traumartigen (oniroiden) Zustände des Wachseins als krankhaft, d. h. als Ausnahmezustände für die Gattung und das Individuum anzusehen sind, ist der Traum, d. h. der onirische Zustand, für die Gattung und das Individuum als normal und natürlich zu betrachten. Andererseits bleibt es dabei, daß er, wie die Geisteskrankheit, ein durch die physiologischen Verhältnisse „verursachter" Zustand ist. Er wäre demnach ein normaler, jedoch dem Anormalen analoger Zustand.

Das Traumbewußtsein hat eigene Merkmale, die sich jedermann leicht vergegenwärtigt. Das hauptsächlichste Merkmal ist der Besitz einer Willensdetermination [2], die jedoch nicht wie im Wachzustand ausführbar ist. Es hat Beziehungen zum Wachbewußtsein, die im leichten Schlafe deutlich (in der *rêverie* und im hypnagogen Zustande noch deutlicher) erkennbar sind und so weit reichen, daß es dessen offenbarem Einfluß unterworfen ist, wie in jenen Fällen, in denen der Träumer erkennt, daß er träumt usw.

Sehr wichtig ist die Untersuchung der Beziehungen zwischen beiden Bewußtseinsarten [3]. So rühren die unterbewußten Empfindungen und

---

[1] Diese Analogie wurde ausführlich von mir in mehreren Veröffentlichungen behandelt (87). Kant sagt: Der Verrückte ist ein Träumer im Wachen, und Moreau de Tours wiederholte im Jahre 1845: *„La folie est le rêve de l'homme éveillé"*. Schopenhauer nennt den Traum einen kurzen Wahnsinn und den Wahnsinn einen langen Traum. Immerhin hat Kraepelin gelegentlich der Dementia praecox recht, gewisse Analogien gering zu bewerten, die im Grunde nichts erklären.

[2] Ich habe mich schon im zweiten Kapitel über den Willen im Traume geäußert. Hier wiederhole ich, daß die Bedeutung dessen, was mehrere Philosophen, z. B. die Leibnizianer, Fichte und Maine de Biran annahmen, daß nämlich im Traume der Wille fehlt, richtig zu verstehen ist. Es fehlt der Wille des Wachbewußtseins.

[3] Interessant sind in dieser Hinsicht einige Bemerkungen Stepanoffs a. a. O.

Wahrnehmungen äußerer Reize seitens des Träumenden von Verstärkungen des Wachbewußtseins her, welche, wie bereits erwähnt, in Beziehung zur Verminderung der Schlaftiefe stehen. Es gibt sicher, wie ich bereits zugegeben habe, eine Vorstellung von Willenshandlungen im Traume (intraonirischer Wille); aber bisweilen ist das „Ich will" des Traumes ein extraonirisches Erzeugnis, und dann ist es nicht das Bild des Wollens; es ist das Wollen selbst, nämlich das Aufblitzen des wachen Willens. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Fall, daß man im Schlafe sagt: es ist ein Traum, ich will fortfahren zu träumen[1]. Dies kommt nach meinen Beobachtungen immer knapp vor dem Erwachen (im leichtesten Schlafe), besonders im Tagesschlafe vor, der eine sehr große Ähnlichkeit mit der *rêverie* hat. Diese Unterscheidung wurde weder von den Psychologen noch von den Dichtern klar gesehen. Das Traumbewußtsein unterliegt somit vielen graduellen Schwankungen.

Man muß sich das Niveau der beiden Bewußtseinsarten zufolge der fortwährenden Veränderungen in der Dichte des Hindernisses (Schlaf)

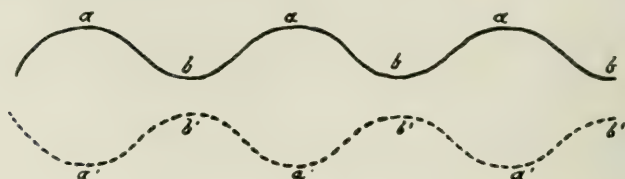


Fig. 12.

Traumbewußtsein (ausgezogene Linie) — Wachbewußtsein (punktierte Linie)

als fortwährend veränderlich vorstellen. Dadurch hebt jede Verminderung des Hindernisses das Niveau des Wachbewußtseins, während sie das Niveau des Traumbewußtseins senkt; und ihre Annäherung kann bis zu einer Vereinigung fortschreiten, die dem ersten Augenblicke des Erwachens entspricht, während das Erlöschen des Traumbewußtseins dem vollständigen Erwachen entspricht. Wenn wir uns die beiden Bewußtseinsarten als zwei Sinuskurven vorstellen, können wir uns von ihren Beziehungen Rechenschaft ablegen, indem wir uns ferner vorstellen, daß die Berge der Sinuskurve des Traumbewußtseins den Tälern der Sinuskurve des Wachbewußtseins entsprechen und umgekehrt (Textfig. 12).

---

[1] Dieses Erlebnis ist bei Dante in folgender wunderbaren Terzine (Hölle, XXX. Gesang, 136—138) ausgedrückt:

E quale è quei che suo dannaggio sogna
Che sognando desidera sognare,
Sì che quel ch'è, come non fosse, agogna.
(Und dem gleich, den ein Alpdruck hält in Banden,
Daß er im Traum zu träumen wünscht, ersehnend
Was wirklich ist, als wär's nicht schon vorhanden.)

(Übers. von Zoozmann.)

Die bereits erwähnte Tatsache der Verwendung der Empfindungen im Traume macht man sich deutlich klar, wenn man sich die beiden Bewußtseinsarten und demgemäß die beiden Aufmerksamkeiten vergegenwärtigt. Die (dem Wachbewußtsein angehörige) primäre Aufmerksamkeit wird vom Schlafe gehemmt, aber nicht vernichtet. Sie sammelt das extraonirische Material. Die sekundäre Aufmerksamkeit (des Traumbewußtseins) verarbeitet es, ohne jedoch seine Herkunft zu erkennen. Die sekundäre oder die Aufmerksamkeit im Traum ist es, welche den Verlauf des Traumes im Auge behält. Dies erklärt die (besonders im leichten Schlafe) sehr gewöhnliche Tatsache, daß wir von weit her und dunkel äußere Reize, auch komplexer Natur (z. B. Geschrei einer Menschenmenge), in uns aufnehmen, während wir unseren Traum fortsetzen. In diesem Falle verwendet die Traumaufmerksamkeit, weil sie an dem Traum Anteil nimmt, das von der primären Aufmerksamkeit gesammelte Material nicht, ist aber andererseits nicht stark genug, um allein zu herrschen und die im Hintergrunde wachende primäre Aufmerksamkeit selbst auszulöschen. In solchen Fällen haben wir im Traum eine vollkommene Analogie mit gewissen pathologischen Verdopplungen der Persönlichkeit[1]. Es mögen hier zwei eigene Protokolle folgen, die mir als wirksame Erläuterung für die Auffassung der beiden Bewußtseinsarten erscheinen:

Protokoll. In Mailand am Nachmittage des 24. August 1919, unmittelbar nach dem Erwachen geschrieben. Mittagsschlaf von 2 Uhr bis 3½ Uhr. Leichter Schlaf; denn obgleich ich schlief, hörte ich alle Viertelstunden die Uhr des Gasthauses schlagen. Ich träumte, die Entgegnungen auf gewisse Einwände vorzubereiten . . . . . Ich hielt eine Vorlesung . . . . . (oder eine Rede?). Die Antworten formulierte ich (ich erinnere mich nicht des Inhaltes der Antworten) in strenger (logischer und chronologischer) Ordnung; eine offene und klare Antwort fiel mit je einem Schlage der Uhr zusammen, und bei jedem Schlage gab ich eine Antwort, einfach und wirksam, wie das Schlagen der Viertelstunde . . . . .

Ich erwachte um 3 Uhr 30 mit dem Bewußtsein, wenig tief geschlafen zu haben; und sofort habe ich das Gefühl, daß der Traum von den Antworten nach den Schlägen der Uhr geformt worden war, und daß die Antworten dem in den Nachmittagsstunden in der Stadt abzuwickelnden Programm entsprachen . . . . . Zuerst dies tun, darauf jenes andere und so fort . . . . . Jeder Schlag eine Sache und eine Antwort auf die Einwände. Ich begreife klar und sofort die Übereinstimmung. Ich bleibe ein wenig im Bette ausgestreckt, jedoch wach.

Nachschrift um 5 Uhr nachmittags: Jetzt verstehe ich: mein Schlaf war oberflächlich, der Traum war vielleicht eine *rêverie.* Seltsam, wie der Rhythmus meiner Gedanken den Schlägen der Uhr folgte!

Protokoll. Nacht auf den 23. September 1919; der Traum wird nachts 1½ Uhr aufgeschrieben; leichter Schlaf zwischen 11½ und 1½ Uhr, durch das Geräusch der Trambahnen und Wagen auf der Straße einigermaßen unterbrochen. Unterbewußte Wahrnehmung dieser Geräusche, Traum aber fortgesetzt, wenn auch entsprechend der Wahrnehmung der einzelnen Geräusche . . . . . Mein Traum ist rhythmisch, gleichsam musikalisch; es sind aber Erinnerungen an ein oder zwei Tage zuvor geschehene Dinge (welche?). Ich kann sie nicht nennen, sie sind verschwommen, ich weiß aber, daß ich sie kenne.

Nachschrift um 7½ Uhr morgens nach dem Aufstehen. Die aktuellen Eindrücke während des Schlafes laufen parallel mit dem Traum ab; doch sind die äußeren

[1] Vgl. den Fall der Miß Beauchamp von Morton Prince.

Geräusche gut von den Traumvorstellungen unterschieden; unterschieden, aber nicht ohne Zusammenhang. Sie sind vielmehr koordiniert, wie zwei Ansichten eines und desselben Gegenstandes, wie zwei parallele Linien, die zu gleicher Zeit gezogen werden . . . . .

Es ist auch von Interesse, auf die Unterschiede zwischen Traum- und Wachbewußtsein einzugehen, ganz abgesehen davon, daß es sich um zwei verschiedene Inhalte und Wirklichkeiten handelt. Man kommt damit auf all das, was die Autoren von den „psychologischen Mängeln" des Traumes sagen. Der eine sagt, daß im Traume die Logik, andere wieder, daß die Kritik, die persönliche Synthese, der Gedanke, der Wille usw. fehle. Sicher mangelt ganz allgemein das Hemmungsvermögen, das sich im moralischen und sozialen Bewußtsein ausdrückt, nämlich die Überlegung. Aber tatsächlich braucht auch in gewissen Augenblicken des Traumes nichts zu fehlen (man stelle sich gleichsam eine Berührung der Punkte b und b' in beiden Kurven vor [vgl. Fig. 12]). Was hingegen stets fehlt, sind nicht die einzelnen psychischen Elemente, sondern ihre Verknüpfung, d. h. es fehlt die psychische Kontinuität und infolgedessen die persönliche Autonomie.

Die Frage, was in den Punkten des größten Abstandes zwischen den beiden Kurven (a und a') vor sich geht, ist schwer zu beantworten. Wahrscheinlich befindet sich das Traumbewußtsein, von der Kontrolle des Wachbewußtseins fast gänzlich befreit, in einem wahrhaft schöpferischen Moment (wie es in gewissen Phasen der mystischen Verzückung vorkommt), d. h. in der Welt des Mythus, der reinen Intuitionen, des Instinktes und des Strebens (Ribot), dort, wo der Gedanke keine Bilder mehr antrifft, um sich sinnlich wahrnehmbar, also mitteilbar darzustellen. Leider wissen wir hierüber nichts, weil begreiflicherweise die Phantasiewelt des Schlafes in seiner größten Tiefe nicht bis in das Gedächtnis des Schlafenden gelangt, wenn er erwacht ist, und andererseits die von den künstlich in der tiefsten Phase des Schlafes (Ende der ersten Stunde) auferweckten Subjekten wiedergegebenen Träume als Traumgesichte erklärt werden können, die im Augenblicke des Eintrittes des weckenden Reizes entstanden und sich von jenem Augenblicke bis zu demjenigen des vollständigen Erwachens oder, richtiger gesagt, dem des mündlichen oder schriftlichen Festlegens des Traumes entwickelten. Und, was noch mehr wiegt, wir werden nie ausschließen können, daß der mündliche Bericht des Träumers in dem Maße symbolisch sei, daß er uns den wahren Inhalt des erlebten Traumes ganz verberge.

Man wird leicht verstehen, daß das Traumbewußtsein, gleich dem des Wachseins, eine individuelle Psychologie hat. Starken Einfluß üben Rasse, Geschlecht, Grad der Intelligenz und der Kultur, Charakter, Beruf, Erfahrung, Vergangenheit usw. aus. Ferner gibt es individuelle Unterschiede, deren Ursachen genau anzugeben uns schwer gelingt. Der Traum ist der echteste Bericht vom Wesen des Individuums, von seinen gewohnten Gedanken und Wünschen, von den mehr oder weniger bewußten Zielen seines Strebens. Die Individualisierung des Traumes wurde von allen anerkannt, von Heraklit wie von Kant und Fichte; auch andere Psychologen und Physiologen — bis zu A. Maury und Maudsley — be-

kannten sich zu demselben Gedanken. Pfaff (65) schrieb: „Erzähle mir eine Zeitlang deine Träume, und ich will dir sagen, wie es um dein Inneres steht." Ich habe mich in meinem Buche von 1899 in folgenden Worten ausgedrückt: Sage mir deine Träume, und ich werde dir sagen, wer du bist.

Einfach ist der Inhalt des Traumbewußtseins bei den Einfältigen im Geist und bei den Leuten von ruhigem Temperament (30), verwickelt ist er bei den Intelligenten und den Unruhigen. Bei manchen Individuen wiederholt sich das Leben des Tages als verblichenes Bild im Traume. Bei anderen jedoch ist das Traumbewußtsein reich an stürmischen und bizarren Inhalten. Ich habe folgende Regel aufgestellt: „Das Wachbewußtsein unterscheidet sich um so mehr vom Traumbewußtsein, je größer die Differenzierung ist, welche Erziehung und Erfahrung in der Persönlichkeit bewirkt haben, je komplexer sich also diese ausgebildet hat." Es gibt Ausnahmen, z. B. nach Gualino den erotischen Traum; aber die Regel bleibt bestehen. Beim Weibe, besonders beim heranwachsenden, springt, wie aus einer von mir angestellten Rundfrage hervorgeht, der Unterschied zwischen Traum- und Wachbewußtsein oft mehr in die Augen als beim Manne, was hauptsächlich von der vorgreifenden Fähigkeit des Traumes, besonders mit Rücksicht auf die Geschlechtstriebe, herrührt. Bei manchen Personen verhalten sich die beiden Bewußtseinsarten sehr verschieden. Bei begabten Kindern ist das Phantasieleben der Nacht ganz verschieden von dem des Tages. Bei anderen hingegen neigen die beiden Bewußtseinsarten dazu, inhaltlich gleichförmig zu werden, sich zu verschmelzen, z. B. bei manchen Neurasthenikern, bei den Melancholikern und Hypochondern. Die Dichter und die Künstler z. B., die Präraffaeliten, die Symbolisten, aber auch die Potatoren, Morphinisten usw. erreichen nicht selten die Verschmelzung, d. h. die Identität beider Bewußtseinsarten, ja sie streben ihr sogar zu.

Schließlich bemerke ich die Tatsache, daß das Traumbewußtsein seine Ontogenese, seinen Anfang, seine ersten Ansätze, seine volle Ausbildung und sein Ende hat. Das Gedächtnis (Aussage des Träumers) ist — um es noch einmal zu wiederholen — das Kriterium, dessen wir uns hauptsächlich bedienen, um die Entwicklungslinien des Traumbewußtseins nachzuzeichnen, aber das objektive Kriterium, nämlich die Beobachtung des Schlafenden, weist darauf hin, daß schon die Neugeborenen und die Tiere eine Traumtätigkeit besitzen. Allerdings wird die Autonomie des Traumbewußtseins nur erreicht, wenn das Selbstbewußtsein, die Unterscheidung des Ich vom Nichtich, genügend entwickelt ist; und deshalb ist der Beginn der vom Subjekte bezeugten Traumtätigkeit als das sichere Zeichen des Beginnes jener Unterscheidung anzusehen, welche der Ausbildung des Selbstbewußtseins entspricht.

Das Traumbewußtsein bildet sich, wie ich vor vielen Jahren aus meinen Rundfragen und unmittelbaren Beobachtungen sicher feststellen konnte, und wie es neuerdings durch Untersuchungen meiner Schülerinnen Doglia und Bianchieri (4, 5, 18) bestätigt wurde, schon im Alter von 3 Jahren aus. Ich kenne einige Fälle von Träumen mit 2 Jahren oder ein wenig

darüber; es muß aber bemerkt werden, daß individuelle Unterschiede bestehen; je höher die Intelligenz entwickelt ist, in desto früherem Alter beginnt die relative Autonomie des Traumbewußtseins. Ihre vollere Entfaltung steht natürlich in Wechselbeziehung zu dem lebendigeren Wuchern des Wachbewußtseins und besonders der Lebhaftigkeit der Phantasie und der affektiven Erregbarkeit. Sie erlischt schließlich im Greisenalter; die Greise träumen nur wenig, d. h. sie berichten von Träumen viel weniger als die Jugend.

Mit der Erläuterung des Begriffes des Traumbewußtseins glaube ich die Definition des Traumes zur Genüge erörtert zu haben. Immerhin erscheint es mir erforderlich, zwei andere Begriffe zu erläutern, welche die Definition einschließt, und zwar zuerst den Begriff, der mit den Worten „unter dem Antrieb mächtiger affektiver Zustände" ausgedrückt ist.

Nachdem den unterbewußten Komplexen die Intelligenz aberkannt worden ist, bleibt zu erklären, warum gewisse Gedanken Form annehmen und gewisse andere nicht, und, allgemein gesagt, warum in den Träumen gewisse Erlebnisse wieder aufleben und andere nicht. Man hat von einem Kampf um die Verwirklichung im Traume gesprochen; aber das ist wiederum eines jener teleologischen Trugbilder, vor denen sich der Psycholog nach Kräften hüten muß. Vielleicht wäre es verständlicher und genauer, zu sagen, daß sich, nachdem sich die psychische oder psychodynamische Spannung infolge des Schlafzustandes verringert oder verschoben hat, die Erinnerungen und überhaupt die unterbewußten Elemente gemäß den ererbten oder den infantilen Tendenzen des Träumenden, die mit seinen früheren oder gegenwärtigen Leidenschaften oder Gemütsbewegungen verknüpft sind, befreien und vorübergehende psychische Verbindungen bilden.

Die neue Verbindung erlangt sofort eine neue, gerade wegen der Anwesenheit des Gefühlstones und der kinästhetischen Elemente, die sie enthält, beträchtliche psychodynamische Spannung, und durch das Bestehen einer solchen Spannung verwirklicht sich jene Verbindung im Traumbewußtsein in der von mir angegebenen Weise.

Die Feststellung möge genügen, daß die im Traume wieder auflebenden Eindrücke aus ideoaffektiv-motorischen „Komplexen" oder (unterbewußten oder vordem im Wachen bewußten) „Konstellationen" hervorgehen, welche sich mit den augenblicklich (während des Schlafes) entstandenen und, kraft der Assoziation, nach mancherlei Richtungen entwickelten Traumbildern begegnen und dadurch von diesen mehr oder weniger (je nach den einzelnen Träumen) umgeformt werden. Daher die sog. von H. Ellis (22) geschilderte „Traumsymbolik".

Es bleibt noch der andere Begriff zu beleuchten, der in der Definition enthalten ist: „. . . innerhalb dessen der Träumer die eigenen Erlebnisse . . . in Form von Fabel, Legende und Symbolik erzählt." Woher stammt eine so ungebräuchliche Form des Berichtes durch Symbole? Die Tatsache kann man auf mancherlei Weise erklären; es gibt aber auch eine ökonomische Art der Erklärung, welche ich in folgendem kurz wiederholen will. Ein guter Teil der dem Wachsein angehörenden unterbewußten oder

bewußten Erfahrung des Träumenden ist niemals in eine zum Ausdruck geeignete, weder in eine sprachliche noch in eine visuelle Form gekleidet worden: die nicht formulierten Gedanken, die Morgenröte des Gedankens, die Intuitionen, die in der Phantasie der Persönlichkeit niemals verwirklicht wurden.

Ein anderer Teil der Erfahrung ist zwar einmal in eine zum Ausdruck und zur Mitteilung geeignete Form gekleidet worden, mit der Zeit aber wurde die Form selbst, wie bei der Legendenbildung, im Unterbewußtsein tiefgreifenden Umbildungen unterworfen (Abnützungen, Vervollständigungen, Verstümmelungen, Dissoziationen). Endlich gibt es einen anderen großen Teil der Erfahrung des Träumenden, welcher im Unterbewußtsein lebendig und durch Bilder gut gestützt ist; er kann sich aber im Traume nicht in seinem gewöhnlichen Kleide zeigen, weil er im Augenblicke des Wiederauflebens im Traum in eine vom (leichten) Schlafe sehr abgeänderte psychische Umgebung gerät: diese Umgebung wird von zahlreichen (besonders visuellen) Bildern [1] geradezu beherrscht, welche durch aktuelle Reize entstehen und aus der Sinnessphäre stammen, und deren Einwirkung sie sich in keiner Weise entziehen kann. Auch die auftauchende unterbewußte Erfahrung, sei sie mitteilbar oder nicht, muß sich, um im Traumbewußtsein aufzuleben, notgedrungen der ungewohnten Umgebung anpassen, sich wenigstens des öfteren maskieren, sich ihrer Natur entäußern, sogar mit Hilfe von Symbolen, die den aktuellen oder den mit ihnen durch Berührungs- oder Ähnlichkeitsassoziation verknüpften Bildern entlehnt sind.

Diese Vorstellung bedarf einer Erläuterung nur mit Rücksicht auf die nicht formulierten Gedanken. Wie den Psychologen, besonders den deutschen (Ach, Külpesche Schule), bekannt ist, gibt es ein sogenanntes „nicht formuliertes Denken", das wir mittels psychologischer Experimente zum Teil kennenzulernen vermochten [2]. Eine solche Form des Gedankens (die zum Teil dem vorlogischen Denken von Löwy-Brühl entspricht) beherrscht sicherlich den Geist des Kindes und den der höheren Tiere. Ich glaube, daß während des Traumes gerade das nicht formulierte Denken, welches in Beziehung zu den innersten und tiefsten biologischen Forderungen (Wünschen, Bedürfnissen, Impulsen, Tendenzen) steht, und welches während der Tätigkeit des Wachbewußtseins vom mitteilbaren Denken unterdrückt oder beherrscht ist, während des Schlafes, also während eigene und fremde Sprachäußerungen verstummen, zur Gestaltung strebt. Damit

[1] Man denke an die Traumbilder des hypnagogen Zustandes (Praedormitium und Postdormitium) und an die Tatsache, daß die Träume, die vom Träumer am besten wiedergegeben werden können, gerade diejenigen sind, die in der Anfangs- und Endphase des Schlafzustandes liegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Träume des tiefsten Schlafes — gesetzt den Fall, der Träumer könnte sie wiedergeben — in einer anderen Form (manifester Inhalt), oder (was wahrscheinlicher ist) überhaupt nicht auszudrücken wären.

[2] Betreffs der Psychologie des Denkens nach der Schule von Marbe und der Schule von Külpe. Vgl. außer der wohlbekannten Literatur auch S. De Sanctis (90).

nähert sich der Traum der Dichtung [1]. Um dieses Streben zur Erfüllung zu bringen, bedient sich das nichtformulierte Denken der Vorstellungen, welche das Traumbewußtsein im Überflusse besitzt, weil der Vorratspeicher auch während des Schlafes offen bleibt (besonders der Vorratspeicher der visuellen und der kinästhetischen Vorstellungen).

Wenn nun die nicht formulierten Gedanken des Wachseins oft in symbolischer und unverständlicher Einkleidung im Traume zur Wirklichkeit werden, so ist es doch auch wahr, daß sie zuweilen in einer dem Ausdrucke angepaßten Einkleidung (Schöpfung und Erfindung) im Traume zur Wirklichkeit werden und zuweilen sogar, auch im Traum, ohne irgendeine Einkleidung erscheinen, gerade in der natürlichen Form nichtformulierter Gedanken; diese Gedanken werden nachträglich entweder unbewußt und unvollständig in der Wiedergabe des Traumes formuliert, oder sie bleiben in statu nascendi stecken.

Mir scheint hiermit das so gewöhnliche Fehlen des formalen Zusammenhanges in den Träumen, das Spielen der Assoziationen im Traume zureichend erklärt zu sein, ohne daß man zu der unnötigen Allegorie einer „Zensur" seine Zuflucht nehmen müßte, welche den Traumgedanken den Eintritt nur erlauben will, wenn sie genügend verkleidet und unkenntlich seien. Damit könnte es scheinen, als würden wir auf die dynamische Auffassung des Traumes verzichten. Dem ist aber nicht so; dynamisch und finalistisch ist zweierlei. Wir wollen nur die Freudsche finalistische Betrachtungsweise aus der Psychologie ausschalten, ohne übrigens ihre eventuelle philosophische Tragweite und ihren lyrischen Gehalt zu verkennen; aber wir schließen gewiß nicht die dynamische Betrachtungsweise aus. Von unserem Standpunkt aus bleibt vielmehr die Einsicht in die Bedeutung und den Wert des Traumes als eines psychischen Vorganges grundsätzlich an eine dynamische Auffassung geknüpft.

---

[1] Nietzsche erinnert in der „Geburt der Tragödie" an die Worte von Hans Sachs in den „Meistersingern":

Mein Freund, das grad ist Dichters Werk,
Daß er sein Träumen deut' und merk'.
Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn
Wird ihm im Traume aufgetan:
All' Dichtkunst und Poeterei
Ist nichts als Wahrtraum-Deuterei.

Und an einer anderen Stelle (Kap. 2) äußert er den Gedanken, daß die Griechen, von dionysischem und apollinischem Triebe erfüllt, auch in ihren Träumen von einer „logischen Kausalität der Linien und Umrisse, Farben und Gruppen einer ihren besten Reliefs ähnelnden Folge von Szenen" geleitet worden seien. Und Nietzsche fühlte sich beinahe berechtigt, „die träumenden Griechen als Homere und Homer als einen träumenden Griechen" zu bezeichnen.

LITERATURVERZEICHNIS

1. Adler, A., Traum und Traumdeutung, Zentralbl. f. Psychoanal., 1913.
2. Aschaffenburg, G., Die Beziehungen des sexuellen Lebens zur Entstehung von Nerven- und Geisteskrankheiten, Mediz. Wochenschr., München, 1906.
3. Assaggioli, R., Artikel und Referate in „Psiche", März—April 1912, Oktober bis Dezember 1914, Oktober—Dezember 1915.
4. Banchieri, F., Sui sogni dei bambini di tre e di cinque anni, Contrib. psicol. del Lab. di Psicol. Sperim. di Roma, II, 1912/13.
5. —, I sogni dei bambini di cinque anni, Riv. di Psicol., VIII, 1912.
6. Barbàra, M., Il problema della genesi del sonno, Mitteilung in der R. Accad. delle scienze mediche, Palermo, 1920.
7. Belmondo, E., Contributo critico e sperimentale allo studio dei rapporti tra le funzioni cerebrali e il ricambio, Rivista sperim. di Freniatria, 1896.
8. Berger, H., Über die körperlichen Äußerungen psychischer Zustände, 1904/07, mit Atlas.
9. Blavatsky, H., Transact. of the Blavatsky lodge of the theosoph. soc., 1890, I. App.
10. Boeke, J., Die doppelte (motorische und sympathische) afferente Innervation der quergestreiften Muskelfasern, Anat. Anz., 1913.
11. Brunelli, G., Intorno alla fisiogenia del letargo dei mammiferi, Riv. Ital. di scienze nat. XXII, 1902.
12. —, Il letargo dei mammiferi e il sogno dei fachiri, ibid. XXIII, 1903.
13. —, Sulla origine della letargia nei mammiferi, Monitore zoolog. ital. XVII, 1906.
14. Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft, Leipzig, 1826 bis 1840, Bd. V. Geschichte der Unters. über den Schlaf und die Träume, Literaturangaben.
15. Claparède, E., Esquisse d'une théorie biologique du sommeil, Arch. de psychol. IV, 1905.
16. Courbon, P., La convoitise incestueuse dans la doctrine de Freud, Encéphale, 10. Apr. 1914.
17. Croce, B., Goethe, con una scelta di liriche novamente tradotte, Bari, 1919 (Die Erläuterung auf S. 90, das Gedicht in Übersetzung auf S. 179).
18. Doglia, S., und Banchieri, F., Sogni dei bambini di tre anni, Contrib. psicol. del Lab. di Psicol. Sperim. di Roma, I, 1910/11.
19. Ducceschi, V., Azione del simpatico cervicale sulla tonicità dei muscoli dell' orecchio esterno, Archivio di fisiol., 17, 1920.
20. Duprat, G. L., Le rêve et la pensée conceptuelle, Revue philos., 72, 1911.
21. Dwelhauwers, G., L'inconscient, Paris, 1916.
22. Ellis, H., The world of dreams, Boston, 1911.
23. Ferrari, G. C., Le emozioni e la vita del subcosciente, Riv. di psicol., VIII, 1912.
24. Folchieri, G., Legge e libertà, Riv. di filosofia, 1915.
25. Foucault, M., Le rêve, Paris, 1906.
26. Fraccaroli, G., L' irrazionale nella letteratura, Torino, 1903.
27. Freud, S., Die Traumdeutung, 4. Aufl., Wien, 1914.
28. —, Über den Traum, 2. Aufl., Wiesbaden, 1911 (Grenzfr. d. Nerven- u. Seelenlebens).
29. Galuppi, P., Saggio filosofico sulla critica della conoscenza, Milano, 1846.
30. Giachetti, C., Caratteristiche e natura del sogno, Riv. di psicol. appl., 1908.
31. Giannuli, F., Sul lobo temporale, Riv. di patol. nerv. e ment., 1915.
32. Gioia, M., Ideologia, Lugano, 1836.
33. Hacker, Fr., Systematische Traumbeobachtungen, Leipzig, 1911, auch Arch. f. d. ges. Psychol., XXI, 1911.

34. Hellpach, W., Rezensionen über Freud (27, 28) und Stekel (104), in Z. f. Psychol., 64. 1913.
35. Henning, H., Der Traum, ein assoziativer Kurzschluß, Wiesbaden, 1914.
36. Janet, P., Les médications psychologiques, Paris, 1919.
37. Jastrow, J., The subconcious, Boston, 1906.
38. Jung, C. G., L'analyse des rêves, Année psychol., 15, 1908.
39. Köhler, P., Systematische Traumbeobachtungen, Arch. f. d. ges. Psychol., XXIII, 1912.
40. Kraepelin, E., Psychiatrie, 8. Aufl., Leipzig, 1909—15.
41. —, Über Sprachstörungen im Traume, Leipzig, 1906.
42. Kronfeld, A., Über die psychologischen Theorien Freuds und verwandte Anschauungen, Arch. f. d. ges. Psychol., XXII, 1911.
43. Ladame, P., Névrose et sexualité, L'Encéphale, 1913.
44. Ladd, F., The psychology of visual dreams, Mind, 1892.
45. Lambranzi, R., Sulla profondità del sonno, Riv. di scienze biolog., II, 1900.
46. Leadbeater, C. W., Dreams, what they are and how they are caused, London, The theosoph. publ. soc.
47. Levi-Bianchini, M., L' isterismo dalle antiche alle moderne dottrine, Padova, 1913.
48. Lombroso, C., Sulla pazzia di Cardano, Gaz. medica ital., 1855.
49. Luciani, L., Fisiologia dell' uomo, 4. Aufl., 4. Bd. (I fenomeni psicofisici della veglia e del sonno).
50. Lugaro, E., La base anatomica dell' intuizione, Riv. filos., 1908.
51. Maeder, A., Über die Funktion des Traumes, Jahrb. f. psychoanal. Forsch., IV, 1913.
52. Manaceine, M. de, Sleep, London, 1897.
53. Maury, A., Le sommeil et les rêves, Paris, 1878.
54. Marro, G., Stato sognante „vero“ da esaurimento acuto, Archivio di antropol. crim., 1919.
55. Mauthner, Über die Pathologie und Physiologie des Schlafes, Neurol. Zentralblatt, 1890.
56. Mendicini, A., La respiration dans la mélancholie pendant le sommeil, Contrib. psicol. del Lab. di psicol. sperim. di Roma und Journal de psychol. norm. et path., 1920.
57. Mennella, Sull' origine dei sogni, Giorn. di medic. milit., 1912.
58. Meumann, E., Über Lesen und Schreiben im Traum, Arch. f. d. ges. Psychol., XV, 1909.
59. Monakow, P. v., Psychiatrie und Biologie, Schweiz. Arch. f. Neur. u. Psychiatrie, IV, 1919.
60. Moreau de Tours, Du Haschisch et de l'aliénation mentale, Paris, 1845.
61. Mourly-Vold, J., Über den Traum, exp.-psychol. Untersuchungen, herausg. v. O. Klemm, Leipzig, 1910/12.
62. Patrizi, I riflessi vascolari nelle membre e nel cervello, Riv. sperim. di freniatria, 1897.
63. Patroni, G., La teoria del sogno in Omero e in Virgilio, Rendic. del R. Ist. lomb. di sc. e lett., Milano, 1920.
64. Pawlow, L'inhibition des reflexes conditionnels, Journ. de psychol. norm. et path., 1913.
65. Pfaff, Das Traumleben und seine Deutung, Leipzig, 1868.
66. Piéron, H., Le problème physiologique du sommeil. Paris, 1913.
67. Pighini, G., La biochimica del cervello, Torino, 1915.
68. Polimanti, O., Studj di fisiologia etologica, Arch. f. Naturgeschichte, 1912.
68a. —, Il letargo, Rom, 1913.
69. Peyer, G., Le sommeil automatique, Paris, 1914.
70. Prince, Morton, The dissociation of a personality, London, 1906.
71. —, The mechanism and interpretation of dreams, Journ. of abnorm. psychol., 1910/15.
72. Radestock, Schlaf und Traum, Leipzig, 1879.
73. Ramon y Cajal, Recuerdos de mi vida, II, Madrid, 1917.
74. Régis et Hesnard, La psychoanalyse des névroses et des psychoses, Paris, 1914.

75. Ribot, T., La mémoire affective et la psychoanalyse, Revue philos., 1914.
76. —, La vie inconsciente et les mouvements (Bibl. de philos. contemp.). Paris, 1914.
77. Rignano, E., Una nuova teoria sul sonno e sui sogni, Rendic. del R. Ist. lomb. di sc. e lett., 1920.
78. —, Psicologia del ragionamento, Milano, 1920.
79. Rodriguez, R., Fisiologia del suenno, Gac. med. Catalana, 1900.
80. Rynberk, J. v., Recherches sur le tonus musculaire, Arch. néerl. de physiol., 1917.
81. Salmon, A., Sull' origine del sonno, Firenze, 1905, mit zahlreichen Literaturangaben.
82. —, Il sonno, Riv. sperim. di freniatria, 1915.
83. —, Bericht über „Il sonno" in „Psiche", 1914.
84. —, Sui rapporti tra l'ipofisi, il sonno ed il letargo dei mammiferi ibernanti, Lo Sperimentale, 1916.
85. Sanctis, S. de, I fenomeni di contrasto in psicologia, Roma, 1895.
86. —, Emozioni e sogni, Riv. sperim. di freniatria, 1896.
87. —, Psychoses et rêves, Bruxelles, 1898.
88. —, I sogni, studj psicologici e clinici di un alienista, Torino, 1899 (Kap. I mit Literaturnachweis).
89. —, Die Träume, Halle, 1901.
90. —, Manifestazione esterna del pensiero, „Rassegna contemporanea". IV, 1911 und Contrib. psicol. del Lab. di psicol. sperim. di Roma, I, 1910/11.
91. —, Fenomeni psichici e sistema nervoso, Relaz. al 2. conv. di psicologi Ital., Roma, 1913.
92. —, L' interpretazione dei sogni, Riv. di psicol., 1914.
93. —, L' educazione dei deficienti, Milano, 1916.
94. —, Il sogno; struttura e dinamica, Festschr. f. G. Sergi, 1916, und Contr. psicol. del Lab. di psicol. sperim. di Roma III.
95. —, I metodi onirologici, Riv. di psicol., 1920.
96. Sanctis, S. de, und Neyroz, Experimental investigations concerning the depth of sleep, Psychol. Rev., 1902.
97. Sauli, L., Introduzione allo studio della filosofia indiana, Pavia, 1912.
98. Sciuti, M., Il sogno e la teoria di Freud, Rassegna critica, 1913.
99. Shepard, J. F., The circulation and sleep, New York, 1914.
100. Sidis, Boris, An experimental study of sleep, Journ. of abnorm. psychol., III, 1908.
101. Soury, J., Les fonctions du cerveau, Paris, 1891.
102. Spitta, Die Schlaf- und Traumzustände des Menschen, Tübingen, 1878.
103. Steiner, R., Die Geheimwissenschaft im Umriß, 4. Aufl., Leipzig, 1913.
104. Stekel, W., Die Sprache des Traumes, Wien, 1911.
105. Stepanoff, G., Sogni indotti, „Psiche", IV, 1915.
106. Strümpell, L., Die Natur und Entstehung der Träume, Leipzig, 1874.
107. Tanzi e Lugaro, Trattato delle malattie mentali, 3. Aufl., Mailand, 1914.
108. Thompson, E. R., Inquiry into some questions connected with imagery in dreams, Brit. Journ. of psychol., VII, 1914.
109. Tissié, La fatigue et l'entrainement physique, Paris, 1897.
110. —, Les rêves, physiologie et pathologie, Paris, 1890.
111. Trömner, E., Das Problem des Schlafes, Wiesbaden, 1912 (Grenzfr. d. Nerven- und Seelenlebens).
112. —, Zur Kritik der Schlaftheorien, Mediz.-Krit. Blätter, Hamburg, 1910.
113. Vaschide, N., Le sommeil et les rêves, Paris, 1911.
113a. —, Recherches expérimentales sur les rêves, Compt. rend. de l'Acad. des sc. 137, 1903.
114. Vaschide, N., et Meunier, R., La mémoire des rêves et la mémoire dans les rêves, Journ. de psych. norm. et path., 1906.
115. Vaschide, N., et Piéron, H., La psychologie du rêve, Paris, 1912.
116. Veronese, F., Saggio di una fisiologia del sonno, del sogno e dei processi affini, Reggio Emilia, 1910.
117. Weber, E., Der Einfluß psychischer Vorgänge auf den Körper, Berlin, 1910.
118. Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 3. Aufl., 1897.

PSYCHOLOGIE DES GESCHLECHTSLEBENS

VON

RUDOLF ALLERS

EINLEITUNG

Warum und in welchem Sinne eine Darstellung der Psychologie des Geschlechtslebens in diesem Handbuche Platz findet, hat die Einleitung des Herausgebers bereits auseinandergesetzt. Es bleibt nichts hinzuzufügen.

Über die Gliederung des Stoffes sind einige wenige Worte erforderlich. Eine Sexualpsychologie wird vernünftigerweise ihren Gegenstand vor allem nach zwei Richtungen zu betrachten haben. Sie wird einmal versuchen müssen, eine Beschreibung sexualen Erlebens in seinen verschiedenen Formen zu geben, zweitens den Entwicklungsgang dieser Erlebnisphasen im individuellen Leben zu kennzeichnen. Beide Betrachtungsweisen, die genetische und die deskriptive, lassen sich natürlich nicht restlos trennen. Genetische Darstellung ist ja doch nur möglich, wenn ihr eine Deskription des sexualen Erlebens in den einzelnen Stadien der Entwicklung zugrunde gelegt wird, wenn also etwa das Sexualleben des Kindes, das der Pubertätsperiode, das des vollentwickelten Individuums und vielleicht auch noch das im Stadium der Rückbildung geschildert werden. Wenn nun auch kein Zweifel darüber obwalten kann, daß schon in der präpuberalen Periode als sicher sexual zu bezeichnende Regungen auftreten oder zumindest auftreten können, so dürfte es sich doch empfehlen, die Darstellung des Sexuallebens bei dem vollentwickelten Individuum zum Ausgangspunkt zu machen, die Erscheinungen der Kindheit und die Umwandlungen zur Zeit der Geschlechtsreifung im Hinblick auf dieses Ziel zu beschreiben.

Neben diese Aufgabe träte die, auch den kulturellen und sozialen Differenzen Rechnung zu tragen. Eine Phylogenie der Psychosexualität zu geben, dürfte wohl eine kaum lösbare Aufgabe sein. Es mag gelingen, gewisse psychische Funktionen, solche vor allem, die sich in Reaktionen gegen die Umwelt darstellen, also z. B. intellektualer Art, phylogenetisch-vergleichend zu betrachten, zu zeigen, wie sich die Anpassung an die Umwelt, deren Beherrschung allmählich aus Tropismen und Instinkten über erst niedere, dann immer komplexere Vorgänge des Denkens und Überlegens in der Tierreihe entfalten. Affektive Verhaltungsweisen entziehen sich aber, wie mir scheint, weitgehend derartiger Betrachtung. Eher dürfte es möglich sein, innerhalb der Menschheit gewisse Stufen und Differenzen aufzuzeigen, die mit kulturellen und sozialen Momenten zusammenhängen. Allerdings ist das Tatsachenmaterial in dieser Hinsicht nicht gerade reichlich. Über die äußeren Formen, unter denen das sexuale Leben sich vollzieht, sind wir zwar einigermaßen unterrichtet; wir wissen von den Formen der Ehe, Arten der Liebesbeziehung u. dgl. Wie aber in der Seele etwa des Australnegers, des Bewohners der Andamanen, ja des Arabers sexuales Erleben abläuft,

erfahren wir kaum. Äußere Formen und — auf höheren Kulturstufen — künstlerische Darstellungen, Liebeslieder und Erzählungen lehren uns freilich einiges; aber die daraus zu ziehenden Schlüsse sind doch wohl mit größter Vorsicht aufzunehmen. Ja, man darf vielleicht sagen, daß wir von diesem Erleben selbst bei den Angehörigen unserer eigenen Kultur, soweit sie nicht unserer Gesellschaftsklasse entstammen, nur höchst mangelhafte Vorstellungen haben. Auch dichterische Schilderungen, welche etwa sich mit dem Liebesleben von Angehörigen der Arbeiterklasse, des Bauernstandes befassen, müssen mehr weniger die mißtrauische Vermutung erwecken, daß sie doch nur nach dem Muster von des Dichters eigenem Erleben und nicht nach der Wahrheit gestaltet wurden.

Es wird sich also über diese Dinge kaum viel sagen lassen.

Im Zusammenhange mit der Deskription wird auch der Abartungen des sexualen Erlebens, dessen, was man Perversionen nennt, zu gedenken sein. Wenn diese nicht in aller Ausführlichkeit behandelt werden, so geschieht dies deshalb, weil ich nicht glaube, daß es sich hier um Unterschiede des Wesens der Liebes- oder Sexualregung handelt. Wie später noch ausführlicher darzulegen sein wird, ist auch der abnorme Geschlechtstrieb gewissermaßen seiner Idee nach auf das andere Geschlecht gerichtet und nur die Art seiner Darstellung und Einkleidung weicht vom breiten Typus ab.

Eine weitere Aufgabe erwächst aus dem Umstande, daß das geschlechtliche Erleben mit den mannigfaltigsten anderen Erlebenssphären innige Verflechtungen eingeht. Nicht nur als Gegenstand, auch als treibendes Motiv des künstlerischen Erlebens und Gestaltens spielt das Geschlechtsleben eine große, wohl immer anerkannte, in ihren Einzelheiten und ihrem Wesen aber vielleicht nicht immer richtig erfaßte Rolle. Es ist in mancher Hinsicht bestimmend für die Formen und die Entwicklung gesellschaftlicher Erscheinungen und Strukturen; es können sexuale Momente für die Lebensform einer ganzen Klasse ausschlaggebend sein. Man denke etwa an den Frauendienst des Mittelalters, überhaupt an die Stellung und Wertschätzung der Frau zu verschiedenen Zeiten, wodurch auch für die geltende Rechtsordnung sexuale Motive wirksam werden, an die Galanterie des Ancien régime und vieles andere. Beziehungen bestehen zur Religion, da sich religiöse Gebräuche vielfach mit sexualen Sitten durchkreuzen, religiöse Erlebnisse vielfach in erotischer Ausdrucksweise darstellen. Endlich ist der Beziehungen zur Pathologie zu gedenken, womit nun nicht jene schon zuvor zu beschreibenden „perversen" Abartungen geschlechtlichen Verhaltens gemeint werden, sondern die krankheitssetzende Bedeutung des Geschlechtslebens und die Stellung, die es im Erleben Geisteskranker einnimmt.

Wenn ich einen eigenen Abschnitt über die Liebe eingeschaltet habe, so deshalb, weil mir scheinen will, als sei Liebe in höherem Sinne, auch wo sie als Geschlechtsliebe oder auf der Grundlage dieser auftritt, doch mehr als eine Steigerung von Zügen, die der Sexualität an sich schon zukommen würden, was ja dort eingehender darzulegen sein wird.

Ein letzter Abschnitt soll den, freilich nur als vorläufig zu betrachtenden Versuch unternehmen, das Wesen der Geschlechtlichkeit, soweit sich

dieses im Seelischen darstellt, zu kennzeichnen, die Beziehungen, die zwischen dieser Erlebenssphäre und anderen im letzten Grunde herrschen, die Stellung, die ihr innerhalb der Totalität des Seelenlebens zukommt. Alle diese Abschnitte sollen sich möglichst auf reine Beschreibung beschränken und erklärenden Konstruktionen nur soweit die Aufmerksamkeit zuwenden, als dies durch den Zusammenhang geboten erscheint. Dies ist notwendig, weil alle Versuche, Zusammenhänge — seien sie nun sinnhafter oder kausaler Natur — aufzuzeigen, schon irgendwie ein über die reine Deskription hinausgehendes, auf Konstruktion und Erklärung abgestelltes Verhalten implizieren. Ich hoffe nur, daß es mir gelingen möge, wenigstens deutlich auseinander zu halten, was Feststellung eines Tatbestandes und was theoretisierende Interpretation eines solchen ist.

Fragen aber, welche über die sich im individuellen Leben spiegelnde Geschlechtlichkeit hinausgehen, sollen hier keine Erörterung finden. Soziale Zusammenhänge müssen gelegentlich zur Sprache kommen, weil sie für das Erleben der Einzelseele bestimmend sind. Welchem Ende aber letztlich die Sexualität diene, wie sich die Richtung auf Geschlechtsgenuß und die Richtung auf Erhaltung der Art als Triebe, nicht als bewußte Erlebnisse, zueinander verhalten, alles, was in die „Metaphysik der Geschlechtsliebe" einschlägt, bleibe außerhalb des Rahmens dieser Ausführungen. Trotzdem werden hie und da Anklänge an eine metaphysische Betrachtungsweise nicht vermieden werden können.

Auch in anderer Hinsicht werden gewisse Grenzüberschreitungen, sowohl innerhalb des psychologischen Gebietes, als auch über dieses hinaus nicht immer zu vermeiden sein. Die ersteren, weil Sexualität sich nach allen Richtungen mit anderen Sphären seelischen Geschehens verflicht, ihre Phänomene färbt, begleitet, vielleicht auch manchmal fundiert; und wenn es auch keineswegs in der Absicht dieser Darstellung gelegen sein kann, dem sexualen Moment etwa in Kunst und Religion, im Sozialen nachzugehen, so müssen doch manche dieser Verflechtungen zumindest aufgezeigt, und, soweit sie unverkennbar dem sexualen Erleben angehören, auch besprochen werden. Wenn es richtig ist — darüber zu reden wird später der Ort sein —, daß transformierte, „sublimierte" Triebe geschlechtlicher Natur konstitutiv in die Sphäre des religiösen und ästhetischen Erlebens eingehen, so gehört ihre Besprechung, streng genommen, nicht mehr hierher. Solange sie aber ihre sexuale Natur beibehalten, solange sie dem unmittelbaren Erleben oder der Reflexion als der Sexualität zugehörig bemerkbar werden, müssen sie auch hier Beachtung finden.

Über die Psychologie hinaus weist aber eine Auseinandersetzung über das zu behandelnde Thema deshalb, weil offensichtlich zwischen Geschlechtlichkeit und Liebe überhaupt, nicht nur Geschlechtsliebe, Beziehungen obwalten, zunächst noch unbestimmter Art, zweifellos aber recht innige. Mag man nun jede liebende Zuwendung als letzten Endes im Sexualen gründend, aus demselben durch Umgestaltung entwickelt ansehen, oder umgekehrt in der Geschlechtsliebe eine besondere Form liebenden Verhaltens überhaupt erblicken oder eine Verschmelzung zweier Sphären, oder sonst sich eine Meinung darüber bilden — immer

wird dieser Zusammenhang sich aufdrängen. Und so wird doch gelegentlich wenigstens auf die Berührungspunkte der psychologischen mit jener anderen Problematik, mag man sie nun metaphysisch heißen oder nicht, hinzuweisen sein.

Wiewohl es also nicht im Plane dieser Darstellung gelegen ist, die physiologischen Ausdrucksformen, Begleiterscheinungen usw. der sexualen Erlebnisse zu erörtern, so muß doch mit ein paar Worten darauf hingewiesen werden. Es ist die Meinung anscheinend recht verbreitet, daß der Sexualaffekt überhaupt nur auf der Basis von oder zumindest gleichzeitig mit seinen körperlichen Äußerungen auftreten könne, daß diese zumindest anklingen müssen, um jenen entstehen zu lassen. So meint Ribot (98), wenn man, eine nach der anderen, alle physiologischen Erscheinungen in Gedanken unterdrücke, so bleibe nicht einmal das Bewußtsein einer unbestimmten Anziehung, weil auch diese eine tatsächliche oder naszierende Bewegung verlange. Vorsichtiger äußert sich Janet (61), der anläßlich der Beobachtung einer Kranken, bei der „Familiengefühle, Affekte, Schamhaftigkeit zugleich mit der Sensibilität der Geschlechtsteile auftraten und verschwanden“, nicht zu entscheiden wagt, welcher Vorgang der primäre sei.

Zweifellos schließt sich der Sexualaffekt außerordentlich häufig an die Erregung der Sexualwerkzeuge an, zweifellos ist er in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von ihr begleitet. Aber es liegen doch Beobachtungen vor, welche das zwangsmäßige dieser Verknüpfung fraglich erscheinen lassen. Daß Kastraten erotomanische Wahnideen produzieren können, wie eine Beobachtung von A. Marie an einem paralytischen Eunuchen zeigt, würde noch wenig beweisen. Spätkastraten, d. h. solche, bei welchen die Entfernung der Keimdrüsen nach eingetretener Pubertät vorgenommen wurde, mögen wohl solche Wahnideen und Phantasien haben, wie etwa der Erblindete in Gesichtsbildern träumen kann. Fälle, die das zu beweisen scheinen, haben z. B. Moebius (82) und vor ihm Tournés mitgeteilt, daher auch ersterer der Keimdrüse nicht die Aufgaben zuschreiben will, den Geschlechtstrieb „zu machen“, sondern nur ihn „anzuregen“[1].

Ferner lehren uns Tierversuche, daß nach Entfernung selbst großer Abschnitte des Rückenmarkes, bei offenbar vollständiger Aufhebung der sensiblen Leitung vom Geschlechtsapparat an die höheren Zentren dennoch ausgesprochene sexuale Erregungszustände auftreten können (L. R. Müller).

Andere Versuche, die Baglioni sowie Amantea angestellt haben, zeigen, daß die eingetretene somatische sexuelle Erregung unterbrochen

[1] Vgl. das, was Shakespeare den Eunuchen Mardian sagen läßt:
Cleop.: Hast thou affections?
Mard.: Yes, gracious madam.
Cleop.: Indeed!
Mard.: Not in deed, madam; for I can do nothing,
But what indeed is honest to be done;
Yet have I fierce affections, and think
What Venus did with Mars.
(Antony and Cleopatra, Akt I, Scene V.)

werden kann, wenn das periphere rezeptorische Feld unempfindlich gemacht wird. Als periphere Rezeptoren fassen die Autoren wohl mit Recht gewisse papillare Bildungen am männlichen Geschlechtsteil auf; ihre Ausschaltung durch Lokalanästhesie (Kokain, Novokain) verhindert das Auftreten der Sexualerregung beim Hunde; nimmt man jedoch die Anästhesie nach dem Auftreten der Erregung vor, so verschwinden zwar die Anzeichen der körperlichen Sexualität (Erektion), der psychosexuale Zustand aber, der Sexualaffekt, besteht fort.

Im gleichen Sinne sprechen die Erfahrungen, welche E. Steinach an seinen „maskulierten" bzw. „feminierten" Ratten machen konnte. Entfernt man einem jugendlichen, noch nicht geschlechtsreifen Tier seine Keimdrüsen, und bringt die Keimdrüsen des anderen Geschlechtes zur Einheilung, so entwickelt sich das Tier in mancher Hinsicht nach dem Typus, welcher der implantierten Keimdrüse entspricht, d. h. es akquiriert das ursprünglich als Weibchen geborene Tier den äußeren Habitus des Männchens, sein Haarkleid, seine Kopfform usw., aber auch sein psychosexuales Verhalten, es wird von weiblichen Tieren erregt, stellt ihnen nach, während sich das feminierte Männchen als Weibchen geriert. Da nun natürlich eine Entwicklung der Geschlechtsteile des anderen Geschlechtes nicht oder zumindest nur sehr angedeutet (Penisbildung) zustande kommt, scheint auch hier ein Sexualaffekt ohne entsprechende somatische Begleiterscheinungen vorzuliegen.

Während diese Erscheinungen wohl zugunsten einer relativen Unabhängigkeit von somatischer und psychischer Sexualerregung sprechen, scheint es mir zweifelhaft, ob der umgekehrte Tatbestand, nämlich das Auftreten der körperlichen Phänomene ohne begleitenden oder durch sie hervorgerufenen Sexualaffekt in diesem Sinne verwertet werden kann.

Dieses isolierte Auftreten der somatischen Vorgänge stellt zunächst eine zwar nicht regelmäßig, aber doch häufig zu beobachtende Durchgangsphase in der Sexualentwicklung des Kindes dar, wovon später noch die Rede sein wird. Sie fehlt aber auch beim vollreifen Individuum nicht. Ganz abgesehen von krankhaften Erregungszuständen der Sexualsphäre, die einfach als quälende körperliche Erscheinungen empfunden werden, ohne jede Beimengung eines Sexualaffektes, kommen auch gelegentlich bei Gesunden solche vor, denen ein psychisches, spezifisches Erleben weder vorangeht, noch folgt, noch sie begleitet.

Denn daß ein körperlicher Symptomenkomplex eintreten kann, ohne die ihm sonst zugeordneten psychischen Abläufe hervorzurufen oder von ihnen begleitet zu sein, ist auch bei Annahme einer Bedingtheit dieser durch jenen durchaus denkbar. Können wir doch erröten, ohne uns zu schämen, ja, solche Röte des Gesichts und der oberen Rumpfgegenden durch Einatmung gewisser Substanzen (Amylnitrit) auslösen.

Es würde aus diesen Tatsachen also m. E. nicht gefolgert werden dürfen, daß die psychische Seite von der mit ihr normalerweise so innig verschränkten somatischen des Sexualerlebnisses eine grundsätzliche oder relative Unabhängigkeit besitze, während die zuerst aufgeführten Erfahrungen wohl als Beweis dafür angesehen werden dürfen.

Es scheint also, daß die Theorie von James-Lange, welche in den peripheren, somatischen Prozessen nicht nur den Anlaß, sondern auch das Wesen des betreffenden emotiven oder affektiven Ablaufes erblicken will, sich in der Sexualsphäre ebensowenig wird halten lassen, wie sie sich trotz immer wiederholter Verteidigung auf anderen Gebieten bewährt hat.

Daraus folgt übrigens, daß die vielfach gemachte Annahme, es seien Sexualität, nämlich körperliche Sexualbetätigung, und Lustgefühl von vorneherein zwangsläufig aneinander gebunden, irrig sein muß. Wenn die somatische Sexualerregung auch ohne entsprechenden Affekt ablaufen kann, so ist nicht nur eine hinsichtlich der Lustbetonung indifferente, sondern sogar eine ausgesprochen unlustbetonte Sexualbetätigung denkbar.

Es darf hier an den Ausspruch erinnert werden, nach dem schon F. J. Gall (47) diese Beziehungen gekennzeichnet hat: „*L'instinct de la réproduction est une fonction du cerveau et n'appartient nullement aux parties sexuelles.*"

Etwas ganz anderes ist es natürlich, daß die Entwicklung der psychischen wie der physischen Geschlechtscharaktere an die Anwesenheit spezifisch funktionierender Anteile der Keimdrüsen geknüpft ist, daß das Männchen zum Männchen durch die Wirksamkeit des innersekretorischen Anteiles des Hodens wird, das Weibchen zum Weibchen durch die entsprechenden Zellkomplexe des Eierstockes [1].

Vielleicht darf man die hier obwaltenden Beziehungen dahin formulieren, daß zwar der Sexualaffekt oder das Sexualleben überhaupt in den somatischen Sexualfunktionen im allgemeinen gründe, daß aber das einzelne sexuale Erlebnis als solches nicht an die körperlichen Manifestationen gebunden sei, nicht einmal an eine Andeutung, eine Skizze, wenn man will, solcher. Nur daß in der Regel ein solches Auseinanderfallen nicht vorkommt. Vielmehr gilt wohl, daß in der Sphäre des Sexuallebens körperliches und seelisches Geschehen inniger verhaftet ist, als sonst meist im Affektleben, vielleicht am allerinnigsten überhaupt.

Was die Formen der körperlichen Äußerungen des Geschlechtstriebes anlangt und die verschiedenen Weisen, in welchen der Mensch diesem Triebe Befriedigung verschafft oder zu schaffen versucht, so fällt deren Erörterung außerhalb der hier gesteckten Grenzen. Es ist für die psychologische Betrachtung grundsätzlich belanglos, ob das Erlebnis der Entspannung des Sexualaffektes durch den normalen Geschlechtsverkehr oder irgendeine seiner Varianten, durch homosexuale, sodomitische, autoerotische usw. Praktiken herbeigeführt wird, soferne es sich dabei allemal um das gleiche Erlebnis der Befriedigung handelt. Und ebenso sind alle diese Varianten irrelevant, wenn sie als unbefriedigend erlebt

[1] In diesem Zusammenhange ist die Hypothese zu erwähnen, welche die homosexuale Abartung auf Funktionsanomalien, ja geradezu auf die Anwesenheit von Zellelementen des anderen Geschlechtstypus in den Keimdrüsen des Betreffenden beziehen will. Man wird sich wohl, einerseits mit Rücksicht auf die klinische Erfahrung, die nicht gerade zugunsten der konstitutionellen Inversion spricht, andererseits mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der morphologischen Differenzierung, dieser Annahme gegenüber — zumindest vorderhand — skeptisch verhalten müssen. Vgl. S. 177.

werden, sei es, weil sie die Sexualentspannung nicht zu bewirken imstande sind, sei es, weil sich mit ihnen Reue, Vorwürfe, Bewußtsein der Sünde, der Charakterschwäche u. dgl. verknüpfen. Da und dort stellt die konkrete Form der Sexualbetätigung nur den peripheren Anhub für das seelische Geschehen dar, dessen Besonderheit wohl durchwegs von den Besonderheiten jener unabhängig gedacht werden darf.

Bevor nun in die Erörterung der einzelnen, oben flüchtig gekennzeichneten Spezialkapitel eingegangen werden kann, bedürfen zwei Fragen noch einer einigermaßen ausführlichen Erörterung.

Die erste ist diese: Welche Regungen des Seelenlebens dürfen wir überhaupt als sexuale ansehen? Diese Frage aufzuwerfen ist so müßig nicht, wie es etwa im ersten Augenblick den Anschein haben mag. Denn wir haben einerseits gesehen, daß zweifellos psychosexuale Erregungszustände unabhängig von den sie in der Regel begleitenden oder mit ihnen verknüpften somatischen Erscheinungen vorkommen können. Ist es dabei schon nicht zweifelhaft, daß wir es mit sexualen Erlebnissen zu tun haben, wenn z. B. die seelische Erregung fortdauert, während die somatischen Phänomene durch periphere Anästhesierung unterbrochen wurden, so wäre doch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß psychosexuale Vorgänge überhaupt ohne jede Beziehung zu körperlichen ablaufen könnten. Nun wird bekanntlich von der psychoanalytischen Schule behauptet, daß durch Verdrängung und Verschiebung Bewußtseinsphänomene ihres bewußt-sexualen Charakters entkleidet werden, ohne jedes Bewußtsein einer Beziehung auf Sexuelles erlebt werden, und dennoch sexuale Inhalte darstellen können. Auch der Prozeß der Sublimierung, welcher in dem gleichen Lehrgebäude eine Rolle spielt, aber auch sonst vor und nach dem Auftreten Freuds in verschiedener Darstellung behauptet wurde, käme hier in Betracht.

Ja, die Frage ist noch komplizierter. Nicht nur, daß sexual nicht gefärbte Erlebnisse oder die zumindest nicht als solche augenblicklich erlebt werden, vorkommen können, es ist auch vielleicht nicht einmal zulässig, alle Erlebnisse, die mit peripheren oder psychischen, ausgesprochen erotischen Momenten vergesellschaftet auftreten, ohne weiteres als der geschlechtlichen Sphäre angehörend aufzufassen. Diese Möglichkeit ist insbesondere angesichts der freilich sehr oft ausgesprochen sexuell gefärbten Ausdrucksweise der Mystiker in Erwägung zu ziehen. Man hat sich durch diese Erscheinung dazu verleiten lassen, die mystische Ekstase — zumindest vieler Personen — ohne weiteres mit sexualen Erregungen zu identifizieren. Gewiß könnte jemand höchstgradige sexuelle Zustände auch nicht anders beschreiben als die hl. Therese von Avila, Heinrich Seuse, die hl. Mechthildis von Magdeburg oder Rujsbroek — um nur einige Namen zu nennen — ihre Vereinigung mit Gott schildern. Folgt aber daraus, daß die mystische Ekstase ein sexuelles Erlebnis sei, oder auch nur, daß sie mit der Sexualsphäre irgendwie genetisch zusammenhängt? Das ist natürlich schwer zu entscheiden. Ich allerdings möchte mit Scheler[1] der Ansicht zuneigen, daß die

[1] Vgl. den Abschnitt über die Liebe w. u.

Beantwortung eher verneinend auszufallen habe. Nach allem, was wir aus den Berichten der Mystiker wissen, ist die Ekstase das Erlebnis der innigsten und vollkommensten Vereinigung eines Ich mit einem Du, des Individuums mit Gott. (Ob es dabei tatsächlich, wie vielfach angenommen wird, zu einer Aufhebung des Ich, einer Vernichtung, einem „Entwerden" der Individualität kommt oder nicht, ist hier nicht zu erörtern.) Der Mensch kennt aber in seinem gewöhnlichen Erdendasein kein Erlebnis, das an dieses der mystischen Ekstase heranreichen würde oder ihm auch nur qualitativ nahe stünde, wenn es nicht die Vereinigung der Geschlechter im sexualen Liebesakt ist. Nichts ist daher verständlicher, als daß der Versuch, das Unaussprechliche der „Vergottung" doch irgendwie in Menschenworte zu fassen, in eine überschwengliche Verwendung der erotischen Ausdrucksweise auslaufen mußte. Und an dieser Auffassung ändert auch die Tatsache nichts, daß der eine oder der andere unter den Mystikern effektive körperliche sexuelle Erregungen verspürte. Schließlich ist nicht nur das Wort Ausdrucksmittel, und dienen nicht nur die Sprechwerkzeuge der Konkretisierung des Erlebens, sondern der ganze körperliche Mensch bildet sozusagen in den ihm eigenen Möglichkeiten die seelischen Vorgänge ab. So scheint mir auch die geschlechtliche Erregung des Mystikers nur ein Ausdrucksmittel für die empfundene Entzückung zu sein, nicht deren Wesen oder deren Ursprung irgendwie zu kennzeichnen.

Aber auch im Bereiche des alltäglichen Lebens vermag man Beispiele dafür zu finden, daß gewisse Erlebnisse von sexuellen Regungen und Erregungen begleitet sein können, ohne darum selbst sexueller Natur oder sexueller Genese zu sein. Einer Kollegin ist aufgefallen, daß das Verhalten vieler junger Menschen bei telepathischen und hypnotischen Schaustellungen erotische Züge erkennen lasse, wodurch sie zu der Annahme veranlaßt wurde, die — nicht näher zu beschreibende, aber bekannte — eigentümliche Stimmung, Spannung des Auditoriums bei solchen Séancen als unmittelbar der Sexualsphäre angehörend zu deuten. Auch hier glaube ich, daß das ein voreiliger Schluß ist, der erst durch irgendeinen Beweis erhärtet werden müßte.

Wie aber diesen Beweis führen? Phänomenologische Analyse reicht offenbar hierzu nicht aus. In vielen Fällen mag es allerdings gelingen, das ursprüngliche Phänomen als nicht erotischer Natur von der sekundär hinzugetretenen Sexualerregung zu sondern, in vielen aber auch nicht. Bislang wird uns nur ein einziger Weg als gangbar und sicher zum Ziele führend gepriesen, das ist die Psychoanalyse. Ohne im mindesten die bedeutsamen Einsichten in Zusammenhänge und Verlaufsweisen zu verkennen, welche uns durch Freud eröffnet worden sind, scheint mir dennoch die psychoanalytische Methode keineswegs geeignet, hier weiterzuhelfen. Erstens deshalb, weil ich — was ich anderen Ortes ausführlich begründet habe — gerade gegen die Methode eine Reihe grundsätzlicher Einwendungen zu erheben mich berechtigt glaube und auch der Meinung bin, daß jene wertvollen Einsichten gar nicht mit Hilfe dieser Methode erlangt wurden, zweitens aber, weil — selbst die Berechtigung und Leistungsfähigkeit des psychoanalytischen Verfahrens zugegeben — auf

diesem Wege doch nur kausale Abhängigkeiten aufgedeckt werden können, wir aber nicht instand gesetzt werden, über die Natur eines Erlebnisses an und für sich etwas auszusagen.

Ich glaube nicht, daß es möglich ist, in jedem konkreten Falle die aufgeworfene Frage zu beantworten. Wollen wir Sexualpsychologie treiben, so werden wir uns zunächst an alle jene Vorkommnisse halten müssen, deren direkte Beziehung und Zugehörigkeit zur Sexualsphäre unmittelbar feststeht. Wir werden jene Erlebnisse, die mit sexuellen Phänomenen vergesellschaftet auftreten, anmerken und als mögliche Gegenstände der Sexualpsychologie behandeln dürfen, wohl aber uns eines abschließenden Urteils über ihre sexuale Natur und Entstehungsweise vorderhand enthalten müssen. Von dieser Stellungnahme, glaube ich, können uns mit noch so großer Sicherheit vorgetragene gegenteilige Äußerungen nicht abbringen. Wenn etwa Novalis den Ausspruch tat, es fließe die mystische Erotik aus Religion, Wollust und Grausamkeit zusammen, so würde das erstens noch gar nicht besagen, daß er damit jegliche Mystik schlechthin charakterisieren wollte, wie das Eulenburg (34) anzunehmen scheint, und zweitens gründen sich vielfach solche Urteile bei Dichtern, Philosophen, Psychologen, Sexualforschern auf die bloße Konstatierung des Nebeneinander- oder Miteinandervorkommens. Keineswegs aber auf eine, möglicherweise gar nicht erreichbare Einsicht in wesentliche Abhängigkeiten.

Für die hier geforderte vorsichtige Urteilsenthaltung scheint mir noch ein Moment zu sprechen. Es gibt Individuen oder im Leben einzelner Individuen gewisse Perioden, wo nahezu alles eine erotische Tinktion annimmt. Naturgenuß und Stillung des Hungers, körperliche Bewegung und ästhetische Erlebnisse — alles ist von einer erotischen Nuance durchsetzt. Soll man nun wirklich annehmen, daß alle diese Erlebnisse tatsächlich der Sexualsphäre angehören oder zumindest mit ihr in besonders intimer Weise verknüpft sind? Oder wäre es nicht näherliegend, zu sagen, daß die Sexualsphäre bei solchen Individuen eben besonders ansprechbar sei und miterregt werde, wenn irgendwo und irgendwie Erlebnisse ablaufen, die an und für sich nichts mit Sexualität zu tun haben? Entschließt man sich zu der ersten Annahme, so muß die Tatsache, daß die gleichen Erlebnisse bei anderen Individuen oder bei demselben zu anderen Zeiten ohne solche sexuale Tinktion aufzutreten vermögen, dazu führen, in diesen Fällen eine vollkommenere Umgestaltung des ursprünglich Sexualen zu der betreffenden Erlebnisart zu postulieren. Man gelangt dann dazu, letzten Endes alle Triebe und Regungen mit dem Sexualen zu identifizieren, etwa im Sinne der Libido-Theorie von G. C. Jung (62), der neuerdings auch Freud selbst zuzuneigen scheint. Damit verliert aber die Sexualsphäre ihr Sonderdasein, ihre Regungen werden gleichwertig allen anderen, vielmehr, um die tatsächlich bestehenden, unmittelbar einsichtigen und durch keine theoretische Konstruktion wegzudisputierenden Unterschiede aufrecht zu erhalten, muß die Trennung in einer anderen Ebene, jenseits der Aufgabelung des Urtriebes Libido in seine verschiedenen Manifestationsweisen vollzogen werden. Die Theorie der universalen Libido verliert aber dadurch jeden Erklärungswert und

jeden Wert als Grundlage einer Klassifikation; sie ist nur ein, vielleicht gewisse systematisierende, theoretische Bedürfnisse befriedigender letzter Beziehungspunkt, nicht aber ein Phänomenologie und Analyse orientierendes Prinzip.

Eine Einschränkung ist vielleicht am Platze. Es könnte nämlich sein, daß in der Erinnerung manche Erlebnisse sich ihres sexuellen Charakters entledigen und, trotzdem sie ursprünglich der Sexualsphäre entstammten oder ihr angehören, der Reflexion als ganz fernestehend imponieren. In manchen Fällen wird gewissenhafte Introspektion einen solchen Zusammenhang aufzudecken imstande sein. Dann ist natürlich der Zweifel durchaus zulässig, ob nicht auch andere, dem Bewußtsein als asexual erscheinende Vorkommnisse nicht doch letzten Endes und ihrem tiefsten Wesen nach sexuale Momente enthalten oder in der Sexualität gründen könnten. Daß dem so sei, behauptet ja die Psychoanalyse. Nur scheint mir wiederum kein Weg zur Entscheidung zu führen. Es muß aber diese Möglichkeit hervorgehoben werden, damit klar sei, daß der Zweifel, die Unmöglichkeit der Entscheidung sich nicht nur auf den angeblich sexuellen Charakter von Erlebnissen erstreckt, bei welchen uns ein solcher Zusammenhang nicht unmittelbar durchsichtig wird, sondern ebenso auf den nicht sexuellen von solchen, die von uns als der Sexualsphäre fernestehend unmittelbar erlebt werden.

In diesem Zusammenhange ist die Frage nach den Quellen einer Sexualpsychologie aufzuwerfen. Wie jede psychologische Betrachtung, orientiert sie sich vor allem an introspektiven Daten. Sie ergänzt sie aus der Fremdbeobachtung, zu der natürlich dann literarische Produkte, ethnologisches und kulturhistorisches Material, die Erfahrungen der Psychopathologie hinzutreten. Über alle diese Dinge sind keine Worte zu verlieren, mit Ausnahme der Fremdbeobachtung, insoferne sie es nicht mit Aussagen dritter Personen, sondern wirklich nur mit der Beobachtung des Verhaltens derselben zu tun hat.

Zweifellos gibt es Verhaltungsweisen, die den Schluß auf ihren Zusammenhang mit der Sexualität rechtfertigen. Zwei sich küssende junge Menschen werden allemal erotischer Beziehung verdächtig erscheinen dürfen, wenn wir von den Fällen von Geschwisterzärtlichkeit oder der Formalität etwa des Osterkusses absehen. Wobei man überdies noch die Frage aufwerfen könnte, inwieweit auffallende Zärtlichkeit zwischen Geschwistern nicht doch einen erotischen Zug besitze. Dasselbe gilt von sichtlichen Zeichen der Aufregung, Freude des einen beim unerwarteten Anblick des anderen. „*Omnis consuevit amans in coamantis aspectu pallescere*", sagt der um 1170 oder 1180 verfaßte Liebeskodex des Magisters Andreas, den Stendhal (110) zitiert. Es sind aber doch eigentlich in diesen wie so vielen anderen, leicht auszumalenden Fällen die äußeren Umstände, welche die Affektäußerung zur spezifischen, als erotisch zu erkennenden stigmatisieren. An und für sich sind es Zeichen der Aufregung, des Affektes überhaupt, die erst durch die besonderen Bedingungen des Auftretens ihre besondere Bedeutung erlangen. Es erscheint fraglich, ob es — von den auf die Genitalzone beschränkten Erscheinungen abgesehen — eindeutige Ausdruckserscheinungen des

psychosexuellen Zustandes gibt. Schließlich spricht ja auch nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Verhalten eines Menschen, der seufzt, Sehnsucht äußert, traurig oder verzweifelt usw. ist, Liebeskummer bedeutet — anderer Kummer, anderes Leiden können sich gewiß in gleicher Weise kundgeben.

Man muß sich angesichts dieser Schwierigkeit, schon beim Erwachsenen, dessen Seelenleben uns doch viel unmittelbarer verständlich und zugänglich ist, wundern, mit welcher Sicherheit manche Autoren kindliche Äußerungen als solche der sexualen Erregung oder Lust auffassen. Den Lehren der Psychoanalytiker zufolge ist der Ausdruck eines schnullenden Kindes z. B. ohne weiteres dem des erotisch genießenden Erwachsenen gleichzusetzen. Und so werden eine Reihe anderer kindlicher Verhaltungsweisen, etwa das Hin- und Herschaukeln des Oberkörpers, als Akte der infantilen Sexualbetätigung angesehen — Schlüsse, die mir aus den angeführten Gründen nichts weniger als zwingend erscheinen, wovon noch ausführlicher die Rede sein soll.

Ebensowenig bin ich von der oft gehörten Behauptung überzeugt, daß die hl. Therese des Bernini einfach den Zustand erotischer Hingabe darstelle. Man wird die äußere Ähnlichkeit, ja Identität des Ausdruckes zugeben können, ohne darum gezwungen zu sein, jene Aufstellung zu akzeptieren. Außerdem gilt ja auch hier die oben angestellte Überlegung: gesetzt den Fall, es handle sich um die Darstellung rein erotischer Verzückung, so brauchte deshalb noch immer nicht, weder in Wirklichkeit, noch im Geiste des schaffenden Künstlers, ein Zusammenfallen der beiden Ekstasen stattgefunden zu haben. Und der Pfeil, mit dem der hinter der Gestalt der Heiligen befindliche Engel gegen ihr Herz zielt und der dem Psychoanalytiker die sexuale Interpretation des Kunstwerkes so ungemein erleichtert, mag schließlich nichts anderes als die Verkörperung eines Gleichnisses sein, das nicht mehr sexuale Bedeutung zu haben braucht als das, welches im Stabat mater von dem das Herz Marias durchbohrenden Schwerte spricht.

Die zweite Frage ist die nach den Elementen, aus denen die Psychosexualität sich aufbaut — soweit es überhaupt statthaft ist, von Elementen im Seelischen zu sprechen — und von der Stellung der sexualen Erlebnisse in der Gesamtheit des Psychischen.

Moll (83) hat den Geschlechtstrieb in zwei, zwar miteinander meist vergesellschaftete, aber nicht mit zwingender Notwendigkeit verbundene Triebregungen zerlegt. Von diesen beiden Trieben nennt er den einen Detumeszenztrieb, jenen, welcher auf die Entledigung des Geschlechtsproduktes drängt, und den anderen Kontrektationstrieb, dessen Ziel die innige Berührung mit dem Sexualobjekt bildet. Dieser zunächst biologischen Zerlegung sollen auch zwei Momente der psychosexualen Abläufe entsprechen. Man wird dem Detumeszenztrieb eine gewisse nach Lösung drängende Spannung, dem Kontrektationstrieb den Wunsch nach Annäherung an, Vereinigung mit dem Sexualobjekt an die Seite stellen dürfen. Eine eingehendere psychologische Charakterisierung soll späterhin versucht werden.

Es ist indes notwendig, sich schon an dieser Stelle mit einer anderen Lehre vom Aufbau der Sexualität auseinanderzusetzen, das ist die wiederum von Freud (43) inaugurierte Anschauung von den den eigentlichen und endgültigen Sexualtrieb aufbauenden „Partialtrieben". Es ist diese Erörterung um so notwendiger, als es sich bei dieser Lehre nicht um eine biologische, sondern ausgesprochen um eine psychologische handelt. Man muß sich fragen, welche Gründe für die Anerkennung solcher Partialtriebe als real vorkommender Erlebnisse oder Seiten von Erlebnissen sprechen, ob diese Zerfällung der Sexualität in und ihre Entwicklung aus solchen Partialtrieben mehr sei als eine Andeutung, eine Fiktion, und wenn das nicht der Fall sein sollte, welcher der heuristische und Erklärungswert dieser Fiktion etwa sei.

Als derartige Partialtriebe bezeichnet Freud in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie": den Trieb der Schaulust und der Exhibition und den aktiv und passiv ausgebildeten Trieb zur Grausamkeit (a. a. O. S. 25). Auch diese Partialtriebe sollen nichts Primäres sein, sondern eine weitere Zerlegung zulassen. Man wird ohne weiteres zugeben, daß die genannten Triebe auch im normalen Sexualleben angetroffen werden, daß demselben etwa eine bald mehr, bald weniger ausgesprochene Aggressionstendenz eignet, und daß die Lust am Schmerze, angetanem und erlittenem, durchaus in die Breite des Normalen fällt; man denke etwa an die genauen Vorschriften des Kamasutram hinsichtlich des Gebrauches der Zähne und der Nägel. Ebenso ist ein gewisser exhibitionistischer Zug anzuerkennen (s. w. u. über die Entkleidungsphantasien) und sicherlich eine, meist sogar deutliche Schaulust. Es frägt sich aber, ob man berechtigt ist, diese Momente normaler Sexualität deshalb, weil sie in manchen Fällen — Perversionen, Neurosen — manifest oder vielleicht maskiert das Übergewicht erlangen, das Bild der Sexualität beherrschen können, als „Partialtriebe" anzusehen, was doch schlechterdings nichts anderes besagen kann, als daß ihnen eine relative Selbständigkeit zuerkannt werden soll und daß sie daher als an und für sich relativ unabhängige Konstituentien in den Gesamtsexualtrieb eingehen. Methodologisch ist hierzu anzumerken, daß diese Lehre aus der Beobachtung des Abnormen stammt, hergeleitet ist aus der analytischen Betrachtung der Perversionen einerseits, der Psychoneurosen anderseits. Wiewohl nun niemand bezweifeln wird, daß die Psychopathologie außerordentlich bedeutsame Aufklärungen für die Erkenntnis der normalen Seelenvorgänge liefern kann und geliefert hat, so darf sie doch nicht alleinige Erkenntnisquelle und vielleicht auch nicht Ausgangspunkt sein. Man wird m. E. Scheler (161) recht geben müssen, wenn er grundsätzlich der Psychoanalyse zum Vorwurf macht, daß sie ihre aus der Beobachtung von pathologischem oder zumindest abgeartetem Material her abgeleiteten Erfahrungen und Anschauungen ohne weiteres auf die Verhältnisse beim Normalen glaubt übertragen zu können. Auf alle Fälle müßten derart gewonnene Theoreme den Nachweis ihrer Gültigkeit für das normale Sexualleben erbringen. Die Psychoanalyse hat diesen Versuch zwar unternommen; aber nicht, indem sie durch eine Analyse des Gesunden den Bestand gleicher Mechanismen, Triebe usw. für dessen Sexualität nachwies, sondern indem

sie gewisse, sich solcher Erklärung bietende Erscheinungen einfach auf Grund der Erfahrungen am Pathologischen interpretierte. Ich kann an dieser Stelle unmöglich auf eine Kritik psychoanalytischer Methodik eingehen, wiewohl es eigentlich erforderlich wäre, da die moderne Sexualforschung sich vielfach derselben bedient, und gar manche Behauptung nur durch diese Genese verständlich wird. Einiges wird zwar anläßlich der Erörterung über die etwaigen Umgestaltungen des Sexualtriebes und an anderen Stellen noch nachgetragen werden können, doch wird auch dies schlechterdings fragmentarisch bleiben müssen. Vielleicht darf hier auf meine anderen Ortes gegebene Würdigung psychoanalytischer Methoden und Theorien verwiesen werden.

Die Lehre von den Partialtrieben läßt sich also vielleicht in Kürze folgendermaßen formulieren. Während die Sexualität des normalen Erwachsenen beherrscht wird von der spezifischen Geschlechtsempfindung und dem mit ihr verquickten, auf sie aufgebauten Sexualaffekt, sehen wir beim Kinde nicht nur die verschiedensten Körperregionen zu Quellen sexualer Lust werden, sondern daneben auch eine gewisse Richtung auf andere Personen, die aber natürlich nicht auf das normale Sexualziel gehen kann, sondern sich in Gestalt der Schau- und Zeigelust sowie der Grausamkeit äußert. Von diesen Trieben nun heißt es, daß sie „in ihre innigen Beziehungen zum Sexualleben erst später eintreten, aber schon in den Kinderjahren als zunächst von der erogenen Sexualtätigkeit gesonderte, selbständige Strebungen bemerkbar werden"; aber auch, „daß der Schautrieb beim Kinde als spontane Sexualäußerung aufzutreten vermag". Dagegen soll die Entwicklung der „Grausamkeitskomponente des Sexualtriebes" eine weit größere Unabhängigkeit von der sonstigen, an erogene Zonen gebundenen Sexualbetätigung erkennen lassen, wenn auch hier vorzeitige Verschmelzungen vorkämen. Die Sexualität des Erwachsenen faßt nun diese relativ unabhängigen „Partialtriebe" oder „Komponenten", die genitalen oder erogenen i. e. S., den Schau- bzw. Zeigetrieb und die Grausamkeit in ein einheitliches Gebilde zusammen, das also erst aus der Verschmelzung dieser Komponenten entsteht, und innerhalb dessen diese, je nach der individuellen Beschaffenheit, am deutlichsten bei den Perversen, mehr oder weniger hervortreten.

Sehen wir von den oben angedeuteten methodischen Bedenken ab, und nehmen wir an, es ließe sich das beim pathologischen Materiale aufzufindende Tatsächliche auch beim normalen aufzeigen, so bleibt noch immer die Frage nach der Berechtigung der Interpretation. Deskriptiv läßt sich doch zunächst nur feststellen, daß die gegensätzlichen Triebpaare vorkommen und je nachdem das Gesamtbild der psychosexualen Beschaffenheit eines Individuums nuancieren. Jede Behauptung von ihrer Sonderexistenz und konstitutiven Bedeutung geht natürlich über das Tatsächliche hinaus und ist Theorem. Sie kann Anspruch auf Anerkennung nur dann erheben, wenn sie in sich logisch gerechtfertigt ist und das Tatsächliche in widerspruchsfreier und für weitere Erkenntnis brauchbarer Weise zu ordnen vermag, d. h. sie muß der immanenten Kritik ebenso wie der Konfrontierung mit den phänomenologischen Tatsachen standhalten. Ich glaube nicht, daß dies der Fall ist. Zunächst wird bei dieser Aufstellung nämlich die grund-

sätzliche Annahme gemacht, daß der Sexualtrieb irgendwie additiv aus Einzelteilen entstehen könne; daß mit dieser Annahme gewisse prinzipielle Bedenken wachgerufen werden, scheint A. Adler (2) bemerkt zu haben, da er sich bewogen sah, für das Zusammentreten der Partialtriebe zu dem Ganzen des vollendeten Sexualtriebes den Begriff der „Triebverschränkung" zu schaffen, um offenbar dadurch eine über die bloße Summation nach Analogie des Zusammenwirkens physikalischer Kräfte hinausgehende, spezifische und Spezifisches erzeugende Verknüpfungsart anzudeuten. Die Aufstellung der Lehre von den Partialtrieben gründet anscheinend in der das ganze psychoanalytische Theoriengebäude durchsetzenden Grundannahme, daß das Seelenleben in seiner Gesetzlichkeit nach Art naturwissenschaftlicher Erkenntnisweisen erfaßt werden könne, daß man berechtigt sei, auch hier von Kräften zu sprechen, die sich zueinander addieren oder voneinander subtrahieren lassen, von Mechanismen und dergleichen, die gewissermaßen isoliert, herausgelöst aus der Totalität des Seelischen, einer Betrachtung unterworfen werden können, sowie etwa die Bewegungen zweier Massen, so sehr sie letzten Endes jeden Augenblick vom Gesamtzustande des Kosmos determiniert werden, für sich behandelt werden können. Gewiß wird jede wissenschaftliche Psychologie den jeweils sie interessierenden Aspekt seelischen Geschehens isolieren und für sich betrachten; daraus folgt aber keineswegs, daß allemal die Möglichkeit additiver Zusammensetzung zum Ganzen angenommen werden müßte. Mit solchen Fragen rührt man, wie einzusehen, an die letzten Grundlagen psychologischer Forschung überhaupt, die nicht mehr der Psychologie, sondern der Theorie der Psychologie, ihrer Wissenschaftslehre, der Erkenntnistheorie, angehören, und eben darum hier auch nicht zur Diskussion stehen können. Es sollte nur auf diese Grundannahme hingewiesen werden und auf die Notwendigkeit, sie vor dem Forum der Erkenntnistheorie zu rechtfertigen, darauf, daß sie nicht ohne weiteres Gültigkeit beanspruchen darf.

Dagegen ist es an dieser Stelle wohl gestattet, die Frage nach den Beziehungen der Lehre von den Partialtrieben zu den psychologischen Tatsachen aufzuwerfen. Es scheint zweifellos das sexuale Erleben als solches eine Zerlegung in konstituierende Faktoren nicht zuzulassen. Die verschiedenen Nuancen, in welchen es bei verschiedenen oder auch bei ein und demselben Individuum auftritt, imponieren eben nur als Nuancen, als qualitative Varianten einer an sich stets identischen und als identisch stets unmittelbar erkannten Tendenz, nicht aber als ein Mehr oder Weniger von dieser oder jener Komponente. Man wird sogar zweifeln dürfen, ob diese Nuancierung überhaupt den Kern des sexualen Erlebens selbst trifft. Es hat den Anschein — wovon später noch mehr zu sagen sein wird —, daß die Inhalte dieses Erlebens zwar die verschiedensten Gestalten annehmen können, daß, in der sehr treffenden Terminologie Freuds, Sexualziel und Sexualobjekt weitgehend wechseln können, daß aber jene Momente, welche dem Erleben die Signatur eben des Sexuellen aufprägen, sich allemal gleichbleiben. Erst durch die „Verschränkung" der Schaulust, Schmerzlust usw. mit diesem in sich unveränderlichen Sexualtrieb erlangen die genannten Triebe eine Beziehung zu Sexuellem. Sie können

also für sich keine Partialtriebe der Sexualität sein; denn, um diese Funktion zu erfüllen, müßte ihnen, unabhängig von ihrem Zusammentreten mit dem sexualen Grundtrieb, eine Beziehung zur Sexualsphäre innewohnen.

Warum letzten Endes diese Partialtriebe gerade befähigt sind, Komponenten des schließlichen Geschlechtstriebes abzugeben, wird, soviel ich sehen kann, von der psychoanalytischen Theorie nicht ersichtlich gemacht. Nur eine — im Abschnitte über die Ontogenie der Sexualität in extenso aufzuführende — Stelle in den Abhandlungen Freuds über infantile Sexualtheorien weist darauf hin, daß Freud offenbar der erogenen Sexualtätigkeit von vorneherein ein Moment der Aggression (das Kind empfinde einen unbestimmten Drang zu allerlei aggressiven Handlungen, so auch „ein Loch aufzureißen") zuschreiben will.

Nimmt man nun an, es sei tatsächlich solch eine Synthese aus Partialtrieben in irgendeiner Weise vorstellbar, wogegen ja eben schwere Bedenken auftauchten, so wird man immer fragen müssen, ob denn mit der Aufstellung dieser „Partialtriebe" wirklich etwas gewonnen ist, vor allem, ob damit ein für die Sexualsphäre irgend charakteristisches Merkmal aufgefunden sein könnte, das sie vor sonstigen Bereichen seelischen Geschehens auszeichnen, abzusondern gestatten würde.

Gerade das scheint mir aber nicht der Fall zu sein. So bestechend diese ganze Theorie zunächst klingt, so gering deucht mich bei näherem Zusehen ihr Erklärungswert. Geht man von der vollentwickelten Sexualität aus, so besagt die Lehre, daß Schau- bzw. Zeigelust und Aggressionstrieb bzw. dessen Negativ in den Dienst der sexualen Lustgewinnung gestellt werden. Diese Lustgewinnung kann normalerweise nur verwirklicht werden durch die Inbeziehungsetzung mit einem zweiten Individuum. Hat es nicht den Anschein, als sei die Aufzählung jener konstituierenden Partialtriebe mit dem eben ausgesprochenen Satz durchaus gleichbedeutend? Denn es kann doch wohl eine Beziehung zwischen zwei Individuen kaum anders hergestellt werden, denn durch wechselseitige Betrachtung, wechselseitige Berührung und Bewältigung. Überhaupt zu keinem Gegenstande der Außenwelt ist auf andere Weise eine Beziehung zu verwirklichen. Es heißt dann diese ganze Lehre doch nichts anderes, als daß alle jene Verhaltungsweisen, durch die sich das Individuum der Welt überhaupt bemächtigt, ihm auch bei der Bemächtigung eines zweiten Individuums dienstbar werden, selbstverständlich werden müssen, weil andere Mittel gar nicht zu Gebote stehen.

Und wenn wir hören, daß mit der Herstellung des Primates der Genitalzone diese „Partialtriebe" nunmehr synthetisch mit dem spezifisch erogenen Triebe verschmelzen, so kann auch diese Behauptung nur den Sinn haben, daß eine neu sich geltend machende Richtung der Bemächtigung in vorhandenen, früher aber natürlich in diesem Sinne noch nicht verwerteten — denn es fehlte das Bezugszentrum — Verhaltungsweisen gegenüber der Welt im allgemeinen auch diesem neuen, zumindest in seiner Eindeutigkeit und Stärke neuen, Triebe zur Verfügung gestellt wird. Letzten Endes scheint also die Lehre von den Partialtrieben

nicht mehr zu besagen als dieses: daß die Bemächtigung des Weltbestandteiles „Anderes Individuum" nach dem gleichen Schema versucht wird wie die der anderen Weltbestandteile auch.

Vielleicht klären sich diese komplizierten Verhältnisse einigermaßen — obwohl sie kaum je, sicherlich nicht auf Grund unserer heutigen Einsichten völlig durchsichtig werden mögen —, wenn man den Sexualtrieb wirklich phänomenologisch so gut es geht zu erfassen trachtet. Es scheint mir hier eine Unterscheidung möglich zu sein, welche Stransky (112) einmal in bezug auf die Angst getroffen hat. Stransky nämlich führt aus, daß man eine „Angstempfindung" unterscheiden könne von dem „Angstaffekt". „Erstere stellt eine, bzw. besser gesagt, eine Gruppe verwandter, in das große Gebiet der sogenannten Gemeinempfindungen, speziell zu der als Organempfindungen bezeichneten Unterklasse dieser letzteren gehöriger Empfindungen dar, welche eine charakteristische spezifische Färbung besitzen." Es wird darauf verwiesen, daß französische Autoren, so vor allem Brissaud, strenge *„angoisse"* und *„anxiété"* auseinanderhalten, ferner, daß die gleiche Scheidung von mehr weniger elementaren Empfindungen und den auf ihnen sich aufbauenden affektiven Zuständen auch anderweits aufzeigbar sei, so beim Schmerz, beim Ekel, beim Schwindel.

Analog dürfte wohl auch innerhalb der Sphäre sexualen Erlebens zwischen der Geschlechtsempfindung und der komplexen, ihr superponierten, in ihr gründenden Gesamtlage psychischer Sexualerregung unterschieden werden können. Die Sexualempfindung braucht dabei übrigens keineswegs allein als Wahrnehmung spezifisch genitaler Vorgänge angesehen zu werden, wenn auch diese — selbstverständlich — in der Regel ausschlaggebend sind.

Wendet man diese, nicht rein begriffliche, sondern m. E. im Phänomenalen unmittelbar als tatsächlich zu konstatierende Scheidung auf die oben beregte Frage nach den etwaigen konstituierenden Faktoren der Sexualität an, so scheint sich folgendes sagen zu lassen. Für die Geschlechtsempfindungen sind Partialtriebe, welche sie konstituieren sollen, wohl nicht denkbar. Auch die Mollsche Auseinanderlegung in Kontrektations- und Detumeszenztrieb kann hier nicht gelten. Denn offenbar ist die Geschlechtsempfindung durch diese Triebe nur ausgelöst, sie gehen aber — glaube ich — nicht in dieselbe als Erlebnis ein. Ja, im Lichte dieser Gegenüberstellung: Geschlechtsempfindung — Geschlechtsaffekt erscheinen die zwei Grundtriebe Molls als gar nicht ein und derselben Sphäre angehörend. Denn die Organempfindungen, welche zur Detumeszenz drängen, sind doch wohl nicht mit jenen Neigungen auf eine Stufe zu stellen, die sich als Kontrektations-, als Berührungstrieb äußern. Man wäre versucht zu sagen, jene tragen zur Geschlechtsempfindung, diese zum Sexualaffekt bei. Die Mollsche Scheidung ist eben, wie oben schon bemerkt, wesentlich eine biologische, keine psychologische, d. h. es entsprechen ihr zwar differente seelische Abläufe, aber deren Unterscheidung wird durch die beiden genannten Begriffe nicht erschöpfend und nicht in ihrem Wesen getroffen.

Nur in den Sexualaffekt könnten solche Partialtriebe eingehen. Sie können sich nicht zu ihm verschränken, sondern höchstens mit ihm, denn er ist, wie gesagt, die Voraussetzung, damit die Partialtriebe überhaupt erst eine Beziehung auf Sexuales erlangen. Nun aber scheint mir die Lehre von den Partialtrieben nichts anderes zu sein, als eine Ausdeutung des Tatbestandes, daß Affektzustände weite und wechselnde Bereiche seelischen Geschehens sozusagen an sich ziehen und durchdringen können. Also, daß die Existenz solcher Nuancierungen der Affektauswirkung keineswegs eine Eigentümlichkeit des Sexualaffektes sei. Der Ausdruck: Auswirkung wolle nicht mißverstanden werden. Es ist nicht damit die Menge der konsekutiven Phänomene gemeint, die sich an einen manifesten Sexualaffekt anschließen oder durch ihn bedingt werden, sondern etwa dieses: der sich im Laufe des Lebens oder in einem einzelnen Zeitpunkt desselben — chronisch oder akut sozusagen — entfaltende Sexualaffekt zieht, je nach Konstitution und Konstellation oder Kondition verschiedene Bereiche in seine Kreise, durchdringt sie und bedient sich ihrer gewissermaßen, um sich zu verkörpern, natürlich in metaphorischem Sinne[1]. Die Partialtriebe können dem Sexualaffekt nur das Material liefern, in dem und an dem er sich betätigen und gestalten soll, nicht aber ihn selbst konstituieren.

Ich will gerne gestehen, daß diese Frage noch weiterer Vertiefung bedarf, glaube aber nicht, daß unsere tatsächlichen Kenntnisse dazu heute ausreichen, und eine daher notwendigerweise mehr apriorische und spekulative Betrachtung dürfte hier nicht angezeigt sein. Wie noch an vielen Punkten muß auch hier die Diskussion sich mit einem negativen Ergebnis einstweilen zufrieden geben. Übrigens kommen wir darauf noch zurück.

Im Anschluß an die eben gepflogenen Erörterungen ist nun noch die letzte Frage, mit der sich dieser einleitende Abschnitt zu befassen hat, kurz zu erörtern, die Frage nach der Stellung der Psychosexualität innerhalb der Gesamtheit seelischen Lebens. Eben wurde angeführt, daß die Phänomene der Sexualität sich nach zwei Richtungen scheiden lassen, daß man Anlaß hat, eine Sexualempfindung neben einem komplexen psychischen Gesamtzustand anzunehmen, welchen man wohl ohne weiteres als Sexualaffekt bezeichnen darf. Die Sexualempfindung ist genetisch jedenfalls an gewisse Organreize gebunden, an Spontanveränderungen der Organe, wie die durch die Ansammlung des Keimdrüsensekretes gesetzt werden mögen, und an Reize, wie sie durch Berührungen der erogenen Zonen bewirkt werden. Sicherlich ist aber dieser Weg von der Peripherie zum Zentrum nicht der einzige, auf welchem die Sexual-

---

[1] Ich möchte nicht unterlassen, auf eine Verwandtschaft dieses Gedankenganges mit solchen der Psychoanalyse hinzuweisen; man könnte hier nämlich an die „Traumarbeit" denken, und meinen, sowie dort der latente Trauminhalt das Material für seine manifeste Gestaltung wo immer herbezieht („Tagesreste"), so werde hier einem an sich noch gestaltlosen Affekt oder Trieb eine Wirkung ähnlicher Art zugeschrieben. Ich glaube, die Analogie ist mehr äußerlich. Jedenfalls will es hier ein ungefähres Bild, dort eine adäquate Darstellung konkreter Vorgänge sein.

empfindung zustande kommen kann, da die alltägliche Erfahrung lehrt, daß auch die umgekehrte Richtung durchaus gangbar ist, daß Vorstellungen, Phantasien, sowie Reize anderer Sinnesgebiete die Sexualempfindung entstehen lassen — allerdings offenbar auf dem Umwege über die peripheren Mechanismen. Man wird also vielleicht sagen dürfen, daß die Sexualempfindung wesentlich an gewisse somatische Veränderungen geknüpft sei, welche ihrerseits teils durch periphere Reize, teils durch psychische Momente hervorgerufen werden können. Ob es Halluzinationen auf diesem Gebiete gibt, ist schwer zu entscheiden. Es müßte überhaupt erst die Vorfrage Beantwortung finden, ob halluzinatorische Zustände dieser Art — also z. B. eine halluzinatorische Angstempfindung — vorkommen; es wäre ja denkbar, daß sich bei Fällen, für welche man solches anzunehmen geneigt wäre, immer wieder die periphere Veränderung nachweisen oder zumindest wahrscheinlich machen ließe, bei der Angst Veränderungen des Zirkulationsapparates (vgl. Braun, Herz und Psyche), bei der Sexualempfindung Erregungen der genitalen und der ihr funktional angeordneten Zonen. Freilich dürfte sich die Beweisführung in diesem Punkte recht schwierig gestalten. Man trifft zwar, und nicht selten, auf Geisteskranke, welche über absonderliche Sensationen im Bereiche der Geschlechtsorgane klagen; bekanntlich sind solche Äußerungen von Schizophrenen häufig zu vernehmen. Ich entsinne mich eines solchen Kranken, welcher während der körperlichen Untersuchung angab, jetzt eben werde ihm — durch einen komplizierten Beeinflussungsapparat seiner Feinde, mit Hilfe von Strahlen geheimnisvoller Art — das Glied „verstört"; eine sichtbare Veränderung am Genitale, etwa angedeutete Erektion, war nicht wahrzunehmen. Aber von diesem negativen Befunde bis zur Annahme einer Halluzination ist doch noch ein weiter Weg.

Was nun den Sexualaffekt anlangt, so ist ja seine psychologische Umgrenzung und Beschreibung Aufgabe eines besonderen Abschnittes der folgenden Darstellung. Hier nur soviel: ohne uns auf Begriffsbestimmungen einzulassen, ist wohl klar, daß dieser Zustand der emotiven Sphäre angehört und Affekt genannt werden darf. Er teilt mit den sonstigen Affekten die Eigentümlichkeit, bei einer gewissen Ausprägung sozusagen die Hegemonie innerhalb der Seele an sich zu reißen, alles andere, was inhaltlich anderweitig bestimmt daneben noch etwa abläuft, zu durchdringen und zu färben. Mehr als irgendein anderer Affekt vermag er in jenen chronischen Zustand überzugehen, den man Leidenschaft nennt. Es rechtfertigt sich aber die besondere Behandlung gerade dieses einen Affektes, an Stelle einer Einfügung desselben in eine Psychologie des Affektlebens überhaupt, eben dadurch, daß er mehr als sonst einer sekundäre affektive Prozesse hervorzurufen vermag; kaum je wird ein anderes affektives Verhalten Weiterungen zeugen, wie es die Eifersucht, die Leidenschaft des Dienens u. dgl. sind; kaum je auch wird ein anderer Affekt so umgestaltend auf die Gesamtpsyche einwirken können, wie es die Geschlechtsliebe tut. Gewiß kommt das vor: Religion, Vaterlandsliebe, politische Überzeugungen — aber wie sehr uns die Affekte der Sexualität als Prototyp und eigentliches Gebiet solcher Ver-

haltungsweisen erscheinen, lehrt doch der Umstand, daß wir in jenen anderen Fällen eben von „Liebe" sprechen: Liebe zu Gott, zum Vaterland, zur Sache.

In dieser Einleitung sei noch ein Wort über die gewählte Darstellung, vornehmlich über die Verwertung der Literatur angefügt. Eine wirkliche Psychologie der Sexualität ist kaum zu finden; das Beste hat wohl Stendhal (110) gesagt in seiner aphoristischen Weise. Die wissenschaftliche Literatur ist arm an brauchbaren zusammenfassenden und Einzeldarstellungen. Was aus der Literatur stammt in den folgenden Ausführungen, wird der Kundige leicht bemerken. Unaufhörlich Autoren zu zitieren, habe ich für überflüssig und den Gang der Darstellung störend erachtet. Das Literaturverzeichnis ist weit davon entfernt, eine Bibliographie der Sexualpsychologie, geschweige der Sexuologie überhaupt sein zu wollen. Es sind Hinweise auf die benützte Literatur und auf jene Arbeiten, von denen aus man zu weiterer Orientierung gelangen kann. Insbesondere fehlt die sexualpathologische Literatur fast völlig — aus Gründen, die sich aus den späteren Darlegungen ergeben werden — sowie alles ethnologische Material, das, interessant an sich, zwar über Sitten und Gebräuche, nicht aber über Seelisches Aufschluß gibt.

DIE SEXUALITÄT DER GESCHLECHTSREIFEN

Die Geschlechtsempfindung, d. h. die Summe aller jener Sensationen, welche die ausgebildete oder abortive geschlechtliche Erregung mit sich bringt, ist nicht zu beschreiben. Es lassen sich einzelne Momente an ihr wohl angeben, das Gesamterlebnis aber kann nur aufgewiesen, nicht beschrieben werden. Überdies sind die dazu vorliegenden Angaben außerordentlich mangelhaft und unpräzise. Die Betrachtung der Sexualempfindung muß deren Anstieg, Kulmination und Abklingen berücksichtigen. In allen Stadien findet man in der Geschlechtsempfindung neben den spezifisch an die Geschlechtsorgane gebundenen Sensationen eine Reihe weiterer, die doch wohl eine gewisse Scheidung in primäre und sekundäre auch unmittelbar für das Bewußtsein des Erlebenden zulassen. Sekundär sind z. B. die Beschleunigung der Herztätigkeit, eine gewisse muskuläre Unruhe u. dgl.

Die spezifische Organempfindung kann in ihrem Beginne und Anstiege am ehesten als eine Spannungsempfindung gekennzeichnet werden von eigentümlicher Art. Ihr Zustandekommen verlangt nicht unbedingt die manifeste Organveränderung (Erektion), indem sie zweifellos derselben vorangehen kann. Wir wissen, daß normalerweise von unseren Organen in das Zentrum einströmende Reize nicht zu deutlich unterschiedenen, wenn überhaupt zu Empfindungen Anlaß geben. Die „Organgefühle" entstehen erst durch — normale oder pathologische — Zustandsänderungen oder gelegentlich durch besondere Hinwendung der Aufmerksamkeit auf das betreffende Organ. Sowohl letztere Einstellung als auch mechanische Reizung, Druck, Berührung erzeugen irgendwelche spezifische Empfindungen an den Geschlechtsteilen. Es wäre interessant zu wissen, ob die Spannungsempfindung bzw. der durch sie als hervorstechendstes Merkmal gekennzeichnete Empfindungskomplex der beginnenden und ansteigenden Sexualerregung mit diesen Organempfindungen irgendwie wesensverwandt ist oder aus ihnen hervorgeht. Dies zu entscheiden, bin ich indes außerstande. Wohl niemals erreicht diese Empfindung nennenswertere Ausprägung, ohne von den spezifischen Organveränderungen begleitet zu werden. Mit diesen verbindet sich ein Drang nach Lösung, nach dem Sexualziel, der aber keineswegs immer zur Krise führen muß.

Was den Gefühlswert dieser Empfindungen anlangt, so ist zu sagen, daß die Spannung selbst bereits lustbetont ist, nicht erst deren Lösung, daher sie auch von Individuen aufgesucht wird, welche sicherlich von der Unmöglichkeit wissen, in einer gegebenen Situation die Lösung herbeizuführen. Es gibt sogar Menschen, welche den Lustwert der bloßen Erregung über den der Befriedigung stellen. Indes verdient angemerkt zu werden, daß somatische Erregungszustände der Genitalsphäre — allerdings wohl nur in pathologischen Zuständen — vorkommen, welche ganz

ohne Lustgefühle, ja mit ausgesprochenen quälenden Unlustgefühlen einhergehen (Priapismus). Von diesen Ausnahmen aber abgesehen, können sich Unlustmomente auch dem Erleben der normalen Sexualerregung beimischen. Sekundärer Natur, wenn es sich um Reaktionen auf die Erregung, Gefühl der Schuld, der Sünde, des Unreinen u. dgl. handelt, auch dann, wenn die Erregung als störend empfunden wird, als Ablenkung von anderen Erlebnissen; primärer Natur, wenn die Spannung einen gewissen Grad, ohne die Aussicht auf eine Befriedigungsmöglichkeit, erreicht hat, obwohl dadurch die Auswirkung zumeist nicht aufgehoben erscheint. Darüber hinaus scheint es aber, daß eine gewisse Unlustkomponente, zumindest bei manchen Menschen, von vorneherein mitgegeben sei; es ist ein zugleich lust- und unlustbetonter Komplex, eine lustvolle Unlust, unlustvolle Lust. Eine Sonderung ist wohl nicht möglich. Die Bedeutung der Unlustkomponente für den Sexualaffekt kommt noch zur Sprache. Für Forster ist die Sexualspannung überhaupt wesentlich beunruhigend, schmerzlich, unlustbringend. Ob zwischen der Geschlechtsempfindung beim Manne und bei der Frau Unterschiede bestehen, ist kaum zu sagen. Man wird solche wohl schon mit Rücksicht auf die anatomischen Verschiedenheiten der Organe annehmen dürfen, aber kaum irgendwie präzisieren können. Eher möglich scheint es, im Bereiche der nicht an die Genitalsphäre gebundenen Empfindungen etwas über solche geschlechtsbedingte Differenzen auszumachen.

Diese Begleitphänomene sind, weil sie ohne scharfe Grenze in das dunkle Chaos der „Gemeinempfindungen" übergehen, ebenfalls schwer zu fassen, außerdem an keinen anatomisch definiten Ort gebunden. Vielleicht läßt sich ein eigenartiges Haut- und möglicherweise auch Muskelgefühl herausheben. Das Hautgefühl mag mit Blutverschiebungen zusammenhängen, die zum Teil und gelegentlich in Rötung der Gesichtshaut deutlich werden. Über diese Phänomene, die ja an und für sich experimenteller Analyse zugänglich wären, fehlen begreiflicherweise genauere Daten.

Auch die Krisis, die Lösung der Sexualspannung, ist ein spezifisch gefärbter Empfindungskomplex, in den nicht allein lokal ausgelöste, sondern auch den ganzen Körper beteiligende Sensationen eingehen. Hier ist eine genauere Analyse schon darum undurchführbar, weil in diesem Augenblicke eine Selbstbeobachtung wohl ausgeschlossen, aber auch die nachträgliche Erinnerung eine nur mangelhafte ist. Es scheint nicht, daß im Nachhinein eine wirkliche Vergegenwärtigung dieses Erlebnisses gelänge; was erinnert wird, ist die allgemeine Qualität, wovon beim Sexualaffekt zu handeln sein wird, nicht aber deskriptiv zu fassende Einzelheiten. Was hier etwa gesagt werden könnte, von Dauer des Anstieges und des Paroxysmus usw. gehört mehr der Sexualphysiologie an als dem hier zu erörternden Themenkreise.

Psychologisch interessant, aber darum nicht minder unverständlich ist die Tatsache der willensmäßigen Beeinflußbarkeit, der Hemmung nämlich der eingetretenen oder im Eintreten begriffenen Sexualerregung. Dieselbe gelingt wohl nur in noch nicht weitgehend entwickelten Stadien. In der Mehrzahl der Fälle dürfte sie nach dem Schema der „Ablenkung" vollzogen werden, der Hinwendung an andere Gegenstände. Es gibt

aber auch eine in ihrem Mechanismus ganz unklare, direkte wesentliche Unterdrückung. Daß andere Affekte von hinlänglicher Heftigkeit die Sexualerregung hemmen, nicht aufkommen lassen oder koupieren, ist mehr weniger selbstverständlich.

Die Anlässe für das Auftreten der peripheren Sexualerregung und mit ihr der Geschlechtsempfindung sind zweierlei. Sie sind organische innere und äußere — nämlich in bezug auf die somatische Genitalsphäre betrachtet. Innere Anlässe sind die im Organ selbst sich abspielenden Veränderungen, also Sekretansammlung, die den „Detumeszenztrieb" erwachen läßt. Äußere Anlässe in diesem Sinne sind alle Sinneswahrnehmungen und Phantasien, welche die Sexualerregung herbeiführen können, ferner die Reizung der „erogenen Zonen". Unter diesem Begriff versteht Freud (43) jede Körperregion, deren Reizung imstande ist, die Sexualerregung auszulösen, und zwar handelt es sich dabei eigentlich nur um taktile Reize. Denn schließlich ist der Anblick etwa einer „galanten" Darstellung auch eine Reizung, des Auges, wenn man will, oder über das Auge des Gehirnes, und man müßte also auch diese Organe den erogenen Zonen beizählen.

Beim Erwachsenen fungieren als erogene Zonen vor allem die Haut- und Schleimhautpartien der Genitalorgane selbst; daneben aber eine Reihe anderer Hautpartien, denen teils eine ursprüngliche besondere Eignung in dieser Hinsicht zugeschrieben wird oder die aus individueller Veranlagung oder infolge individueller Erfahrung diese Eigenschaft akquiriert haben. Wir kommen auf diese Frage anläßlich der Besprechung der Ontogenie der Sexualität noch zurück, wie die psychischen Anlässe im Abschnitte über Sexualaffekt bzw. über erotische Phantasien zur Sprache kommen sollen.

Die durch die Reizung der erogenen Zonen erregte Lustempfindung, welche die Phase bis zur erreichten Befriedigung beherrscht, bezeichnet Freud als „Vorlust" im Gegensatze zu der eigentlichen sexuellen „Lust", welche der Krisis entspringt.

Die Auslösung der sexualen Erregung kann übrigens auch durch Muskeltätigkeit erfolgen, was die verschiedenen erotischen Tanzsitten beweisen. Alle diese Dinge gehören aber schon nicht mehr der Psychologie an. Ebenso ist hier nicht von der Art der erogenen Reize zu sprechen — Berührungen, rhythmische, streichelnde, kitzelnde; die Bedeutung der Schmerzreize wird später zu würdigen sein.

Die Geschlechtsempfindung endet entweder kritisch oder allmählich verklingend lytisch. Letzteres ist der Fall, wenn es nicht zur Befriedigung gekommen ist. Es bestehen auch hier Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern, indem anscheinend auch die erreichte Befriedigung bei der Frau nicht ein völliges, fast momentanes Schwinden wie beim Mann mit sich bringen muß.

Über die Ansprechbarkeit des Erregungsmechanismus der spezifischen Geschlechtsempfindung bei Mann und Frau gehen die Ansichten noch immer auseinander. Während vom Manne die leichte Auslösbarkeit der Erregung bekannt und anerkannt ist, sehen die einen Autoren in der Frau ein ebenso oder sogar noch leichter erregbares Wesen, andere

dagegen schreiben ihr im allgemeinen eine gelegentlich bis zur Unerregbarkeit, Frigidität, gesteigerte Unterempfindlichkeit zu. Für die Periode vor dem Eintreten positiver Sexualerfahrungen scheint es richtig zu sein, daß die Genitalerregung bei der Frau eine mehr untergeordnete Rolle spielt; womit keineswegs ihre Asexualität behauptet wird. Es scheint weiter, daß viele Frauen die Fähigkeit zu dieser spezifischen Erregung und der daraus zu gewinnenden Lust oder Befriedigung erst allmählich nach dem ersten Geschlechtsverkehr akquirieren.

Es ist aber bei der zweifellos sehr verschiedenen psychosexualen Artung der beiden Geschlechter schwer zu sagen, ob das eine oder das andere „sinnlicher" sei, umsomehr, als ein Kriterium der Bemessung abgeht. Man kann die Ansprechbarkeit zugrunde legen, oder aber die Leichtigkeit der Befriedigung oder die Widerstandsfähigkeit bei schon aufgetretener Sexualerregung — immer wird man je nach der Beurteilungsgrundlage zu anderen Ergebnissen gelangen. Man könnte auch von der Rolle, welche die Sexualität im Gesamtleben des Individuums spielt, ausgehen. Allerdings darf man sich dabei nicht allein auf die Geschlechtsempfindung beziehen, sondern auf alle damit verbundenen Phänomene, den Sexualaffekt und die Erotik, daher darüber im folgenden erst die Rede sein soll.

Als S e x u a l a f f e k t bezeichnen wir den komplexen, auf der Geschlechtsempfindung oder dem ihr zugrunde liegenden zentralen Erregungsprozesse (vgl. Einleitung) aufgebauten Zustand. Er ist Ausdruck einer Bereitschaft zu diesen Veränderungen der Seele und des Körpers, dispositioneller Grundlagen, die im Kindesalter angelegt oder sogar schon wirksam, ihre volle Bedeutung erst nach der Geschlechtsreife erhalten. Diese Dispositionen klingen auch an, ohne daß ein ausgesprochener Sexualaffekt i. e. S. zustande käme. Vielleicht darf man für dies Anklingen ohne deutliche Geschlechtsempfindung, insbesondere ohne unmittelbare Richtung auf die Geschlechtsbefriedigung im Sexualakt den Ausdruck „Erotik" reservieren, wenn er auch vielfach und so auch gelegentlich von uns im weiteren Sinne gebraucht wird. Die Gesamtheit aller Reaktionen und Reaktionsbereitschaften, welche mit sexualen Momenten in Zusammenhang stehen, und die daraus erwachsenden Erlebnisse bezeichnen wir als Psychosexualität. Auch der Sexualaffekt zeigt ein Stadium des Anwachsens, eine Kulmination und eine Phase des Verklingens.

Was zunächst die A n l ä s s e für das Auftreten des Sexualaffektes anlangt, so gilt hier das schon oben für die Geschlechtsempfindung Angemerkte. Es kann die affektive Seite des Gesamterlebens zuerst im Vordergrunde stehen und sich daran die Entwicklung der somatischen Erregung und der Sexualempfindung schließen; vielleicht allerdings liegt es so, daß den psychischen Erscheinungen fast immer eine gewisse somatische Komponente zugeordnet ist, die nur unbemerkt bleiben kann (s. indes das über Kastraten vorhin Gesagte), oder aber die somatischen Phänomene ziehen die psychisch-affektiven nach sich. Im allgemeinen werden wohl beide Reihen ziemlich parallel gehen.

Sämtliche Sinnesgebiete können Anlässe für den Sexualaffekt beistellen. Der Anblick des Geschlechtspartners, gewisser Körperteile desselben, ge-

wisser Ausdruckserscheinungen spielt natürlich die Hauptrolle. Daneben der Anblick von Bildwerken, die mehr oder weniger deutlich auf erotische Inhalte hinweisen, Darstellungen des Nackten, erotischer Szenen usw. Der Mechanismus ist indes in diesen beiden Fällen nicht ganz der gleiche. Der Anblick des Sexualobjektes — ein Ausdruck Freuds — selbst wirkt erregend und erzeugt in der Regel eine auf das wahrgenommene Objekt selbst gerichtete Begierde. Nur in Ausnahmefällen, wenn die Psychosexualität im vornherein schon auf ein bestimmtes Sexualobjekt eingestellt ist, kann der Anblick eines beliebigen Objektes ganz oder zumindest überwiegend eine auf jenes Objekt gerichtete Erregung erzeugen. Dann nähert sich dieser Mechanismus dem im zweiten Falle typisch wirksamen. Denn hier kann natürlich die sexuale Erregung sich kaum auf den wahrgenommenen Gegenstand richten; schwerlich wird die bildlich dargestellte Frau als solche begehrt. Es gibt allerdings Abartungen der Sexualität, welche solches möglich machen, etwa Liebe zu Statuen. Insbesondere in den Entwicklungsphasen noch ungerichteter Sexualität (s. w. u.) kann solches vorkommen (vgl. z. B. Heines Florentinische Nächte). Die Regel dürfte es wohl sein, daß der Anblick solcher Darstellungen erst durch die Verarbeitung, Vorstellungsproduktion, Erzeugung von Phantasien insbesondere, durch das Sich-in-die-Situation-Hineinversetzen erregend wirkt[1]. Durch die Umsetzung in anschauliche phantastische Szenen wirkt auch die Lektüre erotischer Schriften.

Gehörseindrücke spielen schon eine weniger bedeutsame Rolle. Es gibt zwar Menschen, für welche der Klang einer Stimme unmittelbar erotische Werte besitzen kann. Daß die Stimme des Geliebten erregend wirkt, ist selbstverständlich und wohl wesentlich assoziativ bedingt. Nicht eigentlich als Gehörseindruck, sondern durch den akustisch vermittelten und in der Phantasie des Zuhörers anschaulich gestalteten Inhalt wirken Erzählungen erotischer Tendenz, Zoten u. dgl. Wiederum inniger ist die Verknüpfung zwischen Geruch und Sexualität, der Hagen (50) eine eigene Studie gewidmet hat. Es ist bekannt, daß verschiedene Gerüche des menschlichen Körpers erregend zu wirken vermögen. Die hier obwaltenden individuellen Differenzen sind beträchtliche. Liepmann (73) meint, daß das Dekolleté der Frauen zumindest teilweise die Bedeutung habe, einem Schornstein gleich die Körpergerüche zu sammeln und zu leiten. Neben der von der Haut und den Schleimhäuten produzierten Riechstoffen können auch andere, teils unmittelbar, teils assoziativ erotisch erregend wirken. Damit hängt die Verwendung von Parfüms zusammen. Manchen Pflanzengerüchen wird eine spezifische Wirkung in diesem Sinne zugeschrieben (eine Bemerkung dieser Art findet sich z. B. in O. Mirbeaus „Le Jardin des supplices"). Assoziativ wirken natürlich Gerüche, die eine Erinnerung an irgendwelche erotische Szenen oder Erlebnisse, an bestimmte Personen hervorrufen, an Zeiten gesteigerter Sexualität überhaupt.

Auch vom Geschmack läßt sich Ähnliches aussagen. Manche Autoren glauben in der erogenen Wirkung des Kusses oder mancher seiner

[1] So wohl auch der Anblick des Sexualverkehrs dritter Personen untereinander.

Formen (Zungenkuß) eine gustative Komponente annehmen zu sollen. Gewisse, gelegentlich vorkommende Gepflogenheiten, etwa wenn der Mann den Wein im Kusse aus dem Munde der Geliebten schlürft, scheinen in der Tat dafür zu sprechen.

Eine ganz besondere Bedeutung kommt den taktilen Reizen zu. Von der bloßen Berührung bis zur innigen Vereinigung im Geschlechtsakt sind taktile Reize wirksam. Wie schon bemerkt, gibt es gewisse Prädilektionsstellen — erogene Zonen —, in erster Linie Haut und Schleimhaut der Geschlechtsorgane, die Lippenschleimhaut, die Brustwarzen usw. Mag es sich hierbei zum Teil um physiologische Bedingtheiten handeln, so spielen doch sicherlich assoziative Momente daneben eine große Rolle. Vor allem dieses: die Berührung sonst nicht exponierter Hautpartien durch den Geschlechtspartner wirkt als eine teilweise Preisgabe des Körpers und so als Symbol oder Vorbild, Vorspiel der Vereinigung erregend. Daß etwa dem Kuß auf die Handfläche eine größere erotische Bedeutsamkeit zugeschrieben wird als dem gemeinhin üblichen Handkuß mag damit zusammenhängen; vielleicht aber auch psychogenetische Wurzeln haben, indem die Hohlhand gegen die Außenwelt relativ geschützter ist als der Handrücken. Die Art der Tastreize, welche erregend wirken, ist sehr verschieden. Alle erdenklichen Formen augenblicklicher oder wiederholter oder dauernder Berührung kommen in Betracht. Man kann sich aus dem Kamasutram (103) einen Katalog zusammenstellen. Psychologisch bieten sie kein Interesse. Höchstens des Kitzels wäre zu gedenken, wenn man zu einer Deskription des dadurch bewirkten Zustandes vordringen könnte, die mehr aussagen würde als nur die Mischung von Unlust und Lust. Auch die reizauslösenden Objekte sind mannigfach. Berührungen mit der Hand, den Lippen, größeren Hautpartien, aber auch von manchen Stoffen, Fellen u. dgl. wirken erregend.

Selbstverständlich kommt das Hauptgewicht dem Vorstellungsleben zu. Nur der mehr weniger naiv dahinlebende Mensch oder jener, der seine Gedanken absichtlich von der Sexualsphäre wegwendet, wird von der somatogenen Erregung allein überfallen und überrascht. Schon in die erregende Wirkung der Sinnesreize, selbst der rein körperlichen Vorgängen so nahestehenden der taktilen Reihe, mischen sich, wie eben ausgeführt, vorstellungsmäßige Elemente. Sie herrschen souverän überall dort, wo Lektüre, Erinnerung, Phantasie (vgl. den betr. Abschnitt w. u.) die Erregung herbeiführen.

Die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, die derart wirksam werden können, ist natürlich nicht auszuschöpfen. Nicht einmal eine Gruppierung erscheint durchführbar. Tatsächlich kann durch assoziative Verknüpfungen jede Vorstellung gelegentlich für diesen oder jenen erogene Bedeutung annehmen. Es seien nur zwei Beispiele größerer Wichtigkeit herausgegriffen.

Allgemein wird anerkannt, daß der Schönheit eine besondere erogene Wirksamkeit zukomme. Nun wechseln die Vorstellungen, die man sich von Schönheit macht, ungeheuerlich. Was gestern als schön galt, wird heute mißfallen; was bei einem Volke, in einem Klima, während einer

Kulturepoche gefiel, findet anderswo, zu anderen Zeiten keine oder nur absprechende Beachtung. Das orientalische weibliche Schönheitsideal, wie es in den Versen arabischer Dichter, in Erzählungen und Märchen tausendfach geschildert wird, stößt uns eher ab. Die „Verschönerungen" des Körpers, in denen manche Negerstämme sich gefallen, sind uns widerlich. Auch von Mensch zu Mensch wechselt die Meinung über Schönheit. Zwar sind wir vorsichtig geworden; es gibt gewisse Formen, die wir uns schön zu nennen gewöhnt haben: die Formen der Antike, der Renaissance. So pflegt man zu hören: Ja, diese Frauengestalt, etwa die mediceische Venus, ist schön, aber nicht mein Fall. Und so ist der „Fall" des einen schlank und knochig, des anderen dicklich und rund, klein oder groß, blond oder schwarz usw. Da muß man denn fragen: Ist die Schönheit irgend etwas primär dem Objekte Zugehöriges — es ist immer nur von Schönheit als erogener Qualität die Rede — oder nennt nicht jeder die Gestalt schön, welche ihn sexual zu erregen vermag? Diese Anschauung hat viele Vertreter gefunden. Insbesondere hat man wieder einmal auf jenen dunklen „Genius der Art" rekurriert, der die für die Fortpflanzung tauglichsten Partner auf dem Umwege des Gefallens zusammenführe. Es dürfte schwer fallen, hier eine Entscheidung zu treffen. Für den Erlebenden jedenfalls ist dieser Zusammenhang nicht gegeben. Oftmals fallen auch ästhetisches Schönheitsideal und erotischer Erregungswert auseinander. Nicht nur, daß gelegentlich ein Sexualobjekt auch von dem Begehrenden als objektiv häßlich, aber begehrenswert bezeichnet wird, es gibt auch Menschen, welche ganz konkrete Einzelzüge als erotisch für sie maßgebend anzuführen wissen, deren Fehlen die auch für sie schöne Gestalt eben nur als schön und nicht als mögliches Sexualobjekt erscheinen läßt. Dort wo Schönheit und erogene Qualität sich decken, wird die Schönheit als auslösendes Moment erlebt, nicht aber so, als ob sie einer gewissen vorbereiteten Richtung auf bestimmt geartete Objekte die Erfüllung brächte, was doch der Fall sein müßte, wenn das Subjekt die erogene Qualität als den Schönheitseindruck fundierend erlebte. Solcher Zusammenhang mag bestehen, mag stammesgeschichtlich eine Rolle spielen oder gespielt haben, aber in einer außerbewußten Sphäre.

Das zweite Moment, das zu erwähnen ist, betrifft das Wissen um die fremde Sexualerregung. Dieses Wissen oder diese Wahrnehmung beinhaltet an und für sich für viele Menschen einen Lustwert. Zum Teil gründet sich darauf Flirt und Koketterie (s. w. u.). Das Faktum, daß man auf einen anderen Menschen erotisch erregend einwirke, ist geeignet, die eigene Erregung auszulösen. Es kann aus dieser Art der Lustgewinnung eine Abartung der Sexualität entstehen, die in dem betreffenden Kapitel gewürdigt werden soll. Daß aber auch die fremde Erregung abstoßend wirken kann, wenn dem betreffenden Individuum sonstige erogene Qualitäten abgehen oder es sogar negative solche an sich trägt, bedarf nicht erst der Hervorhebung. Der Mechanismus dieser erogenen Wirkung ist zumindest in manchen Fällen kein ganz einfacher. Es scheint dabei wesentlich ein phantasiemäßiges Einfühlen vorzuliegen; man versetzt sich in die Situation des Erregten und empfindet seine Erregung mit

— ein Vorgang, der auch sonst bei erotischen Phantasien eine Rolle spielt. Hierin drückt sich eine gleich genauer zu würdigende polare Struktur der Sexualität aus.

Hierher gehört ferner auch die assoziativ bedingte erogene Wirkung gewisser Gegenstände; der Liebende trachtet nach dem Handschuh, Haarband, Taschentuch, Strumpfband der Geliebten. Man hat die diesen Gegenständen anhaftende erogene Qualität m. E. zu Unrecht mit der als Fetischismus bezeichneten sexualen Abartung in Zusammenhang gebracht. Alle diese Gegenstände haben für den Normalen eine symbolische Bedeutung, aber keinen erotischen Eigenwert. Sexualobjekt und Sexualziel werden an ihrer Hand, aber als das was sie sind, vergegenwärtigt, phantasiert, während — wie noch auszuführen sein wird — für den Fetischisten sein Fetisch letztes Sexualobjekt ist[1].

Es wäre vielleicht hier am Platze, von Kleidung, Mode, Schmuck u. dgl. zu handeln. Der Hauptsache nach gehört dieser Punkt wohl mehr in die Ethnologie und Völkerpsychologie als hierher. Darum nur einige wenige Worte. Es ist wohl heute als sichergestellt anzusehen, daß der primäre Zweck der Kleidung nicht die Verhüllung der erotisch durch ihren Anblick erregenden Körperpartien war, sondern — soweit eine Beziehung besteht — deren Hervorhebung. Einen ausgesprochen erotischen Wert akquiriert die Kleidung erst dann, wenn die Verhüllung des Körpers und seiner Formen die Regel geworden ist, gleichgültig, ob aus klimatischer Notwendigkeit oder aus anderen Gründen. Dann wirkt die partielle Enthüllung, indem sie der Phantasie Anhaltspunkte gibt, erregend. Nur dadurch, daß sie bald mehr, bald weniger vom Körper der Frau preisgibt, erlangt die Mode erotische Bedeutung. Es drückt sich übrigens auch auf diesem Gebiete der noch genauer darzustellende Unterschied in der Psychosexualität der beiden Geschlechter aus. Nur die Mode der Frau zeigt so auffallende Schwankungen. Was Mode des Mannes ist, bedeutet demgegenüber recht wenig. Solche Unterschiede, wie etwa die Länge der weiblichen Kleidung von gestern und heute, wie in der Tiefe des Dekolletés, in der Betonung der Formen oder deren Verschleierung durch weite und enge Kleider, durch hoch gebundene Gürtel oder losen Faltenwurf usw. gibt es dort wohl nicht. Das liegt daran, daß die Erscheinung der Frau in ihren Einzelheiten für den Mann als erogenes Moment mehr bedeutet als die Erscheinung des Mannes für die Frau. Auf die spezielle Psychologie der Mode kann natürlich nicht eingegangen werden; vieles Treffende in diesem Punkte hat übrigens G. Simmel (106) beigebracht. Als erogenes Moment kommt, trotz aller dahingehenden Behauptungen, nicht in Betracht der Fortpflanzungswille. An die Erhaltung der Art denken die geschlechtlich erregten Menschen doch wohl nicht. Ein Fortpflanzungstrieb als Bewußtseinselement gehört, wie das schon Nietzsche (91) trefflich ausgeführt, in den Bereich der Mythologie. Gewiß streben oft genug Menschen die geschlechtliche Vereinigung an, um

---

[1] Diese Verwechslung findet man vielfach bei Freud, R. Müller, Meisel-Heß und vielen anderen.

Kinder zu zeugen; aber das einmal zu gebärende Kind, der Gedanke daran, ist als solcher kein erogen wirksames Moment.

Man muß zwischen einer gerichteten und einer diffusen Psychosexualität unterscheiden. Die eine ist auf ein bestimmtes Sexualobjekt oder zumindest doch auf einen engen Kreis bestimmt gearteter Sexualobjekte eingestellt, die andere strebt nach und knüpft sich an beliebige Sexualobjekte. Damit die gerichtete Psychosexualität bestehe, ist Liebe in höherem Sinne keineswegs notwendig. Auch durchaus in der Sphäre des Vitalen, um mit Scheler zu reden [1], verbleibende Beziehungen können einsinnig gerichtet sein. Die Richtung, Einstellung, ist im allgemeinen ein Phänomen späterer Entwicklungsphasen der Sexualität; diese ist in der präpuberalen Periode und den unmittelbar anschließenden Jahren diffus, sie geht auf die Gesamtheit der möglichen Sexualobjekte überhaupt. Diese Unterscheidung, die uns noch mehrfach beschäftigen soll, wird damit auch eine Vertiefung erfahren.

Hier ist zu sagen, daß je nach Gerichtetsein oder Nicht-Gerichtetsein der Sexualität die Anlässe verschiedene erogene Wertigkeit besitzen. Für Cherubin ist jede Frau erregend. Diese Scheidung deckt sich nicht ganz mit einer Einteilung nach der Intensität der Erregbarkeit, deren begriffliche Schwierigkeiten schon oben gekennzeichnet wurden. Auf diese, sowie die andere hier sich aufdrängende Frage nach etwaigen Differenzen zwischen Mann und Weib in der Bewertung der erogenen Motive kann erst nach Darstellung weiterer Tatsachen eine — gewiß nur versuchsweise — Antwort erteilt werden.

Der durch die gekennzeichneten Anlässe ausgelöste Sexualaffekt stellt sich dar, einmal als ein — wie die Geschlechtsempfindung — lust-unlustbetonter Erregungszustand von Spannungscharakter, der nach Lösung durch bestimmte Handlungen drängt. Es handelt sich dabei nicht um bloße Ausdrucks- oder, wenn man will, Entladeerscheinungen, wie sie sonst bei vielerlei Erregungen vorkommen, bei Freude, bei Zorn. Sondern die Erfüllung der auf Handlungen drängenden Tendenz kann nur durch solche eben der Sexualsphäre geschehen. Darin liegt das Triebhafte. Vielleicht ist das überhaupt das Wesen des Triebes — deskriptiv gesehen —, daß er eine nur durch Handlungen eines bestimmten Bereiches zu lösende Spannung erzeugt. Damit ist noch keineswegs gesagt, daß zugleich auch schon ein Wissen um die Art der erfüllenden Handlungen bestehen muß. Es kann in der individuellen Entwicklung schon zum Auftreten ausgesprochenen Sexualaffektes kommen, ohne daß das Individuum mit demselben sozusagen etwas anzufangen weiß; es wird vielmehr dadurch nur beunruhigt, gequält.

Die charakteristische Spannung, die nach Lösung und auf Handlungen drängt, kann, muß aber nicht als Weiterbildung und Überbau der Geschlechtsempfindung erscheinen. Sie erschöpft das Wesen des Sexualaffektes nicht. Zunächst ist der Bereich der erfüllenden Handlungen näher zu umschreiben. Sie umfaßt nicht nur den Sexualakt i. e. S., sondern auch alles das, was als „Zärtlichkeit“ begriffen wird. U. zw. handelt

[1] Siehe das Kapitel über die Liebe.

es sich sowohl um Zärtlichkeit, welche erwiesen, wie um solche, welche empfangen werden will. Es tritt darin eine auch sonst der Sexualität eigentümliche Bipolarität zutage. Wenn auch in derselben der Drang nach eigener Befriedigung, wenigstens soweit es sich um den eigentlichen Geschlechtsakt handelt, durchaus im Vordergrund steht, so dürfte ein daneben bestehender, nach Gewährung der Befriedigung an den Geschlechtspartner, zumindest der Intention nach, kaum mangeln. Wo es sich nicht mehr ausschließlich um den bloßen Koitus handelt, wo mehr angestrebt wird, ist diese zwiefache Richtung allemal deutlich wahrzunehmen. Ob man sie nun als den Ausdruck eines ursprünglichen und konstitutiven „Kontrektationstriebes" auffaßt oder nicht, ist psychologisch ziemlich irrelevant.

Auch an dieser Seite des Sexualaffektes macht sich die eigentümliche Lust-Unlust-Natur aller Sexualphänomene bemerkbar. Nicht nur, daß dem Affekt als solchem eine derartige „Ambivalenz" (ein Ausdruck Bleulers) zukommt, daß je nach determinierenden Momenten bei Abläufen derselben Art bald die Unlust-, bald die Lustseite mehr heraustreten können, sondern es werden über das hinaus sonst ohne weiteres als unlusterregend zu wertende Erlebnisse aufgesucht: Schmerz. Es besteht zwischen Schmerz und Wollust ein intimer Zusammenhang. Dieses Aufsuchen des Schmerzes im Sexualaffekt, die erogene Wirkung und Bedeutung der Schmerzreize zeigt die gleiche, oben charakterisierte Bipolarität. Denn es liegt ein erogener Wert ebensowohl im Zufügen wie im Erdulden der Schmerzen, woraus die als Sadismus und Masochismus, aktive und passive Algolagnie bezeichneten Abartungen erwachsen. Es ist bemerkenswert, daß beide Richtungen, die aktive und die passive, wie in den abgearteten Fällen so auch beim Normalen, regelmäßig in einem Individuum nebeneinander angetroffen werden.

Es wäre zur Not verständlich, oder es böte sich wenigstens eine Erklärung dar, wenn das aktive Verhalten Prärogativ des Mannes, das passive das der Frau wäre. Man würde dann auf die — auch in der Phylogenese im allgemeinen bestehende — aggressive Rolle des Mannes, die Überwältigung der Frau, deren Verletzung beim ersten Geschlechtsverkehr einerseits, auf die passive Rolle der Frau, deren physiologische „Vulnerabilität" (Liepmann [73]) in der Menstruation, beim Koitus, bei der Geburt andererseits hinweisen können. Abgesehen davon, daß solche biologisch-stammesgeschichtliche Erwägungen einen Einblick in die hier offenbar bestehenden wesenhaften Zusammenhänge zwischen Sexuallust und Schmerz nicht verschaffen können, sondern nur mehr oder weniger befriedigende Konstruktionen zur genetischen Erklärung beizustellen vermögen, stimmt die Voraussetzung gar nicht. Es ist keineswegs so, daß dem Manne eine überwiegende Freude am Zufügen, der Frau am Erdulden von Schmerzen zukommen würde. Mag noch ersteres vielfach zutreffen, so ist das zweite sicherlich falsch — übrigens auch phylogenetisch nicht zu begründen, denn auch die Weibchen beißen die Männchen oder fressen sie gelegentlich auch ganz auf. Man braucht gar nicht sich in die Regionen der pathologischen oder, wie ich lieber sagen will, abgearteten

Sexualität zu verirren, um sich davon zu überzeugen. (Vgl. die im Kapitel über die Abartungen angeführten Stellen aus dem Kamasutram.)

Letzten Endes scheint mir hier nichts übrig zu bleiben, als die Tatsache dieser Verknüpfung schlicht hinzunehmen und auf ein weiteres Verständnis zu verzichten. Versuche, hier tiefer zu dringen, führen m. E. auf metaphysische Fragestellungen, zu den Problemen des Zusammenhanges von Sexualität und Tod, Lust und Leiden überhaupt, die zu erörtern hier offenbar unangebracht wäre.

Zweifellos bedeutet, trotz aller Lust, die der Sexualerregung als solcher anhaftet, die Hinausschiebung der Befriedigung neben dem Gewinn an „Vorlust" auch eine Unlust. Man könnte annehmen, es werde diese mit in Kauf genommen der zu gewinnenden Vorlust wegen. Es ist aber doch nicht so einfach. Erstens kann man sich kaum denken, daß sozusagen eine Lustbilanz aufgestellt, die Unlust gegen die Lust abgewogen, von ihr abgezogen und hingenommen werde, solange noch ein merkliches Quantum Lust übrig bleibe. Diese quantifizierende Betrachtungsweise, die u. a. der ganzen psychoanalytischen Theorie zugrunde liegt, ist m. E. vollkommen unzulässig. Zweitens aber straft die phänomenologische Analyse diese Behauptung Lügen. Es gibt natürlich im Leben Fälle genug, in welchen eine Unlust einer Lust zuliebe hingenommen wird, sei es eine vorübergehende um der zu erwartenden Lust willen, sei es eine gleichzeitig bestehende, mit dem lustbringenden Erlebnis innig verknüpfte, etwa, um ein ganz triviales Beispiel zu bringen, wenn beim Genuß von Gefrorenem die unangenehme, oft schmerzhafte Kälte um des Wohlgeschmackes willen ertragen wird. Solche Erlebnisse sind aber ganz deutlich von dem hier in Rede stehenden unterschieden. Von einem In-Kauf-Nehmen, einem Abwägen, ist hier nichts zu merken. Die Unlust selbst ist — man kann es nicht anders ausdrücken, so paradox es auch klingen mag — irgendwie lustbringend.

Es durchzieht diese eigentümliche Beschaffenheit die ganze Sphäre sexualen Erlebens und ist vielleicht ihr allein eigentümlich. Es scheint nicht, daß andere Erlebensbereiche eine ähnliche Struktur aufzuweisen hätten. Was Bleuler die Ambivalenz der Affekte, Erlebnisse überhaupt nennt, ist eigentlich eine Möglichkeit; jedes Erlebnis kann positiven oder negativen Gefühlston akquirieren. Die sexualen Erlebnisse sind, scheint mir, dadurch ausgezeichnet, das in ihnen als Erlebnissen, konstitutiv, zugleich Lust und Unlust in jener eigenartigen gegenseitigen Durchdringung vorkommen, so daß die Lust unlustbringend, die Unlust lustbringend ist, ohne daß darum die eine ihren Charakter als Lust, die andere den als Unlust verlöre. Wir stehen hier vor letzten phänomenalen Tatbeständen, die eine weitere Zergliederung nicht mehr zuzulassen scheinen.

Man gewinnt so den Eindruck, als hebe sich die Sexualität aus den übrigen Erlebensbereichen durch eine zweifache Eigentümlichkeit heraus, einmal die *Bipolarität des aktiv-passiven Verhaltens*, das andere Mal durch die *Ambivalenz des Lust-Unlust-Charakters*.

Noch einmal möchte ich hervorheben, daß es mir ganz ferne liegt und ich es für einen argen Irrtum halte, diese wechselseitigen Beziehungen

irgendwie quantitativ zu interpretieren, auch wenn mir in weiterer Behandlung dieser Dinge gelegentlich derartige Ausdrücke entschlüpfen werden. Es läßt sich dies leider so wenig umgehen, wie die Benützung räumlicher Ausdrücke in der Beschreibung des Seelischen, das doch mit Räumlichkeit und räumlichen Größen gewiß nichts gemein hat.

Zum Begriffe der Ambivalenz noch eine Erläuterung: Für Bleuler und seine Nachfolger — und dazu gehört so ziemlich die ganze psychoanalytische Schule — bedeutet Ambivalenz die Möglichkeit der Sexualität oder der mit ihr zusammenhängenden Erlebnisse, sowohl mit positivem als mit negativem Vorzeichen aufzutreten[1]. Etwa: eine bestimmte Verhaltungsweise, die uns an gleichgültigen Personen auch gleichgültig läßt, höchstens unangenehm berührt, erregt an der geliebten Person geradezu Haß; es schlägt sozusagen die Liebe für den Augenblick in Haß um. Man pflegt wohl diese Reaktion rational zu begründen, indem man sagt, gerade von der geliebten Person hätte man ein solches Verhalten am allerwenigsten erwartet, müsse daher um so enttäuschter, um so getroffener sein. Diese Motivierung ist aber doch nur eine nachträgliche und unstichhaltige, wie alle Motivierungen in der Liebessphäre (s. unten Abschnitt über Liebe). Zunächst ist die negative Einstellung, der Haß da, dem dann rationale Motive recht unzulänglicher Art unterschoben werden. Die Möglichkeit zu solch einer Umkehrung des Vorzeichens der Gefühlsbetonung ist eben von vornherein mit und in dem ursprünglichen Erlebnis gegeben. Ich verwende indes hier den Begriff der Ambivalenz in einem etwas weiteren Sinne, insoferne ich nicht nur damit eine dynamische Möglichkeit, sondern einen konkret erlebbaren Aspekt der Psychosexualität bezeichnen will. Es will mir nämlich scheinen, als ob in dem psychosexualen Erleben selbst die beiden Gefühlsrichtungen von entgegengesetztem Vorzeichen nebeneinander herliefen, als ob sozusagen der Liebe eine gewisse Menge Haß beigemengt wäre, oder zumindest als ob man immer wüßte, wissen könnte, wenn man nur wollte, daß die Einstellung gegen die geliebte Person auch den entgegengesetzten Gefühlston annehmen könnte. Den Unterschied der beiden Begriffsfassungen zu präzisieren, mag man vielleicht sagen, daß die Bleulersche Fassung das transzendente, dispositionelle Moment in den Vordergrund stellt, während hier ein erlebensimmanenter Charakter gemeint wird.

Man kann m. E. gar nicht daran zweifeln, daß in der Tat im Erleben selbst beide Gefühlsrichtungen zu koexistieren vermögen, daß ein Individuum von einem anderen zugleich abgestoßen und angezogen sein kann, es zugleich lieben und hassen — eigenartige affektive Zwitterbildungen, welche die schöne Literatur weit mehr beschäftigt haben als die Wissenschaft.

[1] Nicht uninteressant ist es, bei La Rochefoucauld (69) zu lesen: „*Plus on aime une maitresse, plus on est près de la haïre.*“ Und bei Nietzsche (92): „Jede große Liebe bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiele des Wechsels entrückt sei: denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung.“ Mit der Motivierung wird man vielleicht nicht ganz einverstanden sein können. O. Wilde: „*And each man kills the thing he loves . . . The brave man does it with the sword, the coward with a kiss.*“ (C. 33.)

Zur Psychologie dieser Gefühlszustände ist noch anzumerken, daß auch hier die Rationalisierung entstellend einzugreifen pflegt. Ein in sich so widerspruchsvolles und der Logik gemeinen Denkens widerstreitendes Erlebnis wirkt beunruhigend. Der Mensch sucht sich „darüber klar zu werden", d. h. das Erlebnis nach Art eines Vorganges der Außenwelt in einzelne Momente zu zerlegen. Dann kommen Gedankengänge zustande, wie etwa dieser: ich liebe sie dieser oder jener Eigenschaften wegen, obzwar sie andere, mir höchst widerwärtige an sich hat, die mich abstoßen. Es scheint mir dies eine ganz falsche, wenn auch natürliche, in unserem ganzen Denkhabitus begründete Auffassung zu sein. Die Zerteilung einer Individualität in Einzelzüge ist an sich eine Unmöglichkeit; sie kann so wenig zerlegt werden, als sie aus Einzelteilen additiv aufgebaut werden kann. Aber selbst davon abgesehen, ist der Sachverhalt in obiger Aussage durchaus unrichtig wiedergegeben. Zuneigung und Abneigung richten sich nämlich wesenhaft gar nicht auf einzelne, bestimmte Eigenschaften, sondern auf das Ganze der Person. Dieses Ganze wird zugleich Gegenstand der Zuneigung und der Abneigung.

Ich glaube, daß dies ganz allgemein gültig ist. Auch dann, wenn ein Mensch sich in einen ganz bestimmten Zug, ein bestimmtes Merkmal einer Person verliebt, oder wenn für ihn nur Träger eines solchen Merkmales überhaupt als Sexualobjekte in Betracht kommen. In der Literatur wird als extremer Fall dieser Art von einem Manne berichtet, dem nur Frauen mit einem Bein begehrenswert erschienen. (Wiederum: es ist falsch, diese einseitige Determiniertheit der Objektwahl mit dem Fetischismus zu identifizieren, aus dem oben schon angeführten Grunde.) Denn auch in diesen Fällen geht doch das Begehren nicht auf das isolierte Merkmal, sondern durch dasselbe hindurch auf dessen Träger.

Im Zusammenhange mit dieser zweifachen Dimensionierung der Sexualität: Bipolarität und Ambivalenz wäre noch einer dritten Dimension zu gedenken, nämlich der Bisexualität, d. h. der simultanen Richtung sowohl auf Objekte des anderen wie des gleichen Geschlechtes. Da indes diese Frage bei der Erörterung der Ontogenie der Sexualität ausführlich wird behandelt werden müssen, sei hier, um Wiederholungen zu vermeiden, von einem weiteren Eingehen Abstand genommen.

Wenden wir uns nunmehr der Psychologie der sexualen Krise, der Spannungslösung in der Sexualbefriedigung zu, so stehen wir, wie natürlich, vor den gleichen Schwierigkeiten, die uns schon anläßlich der Besprechung der Geschlechtsempfindung begegneten. In ihrer prägnantesten Ausbildung wird man den Bewußtseinszustand der Krise wohl als eine Art Bewußtseinstrübung oder Bewußtseinsaufhebung kennzeichnen können. Nicht umsonst spricht man von sexuellen Ekstasen. Wenn über diesen Augenblick nicht mehr ausgesagt werden kann, als daß er von einem höchst intensiven, spezifischen Lustgefühl ausgefüllt werde, so liegt dies kaum an einer etwa sich geltend machenden Amnesie, wie sie gewissen pathologischen Bewußtseinstrübungen zukommt, sondern vielmehr daran, daß dieses Erlebnis einer begrifflichen Erfassung, einer Heraushebung von Einzelmomenten essentiell unzugänglich ist. Es ist ein Letztes, das, wie etwa die Qualität einer Empfindung, das Rotsein einer

Farbe, einer weiteren Analyse sich entzieht. So viel indes scheint sich sagen zu lassen, daß es zu einer Aufhebung des Ichbewußtseins dabei nicht kommt[1]. Gelegentlich dahinzielende Äußerungen dürften mehr metaphorisch gemeint sein.

Gewiß gibt es alle Abstufungen von der durchaus bewußt erlebten Sexualbefriedigung bis zur Ekstase. Ganz so, wie etwa das *Castillo interior* der hl. Therese sieben Stadien („Wohnungen") der religiösen Entwicklung kennt[2]. Hier wie dort wird als höchste Beglückung in der Regel wohl nur die wirkliche Ekstase empfunden. Obwohl es Menschen gibt, welche gegenteiliger Ansicht sind, welche dem „bewußten Genießen" einen höheren Beglückungswert beimessen als dem naiven Sichhingeben an den Affekt. Es sind das, man möchte beinahe sagen, Weltanschauungsfragen, grundsätzlich differente Stellungnahmen dem Leben überhaupt gegenüber, deren Berechtigung hier gewiß nicht und deren Psychologie wohl auch nicht zur Diskussion stehen kann.

Soferne es zulässig ist, aus diesen Stadien auf dem Wege zur Ekstase Schlüsse auf das Erleben in dieser selbst zu ziehen, möchte man meinen, daß die oben herausgestellten Eigentümlichkeiten der Bipolarität und Ambivalenz auch hier noch das Erleben durchsetzen. Es ist aber dieser Schluß kein sicherer. Trotz des Bildes der Stufen, die zur Ekstase hinanführen, ist diese doch etwas essentiell Neues; und es ist mehr als fraglich, ob eine Übertragung von Einsichten, gewonnen aus jenen, auf diese zulässig sei. Vielleicht liegt gerade darin das Beglückende, daß die Zwiespaltigkeit der Sexualsituation in der Ekstase endlich vollkommen aufgehoben erscheint.

Da das Vordringen des Sexualaffektes wie überhaupt seine zeitlichen Verhältnisse bei beiden Geschlechtern wesentliche Unterschiede aufzuweisen scheinen, dürfte es zweckmäßig sein, hier eine Erörterung der psychosexualen Differenzen einzuschalten. Es ist dies jedoch nicht möglich, ohne zuvor den Begriff und Tatsachenbereich der Erotik einer Betrachtung unterzogen zu haben.

Der Gebrauch des Wortes Erotik bei den Autoren ist ein sehr schwankender. Für manche ist er weiter als alle anderen und umfaßt alle Beziehungen der Geschlechter überhaupt. Andere scheiden aus seinem Umfange gerade das sexuale Moment aus. So Löwenfeld; die sexuelle Liebe setzt sich ihm zufolge „auch in ihren höchst entwickelten Formen nur aus drei wesentlichen Elementen zusammen" (als ob Liebe sich überhaupt „zusammensetzen" würde; vgl. den betreffenden Abschnitt w. u.) und zwar aus:

[1] Ich möchte nicht unterlassen anzumerken, daß ich auch für die religiöse Ekstase das Verschwinden des zentralen Icherlebens für durchaus unbewiesen halte. Die dahingehende Auslegung der einschlägigen Stellen bei den verschiedenen Mystikern ist keineswegs die einzig mögliche, und es finden sich genug solche, welche deutlich im Sinne meiner Auffassung sprechen.

[2] Mit dieser Parallelisierung soll selbstverständlich der m. E. sehr oberflächlichen Identifizierung von Religion und Sexualität in keiner Weise Vorschub geleistet sein.

„1. Von der Sexualsphäre aus angeregten (sinnlichen) Triebelementen.
2. Gefühlen der Zuneigung für das Objekt (Sympathiegefühlen im Sinne Forels).
3. Gefühlen der Achtung, die bis zur Verehrung, Bewunderung und selbst Vergötterung sich steigern können“[1].

„Was man sonst noch in dem Gefühlskomplex der Liebe gefunden haben will, hält einer strengen Kritik nicht stand.“

Als Erotik stellt nun Löwenfeld die beiden letzten Elemente der sinnlichen Komponente gegenüber. Eine Deutung dieser Erotik als Sublimierungsprodukt der Libido sexualis im Sinne der psychoanalytischen Schule lehnt er ab. Die Erotik kann „eine selbständige Existenz führen, ohne dabei ihren Zusammenhang mit der Sexualität zu verleugnen“. Ich gestehe, daß mir nicht klar geworden ist, wieso diese Erotik etwas von anderen Sympathie- und Achtungsgefühlen Unterschiedenes sein soll. Werden diese Erlebnisse zur Erotik durch die, etwa zufällige Verschmelzung mit der Sexualität, oder sind es von vornherein besondere sexualnahe Gefühle — dies geht nicht klar aus Löwenfelds Darstellung hervor. Nur dies ist zu entnehmen, daß für ihn die Erotik keinen unmittelbaren Grund in der Sexualsphäre zu haben scheint.

Dagegen ist für andere, z. B. für M. v. Kemnitz (63 a), Erotik gleichbedeutend mit einer „Vergeistigung der Sexualität“, würde also gewissermaßen zwischen dem reinen sexualen Begehren und seiner Befriedigung und den Phänomenen stehen, die wir als Liebe in höherem Sinne begreifen (s. u.).

Sieht man genauer zu, so scheinen alle die verschiedenen Verwendungen des Wortes „Erotik“ doch auf eine gemeinsame Wurzel zurückzugehen. Erotik heißen offenbar alle jene der Sexualsphäre angehörenden oder ihr irgendwie zugeordneten Verhaltungsweisen, die sich durch folgende Merkmale kennzeichnen lassen: die somatische Sexualerregung bleibt unter einer gewissen Schwelle und die damit zusammenhängende Bewußtseinstrübung im Sexualaffekt fehlt; dadurch ist die Möglichkeit eines bewußten Genießens der Situation geschaffen. Nicht nur dieses, sondern die — zumindest zeitweise, vorübergehende, oder aber auch dauernde — Wegwendung von der Ekstase und der Suche nach ihr läßt eine reichere Nuancierung zu, ein Spiel in Halbtönen, ein Ruhen in Durchgangssituationen.

Diese Attitüde ist jenem erreichbarer, dem die Sexualität nicht episodenhaft, und darum oft vielleicht um so zwingender, in sein Alltagsleben einbricht. Und trotz aller individuellen Varianten und aller Übergänge, die bei beiden Geschlechtern angetroffen werden[2], ist die Erotik die

[1] Als außer dem Thema liegend will ich die Behauptung, Achtungsgefühle vermöchten sich bis zur Vergötterung zu steigern, unerörtert lassen, aber nicht unwidersprochen. Achtung und Vergötterung gehören phänomenologisch differenten Sphären an.

[2] Für die Frage, inwieweit die psychosexualen Geschlechtsdifferenzen wirklich konstitutive Merkmale der Geschlechter überhaupt darstellen oder inwieweit sie Produkte des jeweiligen Kulturzustandes sind, scheinen die Untersuchungen von M. Vaerting (112 b) von großem Belange zu sein. Es wird in dieser Arbeit die These vertreten, daß ein Vergleich der Psychologie der Geschlechter nur dann statthaft sei,

Grundposition der Frau. Gewiß ist auch die weibliche Natur der Eruption der Sexualität fähig oder unterworfen. Aber diese Eruptionen sind die eines Vulkans in einem immer glühenden See von Lava; die des Mannes durchbrechen die kalte Granitkruste, um nach beendetem Auswurf auf Zeiten wieder zu versiegen.

Es wäre m. E. falsch, wenn man — was so oft geschah — das Wesen der Frau in die Sexualsphäre derart verlegen würde, gewissermaßen als sei sie von einem außer ihr Stehenden, dem Sexuellen, mehr durchtränkt. Dem Ursprung dieses eigentlich doch seltsamen Gedankens, als ob Sexualität und Persönlichkeit zweierlei wären und diese an jener größeren oder geringeren Anteil haben könnte, wollen wir nicht weiter nachhängen. Noch weniger der Überlegung, ob die psychosexualen Differenzen und wie sie etwa mit biologischen Eigentümlichkeiten zusammenhängen, was die Phylogenese uns dazu lehren könnte, welche Bedeutung die passive Rolle der Frau haben mag oder die von Liepmann (73) in den Vordergrund gestellte „Vulnerabilität", die sich in der Verletzung der Eizelle beim Eindringen der Spermatozoen, in der Blutung bei der Ablösung des Eies aus dem Ovarium, in der Laesion des Hymens beim ersten Geschlechtsverkehr, den Schmerzen und Schädigungen der Geburt ausdrücken soll. Alle solche Betrachtungen biologischer Art, die in der Sexualpsychologie in dieser oder jener Gestalt immer wiederkehren, können doch für die psychologische Einsicht wenig beisteuern; sie lehren uns, daß zwischen dem somatischen Schicksal und der seelischen Entfaltung irgendwelche, zuweilen recht grobe und äußerlich anmutende Parallelismen oder Zuordnungen obwalten, sie lassen uns nicht das Mindeste der seelischen Strukturen verstehen und erlauben uns auch eine genetische Erklärung nur dann, wenn wir uns auf irgendeine bestimmte Form der Abhängigkeit vorher dogmatisch festgelegt haben. Was die Sexualpsychologie braucht, ist Beschreibung des Geschehens beim Manne und bei der Frau. Und gerade hiermit ist es nicht gut bestellt; nicht nur deshalb, weil Schamhaftigkeit dem Aussprechen eine Schranke setzt und weil es immer noch ein geringeres Opfer scheint, historisch sozusagen eine Entwicklung zu beschreiben, als über das Erleben selbst eingehendere Auskunft zu geben. Daher sind alle Selbstbekenntnisse beinahe biographisch und nicht phänomenologisch orientiert. Es hat dies aber noch den Grund, daß jedem Menschen von vornherein sein Erleben als das Erleben schlechthin gilt, er gar nicht auf den Gedanken verfällt, es möchte ein anderer unter dem gleichen Worte etwas anderes verstehen, in der gleichen Situation anders empfinden. Gilt dies schon für die Psychologie überhaupt — ich erinnere daran, daß z. B. S. Stricker

wenn gleiche oder äquivalente soziale Zustände zugrunde gelegt würden. Man könne also nur vergleichen die herrschende Frau — im Frauenstaat — mit dem herrschenden Manne — im Männerstaat, dem heutzutage nahezu alle staatlichen Bildungen angehören —, umgekehrt die jeweils hörigen Geschlechter. Das „schwache" Geschlecht zu sein, sei nicht konstitutive Eigentümlichkeit der Frau schlechthin, sondern Ausdruck ihrer Hörigkeit, denn im Frauenstaat kämen dem Manne die entsprechenden Merkmale zu (übrigens auch körperliche, nicht nur seelische). Hält — was zu beurteilen nicht Sache des Psychologen sein kann — das historische und ethnologische Material der Kritik stand, so wäre allerdings ein sehr bedeutsamer Gesichtspunkt gewonnen.

aus der Selbsterfahrung heraus ohne weiteres annahm, es seien die Sprachvorstellungen, nicht nur seine, schlechthin motorische Phänomene —, gilt es um so mehr für die Sexualsphäre, deren Erlebnisse ihrer Mehrheit nach sich einer besonderen Ichnähe erfreuen, und daher gar nicht für die Reflexion Gegenstand werden im Ursinne des Wortes: sie stehen dem Ich nicht gegenüber, sondern in ihm darin.

Zu solchen allgemein psychologischen Gründen, welche eine Schilderung der psychosexualen Geschlechtsdifferenzen immer mehr weniger an der Oberfläche tasten lassen, tritt noch der Umstand, daß unsere Wertmaßstäbe und damit die Gesichtspunkte, unter denen wir an die Beurteilung dieser Fragen herantreten, von vornherein nach dem Schema des männlichen Prinzips gewonnen sind. (Vgl. Simmel [106], der diese Besonderheit unserer Gesamtmentalität scharf herausgearbeitet hat, übrigens mit das Entscheidendste zum Problem der psychischen Geschlechtsunterschiede beibringt.)

Die psychosexualen Differenzen[1] machen sich in zwei Hauptrichtungen geltend, in der Art des sexualen Erlebens selbst und in der Stellung, die das Individuum zu seinen sexualen Erlebnissen und der Sexualität überhaupt einnimmt; welche zwei Richtungen freilich nicht von einander zu sondern sind. Was das erstere anlangt, so besteht hier zunächst ein, jedenfalls in physiologischen Mechanismen gegründeter, Unterschied in der Art des Auftretens sexueller Regungen. Es handelt sich nicht um die Ontogenie bis zur Pubertät, der der folgende Abschnitt gewidmet ist, sondern um das Verhalten der Sexualität nach erlangter Geschlechtsreife. Da scheint es denn, als ob bei Mädchen, welchen äußere Momente — Verführung u. dgl. — keinen Anstoß zum Erwachen spezifisch sexualer Regungen gegeben haben, in der Tat die Sexualität i. e. S., sohin auch die Geschlechtsempfindung fehlen könne. Erst das konkrete sexuale Erlebnis läßt akut oder chronisch die eigentliche Sexualität erstehen. Bis dahin ist das Mädchen freilich nicht geschlechtslos; aber ihre Sexualität tritt nicht als solche in das Bewußtsein; sie lebt in einer, allerdings der Sexualsphäre angehörenden Erotik ohne spezifische Sexualerfahrung. Dies kann bei aller „Aufklärung" der Fall sein; das theoretische Wissen trägt zur Entfaltung des spezifischen Sexuallebens nicht unbedingt bei. Gewiß ist dieser Verlauf ein Grenzfall, aber anscheinend kein so selten verwirklichter. An dieser Entwicklungsweise hängt offenbar, daß der erste Geschlechtsverkehr, die Brautnacht, so oft als schweres Trauma wirken kann.

Das schließt nicht nur nicht aus, daß die Frau der Geschlechtlichkeit im Grunde tiefer verschwistert ist als der Mann, sondern es ist sogar in gewissem Sinne davon ein Ausdruck. Für den Mann sind — zumindest der großen Mehrheit der Fälle nach — die sexualen Erlebnisse relativ, sie sind Beziehungen zum anderen Geschlecht und dadurch bestimmt, daher auch mehr episodischen Charakters und ichferner. „Der Mann kann durch Erlebnisse des erotischen Gebietes zur Raserei oder zum Selbstmord gebracht werden, er fühlt dennoch, daß sie ihn

[1] Vgl. auch Lipmann (74).

im tiefsten nichts angehen — soweit solche Dinge, die ihre Beweislast nicht tragen können, ausgesprochen werden dürfen." (Simmel [106].) Für die Frau wird die Beziehung der Geschlechter zueinander „zum Absoluten, für sich Seienden ihres Wesens". Sie gibt sich — hier hat Simmel sehr richtig gesehen — niemals ganz hin oder aus, sie bleibt irgendwie und irgendwo immer in sich selbst beschlossen, auch wo die vollkommenste, letzte Hingabe zu walten scheint. Ihre Sexualität genügt überhaupt sich selbst in einer freilich nicht angebbaren, letzten Sphäre, und genügt sich daher auch dort, wo sie der im eigentlichen Sinne sexuell zu nennenden Manifestationen und Erlebnisse noch gar nicht teilhaftig geworden ist; sie bedarf dieser gar nicht, sie kann trotzdem ihre Sinnerfüllung finden.

Ausdrücklich möchte ich darauf hinweisen, daß gar kein Grund vorliegt, dieses differente Verhalten im Sexualen irgendwie zu einem primären Moment für die sonstigen psychischen Geschlechtsunterschiede zu machen. Es ist eine petitio principii, wenn man die Sexualität als das Urphänomen erst aufstellt und nachher beweist, daß die sonstigen psychischen Strukturen die hier gefundenen Eigentümlichkeiten widerspiegeln. Mir scheint die Sache vielmehr so zu stehen — und ich glaube, dies ist auch die Meinung Simmels, ferner die von A. Adler (23) und anderen —, daß sich in der Sphäre der Sexualität ebenso wie in allen Bereichen seelischen Geschehens gewisse Eigenartigkeiten eines zentralen Ich abbilden, dessen wir als solchen gar nicht habhaft werden und das nur aus der Identität jener strukturalen Prinzipien in einer Art Projektion erfaßt werden kann[1].

Mit alledem ist natürlich keineswegs gesagt, daß nicht auch für die Frau das sexuale Erleben relativen und episodischen Charakter annehmen kann, daß nicht auch in der Entwicklung ganz andere Typen sich geltend machen. Aber daß dieser oben skizzierte Grenzfall überhaupt möglich ist, beweist den wesentlich anderen Aufbau der Sexualität bei den beiden Geschlechtern.

Damit mögen noch weitere Unterschiede zusammenhängen, so der sich in der oft diskutierten Frage nach der polygamen oder monogamen Veranlagung ausdrückende. Im allgemeinen geht die Meinung dahin, daß der Mann polygam, die Frau mehr monogam veranlagt sei. Das wird in gewissem Ausmaße auch zutreffen. Gerade die In-sich-Geschlossenheit der Frau mag ihr die Möglichkeit geben, bei einem Manne das Auslangen und Ausharren zu finden. Anderseits scheint daraus auch verständlich, warum bei nicht wenigen Frauen die Hingabe an mehrere Männer — nacheinander, zugleich — ihren tiefsten Wert gar nicht zu treffen scheint; es bleibt der Partner immer nur zufälliger Anlaß einer doch nicht letzten Entäußerung. Nicht selten erscheint — offenbar aus den gleichen Strukturen heraus — der Frau die Hingabe an den Mann als eine mehr nebensächliche Äußerlichkeit in der Gesamtheit der erotischen Beziehungen, selbst dann noch, wenn sie diese aus physiologischem Drange nach sexualer Befriedigung selbst begehrt; oft genug

[1] Weiteres siehe den Schlußabschnitt.

„gewährt die Frau diese letzte Gunst", wie die Redensart geht, wirklich nur als Gunst, als etwas, das sie dem Geliebten zuliebe tut und nicht um des Aktes und um ihrer selbst willen. Man könnte sagen: für die Frau ist die Sexualität als solche von Wichtigkeit, die Gestalt, in der sie jeweils erlebt wird, mehr nebensächlich. Für den Mann ist das konkrete Sexualerlebnis das Wichtige und Erstrebenswerte. Der Mann begeht daher auch in seinen eigenen Augen Untreue oder Ehebruch, wenn er mit einer anderen Frau den Geschlechtsverkehr pflegt, oder „sie ansieht, ihrer zu begehren"; was er auch immer Gegenteiliges sagen mag, sind Ausreden eines, vielleicht nicht einmal vor sich selbst eingestandenen, schlechten Gewissens. Für die Frau kann unter Umständen — wenn sie von sozialen und ethischen Anschauungen absieht — auch der Ehebruch etwas sozusagen Irrelevantes bleiben, weil sie da und dort nicht sich selbst, ihr Letztes hingibt[1].

Auch hier wiederum ist zu sagen: es handelt sich um extreme Typen, die nicht zur Allgemeincharakteristik der Frau schlechthin dienen sollen, sondern nur strukturale Grundprinzipien gewissermaßen in Reindarstellung aufweisen.

Denn aus den gleichen Bedingungen kann auch die oft hervorgehobene, von Dichtern besungene größere Treue der Frau stammen, die gerade nur in einem Manne die Möglichkeit der Sinneserfüllung ihrer Geschlechtlichkeit erblickt. Es ist doch eigentlich eine bemerkenswerte Tatsache, daß die Literaturen aller Zeiten und aller Völker ebensooft die Frau als untreu und wankelmütig wie als das Paragon des treuen Ausharrens bis über den Tod des Geliebten hinaus hingestellt haben. Ob das daran liegt, daß die Frauen untreu all jenen sind, die ihnen letztlich doch nicht genügen, nicht ihren Sinn, wenn man so sagen darf, erfüllen — ähnlich wie man dies von der Frigidität der Frauen behauptet — und treu nur jenem, der dieser Forderung genügt, kann wohl gefragt, schwerlich aber entschieden werden.

Aus der größeren Ichnähe der Sexualität einerseits und der relativen Irrelevanz der jeweiligen Manifestationen anderseits, welche der Frau zuzuschreiben ist, erwächst die oben angeführte größere Rolle der Erotik bei der Frau. Nicht daß die Sexualtriebe zur Erotik „vergeistigt" werden, ist der springende Punkt, sondern daß die Sexualität in den erotischen Manifestationen sich ebensowohl durchsetzen kann wie in spezifischen Sexualakten.

Wenn hier stets von Unterschieden in der Psychosexualität der beiden Geschlechter die Rede war, so muß bemerkt werden, daß damit über die Natur des eigentlichen Sexualerlebnisses bei Mann und Frau noch nichts ausgemacht ist. Es könnte, wie schon oben angedeutet, der Sexualaffekt, es könnte auch die Geschlechtsempfindung hier und dort grundsätzlich verschieden sein. Bei der außerordentlichen Schwierigkeit, solche Zustände zu beschreiben — vielleicht ist dies überhaupt

---

[1] So meint auch Keyserling (Reisetagebuch eines Philosophen, S. 10): „Frauen rechnen mit ihrer grundsätzlichen Verführbarkeit als mit einem Tatbestande, der sich von selbst versteht."

unmöglich — läßt sich kaum eine Entscheidung treffen. Daß die Abläufe im Ganzen, mit ihrer Rückwirkung auf die übrigen Sphären der Persönlichkeit, in ihrer Anteilnahme an solchen Sphären bei den beiden Geschlechtern sehr verschieden sind, geht, wie ich meine, aus den bisherigen Ausführungen hervor. Dies möchte ich, im Gegensatz von Duboc (22), der auf Grund m. E. wenig eindringender Analyse für die grundsätzliche Identität des psychosexualen Erlebens von Mann und Frau eintritt, ausdrücklich betonen.

Weiterhin hängt an diesen Unterschieden der prinzipiellen Attitüde auch die Differenz der Reaktion auf die Sexualerlebnisse. Wenn auch jener alte Spruch: *omne animal post coitum triste exceptis muliere et gallo,* so allgemein nicht richtig sein mag, so hebt er doch eine oft zutreffende Tatsache hervor. Der Episodencharakter der Sexualität des Mannes bringt es mit sich, daß nach Verebben des Affektsturmes dieser als eine Überwältigung des Ich, ein Abdrängen von der gewohnten Lebenshaltung empfunden wird. Für die Frau aber bleibt auch der befriedigendste Sexualakt doch noch ein mehr weniger peripheres Erlebnis, das sie aus ihrer Zentrierung, ihrer dauernden Bezogenheit auf ihr tiefstes Wesen nicht herauszuschleudern imstande ist.

Wie die psychische Scheidung und zum Teil auch die rein körperliche zwischen Mann und Frau keine restlose und vollkommene ist, wie es Mischtypen zu geben scheint — mag man sie nun mit einer anatomisch begründeten bisexualen Anlage in Zusammenhang bringen oder nicht —, so sind auch die aufgezeigten Strukturdifferenzen keineswegs immer, ja vielleicht nur in einer sehr kleinen Minderheit von Fällen rein vorhanden. Vielfach bleiben sie als letzte bestimmende Faktoren zwar in der Tiefe wirksam; in den Manifestationen der Sexualität aber erscheinen sie verwaschen, mit Zügen des anderen Typus vermengt, sozusagen verunreinigt. Daher kommt es, daß gewisse mehr weniger typische erotische Charaktere bei beiden Geschlechtern angetroffen werden: etwa die Prüden, die Mucker u. dgl. Das Volksempfinden merkt aber die Abweichung vom reinen Geschlechtswesen recht wohl und drückt es in der Sprache aus, wie in dem Werturteil über solche Personen. Was hierüber zu sagen wäre, kann erst bei Besprechung der sogenannten sekundären Phänomene gebracht werden. Nur zur Verdeutlichung sei z. B. auf die abfällige Beurteilung männlicher Koketterie oder etwa auf die Bezeichnung „altes Weib" für einen prüden, muckerischen Mann u. dgl. verwiesen.

Gewisse Unterschiede bestehen auch im Verhalten der Lebensalter. Der Sexualität der Kindheit und der präpuberalen Jahre ist der folgende Abschnitt gewidmet. Es wären hier nur ein paar Worte über das psychosexuale Erleben des Alters zu sagen. Daß hier Veränderungen gegenüber dem vollkräftigen Alter vorkommen können, ist bekannt; sie müssen aber nicht auftreten. Oft genug behält die Sexualität ihren Charakter bei; selbst bei wesentlich herabgesetzter sexualer, somatischer Begierde können Anlässe und Verhaltungsweisen, zumindest beim Manne, sich gleichbleiben. Die bemerkten Veränderungen beziehen sich großenteils auf die Anlässe; nur gewisse Erscheinungen, Kinder,

Jugendliche, bestimmte Typen wirken noch erogen, so daß auch eigentliche Abartungen zustande kommen können. Bei mangelnder somatisch-spezifischer Erregung wird der Lustgewinn in Berührungen usw. gesucht: in Molls Terminologie könnte man sagen, der Kontrektationstrieb sei noch lebendig, während der Detumeszenztrieb schon erloschen sei. Inwieweit andere Züge, die zuweilen auftreten, eine Tendenz zur Grausamkeit oder zur Süßlichkeit usw. selbständig, inwieweit sie von den allgemeinen senilen Veränderungen abhängig sind, wäre erst zu untersuchen. Eine ausführlichere Darstellung der Sexualität des späteren Alters scheint nicht zu existieren. Bekannt ist, daß mancher Mann den Schein des Erotikers auch dann noch aufrechtzuerhalten strebt, wenn in ihm gar nichts mehr von Sexualität lebendig ist; alte Gecken nennen wir diese Männer. Sie sind Komödianten der Erotik, meist recht schlechte.

Besondere Aufmerksamkeit möchte die klimakterische Krise der Frau erfordern, der ja manche Autoren eine analoge des Mannes an die Seite stellen wollen. Die klimakterischen Umwandlungen sind nicht leicht zu analysieren. Sie setzen sich aus mehreren Komponenten zusammen, die etwa folgendermaßen gekennzeichnet werden dürfen.

An erster Stelle stehen natürlich die organischen Veränderungen und deren unmittelbare Rückwirkung auf die seelischen Abläufe. Die reproduktiven Funktionen des weiblichen Geschlechtapparates hören auf. Damit geht in der Regel auch ein Schwinden der sexualen Erregbarkeit und Begehrlichkeit einher, nicht selten nach einer Periode der Steigerung („gefährliches Alter"), die unter Umständen zu einem sogar wahllosen Verlangen nach Sexualbefriedigung Anlaß geben kann. Es muß aber weder zu einem Erlöschen der Erregbarkeit, noch, wenn dieses statthat, zu einem Aufhören aller Neigung zu erotischem Lustgewinn kommen. Vielleicht seltener als beim Manne, aber noch häufig genug, bleibt der Kontrektationstrieb, bleibt die Sehnsucht nach erotischer Zärtlichkeit erhalten.

Gerade dieser Umstand kann zum Ursprung weiterer Veränderungen werden, indem das Bewußtsein des Begehrens zusammen mit dem des Nicht-mehr-begehrt-Werdens, eventuell auch nur des Glaubens, der Befürchtung dieses, einen schweren Konflikt setzt. Dazu kommt, daß — aus der oben gezeichneten Sexualeinstellung der Frau heraus verständlich — viele Frauen im Schwinden der Sexualfunktionen an und für sich eine Minderung ihres Wertes empfinden oder wenigstens empfinden zu müssen glauben. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß die Häufigkeit depressiver Erkrankung in dieser Lebensepoche teilweise hiermit zusammenhängt, wodurch übrigens den somatischen Involutionsvorgängen keineswegs die pathogenetische Bedeutung abgesprochen werden soll.

Dieses Bewußtsein der Wertminderung geht in zweifache Richtung. Einmal auf die Stellung als Geschlechtswesen neben und unter anderen. Dies ist meist jenes Moment, dessen die alternde Frau sich bewußt ist, dies ihre Klage, ihr Unglück, über das so manche schwer, viele gar nicht hinwegkommen. Zweitens auf den persönlichen, vom Ver-

gleich mit anderen unabhängigen Eigenwert, welches der tiefere Grund, aber vielleicht eben darum der weit seltener bewußte ist.

Die geringere Verflochtenheit mit der Sexualität bewirkt, daß die Persönlichkeit des Mannes weniger von analogen Umwandlungen betroffen wird, außer dort, wo die ganze Existenz sozusagen auf das Erotische gestellt wurde. Dies führt dann zu den oben schon erwähnten Entgleisungen.

Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob die klimakterischen Veränderungen bei der erwerbenden, intellektuellen Frau sich anders als beim Durchschnitt verhalten. Doch ist mir hierüber nichts bekannt.

Was die Objektwahl anlangt, so sind die letzten bestimmenden Momente wohl in Dunkel gehüllt. Man kann sich natürlich auf einen Instinkt berufen, der, im Dienste der Rassenerhaltung stehend, zwei Menschen zusammenführe; damit ist aber psychologisch nichts gewonnen, abgesehen davon, daß dieser Instinkt ja nicht mehr als eine fiktive Umschreibung des gegebenen Tatbestandes ist. Anderseits sind die Motive, welche von den Wählenden gelegentlich angeführt werden, entweder durchaus unzulängliche oder selbst wieder in ganz unbestimmte Formen gefaßt, wie Sympathie u. dgl. Es steht hiermit nicht anders, wie mit den rationalisierenden Versuchen, das Entstehen von Liebe in höherem Sinne zu begründen, wovon unten noch die Rede sein wird. Daß es nebenbei Fälle genug gibt, in welchen die Wahl aus rationalen Erwägungen heraus erfolgt, ist selbstverständlich. Der Wunsch nach einem eigenen Herd, nach Kindern, nach Perpetuierung des Stammes, nach Versorgung, die Wahl der Frau als einer Wirtschafterin usw. spielen gewiß oft die ausschlaggebende Rolle, vor allem, wenn es sich nicht um die Wahl des Geschlechtspartners, sondern um die des Ehegesponsen handelt. Montaigne (87) u. a. war sogar der Meinung, bei der Eheschließung hätten nur diese Momente den Ausschlag zu geben, Leidenschaft und Neigung aber nicht mitzusprechen.

Eine Sexualpsychologie muß aber gerade darnach fragen, was denn das eine Individuum als Sexualpartner begehrenswerter mache als das andere, das ihm vielleicht in mancher Hinsicht überlegen sein kann, an Schönheit usw. Eine Antwort auf diese Frage will die psychoanalytische Theorie geben mit dem Hinweis auf das Fortwirken determinierender Tendenzen im Unbewußten, deren Grund in den Kindheitserlebnissen zu suchen wäre. In dem folgenden Abschnitte über die Ontogenie wird daher ausführlicher davon zu reden sein.

In der Objektwahl drückt sich die Gerichtetheit oder Ungerichtetheit der Sexualität deutlich aus. Dem einen ist jede Frau schlechthin Objekt, dem anderen nur Frau eines bestimmten Typus, dem dritten nur eine ganz bestimmte individuelle Frau. Wie schon erwähnt, ist die erstgenannte Form anscheinend unter den Männern stärker vertreten als unter den Frauen, deren Frigidität offenbar häufig nur eine relative, für den zufällig vorhandenen Mann bestehende ist und dem Repräsentanten des adäquaten Typus gegenüber normalem Sexualempfinden und Sexualgenuß Platz macht.

Mehr noch als jeder andere affektive Ablauf beherrscht der Sexualaffekt, sobald er einmal aufgetreten ist, das Ganze des Seelenlebens. Nicht nur, daß alles, was irgend zur Sexualsphäre Bezug hat, sub specie der jeweils herrschenden affektiven Einstellung gesehen und gewertet wird, es kann — wie sattsam bekannt — gegenüber diesem Affekt alles und jedes völlig in den Hintergrund treten, die Lebensführung vollkommen geändert, was sonst wichtig erscheinen mag, beiseite geschoben, moralische Bedenken überwunden, physischen Gefahren getrotzt, Verbrechen begangen werden. Es ordnet sich alles in den Dienst des Sexualaffektes, so daß das alte „ordentliche" Verhalten zerstört wird. *Amor ordinem nescit,* bemerkt schon St. Hieronymus[1]. Diese Art Besessenheit durch den „Dämon Amor", von welchem irgendein romantisches Märchen zu erzählen weiß, gleicht in den Grundzügen ihrer Struktur dem, was wir in der Sphäre der Liebe im höheren Sinne wiederum antreffen, ist offenbar die Substruktion dieser Liebesbesessenheit (vgl. indes den betreffenden Abschnitt). Deskriptiv ist hierüber nicht viel auszusagen. Es liegt ein übermächtiges Interesse vor, eine Einspannung aller seelischer Tendenzen in eine und nur eine Richtung — man hat den Zustand ja auch mit der „überwertigen Idee" der Psychopathologie verglichen — die solange aufrecht bleibt, als der Affekt vorherrscht. Unter Umständen kann mit der Erreichung des Zieles diese ganze Struktur in sich zusammenbrechen. Rein auf das Sexuale im engeren Sinne beschränkt, scheint dieser Zustand wiederum bei Männern häufiger vorzukommen, was wohl aus den oben skizzierten, psychosexualen Geschlechtsunterschieden verständlich ist. Natürlich mangelt er nicht vollkommen bei Frauen.

Zwischen dieser Besessenheit und dem sozusagen Nebenhererleben des Sexualaffektes gibt es alle Übergänge und Grade. Deren Ausprägung und die Einstellung, die das Individuum seinem Sexualaffekt gegenüber findet, schafft die Verschiedenheit der erotischen Typen, die noch, wenn auch nur flüchtig und bruchstückhaft, zur Sprache kommen werden.

In dem Zusammenhang mit dem hier angeschnittenen Thema der Typenbildung wäre einer Frage nicht mehr rein psychologischer Natur noch kurz zu gedenken, nämlich nach der Ausdrucksweise des Sexualen bzw. Erotischen, der sexualen Mimik u. dgl. Wie es überhaupt fast unmöglich ist, in Worten die Merkmale anzugeben, an denen ein bestimmter mimischer Ausdruck hängt, so auch hier. Mancher Mensch trägt in seinem Gesicht die Stigmata der Güte, der Unaufrichtigkeit, Grausamkeit oder auch des „Sinnlichen". Wie die Liebe, so sieht jede andere Seelenregung dem Menschen aus den Augen, sagt einmal Mark Aurel. Es ist wohl kaum fraglich, daß wir in der Tat die Seele unmittelbar im Körper und dessen Ausdrucksweisen anschauen, ich glaube, ohne irgendwie erst Einfühlung, innere Nachahmung, Analogieschlüsse in uns zu vollziehen. Worin aber sich uns der jeweils wahrgenommene Charakterzug ausdrückt, vermögen wir nicht oder in den allerseltensten Fällen nur anzugeben. Und selbst wenn wir glauben, das maßgebende

---

[1] Ad Chromatium.

Merkmal herausgefunden zu haben, so haftet doch dieser Aussage immer etwas Unbefriedigendes an; wir spüren, daß wir mehr weniger willkürlich ein Element isolieren, wo doch nur die unauflösbare Totalität Träger des Sinnes ist und sein kann.

Es erscheint daher wenig sinnvoll, etwa eine Schilderung des „sinnlichen Mundes" zu versuchen oder den „lüsternen Blick" zu beschreiben und was dergleichen Dinge mehr sind. Es gibt Männer, welche die Neigung haben, bekleidete Frauen in Gedanken vorstellungsmäßig zu entkleiden, und es gibt Frauen, welche das „spüren". Woran, wie, wissen sie selbst nicht. Gewiß gibt es einzelne Anhaltspunkte. Eine besonders auffallend aufmerksame Betrachtung jener Körperregionen, welche das Prärogativ sexualer Bedeutsamkeit besitzen, mag diesen Schluß ermöglichen. Es bedarf dieser besonderen Beobachtung aber unter Umständen gar nicht, um der Frau über das Verhalten des Mannes Klarheit zu geben. Ebensowenig läßt sich m. E. sagen, woran genau zwei Menschen, die sich nicht einmal zu sprechen, ja nicht einmal überhaupt je gesprochen zu haben brauchen, wissen, daß sie einander begehren. Es ist das etwas anderes als die, möglicherweise auf Selbsttäuschung beruhende Überzeugung von Gegenliebe bei der „Liebe auf den ersten Blick". Es ist gar nicht anders möglich, sie muß mich wieder lieben, weil ich sie so liebe, lautet etwa der Gedankengang, dessen Wurzeln vielleicht nicht allein im Wunsche zu suchen sind, vielmehr in eine tiefere, unausgesprochene, auch gar nicht klar bewußte Überzeugung von einem notwendigen, schicksalhaften Zusammengehören des Liebenden und der Geliebten hinabreichen. Hier heißt es: sie liebt mich, muß mich lieben, auch wenn sie es nicht zeigt; hier wird nach Bestätigungen dieser primären Überzeugung gesucht. In dem Falle des „Ansehens" wechselseitigen Begehrens aber ist sozusagen die Bestätigung das primäre Moment: so sieht sie aus, also begehrt sie mich, wie ich sie begehre. (Nicht als ob solche Gedankengänge klar und geordnet, als ob Schlußfolgerungen irgendwelcher Art abliefen. Diese Sätze bedeuten selbstverständlich schon ein Herausdrehen des Erlebens aus der Ebene der Unmittelbarkeit in die der rationalen Formung.)

Im Zusammenhange damit wäre die Psychologie der Liebeswerbung abzuhandeln. Zum Teil werden hierhergehörende Erscheinungen, wie die Schamhaftigkeit und Schüchternheit, die der offenen Werbung im Wege stehen, oder die Koketterie, welche ihr dient, unter den sekundären Phänomenen besprochen.

Die Liebeswerbung ist stammesgeschichtlich relativ frühzeitig aufzuweisen. Psychologischen Erklärungswert besitzen alle diese Beobachtungen an Tieren keinen. Sie lehren nur, daß der Gewinnung des Sexualaffektes und der Erreichung des Sexualzieles schon bei relativ nieder organisierten Lebewesen einleitende Akte vorangehen. Welchen Zweck solche haben, wissen wir nicht. Wohl aber läßt sich auch für den Menschen die Liebeswerbung nach den gleichen zwei Gesichtspunkten betrachten; einmal handelt es sich darum, die Neigung des Sexualobjektes bzw. bei ihm die sexuale Erregung herbeizuführen, das andere Mal, es zum Sexualakt zu veranlassen.

Demgemäß bezweckt das werbende Verhalten, die Aufmerksamkeit des angestrebten Partners auf die eigene Person, ihre Vorzüge zu lenken, oder aber eine zum Sexualakt führende Gesamthaltung zu bewirken. Die Liebeswerbung kann eine naive oder eine bewußte sein, gewissermaßen instinktiv oder unter Anwendung einer bestimmten Technik erfolgen. Welch letzteres Sache vor allem des Verführers, fast möchte man sagen, des berufsmäßigen, professionellen Verführers, des Don Juan oder Casanova ist, aber auch im Dienste einer einmaligen Liebe stehen kann. Liebe macht erfinderisch, sagt ein Sprichwort; nicht nur in der Überwindung von Hindernissen, sondern auch im Entdecken geeigneter Verhaltungsweisen, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Oftmals aber versagt diese Erfindungsgabe durchaus; es ist dieses wie das andere oft genug Gegenstand künstlerischer Schilderung geworden, der „blöde Jüngling" ebensosehr wie der, welcher es versteht, die entsprechenden Saiten in der Seele der Geliebten erklingen zu lassen.

Das werbende Verhalten kann ein sehr verschiedenartiges sein. Zwischen dem „zarten Entgegenkommen" und der mehr weniger brutalen Aggression, dem „Bezwingen der Figur durch die männliche Elementarkraft", gibt es ungezählte Nuancen. Welche Haltung die angemessenere, erfolgversprechendere ist, darüber mögen die Lehrer der Ars amandi sich verbreiten.

Offensichtliche Werbung ist Aufgabe des Mannes. Die Frau wird umworben. Ihre von vornherein gar nicht so sehr auf den Sexualpartner angewiesene Sexualität bedarf erst einer Art Weckung. Es darf angemerkt werden, daß manche erfolgreiche Werbung aber gar nicht bis zu diesem Ziele gelangt. Es unterliegt der Wille der Frau unter Umständen früher, als ihre Sinnlichkeit elementar beteiligt ist. Dies ist vielfach die Technik des Professionals der Verführung. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß zuweilen auch die Frau aktiv werbend auftritt. Sehr häufig innerhalb einer schon bestehenden sexualen Beziehung, wenn es sich um das Sexualziel handelt (etwa eine Szene bei d' Annunzio im „Trionfo della morte" und vielen anderen). Aber auch, wenn die Erlangung eines Sexualobjektes auf dem Spiele steht. Entweder, getrieben durch die Intensität des Begehrens, unter Hintansetzung der sonst der Frau von Natur oder Sitte auferlegten Schranken, oder aus individueller Veranlagung zu aktiverem Verhalten heraus. Die Gegenüberstellung eines Typus Mann und eines Typus Frau ist natürlich mehr schematisch.

Die Werbung wird eine andere sein, je nachdem es sich um die bloße Erreichung des Sexualzieles, um die nur sexuale Beteiligung der Frau handelt, oder echte Liebe dabei im Spiele ist. In allen Fällen bedeutet die Werbung eine gewisse Preisgabe der eigenen Person. Diese in das günstigste Licht zu setzen, müssen — wenn es sich um ein aufrichtiges Verhalten und nicht um eine Pose, eine bloß gespielte Rolle handelt — in der Tiefe wirkende Kräfte ans Licht treten. Darum ist auch die Abweisung demütigend und kränkend. Abgesehen davon, daß natürlich — und das ist bei dem Falle der Pose allein das wirksame Moment — die Eitelkeit des Mannes eine Kränkung erfährt. Es wird

aus diesem Verhalten heraus verständlich, warum der Verschmähte unter Umständen die eben noch Umworbene nicht nur mit seinem Hasse verfolgt, sondern sogar sie zu vernichten bestrebt ist. Daneben spielen, wie nicht anders möglich, noch viele andere Motive mit, etwa daß die Betreffende einem Dritten nicht gegönnt wird u. a. m.

Der Liebeswerbung dienen zum Teil äußerliche Mittel, wie die Kleidung; diese wirkt teils an sich ästhetisch, teils aber und überwiegend als Symbol, sei es für die Angehörigkeit zu einem bestimmten Stand (Offiziere), sei es für die „Eleganz", damit dem Zugehören zu sozial höheren Schichten. Anderseits kann auch gerade eine gewisse Nichtbeachtung solcher Äußerlichkeit, die selbst sehr äußerlich sein kann, der Weckung des Interesses dienen. Für die Schaustellung körperlicher Vorzüge, welche bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten eine große Rolle spielt, ist unsere Tracht wenig geeignet. Immerhin kommen solche, wenn auch nur in großen Zügen, zur Geltung: Körpergröße, breite Brust usw. Nach wie vor haben athletische Gestalten, hochgewachsene Männer usw. eine gewisse Chance anderen voraus. Wer dies bezweifeln wollte, der sehe sich in der Belletristik minderer Qualität, darum aber nicht minderen Erfolges, um, etwa in den Romanen der Courths-Mahler.

Deutlicher als die männliche, dient die weibliche Kleidung der Werbung, bekanntlich weniger durch das, was sie zeigt, als durch das, was sie verhüllt und erraten läßt. Es sind das so oft gemachte und triviale Beobachtungen, daß sich eine weitere Ausführung wohl erübrigen dürfte. Daß das Verhüllte erregender zu wirken vermag, als das offen zur Schau Getragene, mag auf mehreren Gründen beruhen. Der eine, hauptsächliche, ist offenbar, daß durch die Verhüllung und die phantasiemäßige Enthüllung oder die Aussicht auf die Enthüllung jene Lust erweckt wird, die Freud (43) als „Vorlust" bezeichnet hat. Dann dürfte die Durchbrechung der Schranken, welche Scham und Sitte errichten, ebenfalls eine erregende Wirkung haben. Über weibliche werbende Verhaltungsweisen wird übrigens bei Erörterung der Koketterie noch etwelches nachzutragen sein.

Neben den äußeren Momenten kommen als Mittel der Bewerbung die Schaustellung der Persönlichkeit, ihrer sozialen Geltung, ihrer seelischen Eigenschaften — Verstand, Mut, Charakter usw. — in Frage. Eine besondere Rolle spielt das erotische Renommée. Der Ruf des Siegers in Eroticis ist an sich schon eine halbe Gewähr des Sieges — vielleicht nur beim Durchschnitt der Frauen, vielleicht bei sehr viel mehr. Und umgekehrt ist der Ruf der Vielgeliebten ein Anlaß, sie zu lieben. Wenn Ninon de l'Enclos nicht die gefeierte Schönheit gewesen wäre, der bloße Ruf, die Kunde, daß so und so viele sie — glücklich oder unglücklich — geliebt haben, hätte für einen hinlänglich großen Kreis von Anbetern gesorgt. Nicht nur die Zahl, auch wer sie geliebt, macht in der erotischen Einschätzung der Frau etwas aus. Vielen ist die Geliebte eines großen Herrn eben dadurch schon begehrenswert. Anderseits ist, wie bekannt, gerade die Unberührtheit, sogar die sexuale Unwissenheit — wirkliche oder gespielte — ein werbender Faktor.

In der Liebeswerbung tritt zuweilen die Ambivalenz des psychosexualen Affektes scharf hervor. Nicht nur, daß das Mädchen die Annäherung des Mannes ebenso wünscht wie scheut; und zwar scheut es nicht einen Aspekt und wünscht einen anderen, so daß zwei Haltungen nebeneinander oder abwechselnd bestünden, sondern in ein und derselben Attitüde ist zugleich Furcht und Wunsch, es ist ein fürchtendes Wünschen. So auch der unerfahrene Jüngling. Aber neben dieser Manifestation der Ambivalenz gibt es noch eine zweite, die man als Sexualhaß bezeichnet hat. Zwischen den Geschlechtern herrscht nicht nur Anziehung, sondern auch Abstoßung. Diese ist wohl zum Teil beteiligt an der im allgemeinen minder achtenden Haltung des Mannes gegen die Frau. Aber auch den Frauen ist eine solche absprechende Haltung nicht fremd; Frauen unter sich können in vieler Beziehung verächtlich von Männern im allgemeinen sprechen — diese verstehen und können ihrer Ansicht nach eine Menge von Dingen nicht: in gewissen wichtigen innerlichen Fragen weiß die Frau sich dem Manne überlegen. Man wird ebensowenig sagen können, es sei diese wechselseitig gefühlte Überlegenheit Ursache, wie sie sei Folge des Sexualhasses. Nebenbei bemerkt, haben beide Seiten recht; nur daß hier und dort verschiedenes als Wert und als erstrebenswürdig aufgestellt wird.

Ist das mehr eine periphere Ausstrahlung, so kann der Sexualhaß auch in ganz eigentlichen Haßregungen manifest werden. Man hat gemeint, ihn in der Reaktion auf den Geschlechtsakt wieder finden zu sollen. Vielleicht allerdings weniger in der unmittelbaren, als in der weiteren. In das Wesen der Frau geschah ein Einbruch, dessen sie ihrem innersten, noch jenseits des eigentlich Sexualen stehenden Sein nach nicht bedurfte. Die Frau wirft sich, außer dort, wo echte, höchste Liebe besteht, immer irgendwie fort; und das verargt sie dem Manne. Natürlich liegt es nicht so, daß aus der individuellen Erfahrung jeweils in der einzelnen Frau durch solche Überlegung — die auch nicht als rational, sondern höchstens emotiv gedacht werden darf — der Haß entsteht. Es setzt diese Reaktion eine wesensmäßig gegebene Haßbereitschaft, den Gegenpol eben der Liebesbereitschaft voraus. Der Mann wirft sich zwar nicht weg, weil für ihn die Sexualrelation immer Relation bleibt, nicht im zentralen Sein verankert ist; aber er gibt sich her, gibt sich preis — und verargt es der Frau.

Es ist dieses Verhalten nur die häufigste Erscheinungsweise des Sexualhasses. Er kennt deren noch mehr. Vielleicht ist die Sage von den Amazonen ein mythischer Ausdruck für diese Tatsache, die übrigens in Kleists Penthesilea deutlich mitschwingt.

W. James (60), der Begriff und Tatsache der Ambivalenz noch nicht kennt, macht für den Sexualhaß einen eigenen *„antisexual-instinct, the instinct of personal isolation“* verantwortlich, das Widerstreben gegen intimeren körperlichen Kontakt mit den meisten Menschen unserer Umgebung. Er sieht darin eine wesentliche Hemmung für die Entfaltung der Geschlechtsliebe, so daß diese „stärkste aller Leidenschaften die größten Schwierigkeiten schaffe, ihr freien Lauf zu lassen“. Es sei

dieser Isolierungsinstinkt am ausgeprägtesten beim Manne gegenüber seinen Geschlechtsgenossen, bei der Frau gegenüber dem Manne.

Übrigens hat James das Vorkommen ambivalenter Neigungen nicht völlig übersehen, da er einmal bemerkt: „*The passion of love* (die er eine Monomanie nennt, welche auch den Gesündesten befallen könne) *can coexist with contempt and even with hatred for the ‚object'.*"

Eine besondere Bedeutung scheint der Sexualhaß in der Phänomenologie des ersten geschlechtlichen Verkehrs, namentlich der Frau, annehmen zu können. Über die „Psychologie der Defloration"[1] wissen wir herzlich wenig. Die Psychologie der Hochzeitsnacht ist erst zu erforschen. Scheu vor dem Unbekannten, eine, man möchte sagen, instinktive Abwehr, die erwachende Begierde und anderes verschränken sich zu einem höchst komplexen Zustand. Auch die schöne Literatur ist m. W. arm an plausiblen Schilderungen. Vielleicht enthalten A. Zweigs „Novellen um Claudia" noch die beste. Selbstverständlich wird man auch hier die größten Verschiedenheiten antreffen.

Man würde in einer Sexualpsychologie vielleicht einen Abschnitt über die Psychologie der Ehe erwarten. Wenn ich mich indes entschlossen habe, davon Abstand zu nehmen, so geschah es, weil die Ehe nicht allein durch die sexualen Beziehungen bestimmt wird. Es sprechen hier so viele andere Momente mit — Gewohnheit, das Faktum des Zusammenlebens an und für sich, die Gemeinsamkeit der Sorgen für den Unterhalt, für die Kinder usw. —, daß der hier gesteckte Rahmen allzuoft und allzuweit hätte überschritten werden müssen. Dazu kommt, daß insbesondere Ehen längerer Dauer die sexualen Probleme mehr oder weniger in den Hintergrund treten lassen.

---

[1] Auch Rohleders (99) so überschriebenes Kapitel bringt keine Aufklärung.

DIE ONTOGENIE DER SEXUALITÄT

Man ist heute von dem lange Zeit herrschenden Dogma, daß die Sexualität erst mit und nach der Pubertät im Leben der Menschen auftrete, gründlich abgekommen. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten S. Freuds (43, 46), die Aufmerksamkeit auf die präpuberalen und infantilen Äußerungen der Sexualität gelenkt zu haben; und dies Verdienst bleibt auch dann ungeschmälert, wenn es sich zeigen sollte, daß manche Dinge anders liegen, als er sie gesehen hat.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die physiologischen Sexualphänomene, die schon in den Kindheitsjahren beobachtet werden können, im einzelnen zu beschreiben. Es genügt der Hinweis, daß Erektionen usw. bei männlichen Säuglingen zweifellos vorkommen. Das einschlägige Material findet man z. B. bei Moll. Nur ein methodisch wichtiger Punkt bedarf auch hier der Erörterung. Wenn nämlich auf der einen Seite zweifellose somatische Sexualvorgänge festgestellt sind, so besteht anderseits bei manchen Autoren, vornehmlich der psychoanalytischen Richtung, die Neigung, eine ganze Reihe anderer Lebensäußerungen als sexualer Natur aufzufassen. Dabei werden zwei Argumentationsweisen bemerklich. Einmal wird aus den Affektäußerungen auf die sexuale Natur und Genese des betreffenden Phänomens geschlossen. In dieser Richtung ist Freud vorangegangen. Es heißt bei ihm: „Das Ludeln oder Lutschen besteht in einer rhythmisch wiederholten saugenden Berührung mit dem Munde (den Lippen), wobei der Zweck der Nahrungsaufnahme ausgeschlossen ist. Ein dabei auftretender Greiftrieb äußert sich etwa durch gleichzeitiges, rhythmisches Zupfen am Ohrläppchen, und kann sich eines Teiles einer anderen Person (meist ihres Ohres) zu gleichem Zwecke bemächtigen. Das Wonnesaugen ist mit voller Aufzehrung der Aufmerksamkeit verbunden, führt entweder zum Einschlafen oder selbst zu einer motorischen Reaktion in einer Art Orgasmus . . . An der sexuellen Natur dieses Tuns hat noch kein Beobachter gezweifelt", und weiter: „Anfangs war wohl die Befriedigung der erogenen Zone mit der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses vergesellschaftet. Wer ein Kind gesättigt von der Brust zurücksinken sieht, mit geröteten Wangen und seligem Lächeln in Schlaf verfallen, der wird sich sagen müssen, daß dieses Bild auch für den Ausdruck der sexuellen Befriedigung im späteren Leben maßgebend bleibt."

Eine Anmerkung zu dem Absatz über das Lutschen sagt noch, es erweise sich „hier bereits, was fürs ganze Leben Gültigkeit hat, daß sexuelle Befriedigung das beste Schlafmittel ist".

Sehen wir davon ab, daß „noch kein Beobachter gezweifelt hat" — der consensus omnium ist ein schlechtes Argument — und fragen wir: Woraus folgt die sexuelle Natur der beim Trinken an der Brust oder

beim Lutschen, das ja wohl wirklich mit dem Trinken irgendwie zusammenhängt, zu beobachtenden Befriedigung? Wir hören nur, daß der Säugling „mit geröteten Wangen, seligem Lächeln in Schlaf sinkt". Denn, daß dieser Ausdruck einer Befriedigung für die Sexualbefriedigung des späteren Lebens maßgebend sei, kann doch erst aus dem Nachweis der sexualen Natur jener folgen. Alles, was sich sagen läßt, ist: der Ausdruck der Befriedigung hier und dort ist der gleiche. Man muß schon sehr von der sexualen Natur der meisten triebhaften Lebensäußerungen durchdrungen sein, um sich mit solcher Begründung zufrieden zu geben. Denn genau genommen, kann man aus dieser, dabei vielleicht nicht einmal so durchgreifenden Ähnlichkeit, ja sogar aus einer etwa erweisbaren Identität des Ausdruckes nur schließen: es kann sich um den gleichen Affekt handeln, nicht aber: es liege unbedingt der gleiche Affekt vor. Dieser Schluß hat etwa die gleiche Dignität wie folgender: hier liegt ein Schlafender; ganz so sehen die Menschen aus, wenn sie Veronal genommen haben; also hat dieser Mann Veronal genommen. Natürlich kann er ganz ohne Hypnotika schlafen, oder er kann sich betrunken haben, oder in Schlaf nach Trional, Chloral usw. verfallen sein. Es ist nur möglich, daß er Veronal genommen hat. Es ist nur möglich, daß die Befriedigung beim Trinken und Lutschen mit der sexualen wesensgleich ist.

Eine Stütze scheint Freud dieser seiner Auffassung durch folgenden, im obigen Zitat ausgelassenen, Passus geben zu wollen: „Nicht selten kombiniert sich mit dem Wonnesaugen die reibende Berührung empfindlicher Körperstellen, der Brust, der äußeren Genitalien. Auf diesem Wege gelangen viele Kinder vom Ludeln zur Masturbation." Dieses „nicht seltene" Vorkommnis beweist aber auch nichts. Denn es besagt nichts anderes, als daß zugleich mit der Befriedigung des Lutschens auch die durch solche autoerotische Akte gesucht wird. Man könnte im Gegenteil auf die Vermutung verfallen, daß auch diese masturbatorischen Handlungen gar keine Sexualbefriedigung bedeuten müßten, daß vielmehr eine undifferenzierte Körperlust erreicht werde, ein Autohedonismus, wenn man will, der sozusagen noch jenseits der Trennung in Sexuales und Nichtsexuales stehe, völlig neutral, undifferenziert sei.

Es wird also hier, um dies klarzustellen, keineswegs behauptet, daß all diese auf eine Befriedigung abgestellten Handlungsweisen des Säuglings oder kleinen Kindes nicht sexualer Natur seien oder sein könnten, sondern nur, daß die Beweisführung eine unzureichende sei. Wie gesagt, sie kann nur genügen, wo die Lehre von der Universalität des Sexualen, seinem letztlichen Zusammenfallen mit dem Triebhaften überhaupt, schon feststeht. Es ist dies eine der nicht wenigen Diallelen, mit denen die psychoanalytische Theorie behaftet ist.

Noch mehr tritt diese Denkweise dort hervor, wo ganz heterogene Dinge, mit der Sexualität in Zusammenhang gebracht, als deren Manifestationen angesehen werden. So allerlei Arten von Körperbewegung, von den schaukelnden Bewegungen mancher kleiner Kinder angefangen bis zu sportlichen Betätigungen. Wenn ein Kind so lange seinen Oberkörper hin und her schaukelt, bis es einschläft, werden die Psycho-

analytiker natürlich — mit Rücksicht auf die oben erwähnte hypnotische Wirkung der Sexualbefriedigung — folgern, daß es sich um einen sexualen Vorgang handle, die dabei erreichte Lust sexualer Natur sei. So wird auch sportliche Betätigung, jede Art körperlicher Lustgewinnung überhaupt letzten Endes in die Sexualsphäre einbezogen, als Äußerung der Libido aufgefaßt. Wozu natürlich so lange kein Grund vorliegt, als man nicht von der Identität aller Lust oder zumindest aller somatogenen Lust mit der Libido überzeugt ist. Ein induktiver Beweis für diese These ist aus den aufgeführten Tatsachen nicht zu führen. Postuliert man diese Identität, so kommt man entweder dazu, alle die fraglichen Erscheinungen als sexual anzusehen, oder zu einer Verdünnung und Erweiterung des Libido-Begriffes, der dann mit Vitalität schlechthin zusammenfällt. Der erste Standpunkt ist, wie gesagt, nicht zu beweisen. Den zweiten kann man einnehmen und eine letzte Einheit aller vitalen Regungen postulieren, sie auch Libido nennen. Das Problem des Zusammenhanges zwischen eindeutig sexuellen Vorgängen und anderen wird aber damit nicht gelöst, sondern nur verschoben; es erhebt sich eben innerhalb des Bereiches dieser universellen Libido von neuem.

Mit dieser Einschränkung wird man zunächst das Vorkommen sexualer Regungen im frühesten Kindesalter ohne weiteres zugeben müssen. Es scheint auch, daß schon in dieser Periode eine typische Geschlechtsempfindung zustande kommen kann. Es scheint weiterhin, daß die Befriedigung spezifischer Art beim Kinde häufiger im Anschluß an rein somatische Prozesse erscheint als beim Erwachsenen, oder, wie dies Moll (84) ausdrückt, „daß beim Kinde verhältnismäßig häufiger Wollustakme und Befriedigungsgefühl unabhängig von den Kontrektationsvorgängen auftreten.“ Genaueres über die seelischen Abläufe in dieser Zeit ist selbstverständlich nicht zu erfahren.

Die ersten Lebensjahre sind oft reich an sexuellen Erlebnissen. Ganz abgesehen von Fällen abnorm frühzeitiger Geschlechtsreife, welche wohl zumeist in gewissen körperlichen Krankheitsprozessen ihren Ursprung haben [1], finden wir in Autobiographien und Selbstbekenntnissen sowie in der Beobachtung der Kinder reichlich Anhaltspunkte, die diese Tatsache erweisen. Es bleibt dabei auch keineswegs bei autoerotischen Erscheinungen; häufig kommt es vielmehr zu wechselseitigem Spiele mit den Geschlechtsteilen. Da die Erinnerung an diese Jahre bei vielen Personen eine recht lebhafte ist, scheint die Annahme gerechtfertigt, daß die dabei empfundene Lust qualitativ durchaus der Sexuallust des Erwachsenen gleicht. Auch die objektive Beobachtung lehrt, daß die körperlichen Begleiterscheinungen die gleichen sind; durch die autoanamnestischen Angaben erhält diese Beobachtung Beweiskraft. Daß übrigens diese Angaben nicht auf Erinnerungsfälschungen, nachträglichen irrigen Identifizierungen, gewissermaßen einer Einlegung des Erlebens der Erwachsenen in ihre eigene Kindheit beruhen, wird durch die große Übereinstimmung im Tenor dieser Aussagen mehr als wahrscheinlich.

[1] So bewirkt die Entartung der im Gehirn gelegenen Epiphyse — Zirbeldrüse — eine Pubertas praecox, anscheinend durch den Wegfall hemmender innersekretorischer Einflüsse auf die Keimdrüsen.

Auch der eigentliche Sexualaffekt mit den ihn begleitenden sekundären Phänomenen — Scham, Eifersucht z. B. — braucht nicht zu fehlen. Ja es kommen sogar ausgesprochene Regungen wahrer Liebe vor, wenn sie sich auch, dem noch wenig entwickelten Seelenleben des Kindes entsprechend, sozusagen in einer relativ niederen Ebene bewegen. Ich erinnere an die Beziehungen des jungen Goethe zur Schwester des Dorsenne, an eine bekannte Stelle aus der Jugendgeschichte Hebbels.

Indes ist hier anzumerken, daß — so häufig diese Erscheinungen sind — sie keineswegs allgemein vorkommen. Es gibt zweifellos Kinder, bei welchen ein sexuelles Leben bis gegen die Pubertät nicht oder kaum merkbar wird und auch bei eindringender Durchforschung nicht aus der Erinnerung nachgewiesen werden kann. Der Behauptung, daß die psychoanalytische Methode im Kindheitserleben aller Menschen sexuale Elemente und Erlebnisse aufzudecken gestatte, kann ich keine Beweiskraft zuerkennen, weil ich an der Berechtigung dieser Methode als Forschungsprinzip, wie mir scheint, aus sehr guten Gründen, zweifeln muß.

Zur Charakteristik dieser Kindersexualität gehört weiterhin, daß sie häufig eine indifferenzierte ist, worauf m. W. zuerst Dessoir hingewiesen hat. Diese mangelhafte Differenziertheit gilt sowohl hinsichtlich des Sexualobjektes als hinsichtlich des Sexualzieles.

Was das erstere anlangt, so beherrscht bei vielen Menschen in diesen Jahren eine bisexuale Einstellung das Geschlechtsleben, eine Einstellung, die auch in späteren Jahren mehr oder weniger ausgeprägt im Sexualleben auch des Normalen vielfach nachweisbar bleibt und deren „Fixierung" auf das andere oder das gleiche Geschlecht für die Entwicklung des hetero- oder homosexuellen Typus maßgebend sein soll. Wie schon einmal bemerkt, ist es für die Psychologie belanglos, ob man für diese psychische Bisexualität physiologische oder anatomisch-entwicklungsgeschichtliche Parallelen beibringen kann oder nicht. Derartige Tatsachen können nur als „übrigens auch" vorhanden neben den psychologischen Interesse haben, sie können aber nicht, wo eine immanentpsychologische Entscheidung nicht gelingt, in der einen oder anderen Richtung bestimmend werden. Eher wäre schon das Faktum bisexualer Neigung auch jugendlicher Tiere anzuziehen, die in ihren, deutlich als Vorbild oder Skizze künftiger Sexualbetätigung imponierenden Spielen bald die Rolle des einen, bald die des anderen Geschlechtes übernehmen.

Es bedarf aber gar nicht all dieser Stützen. Wiederum lehren uns Selbstbekenntnisse und Beobachtung ganz überzeugend, daß vielfach sich ebenso zwischen Kindern gleichen wie verschiedenen Geschlechtes erotische Beziehungen entspinnen können, daß ein und dasselbe Individuum mit Angehörigen beider Geschlechter solche pflegen kann. Für die Bevorzugung des einen oder anderen Geschlechtes sind dabei vielfach zufällige Momente ausschlaggebend; der gerade vorhandene Partner des Spieles wird auch das Objekt der erotischen Vergnügungen.

Vielen Kindern ist es wirklich gleichgültig, welchem Geschlecht der Partner angehört. Dasselbe Mädchen, das eben noch mit einem Knaben Beziehungen unterhielt, wendet sich eine Woche später, aus Laune, nach einem Streit, infolge Abreise des Genossens usw. einem Mädchen zu,

mit der gleichen Intensität, dem gleichen Lustgewinn und sehr oft dem gleichen Mangel an Beharrlichkeit.

Flüchtig, wie auch sonst in vielen seiner Verhaltungsweisen, wechselt das Kind den Gegenstand seiner Neigung, auch darin eine Art Indifferenziertheit seiner Sexualität ausdrückend, die freilich bei vielen Menschen lange über die Kindheit hinaus, ja ein Leben lang fortbestehen, sich niemals zu gerichteter Sexualität entfalten kann. Wie anderseits nicht zu verkennen ist, daß viele Kinder dauernder und tiefgreifender erotischer Zuneigung fähig sind, deren völlige oder zumindest an den Erfolgen der Erwachsenen gemessene Resultatlosigkeit unter Umständen eine schwere und nachhaltige seelische Erschütterung bedeuten kann. Denn unter den Sexualobjekten der Kinder erscheinen nicht nur Gespielen und Altersgenossen, sondern in hervorragendem Maße die Erwachsenen, zumeist die der näheren Umgebung, gelegentlich auch nur vorübergehend gesehene, durch irgendeinen Umstand auffällig und bedeutsam gewordene Personen. Derlei Eindrücke können für die Richtung der Objektwahl während des ganzen Lebens bestimmend werden[1].

Hier ist nun der psychoanalytischen Lehre der inzestuösen Neigungen des Kindes, ja beinahe des Säuglinges, der Lehre vom „Ödipuskomplex" zu gedenken. Sie besagt, daß sich die Libido des kleinen Kindes naturgemäßerweise auf die Personen der Umgebung, daher auf die Eltern richte, bzw. auf solche, welche Elternstatt an ihm vertreten: Ammen, ältere Geschwister usw. Der Ödipuskomplex des Erwachsenen entstehe durch die Verdrängung nicht nur der inzestuösen Neigungen des Sohnes zur Mutter, der Tochter zum Vater, sondern auch der damit verbundenen Haßreaktionen gegen den begünstigten Nebenbuhler, des Todeswunsches, den der Sohn gegen den Vater, die Tochter gegen die Mutter hege. Diese Einstellung sei typisch, sie finde sich allgemein, sie wirke zeugend im Leben des Individuums wie der Menschheit, aus ihr gebäre sich das Kunstwerk wie die Neurose, das Ritual wie die Sage.

Daß in der Tat die Beziehungen zwischen Kindern und Eltern eine sexuale Note tragen können, ist nicht zu bezweifeln. Viele Menschen wissen — auch ohne jede Psychoanalyse — sich derartiger Nüancen zu erinnern, sie mit den Sexualregungen des reifen Lebens zu identifizieren. Natürlich ist es die Frage, wieweit in die frühesten Jahre solches zurückreichen kann. Hier bestehen wohl auch große individuelle Unterschiede. Übrigens ist diese spezielle Frage wohl nicht einmal so besonders bedeutsam. Wichtiger ist es, zu wissen, ob tatsächlich alle zwischen Mutter und Kind z. B. sich spinnenden emotiven Beziehungen erotischer Qualität oder wenigstens mit einer erotischen Nuance behaftet sind. Freud meint: „eine genauere psychologische Untersuchung werde diese Identität (sc. von Wertschätzung des Kindes für seine Pflegepersonen und geschlechtlicher Liebe) über jeden Zweifel hinaus feststellen können." Das ist doch wohl nur dann möglich, wenn die Erinnerung die phänomenologische Identität des Erlebens damals und heute aufzudecken erlaubt.

[1] Vgl. dazu: Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Königsberg 1764, pag. 68.

Wenn aber nun im Laufe der Psychoanalyse „sexuelle Szenen" auftauchen, die in der Kindheit sich abspielten, so beweist dies noch lange nicht, daß sie für das Kind auch eine sexuale Bedeutung hatten. Nur für denjenigen wiederum ist dieser Nachweis erbracht, der von vorneherein sich auf jene Meinung von der infantilen Sexualität festgelegt hat.

Dessenungeachtet ist auch hier dasselbe zu wiederholen wie schon oben. Mag es eine Überspannung bedeuten und mag die bisher beigebrachte Argumentation die Beweislast nicht tragen können, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Freud ganz recht gesehen und einen unschätzbaren Fortschritt inauguriert hat, wenn er die sexuale Natur der Kindheitsbeziehungen und die inzestuösen daraus entspringenden Regungen herausgestellt hat. Inwieweit solches generelle Gültigkeit habe, bleibt zu prüfen übrig, freilich nur mit einer die petitio principii, welche allerorten in der Psychoanalyse herumspukt, vermeidenden Methode.

Wie schon bemerkt, erhalten sich bisexuale Tendenzen vielfach auch im Geschlechtsleben der reifen Jahre. Manche Individuen sind wohl ganz frei davon, bei anderen bleiben sie bewußt oder werden zumindest bei eindringenderer Selbsterforschung dem Bewußtsein zugänglich; wieder andere entwickeln, durch irgendwelche Einflüsse bestimmt, nur die gleichgeschlechtliche Seite und werden zu Homosexuellen. Grundsätzlich aber dürfte es wohl richtig sein, wenn man der Sexualität überhaupt als Wesenszug die — zumindest mögliche — bisexuale Einstellung zuschreibt.

Bemerkenswert ist immerhin, daß trotz der Indifferenziertheit bzw. der Bisexualität doch schon frühzeitig eine Bevorzugung des einen oder anderen Geschlechtes hervortritt, der Tochter für den Vater, Bruder, männliche Gespielen, des Sohnes für die Mutter usw. Es ist aber dabei zu erwägen, daß es sich möglicherweise nicht um rein spontane, sondern auch um reaktive Einstellungen handeln kann. Die ausgeprägtere Zuneigung des Vaters zur Tochter kann deren Einstellung erst hervorrufen. Inwieweit hierbei von der einen oder der anderen Seite erotische Tendenzen im Spiele sind bzw. — da solche sicher vorkommen — im Spiele sein müssen, bleibe dahingestellt.

Es scheint mir die Bisexualität eine dritte polare Richtung innerhalb der Geschlechtssphäre neben den oben gekennzeichneten der Bipolarität und Ambivalenz darzustellen, die mit den beiden anderen nicht zusammenfällt. Dies ist für die Ambivalenz ohne weiteres klar. Man könnte aber auf den Gedanken verfallen, jenes aktiv-passive Verhalten, das als Bipolarität bezeichnet wurde, sei im Grunde mit der Bisexualität identisch. Tatsächlich findet sich bei Freud[1] folgende Bemerkung (a. a. O. S. 144): „Ein durchaus analoger Vorgang (nämlich zur Erkennbarkeit der bisexuellen Anlage des Menschen bei den Psychoneurotikern und zur bisexuellen Bedeutung hysterischer Symptome) aus dem nämlichen Gebiete ist es, wenn der Masturbant in seinen bewußten Phantasien sich sowohl in den Mann als auch in das Weib der vorgestellten Situation einzufühlen versucht, und weitere Gegenstücke zeigen

[1] Hysterische Phantasien und ihre Beziehungen zur Bisexualität. Zeitschr. f. Sexualwissensch. 1. 1908 und (46) II. 1909. S. 138.

gewisse hysterische Anfälle, in denen die Kranke gleichzeitig beide Rollen der zugrunde liegenden sexuellen Phantasie spielt, also z. B.: mit der einen Hand das Gewand an den Leib preßt (als Weib), mit der anderen es abzureißen sucht (als Mann)." So bestechend diese Auffassung nun auch zunächst klingt und so gut sie zu der traditionellen Charakterisierung des männlichen sexualen Verhaltens als eines aktiven, des weiblichen als eines passiven zu passen scheint, so glaube ich dennoch nicht, diese Identifizierung vollziehen zu sollen. Vor allem deshalb, weil sich die aktiv-passive Dimensionierung auch bei solchen Individuen findet, in deren manifestem Sexualerleben von Bisexualität nichts angetroffen wird. Auch der männlichste Mann hat ein Bedürfnis, ebensowohl Zärtlichkeiten zu empfangen, wie sie zu erweisen. Hier eine Identifikation vornehmen, heißt das zu Beweisende voraussetzen.

Daß nämlich auch bei solchen Individuen mit Hilfe der Psychoanalyse schließlich sich bisexuale Momente, die in der Kindheit wirksam und bewußt waren, nachweisen lassen, beweist nichts für deren tatsächliche Bedeutung im psychosexualen Leben des Erwachsenen — außer man gibt von vorneherein die Position der Psychoanalyse zu, daß alles überhaupt je Erlebte, ob es nun bewußt sei oder nicht, eruierbar oder nicht, vom Unbewußten her die Abläufe des Bewußten dynamisch gestalte, determiniere. Den faktischen Verhältnissen scheint mir vorderhand die — jedenfalls vorsichtigere — Annahme einer mehrfachen Dimensionierung angemessener zu sein.

Die Sexualität des Kindesalters unterscheidet sich aber von der der geschlechtsreifen Periode, ja schon von der der unmittelbar präpuberalen Phase noch in anderer Hinsicht, nämlich in der des Sexualzieles. Dies hat natürlich zunächst seinen Grund in physiologischer Unmöglichkeit, nicht nur das normale Sexualziel tatsächlich zu realisieren, sondern auch nur es phantasiemäßig zu erleben, vorzustellen. Auch hier kann man von einer Undifferenziertheit sprechen, insofern die Genitalzone nicht die alleinige oder auch nur exquisit überwiegende Quelle der Lustgewinnung darstellt. Nach Freud besitzt das Kind viele „erogene Zonen", deren Erregung ihm sexuale Lust verschaffen kann: etwa die Lippenschleimhaut, die Analschleimhaut, die Harnröhre, viele Hautpartien [1]. Der Beweis freilich, daß es sich in der von diesen Körperstellen aus zu gewinnenden Lust wirklich um Sexuallust handelt, steht auf schwachen Füßen. Ihn treffen alle jene Einwände, die oben bei Erörterung des Lutschens geltend gemacht werden mußten. Eines ist selbstverständlich richtig: daß das Kind mangels der Fähigkeit, mit Beihilfe eines Geschlechtspartners oder an einem solchen Sexuallust zu gewinnen, auf den eigenen Körper, auf die autoerotische Befriedigung verwiesen ist. Die Umwälzung in der Pubertät bewirkt ein Zurücktreten der meisten erogenen Zonen, vieler bis zur Bedeutungslosigkeit, anderer zu einer

[1] Auf die an diese These und an Psychoanalysen neurotischer Individuen sich knüpfende Lehre von der Analerotik usw. soll weder hier noch später eingegangen werden. Ihre Kritik würde ein zu ausführliches Eingehen auf die Grundpositionen der Psychoanalyse notwendig machen.

untergeordneteren Rolle, und schafft den Primat der Genitalzone, wie Freud sagt. Bevor jedoch diese Umgestaltungen besprochen werden sollen, sei noch von einer anderen interessanten, ebenfalls erst durch Freuds Forschungen ins Licht gerückten Frage die Rede.

Es handelt sich um die Stellung, welche Kinder zu den Problemen der Sexualität einnehmen und um die Gedankensysteme, welche sie daran knüpfen, die infantilen Sexualtheorien. Trotzdem Freud und seine Schüler zu diesem Gegenstand beträchtliches Material beigebracht haben, ist unsere Kenntnis noch eine relativ geringe. Solche Dinge gehören zu den von Kindern zumeist sorgfältig geheimgehaltenen Angelegenheiten, teils aus einer natürlichen Scheu, lebhaft interessierende Fragen preiszugeben, teils aus anerzogener Schamhaftigkeit heraus, großenteils aber wegen des den meisten Kindern aus Erfahrung bekannt gewordenen Unverständnisses der Erwachsenen, die glauben, mit ein paar ausweichenden Redensarten das Kind von seinem Interesse abbringen und es vorderhand zufriedenstellen zu können. Dennoch sind diese Interessen der Kinder sehr wichtig. Eine vernünftige sexuelle Aufklärung wird überhaupt nur dann möglich sein, wenn man weiß, was die Kinder von all diesen Dingen denken und was sie sich selbst für Lösungen zurechtlegen. Auch in dem beharrlichen Nachdenken und Nachforschen über sexuelle Probleme zeigt sich die Wirksamkeit der Sexualität im Kindesalter.

Ganz mit Recht bemerkt Freud,[1] daß die „Storchfabel" nicht zu den infantilen Sexualtheorien gehöre. Kinder, welche diese Fabel glauben oder zu glauben scheinen, tun dies oft eigentlich den Erwachsenen zuliebe, weil sie den Eindruck haben, diese legten darauf Wert. Es ist dies ja eine Attitüde, die man bei Kindern auch sonst nicht gar so selten antrifft, die zuweilen die etwas grotesk anmutende, im Grunde aber tragische Form gewinnt, als bemitleideten die Kinder eigentlich die „Großen" und täten ihnen nur den Gefallen, so zu scheinen, wie jene sich Kinder denken. Inwieweit die Beobachtung der Tiere das Gegenteil bewirkt, geradezu mit ein Anlaß zur Suche nach einer Sexualtheorie wird, wie das Freud annimmt, möchte ich dahingestellt sein lassen. Denn Sexualtheorien entwickeln auch Kinder, denen eine Gelegenheit zur Beobachtung des Geschlechtsverkehres und des Trächtigwerdens der Tiere sich nicht bietet.

Freud gruppiert die ihm bekannten Typen infantiler Sexualtheorien folgendermaßen, wobei er sich wesentlich auf Beobachtungen und Anamnesen (bzw. Psychoanalysen) männlicher Individuen stützt: „Die erste Theorie knüpft an die Vernachlässigung der Geschlechtsunterschiede an" (welche dem kindlichen Denken eigentümlich ist) und „besteht darin, allen Menschen, auch den weiblichen Personen, einen Penis zuzusprechen". Diese Anschauung löst aber für das Kind das so hauptsächlich beschäftigende Problem, woher denn die Kinder kämen, nicht. Daß das Genitale auch des Mannes an der Erzeugung des Kindes beteiligt sei, beweist dem Kinde, meint Freud, die Miterregung des Organes bei all dieser Gedanken-

[1] Über infantile Sexualtheorien, Sexualprobleme 4. 1908 u. (46) II.

arbeit. (Ob über diese Miterregung irgendwelche Angaben der Betreffenden vorliegen oder ob sie nur erschlossen wurde, geht aus der angezogenen Stelle nicht hervor.) Es seien weiterhin „mit dieser Erregung Antriebe verbunden, die das Kind sich nicht zu deuten weiß, dunkle Impulse zu gewaltsamem Tun, zum Eindringen, zum Zerschlagen, irgendwo ein Loch aufzureißen". Im Verfolge dieser organbedingten Hinweise könnte eine korrekte Anschauung vom Geschlechtsverkehr und dem Wesen der Kindererzeugung erlangt werden, wenn dieser nicht die Unkenntnis der anatomischen Geschlechtsunterschiede im Wege stünde. Auch das Mädchen teilt nach Freuds Ansicht die Wertschätzung des Penis, beneidet den Bruder darum, wie dieser das weibliche Genitale nur als ein, sei es noch klein gebliebenes, sei es verkümmertes männliches auffaßt.

Auch die zweite der infantilen Sexualtheorien gründet in der Unkenntnis des weiblichen Genitalapparates. Das Kind wächst im Leibe der Mutter und wird aus ihr geboren, diese empirische Tatsache fordert eine Erklärung. Mangels jener Einsicht entsteht die Theorie, das Kind werde wie die Fäkalien entleert. Diese Fassung gehört den ersten Kindheitsjahren an. Sie verfällt später, in dem Maße, als die Funktion der Stuhlentleerung entgegen den Gepflogenheiten der Kleinkinderstube den Charakter des Anstößigen akquiriert, der Vergessenheit. An ihre Stelle treten Annahmen, wie etwa die, das Kind werde aus dem Nabel der Mutter geboren, der Mutter werde der Bauch aufgeschnitten, wozu etwa die Anwesenheit des Arztes bei der Geburt den Anknüpfungspunkt abgibt. Solche Äußerungen bekommt man von Kindern oft zu hören. Freud meint, die Theorie werde frei ausgesprochen, weil sie nichts Anstößiges mehr enthalte; daher werde sie auch in späteren Jahren frei erinnert, während die frühere vom Kinde verheimlicht, im Laufe der Jahre verdrängt werde. Folgerichtig wird die Möglichkeit des Kindergebärens auch dem Manne zugeschrieben.

Die dritte Theorie kann sich entwickeln, wenn das Kind zufälligerweise in der Lage war, den Geschlechtsverkehr der Eltern zu belauschen. Dann entsteht die „sadistische Theorie des Koitus", die Auffassung desselben als eines Kampfes. Freud bemerkt, daß seiner Erfahrung nach offenbar gerade diese Deutung des Geschlechtsverkehres als einer Gewalttat dem Kinde es unmöglich macht, darin die Lösung der Frage nach der Herkunft der Kinder zu erblicken.

Neben diesen Haupttypen gibt es noch andere Theorien, so die, daß Kinder durch einen Kuß entstehen könnten, welche nach der Erfahrung Freuds ausschließlich feminin ist. Auf alle diese Einzelheiten einzugehen, würde doch wohl zu weit führen.

Nicht ohne Interesse ist die Reaktion der Kinder auf die „Aufklärung", welche allerdings meist erst in Jahren eintritt, von denen hier nicht die Rede war, deren Besprechung aber sich zwanglos hier anfügen läßt. Zumeist handelt es sich nicht um eine zielbewußte Aufklärung durch Eltern, Erzieher, sondern um eine zufällige durch Altersgenossen oder etwas ältere Genossen; es fallen daher auch die Mitteilungen, dem ebenfalls noch mangelhaften Wissen dieser Instruktoren gemäß, unvollständig

aus; sie sind reichlich mit falschen Elementen durchsetzt, die z. T. aus den infantilen Sexualtheorien stammen. Je nach der Art der Aufklärung gestaltet sich die daran sich knüpfende Gedankenarbeit, die an und für sich kein weiteres Interesse bietet. Die affektive Reaktion ist im allgemeinen eine unlustbetonte, allerdings keine einheitliche, da in ihm einerseits die teilweise oder vielleicht auch für den Augenblick ganz befriedigte Neugierde, die erotische Erregung, das Bewußtsein, den Erwachsenen in diesem lange angestrebten Wissen zu gleichen, das Gefühl der Überlegenheit über den noch nicht so weit vorgeschrittenen Altersgenossen (dessen Unwissenheit bei dem eben erst Initiierten die bedauernd-überlegene Bemerkung: „bist du aber dumm" provoziert) sich mit dem Gefühl des Peinlichen, Unerwarteten, eigentlich Abzulehnenden und zugleich dem des Wissens um Verbotenes eigenartig vermengen. Dieser Mischzustand scheint ein ziemlich typischer zu sein, da er in den verschiedensten Selbstbekenntnissen wiederkehrt, wie sie z. B. bei Liepmann (73), in dem „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens", da und dort bei Moll (83, 84), H. Ellis (26, 29) u. a. zu finden sind. Oft auch begegnet die Aufklärung, insbesondere über den Geschlechtsakt selbst, ausgesprochenem Unglauben und erregt den Wunsch, das Unglaubliche irgendwie bestätigt zu sehen, sei es durch Beobachtung etwa der Eltern, sei es durch Selbsterfahrung. Eine andere Reaktionsweise ist die glatte Ablehnung, wie sie Freud von einem Knaben berichtet, der auf die Mitteilungen eines Kameraden mit der Bemerkung antwortete: „Möglich, daß dein Vater so etwas tut, meiner tut es sicher nicht." In der weiteren Verarbeitung, in der ganzen späteren Einstellung drücken sich vielleicht diese ursprünglichen Reaktionsweisen noch teilweise aus, je nachdem die Unlust überwunden, eine Auseinandersetzung mit diesen Fragen gelungen ist oder nicht. Zu untersuchen, inwieweit hier pathogenetisch bedeutsame Momente liegen, ist nicht unsere Aufgabe.

Eine weitere sehr bemerkenswerte Tatsache ist ebenfalls durch die Forschungen Freuds erst ins Licht gerückt worden, wiewohl sie aufzufinden nicht schwer gewesen wäre und offenbar nur durch die Nichtbeachtung kindlichen Sexuallebens überhaupt verhindert wurde. Das ist das Auftreten von Perioden sexueller Latenz, in welchen die sexualen, in vorangegangenen Jahren etwa schon vorhandenen Regungen und Äußerungen wiederum in den Hintergrund geschoben werden. Dieses Zurücktreten ist wohl nicht allein das Werk der Erziehung, des Verbotes, der Heranbildung des Schamgefühles, der Anweisungen moralischen und ästhetischen Inhaltes, sondern irgendwie in der Gesetzlichkeit der Sexualontogenie begründet und durch jene Einwirkungen nur gefördert. Freud nimmt an, daß hier der Prozeß der „Sublimierung" am Werke sei, durch den die in der Sexualität sich auswirkenden Kräfte teilweise diesem Bereiche entzogen und zur Schaffung anderer Leistungen nutzbar gemacht werden sollen. Auf die Kritik dieses Begriffes, der nicht nur in der Sexualpsychologie des Kindes, sondern auch dort eine große Rolle spielt, wo es sich um Zusammenhänge zwischen sexualem und sonstigem Verhalten des Individuums sowie um gewisse völkerpsychologische Fragen handelt, wird in dem Ab-

schnitte über Umgestaltungen und Auswirkungen der Sexualität näher eingegangen werden.

Die Ausprägung dieser Latenzphasen ist offensichtlich individuell eine sehr verschiedene. Bei manchen Menschen scheint in der Tat die Sexualität, sowohl als Regung wie als Gegenstand des Interesses, zeitweise völlig ausgeschaltet zu sein. In anderen Fällen treten zwar, wie sich nachträglich aus der Erinnerung feststellen läßt, erotische Regungen auf, sie werden aber nicht als solche erkannt oder anerkannt und können daher auch einem Nachforschen nach sexualen Dingen nicht zum Ausgangspunkte werden. Gelegentlich kommt es auch zu vorübergehenden oder dauernden Durchbrüchen der Sexualität mit Einsicht in deren Natur, d. h. das Kind erkennt diese Erregungen als identisch mit früheren Erlebnissen, soweit es sich derselben zu erinnern vermag.

Denn diese Erinnerung ist vielfach, auch beim Erwachsenen, eine merkwürdig mangelhafte. Große Erlebniskomplexe verfallen einer Amnesie, die wiederum Freud aufgedeckt hat, und deren Zustandekommen doch noch der Aufklärung harrt, zumindest wenn man die Theoreme der Psychoanalyse nicht ohne weiteres akzeptieren zu können glaubt. Es verdient indes angemerkt zu werden, daß diese Amnesie oftmals eine nur relative ist, d. h. daß der Mensch sich vieler dieser angeblich nicht gewußten Dinge, sobald er will, doch recht wohl zu erinnern vermag.

In dem Maße, als sich das Individuum der Periode der Geschlechtsreife nähert, beginnen jene Umgestaltungen Platz zu greifen, die dann in der Pubertätskrise kulminieren. Der Hauptgegensatz zwischen der Sexualität des frühen Kindesalters und der nach erlangter Geschlechtsreife darf wohl darin erblickt werden, daß jene vorwiegend autoerotischen Charakter trägt, diese aber mit der Aufgabe der Objektfindung belastet, von dem Einzelich weg auf ein Du gerichtet erscheint. Allerdings ist auch die kindliche Sexualität trotz des Autoerotismus, trotz der Unmöglichkeit, ein Sexualziel realiter oder phantasiemäßig zu erreichen, keineswegs jeglicher Richtung auf ein Objekt bar. Es wurde davon schon gesprochen; die „inzestuösen" Neigungen, die Beziehung zwischen Tochter und Vater u. dgl. wären, soweit in ihnen erotische Momente mitschwingen, ohne eine solche über das Ich hinausweisende Richtung unmöglich.

Freud sieht einen weiteren Grundzug darin, daß die erotische Lustgewinnung sich von den verschiedenen über den ganzen Körper verbreiteten erogenen Zonen abwende und auf den Geschlechtsapparat konzentriere; es entwickelt sich, wie er sagt, der Primat der Genitalzone. Eine gewisse Prädominanz dieser Zone bestand ja, auch nach Freuds Lehren, schon in den präpuberalen Epochen, drückt sich etwa in der Säuglingsmasturbation und den masturbatorischen Akten auch späterer Jahre, in dem Interesse der Kinder für ihre Geschlechtsteile aus. Die Ursache hierfür sieht Freud hauptsächlich in spezifischen Erregungen, Organempfindungen, die vom Genitale herstammen, teils spontan entstanden, teils durch zufällige Einflüsse, mechanische Reizung beim Reinigen, Verführung u. dgl. begünstigt oder ausgelöst.

Ich muß hier noch einmal auf die kritischen Bemerkungen über die Beobachtung infantiler Sexualäußerungen, mit welchen ich diesen Abschnitt einleitete, zurückgreifen. Man könnte nämlich, zumindest für die Säuglingszeit, noch weitergehen und auch das Zustandekommen echter spezifischer Genitalempfindungen überhaupt in Frage stellen, trotz der Beobachtung, daß der Säugling mit seinem Penis spielt, und trotz der Tatsache, daß hin und wieder, oder sogar oft, Erektionen gesehen werden können. Es wurde schon einmal angemerkt, daß auch beim Erwachsenen Erektionen ohne spezifische Geschlechtsempfindung in pathologischen Zuständen vorkommen können. Das Faktum der Erektion müßte also nicht unbedingt etwas für das tatsächliche sexuale Erleben beweisen. Daß der Säugling mit seinem Penis spielt, ist, genau genommen, nicht wunderbarer, als daß er an seinem Ohr zupft, sich in die Haare fährt und daran zieht, mit seinen Fingern oder Zehen spielt, sehr bald jeden erreichbaren Zipfel von Stoffen oder was sonst benutzt, um daran herumzuzerren. Und wer will sagen, daß die Ursache von alledem gerade gesucht werden müsse in dem Lustgewinn aus dem Spiel mit dem Genitale? Auch die Behauptung, es werde dieses Spiel ebenso wie jedes andere betrieben, und es biete sich nur durch Form und Lage dieses Körperteils als besonders günstig dar, ließe sich vertreten. Daß die Psychoanalyse solche Auffassung als höchst oberflächlich ablehnen wird und muß, ist selbstverständlich. Darum ist sie an sich nicht minder möglich.

Wie dem auch sei, ob nun der Primat der Genitalzone so oder so zustande komme, dieses ist zweifellos, daß die Pubertät die somatischen Sexualvorgänge, damit das Interesse an ihnen und allem, was damit zusammenhängt, auftreten läßt. Zugleich vollziehen sich mannigfache andere Umwälzungen im Körper und in der Seele. Es ist natürlich naheliegend, die seelischen Neugestaltungen kausal mit den Vorgängen in der Sexualsphäre in Zusammenhang zu bringen, um so mehr, als wir ja bei Frühkastraten (d. h. solchen Individuen, denen vor Erlangung der Geschlechtsreife die Keimdrüsen entfernt werden) manche dieser Neugestaltungen ausbleiben sehen, geradeso wie auch ihr körperlicher Habitus von dem des gleichaltrigen normalen Individuums abweicht. Aber so wenig Körper und Seele des Kastraten durchaus auf infantiler Stufe verharren, sondern doch eine Umwandlung erkennen lassen, so wenig kann man ohne weiteres die sexualen Prozesse der Pubertät als das allein ausschlaggebende Moment ansehen. Ich möchte fast die Behauptung wagen, daß es bei Vorgängen, die, durch innere Faktoren veranlaßt, sich in einem Organismus abspielen, überhaupt ein primäres Moment, eine Ursache im physikalischen Sinne gar nicht geben könne. Auch in der somatischen Pathologie können wir von primären Noxen eigentlich nur dort sprechen, wo eine äußere Einwirkung vorliegt. Tritt etwa nach einer Knochenfraktur eine Fettembolie, damit ein Lungeninfarkt, ein Erguß in die Pleurahöhle usw. auf, so haben wir in dem Trauma das primäre Moment, in dem frakturierten Knochen seinen Angriffspunkt gegeben. So auch bei einer Infektionskrankheit, etwa der Ansiedlung von Typhusbazillen im Darme usw. Entwickelt sich

aber „endogen" ein Prozeß, so ist es unmöglich und m. E. auch unrichtig, ein primäres Moment statuieren zu wollen. Was wir feststellen können, ist nur das mehr oder weniger ausgeprägte Ergriffensein dieses oder jenes Organsystems. Wenn z. B. eine Hirnkrankheit wie die Epilepsie außer den zentralen Symptomen noch solche von seiten des Stoffwechsels, der innersekretorischen Apparate aufweist, so ist es m. E. fast müßig, darüber zu streiten, was denn das „Primäre" daran sei. Denn ein Organismus ist eben ein Gebilde, das durch keine andere Bestimmung gekennzeichnet werden kann, als die: es bedingen seine Teile einander wechselseitig in ihrem Sein und Leisten, wie das ja Kant an einer klassischen Stelle der Kritik der Urteilskraft ausführt. So scheint es mir auch irrig, für die puberalen Umgestaltungen schlechthin die sich in der Genitalsphäre abspielenden Vorgänge verantwortlich zu machen und die Unterschiede in seelischen Abläufen zwischen dem prä- und postpuberalen Lebensabschnitt kausal aus der Entwicklung der Psychosexualität deduzieren zu wollen.

Dieser Exkurs schien mir für die Darstellung der Pubertätspsychologie von Belang. Es kann übrigens nicht unsere Aufgabe sein, allen psychischen Umgestaltungen dieser Phase nachzugehen, da gar manche derselben nicht Gegenstand einer Sexualpsychologie i. e. S. sind, vielmehr von einer Darstellung der Ontogenie seelischen Lebens überhaupt zu behandeln wären.

Die Psychologie der Pubertät ist wiederholt ausführlich monographisch behandelt worden, am eingehendsten wohl von Marro (79, 80), der auch den physiologischen Umgestaltungen, Verhältnissen des Wachstums, des Stoffwechsels u. a. seine Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Die auffallendsten psychischen Veränderungen treten in der emotiven Sphäre zutage. Eine eigenartige Unruhe, eine innere Unsicherheit, ein Drang nach unbekannten Zielen, ein unbestimmtes Wünschen, Sehnen kennzeichnen die durchschnittliche Affektlage, ein Zustand, der ja zu unzähligen Malen in der schönen Literatur Verwertung und Schilderung gefunden hat. (Mit zu den besten dieser Art gehören vielleicht manche Stellen in Zolas „Un rêve".) Damit geht eine stärkere Betonung des Eigenwertes einher, die aber gleichermaßen positiver wie negativer Art sein kann. Eine Neigung zur Hervorhebung der eigenen Person, sei es durch Auftreten und Gehaben, sei es durch Körperpflege und Schmuck, durch alles, was man Eitelkeit nennt, ist davon ebenso die Folge, wie eine besonders leichte Verletzlichkeit, die Neigung, sich hintangesetzt zu sehen, nicht als voll genommen zu werden. Die Reaktion gegen diese Befürchtung führt wiederum zu einem Umschlagen in das Gegenteil; in dem Widerstreben gegen dieses Gefühl des Unterschätztwerdens und zugleich auch durch das Wissen, daß man doch nicht oder noch nicht das ist, was man so gerne schiene, wird das selbstbewußte Auftreten utriert, ein aggressives Verhalten, eine Trotzeinstellung eingenommen. Hier findet sich das Adlersche (2) Schema der Überkompensation von Minderwertigkeitsgefühlen voll und ganz verwirklicht.

Die Unbestimmtheit der Wünsche weicht einer schärferen Definition, einer Zentrierung um das Sexualproblem. Aber auch in dieser Sphäre

machen sich die eben andeutungsweise gekennzeichneten Verhaltungsweisen geltend. Zugleich stellt sich einerseits der Konflikt mit den übernommenen moralischen Tendenzen ein, anderseits jener zwischen dem Drang nach sexualem Erleben und der Furcht vor den neuen Erlebnissen, die geahnt, aber nicht erkannt werden. Auf der einen Seite werden alle jene Reize, welche der Auslösung sexualer Erregungen dienen können, aufgesucht, man fahndet nach erotischer Lektüre usw.; auf der anderen Seite haftet dieser ganzen neuen Sphäre etwas Unheimliches an, nicht nur infolge der Unwissenheit, sondern aus einer Art Vorahnung heraus, daß hier Mächte im Spiele sind, die das geruhige Leben der Kindheit auf immer zu zerstören, seine relative Einfachheit zu vernichten, gefährlicher als alle äußere Autorität in die Willensbestimmungen einzugreifen berufen sein möchten.

In dieser Stimmung erscheint es begreiflich, wenn Abwehrreaktionen versucht werden; wenn das Individuum wenigstens teilweise, wenigstens nach außen hin, die Existenz dieser noch mehr weniger von ferne drohenden Kräfte abzuleugnen bestrebt ist. So kommt es zu der Negierung des anderen Geschlechtes, zumindest vor anderen, oft genug auch vor sich selbst, eine Negierung, die freilich auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden kann. Die jugendliche Spröde, das herb ablehnende Mädchen, der Frauenverächter von fünfzehn Jahren sind bekannte Typen. Die ihres eigentlich vorbestimmten Ausweges beraubte, noch so wenig zielbewußte Unruhe sucht sozusagen ein anderes Ventil: Flegeljahre, Religiosität der Pubertätszeit usw.

Der unbestimmte Drang nach dem erfüllenden Du, zusammen mit der reaktiven Abwendung gerade von den für diese Erfüllung bestimmten Wesen des anderen Geschlechtes, führt zu einer Verstärkung des Anschlusses an Kameraden und Kameradinnen. Die Pubertätsperiode legt vielfach den Grund auch zu dauernden Freundschaften, wenn auch viele, vielleicht die Mehrzahl, nur Surrogatcharakter tragen, was man bekanntlich insbesondere den Mädchenfreundschaften nachzusagen pflegt; obwohl ich mich eigentlich nicht davon überzeugen kann, daß die Unbeständigkeit solcher Freundschaften beim weiblichen Geschlecht sehr viel beträchtlicher wäre als beim männlichen. Es soll übrigens mit der Betonung des Surrogatcharakters keineswegs behauptet werden, daß diese Freundschaften allemal eine erotische Grundlage in dem Sinne hätten, daß in die wechselseitige Zuneigung sexuale Momente als konstitutiv eingingen. Daß das vorkommt, ist selbstverständlich. Noch einmal werden die bisexualen Möglichkeiten ausgenützt, bevor sie — zumindest für das bewußte Erleben — mehr weniger endgültig in den Hintergrund geschoben werden. Auch das kommt natürlich vor, daß in den späteren Phasen der Pubertät, insbesondere nach ihrer Vollendung, bei mangelnder Gelegenheit zu normaler Sexualbefriedigung eine Sexualbetätigung am gleichen Geschlecht angestrebt und erreicht wird, neben den autoerotischen Maßnahmen. Die Hemmungen können dabei äußerer oder innerer Art sein; das Leben in Internaten ist in dieser Hinsicht berüchtigt, vielleicht zu Unrecht. Innere Hemmungen sind Angst und Unsicherheit, moralische Bedenken aller Art usw. Diese „fakultative Homosexualität“ gehört aber

schon der postpuberalen Periode an, wird auch zumeist wohl nicht mehr unter dem Einflusse eines unbestimmten Dranges, sondern in mehr weniger klarer Einsicht und bewußt betätigt.

So groß die Unterschiede im Verhalten und Seelenleben von Knaben und Mädchen in den präpuberalen Jahren auch sein mögen, die eigentliche trennende Kluft reißt erst mit der Pubertät auf. Hier tritt der Gegensatz von aktivem und passivem Verhalten auf das schärfste, schärfer vielleicht als in späteren Jahren hervor. Der Tätigkeitsdrang, die Lebhaftigkeit, Wildheit des Knaben scheint zu wachsen; rebellisch gegen jegliche Autorität, versucht er, irgendwie seine eigenen Wege zu gehen, unter Umständen auch solche, die ihm mißfallen, nur darum, weil es der eigene, der Autorität nicht behagende Weg ist. Während dagegen das Mädchen an Tätigkeitsdrang einbüßt und beginnt, sich auf sich und in sich zurückzuziehen, jene in sich beschlossene Attitüde zu gewinnen, welche uns für die Psychosexualität der Frau als letztes Merkzeichen erschienen ist. Das Tragen der langen Röcke ist hierfür nur das Symbol. Es bedarf wohl nicht der Hervorhebung, daß es sich hier um Typen handelt, von denen in Wirklichkeit alle Abweichungen und Übergänge vorkommen.

Zugleich akquiriert das Mädchen alle jene Fähigkeiten, die es in der Entfaltung erotischer Beziehungen späterhin auszunützen verstehen wird. Die Kunst der Koketterie, der spezifisch weiblichen Liebenswürdigkeit des Erratenlassens, halben Entgegenkommens, ohne doch einen merklichen Schritt zu tun, und die Fähigkeit, im Manne als Geschlechtswesen zu lesen, seine Begierden zu erraten, ja deren Dasein zu erraten, eigentlich bevor sie selbst noch recht weiß, worauf genau diese Begierden gehen, zugleich mit der Reserve, Kühle, welche die Frau — außer im Banne überwältigender Leidenschaft — im allgemeinen auszeichnet.

DIE SEKUNDÄREN PHÄNOMENE

Als sekundäre Phänomene werden hier Abläufe und Verhaltungsweisen begriffen, welche zwar zur Sexualsphäre in engerer oder weiterer Beziehung stehen, dennoch aber nicht mehr als unmittelbare Äußerungen derselben angesehen werden können.

Das Schamgefühl ist nach der wohl begründeten Überzeugung der Autoren nicht als eine ursprüngliche Verhaltungsweise aufzufassen. Die Psychologie der ersten Kindheitsjahre ebenso wie die Ethnologie tun überzeugend dar, daß das Schamgefühl vollkommen fehlen kann, auch dauernd zu vermissen ist, bzw. daß es sich je nach Kulturzustand und Sitte auf ganz verschiedene Dinge beziehen kann. Da es hier nicht unsere Aufgabe ist, Sexualsitten zu beschreiben, seien nur zwei Beispiele aufgeführt. Die Fellachin, die sich schämt, ihr Gesicht zu zeigen, und den Körper entblößt, es zu verhüllen, die naiv-schamlosen Eingeborenen Zentralbrasiliens, wie sie K. von den Steinen geschildert hat, sind typisch für den Mangel und die Wandelbarkeit des Schamgefühles.

Auch in der individuellen Entwicklung des Kulturmenschen scheint das Schamgefühl anerzogen zu sein. Man weiß freilich nicht, wie sich ein Individuum verhalten würde, das ganz ohne Anleitung, wie sie den Kindern so bald nach den ersten Jahren zuteil wird, bis in das Alter der Geschlechtsreife gelangt wäre. Aber alles spricht dafür, daß das schamhafte Verhalten eine erlernte, nicht eine originäre Attitüde sei, wie es denn auch unter der Herrschaft der Psychose in vielen Fällen zu verschwinden pflegt.

Ob sich für diese Reaktion eine phylogenetische Wurzel aufzeigen läßt, ob in der Tat, wie H. Ellis (29) meint, es sich auf der Sexualabwehr des weiblichen Tieres aufbaut, dem der Sexualverkehr aus biologischen Gründen unerwünscht ist, muß dahingestellt bleiben. Es könnte eine solche stammesgeschichtliche Ableitung höchstens erklären, wieso auch der Mensch die Fähigkeit habe, die Reaktionsweisen des Schamgefühles zu erwerben, schwerlich, wieso es zum Auftreten dieser Reaktionsweisen kommt. Sicherlich hat mit der Genese des Schamgefühles, wie schon oft bemerkt wurde, die somatische Verknüpfung der genitalen und exkrementiellen Funktionen etwas zu tun. Alles dieses aber führt m. E. noch nicht auf den eigentlichen Grund, aus dem dieses Verhalten erwächst. Es ist bemerkenswert, daß Schamgefühl, von einer gewissen Kulturhöhe angefangen, aller Orten angetroffen wird, mag es sich noch so verschiedenartig äußern. Auch innerhalb der abendländischen Menschheit, ja in gar nicht so fernen Epochen, haben die Meinungen über das, wessen man sich zu schämen habe, vielfache Wandlungen erfahren, die

z. T. in den Kleidungssitten ihren Ausdruck fanden [1]. Trotzdem finden wir eben immer irgendwie ein Schamgefühl. Bei einzelnen Menschen mancher als besonders frei von Scham in unserem Sinne bekannter Epochen begegnen wir Äußerungen, die sich mit den strengsten Anforderungen in dieser Hinsicht messen können. Es muß also wohl irgendein recht tief liegendes Motiv die treibende Kraft für die Entwicklung solchen Verhaltens abgegeben haben.

Soviel ich sehe, kommen zwei Wurzeln in Betracht, eine soziale und eine psychologische. Das soziale Motiv ist gegeben, sobald die Komplikation der Lebensverhältnisse einen unbeschränkt freien Geschlechtsverkehr unmöglich oder untunlich macht und zugleich auch die Möglichkeit der Bewahrung geschlechtlicher Beziehungen vor fremden Eingriffen erschwert. *Flagitii principium est nudare inter cives corpora* (Ennius bei Cicero). Diesen Zusammenhängen haben wir hier weiter nicht nachzugehen.

Das psychologische Motiv scheint mir das ausschlaggebende und darin gelegen zu sein, daß in der Sexualität, bzw. in ihren Betätigungen auch schon in den niederen Formen, eine gewisse Preisgabe des Ich statthat; wenn man will, eine Art Abdanken der souveränen Herrschaft über die Lebensführung und zugleich eine, wenn auch noch so flüchtige Verschmelzung mit einer zweiten Individualität. Damit kommt es zu einem Verlust der sonst so sorgfältig gewahrten Stellung des einzelnen [2] in der und gegen die Gesamtheit, weil die erotische Beziehung zugleich die äußerste Anerkennung des Verpflichtetseins an die oder den anderen beinhaltet. Daß diese Einstellung niemals bewußt wird, braucht wohl ebensowenig erst ausgesprochen zu werden, wie daß es sich hier um eine Konstruktion handelt, die sich nur allerdings aus dem Wesen des Erotischen zwanglos abzuleiten scheint.

Diesem letzten Grunde gegenüber scheinen mir alle anderen Motive nur sekundäre Bedeutung zu haben. Etwa die Schüchternheit und die Angst vor dem Ungewohnten, auf welche manche Autoren, so Forel, das Hauptgewicht legen. Schon der Umstand, daß auch Erfahrung und Gewöhnung das Schamgefühl nicht völlig aufzuheben vermögen, dürfte gegen eine ausschlaggebende Bedeutung dieses Momentes sprechen.

Zur Deskription ist zu sagen, daß das Schamgefühl ein recht komplexes Erlebnis ist. Es scheint mir vor allem dadurch ausgezeichnet zu sein, daß es eine Reaktion auf ein mögliches Verhalten darstellt. Es ist ein Hemmungsapparat, eine Schranke, welche aufgerichtet wird. Ich glaube nicht, daß dort ein Schamgefühl sich entwickeln kann, wo die Möglichkeit der Handlungen, gegen die es sich richtet, von vorneherein, grundsätzlich sozusagen ausgeschlossen erscheint. Daraus resultiert viel-

[1] Vgl. etwa Montaignes (87) Frage: „*A quoi faire la monstre que nous faisons à cette heure de nos pieces en forme soubs nos greques · et souvent, qui pis est, oultre leur grandeur naturelle, par faulseté et imposture?*" Essais, Livre III, chap. V.

[2] Vgl. W. James (60) „*Instinct of personal isolation*" und Lou Andreas-Salomés Bemerkungen (5), S. 18.

leicht die relativ geringe, bei vielen Menschen sogar völlig fehlende Ausprägung gegenüber Angehörigen desselben Geschlechtes.

Wenn also im Schämen einerseits Neigung zu einer möglichen und ihrem Wesen nach lustbringenden, und zwar Sexuallust bringenden Handlung, anderseits die Hemmung dieser Neigung zusammenflössen, wäre es erklärlich, warum in diesem Erlebnis neben den peinlichen Momenten doch auch irgendwie eine positive Gefühlsbetonung merkbar werden kann. Allerdings sind die Hemmungen vielfach so stark, daß es auch nur zum Anklingen einer Lustkomponente gar nicht kommt.

Man wird zwischen der dauernden Disposition, der Schamhaftigkeit, und den jeweiligen Äußerungen derselben, dem Schämen, bzw. der Hintanhaltung alles dessen, was zum Auftreten solcher Reaktion Anlaß werden könnte, unterscheiden müssen. Als Disposition ist die erstere niemals bewußtes Erlebnis, wird es erst in dem Augenblicke, als aus ihr eine aktuelle Verhaltungsweise erfließt.

Die Verletzung der Schamhaftigkeit durch Dritte ist wiederum etwas anderes, als die eigene Überschreitung der darin gesetzten Grenzen. Erstere erzeugt neben dem spezifischen, wie mir scheinen will, weiterer Zerlegung nicht recht zugänglichen Erlebnis eine Reaktion vom Charakter der Empörung oder der Minderung des Eigenwertes, je nachdem also eine aktive Reaktion, die sogar zur Rache, jedenfalls zum Bedürfnis nach Sühne führen kann, oder aber zu einem Gefühl unverdienten Unwertes, das sich bis zu dem des Ausgestoßenseins zu steigern vermag. Es scheint mir, daß nicht selten diese Reaktion dadurch zustande kommt, daß die erduldete Verletzung der Schamhaftigkeit nicht ohne eigene Mitwirkung, sohin nicht ohne eigene Schuld erfolgen konnte[1]. Damit nähert sich dieser Fall dem zweiten, der selbsttätigen Verletzung oder Aufgabe der Schamhaftigkeit, welche — von ganz bestimmten Ausnahmen abgesehen — zu einer Reaktion vom Typus der Reue führt und daher ebenfalls zu einer Minderung des Eigenwertes. Die gedachten Ausnahmen treten dann ein, wenn die Aufgabe der Schamhaftigkeit Opfer der Liebe in irgendwelchem Sinn und Grad ist. (Über den Opfercharakter des Liebesverhaltens s. w. u.)

Im allgemeinen eignet den Frauen schamhaftes Verhalten mehr als den Männern. Anderseits ist vielfach behauptet worden, die Frau sei, wenn sie einmal die Hemmungen überwunden habe, „schamloser" als der Mann. Das ist wohl möglich und auch zu verstehen, wenn ich auch nicht von der generellen Richtigkeit dieser Behauptung überzeugt bin, trotzdem manche Beobachtung, u. a. die geisteskranker Frauen, dafür herangezogen werden kann. Da nämlich die Frau, wie oben des längeren ausgeführt wurde, sich auch in der letzten und anscheinend vollkommensten Hingabe doch nicht restlos hingibt, fällt für sie dort, wo die Wahrung der äußeren Form schamhaften Verhaltens nicht mehr geboten ist, jenes tiefliegende Motiv weg; sie gibt sich auch dann nicht auf als einzelnes und restlos hin an den anderen.

---

[1] In gewisser Hinsicht mag hier an das bekannte Urteil des Sancho Pansa erinnert werden, sowie an die oben angeführte Bemerkung Keyserlings.

Wie komplex die Reaktionsarten der Schamhaftigkeit sind, wie wenig man es hier mit einem einfachen Trieb oder dergleichen zu tun hat, lehrt auch die Betrachtung der Abwehr gegen etwa mögliche Verletzungen. Darin findet sich nämlich einmal Angst vor dem Sichschämenmüssen, vor dem quälenden, peinlichen Schamerlebnis selbst, dann aber eine Angst oder Flucht nicht vor diesem Affekt, sondern vor der betreffenden Handlung — Entblößung z. B. — selbst. Es gilt das insbesondere auch von Aussprachen über Dinge, welche die Schamhaftigkeit tangieren. Man kann oft von Menschen, welche angeben, irgend etwas nicht sagen zu können, hören, so peinlich ihnen das Gefühl des Schämens sei, so würden sie dieses doch überwinden können, aber es sei ihnen dennoch unmöglich, die Dinge auszusprechen. (Es deckt sich, was zu bemerken nicht überflüssig sein mag, dieses Widerstreben nicht mit dem „Widerstand" der Psychoanalyse; denn dieser richtet sich gegen annoch unbewußtes, zum Auftauchen in das Bewußtsein bereites Material, während hier es sich um ganz bewußte Dinge handelt.)

Nebenher spielen bei den Reaktionen der Scham noch andere Momente mit. Im allgemeinen wird eine schöne Frau sich leichter zur Entblößung verstehen bzw. bei derselben weniger Scham empfinden als eine häßliche. Forel (39) behauptet, daß alte Frauen darum schamhafter seien als junge. Offenbar liegt ein Bestreben zugrunde, das Prestige als Geschlechtswesen, Objekt möglicher Begehrungen, zu wahren.

Eine, wohl nur durch konventionelle Motive bewirkte Verschärfung der Schamhaftigkeit stellt die P r ü d e r i e dar, die allerdings sehr oft kein echtes, sondern nur ein gespieltes Verhalten ist, eine Anpassung an herrschende Tendenzen und Sitten, insoferne auch zu weiteren Bemerkungen kaum Anlaß gibt. (Vgl. im folgenden Abschnitt über den „Mucker".)

Das Wesen der Prüderie ist die Kompensation einer versteckten und — aus inneren oder konventionellen Motiven — bekämpften erotischen Neugierde. Sie paart sich daher oft mit Lüsternheit. Schleiermacher hat sie geradezu als einen Mangel an Schamgefühl aufgefaßt. Im Prüden liegt die Sexualität sozusagen stets auf der Lauer; wo sie nur den leisesten Anlaß wahrnimmt, wird sie rege. Und da sie sich nicht laut äußern darf, bewirkt sie alle die bekannten Reaktionen der Entrüstung. Außerdem steckt vielleicht ein Teil Neid in der Attitüde des prüden Menschen.

Etwas anders steht es mit der ebenfalls zur Schamhaftigkeit in Beziehung zu setzenden K e u s c h h e i t. Ihr Begriff ist einigermaßen schwankend. Man spricht einmal von Keuschheit, wenn überhaupt sexuale Regungen fehlen oder zumindest ihnen in keiner Weise stattgegeben wird. Das ist das religiöse Keuschheitsideal, um das die Heiligen im Kampfe mit dem Versucher rangen, dem getreu zu bleiben der hl. Gallus sich in die Dornen und Nesseln warf, oder Heinrich Suso (Seuse) sich die ungeheuerlichsten Martern auferlegte. Man verwendet den Ausdruck aber auch als gleichbedeutend beinahe mit Schamhaftigkeit, insbesondere dann, wenn ein Individuum erotisch nur von einem, ihm legitim verbundenen anderen erregbar erscheint. Daß es sich vielfach um Pseudokeusch-

heit handelt, mehr um die Kunst, „das Gesicht zu wahren“, als um eine innerliche Einstellung, ist mehr als selbstverständlich[1]. „Zwischen Keuschheit und Sinnlichkeit gibt es keinen notwendigen Gegensatz, jede gute Ehe, jede eigentliche Herzensliebschaft ist über diesen Gegensatz hinaus“ (Nietzsche [91]). Übrigens findet sich dieser Gedanke schon bei Balzac (7). James (60) sieht in dem Instinkt der Isolierung (vgl. o.) eine wesentliche Wurzel der Keuschheit.

Einige Beachtung verlangt die Wertschätzung der Keuschheit, Unberührtheit, der Jungfräulichkeit. Ob die Forderung nach solchem Zustande hygienisch oder ethisch zu begrüßen sei, ist für die Psychologie irrelevant. Sie konstatiert das Vorhandensein dieser Wertschätzung und Forderung, die auch heute, trotz mancher Stimmen aus dem Lager der Frauenbewegung, noch immer wesentlich an die Frau, nicht aber an den Mann — auch von den Frauen nicht — gestellt wird. Auch diese Forderung ist heute vielfach wohl nur mehr aus Tradition und Konvention zu verstehen. Erstreckt sie sich doch zumeist wirklich nur auf die anatomische Virginität, das Intaktsein des Hymens, während alle erotischen Erlebnisse gerade nur mit Ausschluß des Koitus selbst als gestattet und die Jungfernschaft nicht tangierend hingenommen werden.

In diesem Zusammenhange mag auch des Begriffes der Frauenehre sowie der Entehrung gedacht werden. Es ist auffällig, daß nur für die Frau solch eine Bewertung existiert, sowohl für sie selbst wie für die anderen. Simmel (106) hat dieser Frage eindringende Worte gewidmet. Es erscheint ihm diese Tatsache als ein Ausdruck der „Passivität“ der Frau, die wiederum aus der oben gekennzeichneten Bezogenheit auf das eigene Ich, den fehlenden Trieb zu einer über das eigene Leben hinausreichenden Aktivität herfließt. Für den Mann gilt: „Ein anderer kann mir meine Ehre nicht rauben.“ Nur die eigene Handlungsweise entehrt. Die Frau wird entehrt, indem sie Opfer der Handlungsweise eines anderen wird. Sie kann auch nicht, wie der Mann, ihre Ehre wiederherstellen, indem sie den Beleidiger tötet oder sonstwie Rache an ihm nimmt. Selbst durch ihre Opfertat ist Judith entehrt: Bete, daß ich unfruchtbar bleibe, läßt Hebbel sie sagen, damit wohl noch anderes, aber auch dieses ausdrückend: daß zumindest ein dauerndes Zeichen ihrer Entehrung von ihr fernbleiben möge.

Man kann fragen, warum diese Einstellung auch für die Frau selbst besteht. Es wäre verständlich, wenn der Mann sie hätte, vor allem aus historischen Momenten zu verstehen. Aber ebenso, wenn die Frau, die nur ein Opfer der Gewalt geworden, sich schuldlos, und daher auch nicht entehrt und rein fühlte. Daß dem nicht so ist, mag verschiedene Gründe haben. Einmal selbstverständlich die Anpassung an die Sitte, die ja das Stigma der männlichen Herrschaft trägt. Wir wissen zur Genüge, daß die — allerdings freiwillige — Hingabe in verschiedenen Riten — Astartekult — nicht als entehrend galt. Wo die männliche Gesellschaft keine Entehrung findet, sieht sie auch die Frau nicht.

[1] Übrigens vertragen sich Schamhaftigkeit und Unkeuschheit vielleicht nicht nur, wenn erstere unecht, sondern auch wenn sie echt empfunden wird.

Ob aber diese Motivierung zureicht, mag bezweifelt werden. In manchen Fällen dürfte ein Schuldbewußtsein mitbestimmend sein; nicht nur in dem Sinne, wie es der schon berufene Sancho Pansa annahm, sondern auch in dem, daß nicht so selten auch die Vergewaltigte sexuelle Lust genossen und insoferne nicht nur Opfer gewesen ist, damit, wenn auch gegen ihren Willen, gewissermaßen aktiv an der Tat Anteil genommen hat. Und wenn schon dies nicht der Fall war: das Wissen, daß eine Lustgewinnung möglich gewesen wäre. Dann aber, weil der Sexualakt für die Frau, trotzdem er eine restlose Aufgabe der Persönlichkeit nicht beinhaltet, dennoch infolge der intimeren Verschränkungen ihrer Sexualität mit dem eigentlichen Ich als Symbol eine viel tiefere Bedeutung haben kann und das Aufgezwungensein solchen Verhaltens als eine Minderung des Ich empfunden wird, als eine Entstellung sozusagen des Angesichts der Seele.

Es wäre vielleicht hier der Ort, des asketischen Verhaltens zu gedenken. Doch ziehe ich es vor, dieses mit anderen Verhaltungsweisen zusammen als „erotische Typen" im folgenden Abschnitt zu behandeln.

Weitere sekundäre Phänomene beziehen sich auf das Verhalten zu dritten Personen. An erster Stelle wäre zu nennen die Eifersucht. (Sie ist selbstverständlich nicht ohne Beziehung zu den anderen. Die Forderung nach der Jungfernschaft mag zum Teil in einer Art retrospektiven Eifersucht mit einen Grund haben.)

Eifersucht kennt zwei Richtungen. Sie erstreckt sich einmal auf den Sexualpartner, das andere Mal auf denjenigen, der mit jenem in sexuale Beziehungen tritt oder solcher Beziehung verdächtigt wird. Die Urform der letzteren ist wohl die einfache Tendenz, den Konkurrenten zu vernichten. Als solche kommt sie schon im Tierreich vor[1], ist Ausdruck des Kampfes der Männchen um das Weibchen. Die Einstellung gegen den wirklichen oder vermeintlichen Konkurrenten ist gemeinhin die des Hasses mit allen seinen Abwandlungen. Sie ist keinem Geschlecht und keinem Alter fremd.

Vielfach verbindet sich mit der Einstellung des Hasses die des Neides, dort, wo es sich um Eifersucht gegen den begünstigten Konkurrenten handelt, oder wo die Überlegenheit des anderen in irgendeiner Hinsicht Anerkennung erzwingt. Diese Eifersucht kann sich nicht nur den wirklichen, sondern auch schon den möglichen Konkurrenten gegenüber einstellen. Jeder wird mit scheelen Augen angesehen, mehr weniger gehaßt.

Es kann diese Einstellung allein bestehen, nur der Konkurrent, nicht aber der Geschlechtspartner Ziel derselben werden. Allerdings wird dies relativ selten vorkommen, geradeso wie umgekehrt wohl auch die allein auf die eigene Frau oder den Mann gerichtete Eifersucht ohne Haß auf den Nebenbuhler selten angetroffen wird, obwohl auch solche Fälle sich ereignen.

---

[1] Vgl. z. B. Hamilton, A study of sexual tendencies in monkeys and baboons. Journ. an. behav. 4, 1914. Eine absonderliche Anekdote findet sich bei Montaigne, ich weiß nicht von wo entnommen: „*Le pasteur Chratis estant tumbé en amour d'une chevre, son bouc, ainsi qu'il dormoit, luy veint, par jalousie, chocquer la tête de la sienne et la luy écrasa.*

Während die Einstellung gegen den Konkurrenten durchaus negativ gefühlsbetont ist, stellt sich die gegen den Sexualpartner als ein sehr komplexes Phänomen dar. Sie ist nämlich mit Liebe, Zuneigung usw. nicht nur kompatibel, sondern setzt sie geradezu voraus. Denn jene Eifersucht, die an dem Besitz eines ungeliebten Partners oder sogar eines nicht einmal begehrten hängt, ist im eigentlichen Sinne hier nicht beizuzählen; sie entspringt anderweitigen Motiven, der Eitelkeit vornehmlich. So spiegelt sich auch in der Eifersucht die Ambivalenz des Sexualaffektes. Im großen und ganzen wird man wohl sagen dürfen, daß Eifersucht der vitalen Sphäre, ja sogar tieferen Schichten derselben angehört, im Bereiche geistiger Liebesakte, welche erst Liebe im eigentlichen Verstande erzeugen, aber nicht bestehen kann. Dort gilt, daß die Liebe nicht eifert, wie der Apostel sagt. Vielleicht läßt sich über dies Nebeneinanderbestehen von Eifersucht, die nahezu Haß sein kann, und Liebe noch eine nähere Bestimmung treffen. Es hat nämlich den Anschein, als ob diese zwei Einstellungen sich nicht ganz auf die gleichen Seiten oder Aspekte des Partners richten würden. Dieser wird geliebt, sofern er Objekt eigenen Begehrens und Zielpunkt der Liebe ist, und gehaßt, sofern er diese Bedeutung für einen Dritten hat oder haben kann.

Man könnte meinen, daß diese Beziehung auf den Dritten als Motiv der negativen Einstellung einen Hinweis auf eine doch bestehende Einheit der zwei Richtungen der Eifersucht erbrächte, daß Eifersucht, die sich auf den Partner richtet, doch nur Eifersucht auf den Konkurrenten sei, welche nach dem Schema der „Wertübertragung" auch das von diesem angestrebte Objekt einbezöge. Ich glaube nicht, daß solche Vereinheitlichung richtig wäre. Daß natürlich hier intimere Verknüpfungen obwalten müssen, wird niemand bestreiten wollen. Aber rein deskriptiv genommen, scheinen mir beide Einstellungen doch Wesensunterschiede darzubieten, die freilich in Worten schwer zu fassen sein mögen.

Von allen Konsequenzen, die Eifersucht dieser oder jener Art mit sich bringen kann, von Mord und Totschlag, Isolierung und Verschleppung usw. soll hier nicht weiter die Rede sein. Es sind das Reaktionen auf oder, besser gesagt, Aktionen aus solcher Einstellung, die individuell variieren, insbesondere aber mit den sozialen Möglichkeiten.

Dagegen ist noch kurz einer besonderen, soviel ich sehe, allerdings seltenen, Nuance zu gedenken. Es kann nämlich vorkommen, daß Eifersucht sich eigentlich weder gegen den Nebenbuhler noch gegen den Partner, sondern sozusagen allein auf die Beziehung zwischen beiden richtet. Im allgemeinen ist der Nebenbuhler verhaßt an und für sich, der Partner Gegenstand der Eifersucht unter allen Umständen. In dem hier angezogenen Fall aber ist der Nebenbuhler nur in dieser seiner Eigenschaft gehaßt, nur insofern er mit dem Sexualpartner in Beziehung tritt; ja, es kann sogar den Anschein erwecken, als bestände überhaupt kein Haß gegen die Personen, sondern nur ein, wenn auch noch so intensives, Anstoßnehmen an der Beziehung zwischen ihnen.

Eifersucht wird überwunden oder aufgehoben durch Liebe und Vertrauen, wenigstens soweit sie sich auf den Partner richtet. Echte Eifersucht auf den nicht geliebten Partner gibt es anscheinend, wie bemerkt,

nicht. Die gegen den Konkurrenten gerichtete kann aufgehoben werden durch die Überzeugung der Grundlosigkeit; meist aber sind hier, wie im Affektleben überhaupt, rationale Momente recht unwirksam. Wenn irgendwo, so ist bei der Eifersucht der Übergang vom Normalen in das Pathologische ein durchaus fließender; zwischen Eifersucht und Eifersuchtswahn bestehen nur Unterschiede des Grades. Wie das Vertrauen rücksichtlich des Partners, so kann die Verachtung rücksichtlich des Nebenbuhlers Eifersucht verhindern.

Motive zur Eifersucht geben alle jene tatsächlichen oder vermeintlichen Wahrnehmungen ab, welche eine Beziehung zwischen dem Partner und dem Nebenbuhler nahelegen. Es kann aber Eifersucht auch ohne solche Anhaltspunkte „autochthon" entstehen, und dann werden die beweisenden Beobachtungen im nachhinein gesucht — und unter der Wirkung des Affektes gefunden. Aber auch das eigene Verhalten kann der Eifersuchtsentwicklung vorarbeiten. Nicht nur, daß ein Wissen um eigene „Seitensprünge" den Verdacht gleicher Handlungsweise auch des Partners rege macht. Auch das Bewußtsein, in irgendwelcher Beziehung den Ansprüchen des Partners nicht oder nicht mehr zu genügen, kann in gleichem Sinne wirken; daher die Eifersucht der alternden Frauen nicht minder wie die der alten Gatten junger Gattinnen.

Auf einen anderen zielt auch jene Einstellung, welche man Koketterie nennt und die vornehmlich der Frau eignet, ja die beim Manne als ungehörig, seinem Wesen widerstreitend abgelehnt wird. So wie wir das aktiv-werbende Verhalten der Frau als ihr nicht zukommend empfinden und nur dort verstehen und verzeihen, wo es sich sichtlich um eine große, wahre Liebe, nicht nur um mehr weniger flüchtige erotische Anknüpfungen handelt[1]. Nur, wie schon gesagt wurde, innerhalb schon fixierter erotischer Beziehungen ist ein Werben der Frau — um das Sexualziel, nicht das Objekt — ein uns verständliches Verhalten, obwohl auch das vielen Menschen, Männern wie Frauen, widerstrebt, als „unweiblich" erscheint. Wieviel daran nur Wirkung der Konvention ist, dürfte sich schwer entscheiden lassen.

Das Wesen der Koketterie ist ein abwechselndes Versagen und Versprechen, wobei aber beide einen unernst-spielerischen Charakter tragen und so in das ganze Verhalten einen schwankenden Zug bringen. „Versagen und Gewähren ist das, was die Frauen vollendet können, und was nur sie vollendet können" (Simmel [106]). Der Mann wirbt, fordert, bittet — die Frau sagt ja oder nein. Koketterie entsteht nun dann, wenn die Frau zugleich ja und nein sagt, keines ernsthaft, und doch einen Zweifel darüber offen läßt, ob nicht doch die eine oder die andere Antwort und welche die ernst gemeinte sein könnte.

Der Sinn und Reiz dieses Spieles ist für die Frau wohl darin gelegen, daß sie erstens hier zu einer Machtentfaltung gelangt, die ihr sonst im Leben Natur und Sitte zu versagen scheinen, zweitens darin, daß die oben erwähnte Lustgewinnung aus dem Wissen um die Sexualerregung

[1] Die Briefe der Marianna Alcoforado, die der Julie de Lespinasse.

des anderen für Frauen besonders bedeutsam zu sein scheint. Dem Hinausziehen dieses Genusses dient die Koketterie in exquisiter Weise.

Simmel (106, 108), der zu diesem Punkte wohl das Eindringendste zu sagen wußte, unterscheidet drei Verhalten innerhalb der Koketterie: „die schmeichlerische Koketterie: du wärest zwar imstande zu erobern, aber ich will mich nicht erobern lassen; die verächtliche Koketterie: ich würde mich zwar erobern lassen, aber du bist dazu nicht imstande; die provokante Koketterie: vielleicht kannst du mich erobern, vielleicht nicht — versuche es!"

Sinnbildlich für diese Attitüde ist die primitivste Gebärde der Koketterie: der Blick aus den Augenwinkeln, der sich auf den Betreffenden richtet und zusagt, während der Kopf weggewendet versagt. Grundzug allen koketten Verhaltens ist daher immer wieder das halbe Enthüllen und Verhüllen, sei es des Körpers, sei es der Seele.

Zur Koketterie steht auch das als Schmollen bezeichnete Verhalten in Beziehung, insoferne es ebenfalls unernster, spielerischer Art ist und auf eine Steigerung des Wertes der Versöhnung, bzw. des Ja, welches dem Nein folgt, hinzielt. Dieses Verhalten kommt zwar auch überwiegend bei Frauen, aber auch bei Männern vor.

Zuweilen nimmt das Schmollen einen Charakter an, den man am besten mit einem Terminus der Psychopathologie als Negativismus benennen könnte. Jede wie immer geartete Forderung und Frage wird abgelehnt, oder es erfolgt überhaupt keine Reaktion. Hier verschwimmen die Grenzen des echten und des spielerischen Verhaltens, indem anscheinend die Ambivalenz wirksam wird. Auch kommt es gelegentlich zu einer Art Festlegung auf diesen Standpunkt, den gewisse Hemmungen trotz gegenteiliger Einsicht und Wunsches nicht aufgeben lassen. Mit diesem spielerischen Im-Ungewissen-Lassen über die getroffene oder zu treffende Entscheidung der Koketterie ist die wirkliche innere Ungewißheit nicht zu verwechseln. Die Kokette weiß, was sie will; sie vergreift sich, wenn sie ihr Ziel nicht erreicht, höchstens in den Mitteln. Wer nicht weiß, was er will, kann auch solch ein dualistisches Verhalten an den Tag legen. Es ist aber nicht spielerisch, sondern das Ja und das Nein sind allemal für den Augenblick allerdings in einer mehr oberflächlichen Schichte der Persönlichkeit ernst gemeint.

Auch noch ein anderes Verhalten ist nicht Koketterie, wenngleich es ihr in einem Zug ähnelt. Der Koketterie ist eigentümlich, die Situation bis zu einer gewissen Klimax gelangen zu lassen, um sie plötzlich vor Erreichung der Lösung, auf welche sie hinzustreben scheint, abzubrechen. Das ist jenes Moment, worin man die „Herzlosigkeit" der Kokette sehen will. Es gibt aber ein solches Abbrechen der Situation auch aus anderen Motiven, vor allem aus der Scheu vor dem Mitgenommenwerden in dem Strom des Affektes, weiter als man will, kann oder darf. Es gibt überhaupt Naturen, welche lebhaftere affektive Aufgestörtheit scheuen. Das sind die Menschen, die gerade in Augenblicken, welche anderen als emotiv besonders bedeutsam erscheinen, irgendeine triviale Bemerkung machen, weil sie lieber als geschmacklos gelten (wenn sie es bewußt tun) als das

Risiko laufen wollen, im Affekt ihre Selbstbeherrschung, Maske zu verlieren.

Man verwendet das Wort „kokettieren" auch außerhalb der Relation der Geschlechter. Man kokettiert mit politischen Parteien, mit religiösen Ideen, mit Wichtigem und Unwichtigem. Eine einseitig an der Sexualität orientierte Psychologie würde natürlich folgern, es sei das Verhalten in Eroticis eben „vorbildlich" für jedes andere Verhalten des Menschen überhaupt, sohin auch die Koketterie in diesem Falle vorbildlich finden. Man müßte aber denn doch fragen, wieso eine so eminent weibliche Attitüde „vorbildlich" für das Verhalten auch des Mannes werden soll. Auch hierauf werden jene Erklärer eine Antwort wissen; wozu gibt es die Bisexualität? Die weibliche Komponente findet ihren Ausdruck durch Kokettieren im übertragenen Sinne. Ohne an dieser Stelle näher darauf einzugehen, muß ich doch anmerken, daß auch diese, neuerdings so beliebte Betrachtungsweise auf einer recht durchsichtigen Diallele, nicht aber, wie man glauben machen will, auf Beobachtung fußt.

Auch der Flirt ist nicht identisch mit Koketterie und auch keine Steigerung derselben, wie manchmal gemeint wird. Denn der Flirt ist zwar auch spielerischen Charakters, aber er ist ein Spiel von zwei Akteuren, welche miteinander ein Spiel aufführen, während die Kokette mit ihrem Partner, aber er nicht mit ihr, spielt. Oftmals wird man nicht unterscheiden können, ob zwischen zwei Personen die Beziehung des Flirts oder der Liebe besteht; vielleicht können es auch die zwei nicht immer oder nicht immer mehr wissen. Grundsätzlich bleibt aber ein Unterschied immer bestehen; denn der Flirt ist ein essentiell unechtes Verhalten, ein Sich-Geben und ein Nehmen, an welchem nicht die Gesamtindividualität, sondern nur periphere Sphären derselben beteiligt sind.

Die Schüchternheit, die keineswegs der Erotik allein angehört, mag hier nur Erwähnung finden, ebenso wie die Heuchelei, welche Forel ausführlich als Ausstrahlung der Sexualität behandelt. Sie ist aber an diese nicht durch besondere psychologische Wesenszusammenhänge geknüpft, sondern nur durch soziale Bedingungen verbunden. Unter Verhältnissen, welche etwa ein bestimmtes religiöses Verhalten ebenso fordern, wie heutzutage die Wohlanständigkeit ein bestimmtes sexuales, spielt die Heuchelei auf religiösem Gebiete die gleiche hervorstechende Rolle[1].

Das Gegenstück in gewisser Hinsicht zur Heuchelei ist die erotische Prahlsucht, die wohl ausschließlich dem Mann eigentümlich ist.

---

[1] Ich kann mir nicht versagen, mit einem Worte auf einen möglichen positiven Wert heuchlerischen Verhaltens hinzuweisen, wenn auch an dessen Verwerflichkeit im allgemeinen kein Zweifel bestehen kann. Es kann durch die als Maske, Pose eingenommene Haltung der Weg zu einem echten Verhalten gefunden werden; so wie man sich „in einen Affekt hineinreden" kann, durch Spiel der Ausdrucksweise zum Erleben des Ausgedrückten gelangen, so kann — sicherlich selten genug — eine erheuchelte Haltung zu einer echten führen. Wie es denn in der Bhagavadgita heißt: „Die Götter findet, wer sie ehrt", ein Gedanke, der auch im Islam (Al-Ghazâli) und in der Kirche wiederkehrt.

Das Sichbrüsten mit errungenen oder erlogenen Sexualerfolgen, die Aufzählung der Frauen, die man „gehabt" hat und was solcher angenehmer Nuancen mehr sein mögen, kennzeichnet dieses Verhalten. Wer kein Weiberheld ist, möchte doch einer scheinen, zumindest in gewissen Kreisen und unter gewissen Bedingungen, etwa Alkoholwirkung. Man versteht nun wohl, daß der Renommist, der sein Schürzenjägerlatein debitiert, daran Gefallen und Freude findet; er berauscht sich an der Erinnerung an seine Erfolge, an der Überlegenheit über die weniger erfolgreiche Umgebung usw. Was hat aber diese Umgebung davon, warum läßt sie solchen Erzähler nicht nur reden, sondern findet sogar Gefallen an ihm und seinen Geschichten? Offenbar wirkt dabei ein ähnliches Moment, wie im Schauspiel mit: man identifiziert sich irgendwie mit dem Redner und Helden. Es ist dies wahrscheinlich die gleiche Einstellung, die die Freude an der Zote entstehen läßt.

Ganz gut nennt Forel (39) diese Attitüde den „pornographischen Geist". Auch er ist nahezu ein Prärogativ der „Männerwelt", wenngleich den Frauen es keineswegs immer daran mangelt. Gar manche wird hier und da, auch bei sonst von solcher Einstellung weit entfernter Haltung, an dem „gewagten" Witz und nicht nur des Witzes wegen Gefallen finden.

Soweit es sich um die Wirkung des Witzes als solchen handelt, fällt die Erörterung außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. Es ist daher auch nicht möglich, auf die geistreichen Ausführungen Freuds über den Mechanismus des Witzes einzugehen.

Das Gefallen an dem sexualen Inhalt der Zote steht den erotischen Phantasien nahe; es beruht auf einem Auftauchen und, wenn auch nur angedeuteten, Miterleben der geschilderten Situation. Bemerkenswert ist nur, daß der Witzgehalt solcher Anekdoten ein sehr geringer sein kann, daß auch die völlig witzlose Anspielung auf sexuale Dinge Lachen zu erregen vermag.

Die Reaktion der Frau auf die ihr erzählte Zote ist durch verschiedene Momente bestimmt, vor allem durch die Schamhaftigkeit, weshalb die Erzählung solcher Anekdoten und Witze zwischen Frauen zumeist auf wenig Hemmungen stößt. Unter gewissen Umständen darf auch der Mann der Frau oder den Frauen „anstößige" Witze erzählen; in Schichten geringerer Kultur ist dies u. a. ein Mittel der Werbung. Bemerkenswert ist, daß ein Kreis von Frauen oft solche Erzählungen hinnimmt, wenn nur der Erzähler als einziger Mann gegenwärtig ist, dagegen ablehnt, wenn mehrere Männer anwesend sind.

Im übrigen unterliegen diese Dinge ungemein den jeweils herrschenden gesellschaftlichen Sitten, was sich ja in der Literatur der verschiedenen Epochen deutlich genug ausspricht.

Es wäre hier vielleicht weiterhin der Galanterie und der Ritterlichkeit zu gedenken. Der Begriff des Galanten hat im Laufe der Zeiten eine Wandlung durchgemacht. Ursprünglich identisch mit dem Sexualen, hat er sich in dieser Bedeutung, wie mir scheint, nur in der Zusammenstellung „galantes Abenteuer" erhalten, während er sonst nur

einen gewissen Formalismus des Verkehres mit der Frau meint. Zwischen Galanterie und Ritterlichkeit besteht ein schwer faßbarer Unterschied der Nuance. Ein und dieselbe Handlung kann, je nachdem, dem einen oder dem anderen Verhalten zugezählt werden. Vielleicht darf man sagen, die Galanterie ziele stets auf die Auslösung eines Gefallens bei der Frau ab, sei auf sie gerichtet, während die Ritterlichkeit um ihrer selbst oder der Würde des Handelnden willen geübt wird. Daher haftet auch jener leicht irgend etwas Süßliches an, sie ist spielerisch und kann auch übertrieben werden und lächerlich wirken; diese hat einen mehr herben Charakter. Auch setzt Ritterlichkeit Achtung voraus, wennschon nicht vor der individuellen Frau, so doch vor Frauen im allgemeinen; galant kann man auch bei Mißachtung der Frau bleiben.

EROTISCHE TYPEN

Während einerseits die Mannigfaltigkeit psychosexualen Erlebens bei den verschiedenen Menschen eine außerordentlich große ist, hat sich doch anderseits zeigen lassen, daß gewisse Grundhaltungen überall wiederkehren, was auch für die im folgenden Abschnitte zu behandelnden Abartungen und ebenso für die höheren Phänomene der Liebe Geltung hat. Neben diesen, der Sexualität schlechthin eigentümlichen Grundhaltungen gibt es noch einige mehr oder weniger typische Weisen erotischer Einstellung, die man herausheben kann. Selbstverständlich wird dadurch weder die Mannigfaltigkeit sexualen Verhaltens erschöpft, noch eine weitgehende Variation innerhalb dieser Typen ausgeschlossen. Im allgemeinen handelt es sich um verschiedene Stellungen zur und verschiedene Haltungen in der Sexualität. Ein Typus steht hier allen anderen gegenüber, jener, bei welchem die Sexualität im ganzen und a limine abgewiesen wird, der Asket.

Die Asketen hat Nietzsche (91) mit dem Namen „verunglückte Schweine" belegt, eine paradoxe Übertreibung, die aber, wie jedes echte Paradoxon, irgendwo den Kern der Sache trifft. Tatsächlich erwächst die Askese vielfach aus der Flucht vor den sexualen Trieben, aus der Angst, denselben nachzugeben. Gemeinhin gründet diese Angst in religiösen Überzeugungen von der radikal bösen Natur des Sexualen. Auch diese Überzeugung weist verschiedene Nuancierungen auf. Sie ist in der Askese des Christentums anders gefärbt als in der indischer Religionen. Einmal sieht sie im Sexualen als solchen unmittelbar das Böse, das Werk des Teufels, Ausfluß der Erbsünde, das andere Mal erscheint das Sexuale nur als die mächtigste Fessel, welche das Ich an die Welt und sohin das Leiden zu ketten droht. Daß der Asket mit der „Versuchung" zu ringen hat, zu allen Mitteln greifen muß, das Fleisch abzutöten, daß seine ganze Haltung aus dem Kampfe mit der Sinnlichkeit erwächst, ist aber ganz begreiflich. Wem sexuale Triebe gewisser Lebhaftigkeit nicht gegeben sind, kann gar nicht in diesem Sinne zum Asketen werden. Denn ihm fehlt vor allem der Anstoß; es fehlt ihm die Erkenntnis des „Bösen", weil er das Böse in sich nicht erlebt. Nur derjenige, dem die dämonische Macht des Triebes Erlebnis wurde, kann sie erkennen und mit ihr sich auseinandersetzen. Sofern jener, der dem Triebe folgt, ein Schwein geheißen werden kann, mag das Wort Nietzsches also zu Recht bestehen.

Die Auseinandersetzung mit der Sexualität, deren „Verdrängung", bewirkt, daß diese ganze Sphäre für das Bewußtsein allmählich eine gewisse Ichferne erwirbt. Daher erscheint die „Versuchung" in Gestalt von Halluzinationen, Visionen des Dämons und seiner Gefolgschaft. Mit dem Kampfe gegen die Sexualität ist übrigens die Stellung des Asketen

in keiner Weise erschöpft, das Böse kennt noch andere Erscheinungsweisen. In der Tentation de St. Antoine von Flaubert treten sie alle nacheinander auf, die Sucht nach Wohlleben, nach Macht, nach intellektueller Geltung usw. Natürlich werden viele geneigt sein, in der Abwendung vom Sexualen das Ursprünglichste der asketischen Haltung zu sehen. Zweifellos ist dies der auffallendste Zug darin. Daraus folgt aber nicht, daß es genetisch und struktural der bedeutungsvollste ist. Es scheint mir, als sei gewissermaßen die Sexualshpäre nur ein besonders günstiges Feld der Betätigung für die asketische Einstellung, die aber aus tieferen, jenseits der Scheidung in Sexuales und Nichtsexuales stehenden Schichten der Persönlichkeit fließt. Auch hier hätte ich wiederum, wie schon mehrmals, den Standpunkt zu vertreten, daß das sexuale Erleben nicht „vorbildlich", sondern, wenn man will, „abbildlich" für seelisches Geschehen überhaupt ist, in jenem sich die formalen Besonderheiten der Abläufe vielleicht deutlicher ausprägen als in anderen Sphären, nicht aber, daß eine Eigengesetzlichkeit des Sexualen bestimmend für andere Bereiche, die nach ihrem Schema strukturiert wären, sein könne[1].

Der reine Widerpart des Asketen ist der ausschweifende Wollüstling, der, nur den augenblicklichen und rein vitalen Geschlechtsgenuß suchend, zu psychologischen Bemerkungen wenig Anlaß bietet, nur einer Abgrenzung gegen anscheinend verwandte Typen bedarf, nämlich gegen den Typus des Don Juan, — ein Unterschied, den anscheinend schon La Mettrie (68) mit seiner Gegenüberstellung des *Debauché* und *Voluptueux* meint —, des Verführers und des von Blüher gezeichneten „faunischen Menschen". Dieses wesentliche Moment trifft auch Nietzsche (92): „Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit."

Blüher kennzeichnet diesen Unterschied dahin: „Der faunische Mensch ist Sieger, er zwingt drohende Mächte des Inneren zu Boden; der bürgerliche Wollüstling ist immer Besiegter, er läßt sich von der Lust kirre machen, ohne aber vom Aberglauben an die Angst- und Schammächte loszukommen; daher ist er im Grunde nur ein entronnener Mucker." Blüher (13) meint, der Mensch habe eine Erkenntnis- und eine Triebseele; dem Glücksgefühl, welches in der Erkenntnis das Durchschauen der Relation von Subjekt und Welt gewähre, worin man erst fühle, daß man eine Seele habe, entspreche ein analoges Erleben der Triebseele. Auch ohne dem Autor in diesen Spekulationen folgen zu wollen, insbesondere ohne seine, den psychoanalytischen Lehren entnommene, mit ihnen aber vielfach nicht mehr identische Grundposition zu teilen, wird man zugeben können, daß hier in großen Zügen ein Typus gezeichnet ist, dessen Wesentliches in der naiven Hingabe an das Triebleben, einer Schamlosigkeit liegt, die nicht aus einem Über-die-Stränge-Schlagen und damit einem Bewußtsein der Schranken, sondern aus einer originären Unbekümmertheit um diese entspringt. In der Sphäre des Vitalen mag dieser Typus als Ideal gelten; er spukt vielfach in der

[1] Das hier mit anklingende Problem der „Sublimierung" kommt im letzten Abschnitt zur Sprache.

Literatur, insbesondere jüngst verflossener Jahre, ohne daß man den Eindruck hätte, es sei seine künstlerische Verwirklichung je durchaus gelungen.

Eine Spielart dieses Typus ist der Mensch, den man zuweilen als den „großen Erotiker" bezeichnen hört, eine Persönlichkeit, die, unbekümmert aus allen Anlässen erotischen Genuß zu ziehen, jede Situation in diesem Sinn auszunützen versteht, ohne darum besonderes Gewicht auf konkrete Sexualhandlungen im engeren Sinne zu legen. In dieser Nuance scheint der faunische Typus auch bei der Frau vorkommen zu können, deren Wesen dem eigentlich Faunischen widerstreiten dürfte.

Handelt es sich beim faunischen Menschen um einen durchaus einheitlichen Charakter, zumindest rücksichtlich des psychosexualen Verhaltens, so ist der Don Juan eigentlich eine „problematische Natur". Ihm mangelt es an der letzten Befreiung, er ist ständig unbefriedigt, ständig auf der Suche nach „dem" Erlebnis, nach „der" Frau, wenigstens seiner Idee nach. Daß er genießt, was ihm auf dieser Suche begegnet, tut nichts zur Sache, ist sozusagen ein Defekt der empirischen Realisation. In gewisser Hinsicht weisen Don Juan[1] und Faust verwandte Züge auf.

Im Gegensatz zum wahren Don Juan ist der typische Verführer ein Mensch, der an der Technik haftet. Jenem kommt es darauf an, endlich die Befreiung, Erlösung, sich selbst in einer höchsten Steigerung zu erleben, diesem ist es um den Sieg zu tun. Nicht einmal so sehr der Besitz der begehrten Frau ist der Preis, um den er ringt, als das Besitzenkönnen. Er verzichtet sogar unter Umständen auf den Besitz, er verschmäht die „eroberte" Frau, sobald er sich und ihr bewiesen hat, daß er sie erobern, besitzen könnte. Selbstverständlich vereinigen sich Don Juan und Verführer zumeist in einer Person; jener kann ja nicht ohne die Künste dieses wirken. Von den Mitteln der Verführung war schon die Rede. Sie stehen dem wahren Verführer alle zu Gebote, die Maske der Freundschaft, des Beichtigers, die brutale Aggression und Überrumpelung, die anscheinende Uninteressiertheit[2], das Eingehen auf die leiseren seelischen Regungen der Begehrten usw., Mittel, die nach Zeit und Ort, nach den sozialen Schichtungen unendlich wechseln.

Schmitz (104) glaubt, daß man zwischen Don Juan und Casanova scharf unterscheiden müsse. Er sieht im Don Juan etwa den Typus, den ich eben den Verführer nannte, dessen Wesen Lust nach Herrschaft, nach Überwindung, nach Gefahr ist, der aber im Grund unerotisch sei. Don Juan ist teuflisch, ihm geht es um das Verderben der Frau. Casanova liebt jeweils die einzelne, ihm gerade sich darbietende Frau; er liebt in gewissem Sinn auch noch die Verlassene, er ist menschlich. Don Juan haßt, Casanova versteht die Frau. Auch Stendhal (110) meinte, Don Juan sehe in den Frauen Feinde, und stellte ihm Werther gegenüber

---

[1] Zu seiner Charakteristik siehe auch die Bemerkungen über den Junggesellen w. u.

[2] Goethe: „Doch wem nicht daran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt."

als den Erotiker. Bloch (12) findet, daß der Don-Juan-Typus in England häufig sei; er treibe Liebe als Sport.

Ohne weiter hierauf einzugehen, möchte ich nur anmerken, daß mir dieser Don-Juan-Typus nicht vollständig erscheint. In ihm findet sich auch ein Drang nach Erlösung; er haßt die Frauen, weil er die Frau nicht findet[1].

Es ist fraglich, ob diesen Typen des Mannes weibliche an die Seite gestellt werden können. Ausschweifung findet man natürlich. Es ist aber schwer zu entscheiden, ob etwa der Messalinentypus dem Wollüstling, ob er dem Don Juan entspricht oder gar dem „faunischen Menschen". Überhaupt scheinen, bei allen individuellen Differenzen, die Frauen eine weit geringere Mannigfaltigkeit an Typen darzubieten. Vielleicht eben deshalb, weil ihr persönlichster Kern viel innigere Beziehungen zu allem Verhalten nach außen eingeht, von weniger ichfernen Schalen verhüllt wird.

Während der Asket die Sexualität auch innerlich ablehnt, muß der Mucker, wie ihn Blüher (13) ganz gut gezeichnet hat, die Sexualität innerlich anerkennen und sie nach außen ablehnen. Auch er fürchtet sie in einem Sinn, aber er sucht sie zugleich. Daher er überall Sexuales wittert, ob dazu ein Anlaß sei oder nicht. Diesen Typus allerdings gibt es bei beiden Geschlechtern. Man könnte zweifeln, ob es überhaupt eine ehrliche Haltung dieser Art gibt, ob nicht immer nur eine Maske, Pose vorliege, was anzunehmen man sicherlich in sehr vielen Fällen allen Grund hat. Das sind die peinlich korrekten Menschen, welche die öffentliche und private „Moral" unter allen Umständen behüten wollen, jeden Verstoß dagegen aufzuspüren wissen, und die dann insgeheim oder unter irgendwelchen ungewöhnlichen Bedingungen exzedieren. Etwas Muckerhaftes steckt noch in vielen Menschen, welche den Anschein der Befreiung erwecken wollen, die ihre Vorurteilslosigkeit in Eroticis betont in den Vordergrund stellen, Nacktkultur treiben u. dgl.

Auch jene, welche ihr Gefallen an pornographischen Produktionen allzu auffallend zur Schau tragen, haben häufig etwas dieser Geistesrichtung Verwandtes an sich, eine Unfreiheit dem Sexualen gegenüber, die ihre Erotik gewissermaßen jenes Ventil benützen läßt, weil ihr ein freies Ausströmen versagt bleibt.

In solchen Typen, deren Zahl gewiß zu vermehren wäre, drückt sich die Orientierung der Sexualität aus. Nun ist es klar, daß derartige Menschen nicht allein auf sexualem Gebiete typische Züge aufweisen werden, sondern auch sonst irgendwie Gemeinsames dürften erkennen lassen. Wir haben ja von einem Don Juan oder von einem Mucker eine ganz bestimmte Allgemeinvorstellung, die sein Gehaben und seine Erscheinung, fast möchte man sagen, eindeutig kennzeichnet. Wieder taucht jene verfängliche Frage nach dem primären Faktor auf. Es ist freilich sehr verführerisch, wenn man zu hören bekommt: ein Mensch, der sich mit dem Sexualproblem nicht auseinanderzusetzen verstanden

[1] Bemerkungen zu diesem Thema finden sich schon bei Bahnsen (6), der den Don Juan und den Sanguiniker kontrastiert.

hat, der in allerlei Schranken und Hemmungen verfangen blieb, zum Teil Vorstellungen und Befürchtungen der Kinderjahre mit sich schleppt, wird in analoger Weise sich auf anderen Gebieten auch verhalten, Entscheidungen etwa fliehen usw.; das Sexualerleben und die Reaktionen auf Sexuales werden eben als „vorbildlich" für die Lebensgestaltung überhaupt betrachtet. Jung hat das einmal so ausgedrückt: es sei das Schicksal des einzelnen identisch mit dem Schicksal seiner Sexualität. Daß und warum ich diese These glaube ablehnen zu müssen, habe ich schon wiederholt angedeutet. Da indes auf diesen Punkt im Schlußabschnitt nochmals die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll, genüge hier der Hinweis, daß auch die Betrachtung der erotischen Typen auf dieses Problem führt.

Mit dieser Typik kreuzt sich eine andere, deren Gestalten zum Teil durch äußere Einflüsse geformt werden. Deren Repräsentanten sind der eingefleischte Junggeselle und die alte Jungfer. Sie nehmen zwar äußerlich durch die Ehelosigkeit eine ähnliche Stellung ein, sind aber genetisch und psychologisch sehr verschieden.

Die Motive der Ehelosigkeit beim alten J u n g g e s e l l e n können sehr mannigfaltige sein. Jene Fälle, bei welchen die Ursache ausschließlich in äußeren Momenten gelegen ist, kommen hier kaum in Betracht. Ihre charakteristischen Züge sind wohl auch mehr Produkt der Lebensbedingungen im allgemeinen, als spezifisch psychosexualer Faktoren. Interessant sind hier jene Menschen, die grundsätzlich jedes Eingehen dauernder sexualer Verbindungen scheuen. Auch hier gibt es verschiedene Nuancen. Die eine vertritt in klassischer Ausbildung Schopenhauer; das ist der Misogyne, dem die Frau höchstens Mittel zur Befreiung vom Geschlechtsdrang ist, dessen man sich wohl oder übel bedienen muß. Die Misogynie ist Teilerscheinung einer allgemein pessimistischen Einstellung zur Welt. Für jene oben abgelehnte Anschauung ist der Pessimismus begreiflicherweise die auf die Welt übertragene Einstellung zur Sexualität. „Welt ist Deckvorstellung für Sexualität. Das Schlechtsein der Welt ist das Schlechtsein der Sexualität und der Weltschmerz daher eine der großartigsten Formen von Zwangsneurose" (Blüher [13]). Das andere Extrem ist der Don Juan, dem keine Frau genug tun kann, weil keine die gesuchte, alles vermögende ist; weil er weiß, daß es keine je sein wird, aber trotz dieses, vielleicht nie, vielleicht nur in manchen Augenblicken eingestandenen Wissens immer sucht, kann er eine dauernde Verbindung nicht eingehen. Denn dies hieße resignieren, und Resignation ist das, was diesen Menschen am unmöglichsten erscheint. Zwischen diesen Polen stehen mancherlei andere Typen: der Mann, welcher die Frau irgendwie fürchtet, ein potentieller Pantoffelheld, oder der die Frau, ohne sie pessimistisch zu werten, doch nicht als voll nimmt und sie nicht für würdig hält, einen so großen Raum im Leben des Mannes auszufüllen, derjenige, der die Verpflichtungen scheut, Verpflichtungen der Fürsorge, der Ordnung, den die Aufgabe seiner „Freiheit" dauernd reut, der, welcher seiner Fähigkeit zur Treue mißtraut, und wohl noch andere mehr.

Vielfach sind Junggesellen auch Sonderlinge. Sie sind es auf verschiedene Art, je nach der Struktur ihres Junggesellentums. Manche

ihrer Sonderbarkeiten sind offensichtlich Milieuprodukt. Manche hängen in intimer Weise mit ihrer ganzen Lebenshaltung zusammen. Es ist hier nicht der Ort, näher hierauf einzugehen. Wie schon die Aufzählung der Motive erkennen läßt, handelt es sich vielfach um Individualitäten, die in irgendeiner Richtung aus der Breite des Normalen herausragen. So mannigfaltig solche Abweichungen sein können, so mannigfaltig auch die Sonderbarkeiten des alten Junggesellen. Gewisse Eigentümlichkeiten sind aber sehr oft anzutreffen. Vor allem eine Neigung, neben dem offenbaren noch ein geheimes, abseitiges Leben zu führen, von dem nur wenige oder niemand etwas erfährt. Vielleicht drückt sich in dieser, im Laufe der Jahre verstärkten Führung einer Art von Doppelleben ein Grundzug der seelischen Struktur dieser Persönlichkeiten aus, der überhaupt für die Ehelosigkeit bestimmend ist, und dem gegenüber fast alle anderen Motive nur periphere Erscheinungen darstellen, nämlich die Unfähigkeit, Innen- und Außenleben in befriedigender Weise zur Deckung zu bringen; da aber die dauernde Verbindung mit der Frau auch eine dauernde Preisgabe der Individualität bedeutet, oder wo solche bewußt vermieden wird, doch die Gefahr des Erratenwerdens in sich birgt, kann ein solcher Mensch eine Ehe unmöglich eingehen. Ich glaube, daß ein tieferes Eindringen in die Psychologie des Junggesellen sehr oft eine solche Struktur würde erkennen lassen. Ziemlich deutlich scheint sie mir aus den Tagebüchern Grillparzers herauszutreten.

Ist also der echte Junggeselle ein Mensch, der die eheliche Verbindung oder ihr Äquivalent scheut[1] und absichtlich meidet, so ist die alte Jungfer ein Produkt der aufgezwungenen Karenz und dadurch für den Sexualpsychologen von viel geringerem Interesse. Denn es ist bemerkenswert, daß Frauen, welche aus Überzeugung ehelos bleiben und auch keinerlei Liebesbeziehungen je eingegangen haben, der charakteristischen Züge der „alten Jungfer" ermangeln können. Diese entstehen offensichtlich erst durch das Erzwungene der Situation, durch die äußeren Momente und die Reaktion darauf [2].

Daß sie ausbleiben können, hängt wohl mit der oben sattsam gekennzeichneten Besonderheit weiblicher Sexualität zusammen. Es dürfte sich ein weiteres Eingehen auf die spezielle Psychologie der alten Jungfern erübrigen.

Vielen von ihnen kommt indes ein Zug zu, der sich vielleicht aus den Jugendjahren erhalten hat — nebenbei bemerkt, mit dazu beiträgt, daß sie so vielfach als lächerlich angesehen werden —: das ist die Schwärmerei, der noch ein paar Worte zu widmen sind.

Schwärmerei steht in zweifellosem Zusammenhang mit der Erotik. Nicht nur derart, daß deutlich erotische Richtungen auf einen anderen die Züge der Schwärmerei annehmen können, sondern auch so, daß die nicht manifest erotische Schwärmerei bei näherem Zusehen doch den

---

[1] Junggesellen gehen oft dauernde Verbindungen ohne Ehe ein; offenbar um deren Vorteile ohne ihre Verpflichtungen zu genießen, vor allem um sich die Illusion des Temporären, oder jederzeit möglichen Ehebruches zu wahren. Das ändert natürlich nichts an der Auffassung der Grundstruktur.

[2] Zur Psychologie der alten Jungfer vgl. die feinen Bemerkungen Kretschmers (66 b).

Eindruck erweckt, sie entstamme irgendwie der Sexualsphäre. Solches Verhalten ist vornehmlich den Jahren unmittelbar vor Erreichung der Geschlechtsreife eigentümlich. Dies ist die Zeit, in der die Mädchen füreinander, für den Lehrer oder die Lehrerin, für den Tenor oder jugendlichen Liebhaber, unter Umständen auch für keine bestimmte Person, für einen Stand, für Offiziere, Ärzte usw. im allgemeinen „schwärmen“. Es ist diese Haltung Knaben nicht fremd, scheint aber bei ihnen seltener vorzukommen; sie kann anderseits bei Mädchen fehlen. Die Schwärmerei hat einige bemerkenswerte Eigenheiten. Vor allem: sie ist wesentlich uneigennützig; sie tut sich in der Anbetung des betreffenden Objektes genug, sie ist dankbar für irgendwelche Berührung mit demselben, sie fordert aber in ihrer reinsten Ausprägung nichts. Darin gleicht sie der höchsten Form echter Liebe. Fast wäre man versucht zu sagen, wie in der Pubertät die vitale Liebe, Sexualität i. e. S., sich durchsetze, so manifestiere sich in den der Schwärmerei ergebenen präpuberalen Jahren die geistige Liebe zum ersten Male, zumindest bewußt zum ersten Male. Gegen eine solche Aufstellung einer Pubertät der geistigen Liebe spricht aber doch sehr das so häufige Fehlen dieser Phase beim Knaben; man könnte dies höchstens für die Frau gelten lassen, wozu sich noch als Argument beibringen ließe, daß bei den meisten Frauen die geistige Liebe nie wieder ganz in den Hintergrund tritt. Die große Verwandtschaft der Schwärmerei mit der echten Liebe erhellt auch daraus, daß sie wie diese auf eine Werterhöhung ihres Gegenstandes abzielt, wovon in dem Abschnitt über die Liebe mehr zu sagen sein wird.

Nun werde ich mich dort bemühen, darzulegen, daß die geistige Liebe nicht „aus der Sexualität hervorgehe“, sondern mit den Akten vitaler Liebe zusammentrete, um das komplexe und vollendete Phänomen der Liebe zu konstituieren. Es ist daher füglich zu fragen, ob denn diese als Vorstufe oder erste Manifestation der geistigen Liebe aufgefaßte Schwärmerei nicht auch in gleichem Maße von der Sexualsphäre unabhängig gedacht werden müsse. Diese Unabhängigkeit ist hier oder dort als eine wesenhafte, nicht als eine des empirischen Vorkommens zu verstehen, indem bei den Phänomenen die Ereignisse des Sexualen als Anhub dienen.

Rein deskriptiv läßt sich sicher feststellen, daß Schwärmerei in höchstem Grade walten kann, ohne daß sich ihr spezifisch sexuale Momente beigesellen würden. Daß man solches gemeinhin nicht annehmen will, liegt wieder einmal — wie Kemnitz mit Recht betont — daran, daß man gewohnheitsgemäß alles Denken und Erleben nach dem Schema des Männlichen aufbaut, wie das oben im Anschluß an Simmel ausgeführt wurde. Dem Mann aber fehlt zumeist eine vom Sexualen unabhängige — in obigem Sinne — Richtung auf das andere Geschlecht. Manche Männer allerdings kennen diese Attitüde. (So scheint sie den Romantikern geläufig gewesen zu sein.) Es scheint mir also richtig, auch für die Schwärmerei eine Wesensgleichheit mit der eigentlichen Sexualität abzulehnen.

Dieser Auffassung widerstreitet weder der Umstand, daß Schwärmerei und Erotik sich einander häufig gesellen, noch, daß die reine Schwärmerei Ausdrucksformen annehmen kann, welche denen der Erotik ungemein gleichen, und sogar zu sekundären Phänomenen, wie Eifersucht, führt; doch möchte ich eher glauben, daß die Neigung zu Eifersucht der vollendeten Schwärmerei abzusprechen und darin vielmehr der Ausdruck einer erotischen Komponente zu sehen sei.

Eine andere Eigentümlichkeit der Schwärmerei ist ihr außerordentlich leichtes Abgleiten in das Spielerische. Viele Schwärmereien sind unernst und laufen auch mit dem Bewußtsein dieser Unernsthaftigkeit ab. Deutlich tritt dies zutage in dem raschen Wechsel des Gegenstandes; der jeweils vorhandene Heldentenor — um trivial zu sprechen — ist Zielpunkt aller Schwärmereien, die so von Saison zu Saison wechseln können. Auch die Möglichkeit, für mehrere Personen ziemlich gleichmäßig zu schwärmen, mag in diesem Sinne sprechen, obwohl auch echter Liebe diese Fähigkeit nicht abgesprochen werden kann.

Aber selbst in der halb spielerischen Schwärmerei ist die Persönlichkeit irgendwie intimer beteiligt. Man merkt das an dem Verhalten der Betreffenden, wenn sie in späteren Jahren an diese Schwärmereien zurückdenken. Es ist nicht nur jene halb freudige, halb wehmütige Stimmung, die fast jeden bei Vergegenwärtigung der Jahre von Kindheit und Jugend erfaßt. In dem überlegenen und zugleich gerührten Lächeln, mit dem die reife Frau dieser Zeiten gedenkt, liegt noch mehr, liegt auch eine Anerkennung dafür, daß doch — sehr oft wenigstens — bei diesem Verhalten die ganze Persönlichkeit, soweit sie damals sich schon entfaltet hatte, rückhaltlos eingesetzt wurde, daß damals in gewisser Hinsicht das Ideal der Liebe vielleicht in größere Nähe gerückt war als je nachher.

Kurz sei der asexualen Menschen Erwähnung getan. Es ist fraglich, ob es solche überhaupt gibt. Am ehesten erreicht diesen Typus die frigide Frau. Nur daß Frigidität im gemeinen Verstande nicht bedeutet oder bedeuten muß: bar jeder Erotik; und daß man sich immer fragen muß: frigid für wen? Trotzdem dürfte es, zumindest was den Sexualaffekt und die eigentliche Geschlechtsempfindung anlangt, unter den Frauen solche Individuen geben. Wie viele, ist nicht zu sagen; denn auch hier gilt, wie für jede Abweichung im Sinn eines Minus, daß erst nach dem Versuche der Bewährung unter allen möglichen Bedingungen ein Urteil zulässig sei. Begreiflicherweise ist dieser Versuch im gegebenen Falle zumeist unausführbar. Die ganze Frage ist aber wohl keine psychologische, wenn auch die Genese des Zustandes zuweilen oder oft eine psychogene sein mag.

Über die Sexualität der Kastraten ist das wenige, das anzumerken wäre, in der Einleitung aufgeführt worden.

Interessant wäre wohl die Psychosexualität echter Hermaphroditen. Doch scheinen darüber keine Angaben vorzuliegen. Neugebauer befaßt sich zwar mit dem psychischen Zustand solcher Menschen, aber ohne die Probleme der Sexualsphäre zu berühren.

In diesem Zusammenhange muß eine Einstellung nochmals berührt werden, die schon oben Erwähnung fand, diejenige, welche Bloch (12) gut als den „Abfall vom Weibe" benannt hat, die aber auch zum Teil Abfall vom Geschlechtsgenuß und der Erotik überhaupt bedeutet. Bei Spencer findet sich die Bemerkung, daß die Bedeutung des Sexualen als Lustquelle mit der durch die fortschreitende Kultur bewirkten Zunahme der Lustmöglichkeiten mehr und mehr zurücktrete. (Diese Auffassung hat man auch zur Erklärung des Geburtenrückganges herangezogen.) Ob die These recht hat oder nicht, jedenfalls gibt es Perioden, in welchen die Wertschätzung der Frau und des Sexualen überhaupt geringer ist, und zu allen Perioden Menschen, welche diese Stellung innehaben. Schopenhauer wurde genannt, Strindberg, Weininger sind andere Repräsentanten. Daß von Homosexuellen eine solche Haltung eingenommen und propagiert wird, ist begreiflich. Bei Heterosexuellen entspringt sie wohl großenteils individuellen Erfahrungen, was bei Schopenhauer und Strindberg ziemlich durchsichtig erscheint, bei Weininger (114) weit weniger[1]. Aber von den Genannten hat mit dem Weibe auch die Sexualität nur Weininger verworfen. Er stellt das Extrem in diesem Sinne dar. Er und seinesgleichen sind keine Asketen, denn sie bekämpfen die Sexualität nicht als den Feind, das Böse, sondern sie negieren sie. Inwieweit solche Negation eine Flucht, ein Behelf gegen Strömungen in der eigenen Seele ist, soll ununtersucht bleiben.

Als Anhang ist die Erscheinung der Prostitution abzuhandeln. Dabei kommen drei Klassen von Menschen in Betracht, nämlich die Prostituierten, die Zuhälter und jene Männer, welche bei den Dirnen ihre Sexualbefriedigung suchen, die Kunden der Prostitution[2].

Die Kunden sind keine einheitliche Gruppe. Schon die Motive, welche den Mann zur Prostituierten führen, sind sehr mannigfaltige. Einen gewissen Teil machen jene aus, die, irgendwelchen Perversionen verfallen, nur im Bordell ihrem Hange nachgehen können. Eine andere Gruppe bilden die Männer, welchen materielle Umstände die Eheschließung und auch die Knüpfung einer relativ dauernden freien Verbindung unmöglich machen. Ferner solche, die infolge irgendwelcher körperlicher Mängel, auffallende Häßlichkeit u. dgl., mit oder ohne Grund eine Frau zu erringen verzweifeln. Andere, recht zahlreiche, besuchen das Bordell eigentlich mehr aus Eitelkeit, um sich den Sitten ihres Kreises anzupassen, verführt, unter dem Einflusse des Alkohols usw. Schließlich Menschen, denen der Verkehr mit der Prostituierten aus inneren Gründen Bedürfnis ist. Nur sie bieten dem Sexualpsychologen ein Interesse.

Auch diese inneren Gründe können mannigfaltiger Art sein. Da sind einmal Individuen, die ein geregeltes „bürgerliches" Leben führen, und die von Zeit zu Zeit ein — oft scheint es, unwiderstehliches — Verlangen

[1] Trotz Blochs Behauptung, „man höre aus Weiningers Buch deutlich heraus, daß er kein Glück bei Frauen gehabt habe", möchte ich die Genese seiner Einstellung nicht für so ohne weiteres als klar ansehen.

[2] Vgl. A. Adler (3).

nach dem Bordell ergreift, Quartalexzedenten sozusagen. Was ihnen die Venus vulgivaga so anziehend macht, ist nicht immer leicht zu sagen. Bei einigen ist es teilweise Sentimentalität, der Wunsch, die „Freiheit" ihrer ehelosen und Jugendjahre wieder auf Momente sich vergegenwärtigen zu können. Es erscheint ihnen — traurig genug — gerade der Bordellbesuch als Sinnbild dieser noch hoffnungsreichen, an Enttäuschungen, Verpflichtungen usw. armen Zeit ihres Lebens; im Freudenhaus finden sie diese Stimmung, abgeblaßt zwar und mit dem Hintergrundsbewußtsein des Scheines, aber doch greifbar wieder. Bei diesen ist wohl von einer Unwiderstehlichkeit der Sehnsucht nach dem Bordell kaum die Rede. Jene Fälle, bei welchen dies zutrifft, stehen vielleicht einem Typus nahe, den Adler (3) in scharfen Zügen gezeichnet hat: „Jeder Schwierigkeit gehen sie ängstlich aus dem Weg oder trachten, sie auf listige Weise zu umgehen. Sie haben ihr ganzes Leben und Streben auf billige Triumphe gesetzt . . . ihre Unzufriedenheit erstreckt sich auf die Frau, die sie durchaus für eine niedrige Art von Menschen halten. Und so wird ihnen das Weib zum Mittel . . . und sie bedienen sich desselben dort, wo seine Widerstandslosigkeit den Aberglauben von der männlichen Überlegenheit restlos zu erweisen scheint."

Andere wiederum suchen die Prostituierte aus innerer Unsicherheit auf. Sie stehen einerseits dem eben erwähnten Typus nahe, anderseits sind sie struktural dem Junggesellen, wie ich ihn oben zu kennzeichnen versuchte, verwandt.

Auch innere Unfreiheit, die Unfähigkeit, sich, seine Persönlichkeit so preiszugeben, wie es die Ehe, ja wie es schon das nur einigermaßen dauernde „Verhältnis" fordert, führt manche zur Dirne; dabei ist nicht zu verkennen, daß viele selbst hier noch eine wenn auch noch so flüchtige „Wirbildung" anstreben (s. den Abschnitt über Liebe).

Eine eigenartige Menschenklasse sind die Zuhälter. An und für sich ist in seiner Stellung noch kein Anlaß gegeben, warum er fast immer ein brutal-gewalttätiger, dabei offensichtlich innerlich feiger und haltloser Mensch sein sollte. Ich glaube, Adler (3) trifft das Richtige, wenn er auf die strukturale Verwandtschaft des Zuhälters mit jenem oben umrissenen Typus des Prostitutionsbedürftigen hinweist. Auch hier „eine Neigung zu billigen Erfolgen, die Erfassung der Frau als Mittel zum Zweck und der Hang zu müheloser Befriedigung von Herrschaftsgelüsten", daher eine große Nähe zum Verbrechertum, die Brutalität als „Paroxysmus eines empfindlichen Schwächegefühls". Die Doppelrolle, die der Zuhälter zugleich als der Ausbeuter und der Beschützer der Prostituierten spielt, enthüllt diese seine Beschaffenheit auf das deutlichste.

Schließlich die Prostituierte selbst. Eine Untersuchung über die Motive, welche zur Prostitution führen, gehört kaum hierher, auch wenn man sich unter Absehung von allen sozialen Momenten auf bloß Psychologisches beschränken wollte, was übrigens bei den mannigfachen Verflechtungen und Wechselwirkungen kaum durchführbar wäre. Es existiert darüber eine beträchtliche Literatur; man hat über Schwachsinn und Psychopathie, über Alkoholismus und Verführung, über gesteigerte

sinnliche Erregbarkeit und deren Gegenteil usw. als Ursachen mehr als genug geschrieben [1].

Hier ist zu fragen: gibt es eine die Prostituierte als Typus kennzeichnende seelische Beschaffenheit? Liepmann (73) konstruiert einen Typus der Dirne nach Weiningerschem (114) Schema: D = ¾ M + ¼ W. „Die typische Dirne ist das getreue Spiegelbild des nur triebartig nach Lust verlangenden Mannes." Sie ist ein Mannweib, dessen männliche Komponente nicht durch Sublimierung verwandelt wurde. Ganz abgesehen von der keineswegs glücklichen Anwendung der Gleichung, halte ich diese Aufstellung für recht wenig begründet. Sie hat zur Voraussetzung, daß die Protistuierte tatsächlich ein besonders entwickeltes sexuales Triebleben habe, daß ihr — ganz im Sinne Lombrosos — angeborenerweise eine bestimmte, sie zu ihrer Laufbahn von vornherein bestimmende Beschaffenheit zukomme. M. E. trifft diese, allerdings oft genug vertretene Ansicht höchstens für einen verschwindenden Bruchteil zu. Im allgemeinen betreibt die Prostituierte ihr Gewerbe als Gewerbe eben um des Erwerbs willen, ohne Beteiligung ihrer Sexualität. Diese kommt auf ihre Rechnung im Verkehr mit dem Zuhälter oder — recht oft — in homosexuellen Beziehungen. Die Mädchen, deren sinnliche Bedürfnisse von einem Manne zum anderen treiben, sind gar nicht in echtem Sinne Prostituierte. Sie nehmen wohl auch Geld und Geschenke, aber nicht als Entgelt für die Hingabe; eher, wenn schon neben der bloßen Freude an Putz und Vergnügen dabei weitere Motive mitspielen, um der Illusion der Liebesbezeugung willen. Liebe will schenken und beschenkt werden; wo Liebe fehlt, hilft das Geschenk der Hingabe und der Empfang von Gaben die Täuschung, das Spiel, als ob es so sei, aufrechterhalten. Der Dirne aber ist es nicht um den Geschlechtsgenuß, nicht um Befriedigung von Trieben, sondern um den Erwerb zu tun, so sehr, daß sie ihre Betätigung auch dann noch fortsetzt, wenn sie einmal durch ihre materielle Lage dazu gar nicht mehr gezwungen ist. Das Wesen der Prostitution ist, daß eine seelische und körperliche Funktion als Ware behandelt wird. Dies ist nur möglich, wenn die Frau, ihr Körper und ihre Seele als bloße Mittel angesehen werden, Mittel zur Befriedigung männlichen Gelüstes, innerhalb einer Gesamtanschauung der mann-weiblichen Relationen also, welche durchaus vom männlichen Standpunkt aus orientiert ist. So viel ist richtig an Liepmanns (73) Auffassung, daß die Dirne zwar nicht notwendigerweise mehr männliche Elemente enthält, wohl aber, daß sie sich den männlichen Standpunkt auch sich selbst gegenüber zu eigen macht. Daß sie dadurch unter Umständen an Weiblichkeit einbüßt, ist verständlich. Daß sie von vornherein davon weniger besitzen müßte, aber nicht notwendig. Für viele beginnt die Laufbahn mit der Unterwerfung unter einen herrischen Verführer, dem sie blindlings ergeben sind; die einmal gewonnene Einstellung geben sie eben sehr oft nicht wieder auf. Denn die Aufgabe wäre vielleicht weit schmerzlicher als die fortdauernde Hingabe; zumindest im Augenblick. Es hieße für die Frau, sich eingestehen,

[1] Vgl. die neue Monographie von Schneider.

daß sie gerade das getan habe, was ihrem innersten Wesen am vollkommensten zuwiderläuft, nämlich ihren Eigenwert restlos an einen anderen verschwendet zu haben.

Weitere damit zusammenhängende Fragen, nach Graden und Arten der Prostitution, nach dem Wesen der Demimonde usw., sind nicht psychologischen, sondern soziologischen Inhaltes.

DIE ABARTUNGEN

Man pflegt wohl die in diesem Abschnitte zu behandelnden Erscheinungen als pathologisch zu bezeichnen, die Lehre von ihnen als die Psychopathologia sexualis. Doch ist es hier schwieriger als irgendwo in dem ganzen Bereiche menschlichen Seelenlebens, zwischen Gesund und Krankhaft eine Grenze zu ziehen. Überall stößt man auf fließende Übergänge; allerhand Züge, welche diesen oder jenen pathologischen Verhaltungsweisen auf sexualem Gebiet eigentümlich sind, trifft man bei sonst „normalen" Individuen an, normal nicht nur in Hinsicht auf ihr übriges Seelenleben, sondern auch auf ihre Psychosexualität im großen und ganzen. „Perverse" Phantasien begleiten ein äußerlich normales Geschlechtsleben, und würde man die sexuellen Beziehungen in vielen alltäglich erscheinenden Ehen und Liebesbünden durchschauen können, so würde man sicherlich über die zahlreichen Abnormitäten erstaunen müssen. Andrerseits, wenn man das Liebesleben von Individuen mit sogenannter pathologischer Sexualität psychologisch betrachtet, so kann man nicht verkennen, daß die Abläufe und Phänomene sehr oft bis auf einen einzigen Punkt eigentlich die gleichen sind, wie wir sie beim Normalen, Durchschnittlichen antreffen. Es erscheint daher geboten, mit dem Ausdrucke „Psychopathologia sexualis" einigermaßen vorsichtig umzugehen und lieber von Abartung als von Entartung zu sprechen. Dies um so mehr, wenn man sich vor Augen hält, daß der Stempel des Pathologischen so mancher Erscheinung nicht auf Grund einer Einsicht in besondere, als krankhaft irgendwie zu erkennende Mechanismen aufgedrückt wird, sondern aus ganz anderen Motiven heraus, auf Grund von Wertungen moralischer, ästhetischer, sozialer Art.

Für eine Gruppierung der Abartungen kann wiederum jene Unterscheidung Freuds (43) als Grundlage dienen, wie er denn selbst eine Einteilung nach Abänderungen des Sexualzieles und des Sexualobjektes getroffen hat.

Die extreme Abweichung hinsichtlich des Sexualobjektes ist die Homosexualität, bei der sich die Sexualität auf ein Individuum gleichen Geschlechtes richtet. Indes läßt sich schon ganz äußerlich die eigentliche Wesensgleichheit von Homosexualität und normaler Heterosexualität in vielen Fällen erkennen. Denn die Homosexuellen zerfallen im allgemeinen in zwei Typen, in solche Persönlichkeiten, welche sich von Individuen gleichen Geschlechts geschlechtlich brauchen lassen, und solche, welche eine aktive Rolle spielen, also ein männlicher und weiblicher Typus.

Scheler hat sicherlich recht, wenn er auch für diese Abartung der Sexualität, zumindest der Idee nach, die gleiche Struktur anerkannt haben will wie für die erotischen Beziehungen zwischen Mann und Frau.

Auch bei der Homosexualität ist — zumindest außerordentlich häufig — eine Tendenz vorhanden nach einem Repräsentanten, man kann freilich nicht sagen des anderen Geschlechtes, aber vielleicht des anderen Poles der Sexualität[1].

Dementsprechend finden wir unter den männlichen Homosexuellen teils Individuen von normalem maskulinen Aussehen und Gehaben, teils solche, die sich in einem mehr weibischen Wesen gefallen, Frauenkleider zu tragen lieben und sich auch sonst ähnlich wie die Geliebte gerieren, anspruchsvoll, launenhaft, mit einem Bedürfnis, gehätschelt, verzogen zu werden usw. Umgekehrt stellt sich die in homosexuellen Beziehungen die aktive Rolle übernehmende Frau oft dar als ein Individuum mit mehr männlichem Habitus, mit Neigung zum Tragen von Männerkleidern oder solchen, die diesen angenähert sind, mit kurzgeschnittenem Haar usw., wobei dieser Habitus nicht selten keineswegs nur ein durch die Kleidung künstlich hergestellter ist, sondern physiologisch begründet erscheint durch die tiefere Stimmlage, die stärkere Entwicklung von Skelett und Muskulatur, einen mehr männlichen Bewegungstypus: Virago hat man solche Gestalten wohl auch geheißen. Die Partnerinnen dieser „Mannweiber" — das Wort hier in zweifachem Verstande gebraucht — sind dagegen hingebend, unterwürfig, tyrannisch, launenhaft, dem Habitus und Gehaben nach durchaus weibliche Typen.

Gelegentlich freilich kommt es auch vor, daß zwei Individuen des „männlichen" Typus — Männer oder Frauen — sich in sexualen Beziehungen zueinander finden, doch zweifellos viel seltener, so daß diese Fälle kaum imstande sein können, die Behauptung von der wesentlichen Richtung auf ein heterosexuelles Sexualobjekt zu widerlegen.

Auch wenn man der Psychologie dieser Individuen nachgeht, wird man — abgesehen von der Wahl des Sexualobjektes — kaum auf Züge stoßen, die nicht den heterosexuellen Beziehungen ebenfalls eigentümlich wären. Alle psychologischen Analysen der Literatur, Krankengeschichten, belletristische Werke betonen immer wieder nur den einen Punkt: die mangelnde Anziehungskraft, welche die Frau auf den männlichen, der Mann auf den weiblichen Homosexuellen ausübt, und die oft unbezwingbare Neigung zu Individuen gleichen Geschlechtes.

Läßt man aber diesen Punkt weg, würde man in den Liebesergüssen und Schilderungen dieser Persönlichkeiten einfach eine Frau bzw. einen Mann als das Ziel der Wünsche substituieren — ich glaube nicht, daß die Darstellung sich dann irgendwie von der eines Normalen unterscheiden würde.

Eines nur ist auffallend. Die meisten Homosexuellen schildern ihre Triebe, Neigungen als überwältigend. Man hat den Eindruck, als seien dies Persönlichkeiten, in welchen von vornherein der Sexualität ein größerer, bestimmenderer Einfluß auf die seelischen Abläufe, das Verhalten, die Willensentscheidungen zugemessen, eingeräumt werde als bei der Mehrzahl der Normalen. Gewiß gibt es unter diesen — es war davon die Rede — eine hinlängliche Zahl, die an Überschwenglichkeit

[1] Vgl. die Darstellung bei Schneider (104 a) und bei Toepel (112 a).

des Gefühles, an Intensität des Verlangens, an Eifersucht usw. nicht weniger leisten als diese Homosexuellen. Aber es gibt eben auch andere, viel mehr andere, die sich sozusagen auf der mittleren Linie bewegen. Unter den Homosexuellen anscheinend nicht oder zumindest sehr viel seltener: die Überschwenglichen, stets auf der Höhe des Gefühles Wandelnden, überwiegen durchaus. Damit hängt auch die oft bis zur Sentimentalität ausartende Leidenschaftlichkeit des schriftlichen Verkehres zusammen, auf die neuerdings Frank (41) hingewiesen hat. Eine Sentimentalität, die zumindest mir einen vielfach unechten Eindruck macht, auch dann, wenn man sich die Briefe eines Mannes nicht an einen Freund, sondern an eine Geliebte gerichtet denkt. Selbst wenn man der Ausdrucksweise der Epoche Rechnung trägt, die sich ja wahrlich an Gefühlsergüssen vielfach nicht genug tun konnte, scheinen mir die Briefe Platens durch eine eigenartige, freilich nicht zu präzisierende Süßlichkeit aufzufallen. Daneben findet man aber zweifellos Dokumente, die von wahrer echter Leidenschaft sprechen, wie denn die Gedichte der — wahrscheinlich oder auch sicher — homosexuellen Dichter, eines Michelangelo oder Walt Whitman, den Vergleich mit gar manchem „normalen" Liebeslied nicht zu scheuen haben.

Immerhin legt die erwähnte Tatsache den Gedanken nahe, es möchten diese Homosexuellen denn doch von vornherein aus dem Typus des Durchschnittsmenschen, nicht nur hinsichtlich ihres Sexualverhaltens, herausfallen [1]. Damit gelangen wir zur Besprechung einer recht schwierigen und noch vielfach kontroversen Frage, nämlich nach der Genese der Homosexualität. Es geht deren Erörterung natürlich über den Rahmen einer bloß deskriptiven Psychologie hinaus, kann aber nicht wohl vermieden werden.

Zunächst muß angemerkt werden, daß die so einfache Formulierung durch einen Führer und Vorkämpfer der Homosexuellen: *anima muliebris in corpore virili,* wenn überhaupt, doch nur für einen Teil dieser Individuen richtig sein kann. Denn im allgemeinen verhält sich der, sagen wir, aggressive, die männliche Rolle spielende Partner in einem gleichgeschlechtlichen Verhältnis zwischen Männern keineswegs so, als hätte er eine *anima muliebris.* Er ist aktiv, aggressiv, er beschützt und sorgt für seinen Geliebten wie ein Mann für die geliebte Frau. Auch hinsichtlich des Sexualzieles bestehen, wie noch anzuführen sein wird, die gleichen Unterschiede, zumindest zwischen Männern, während bei Frauen die Übernahme bald der aktiven bald der passiven Rolle häufiger vorzukommen scheint.

Es setzt auch jene Formel die durchgängig anlagemäßige Bedingtheit der Homosexualität voraus. Die Akten darüber, ob es eine solche überhaupt gibt, oder ob nicht alle Fälle der erworbenen Inversion zuzuzählen seien, sind nicht geschlossen. Die Zahl der Verteidiger der ersteren Anschauung hat entschieden in dem Maße abgenommen, als die genauere Durchforschung des Entwicklungsganges bei immer mehr Fällen das determinierende Moment und damit die Akquisition während des indi-

[1] Vgl. dazu und zu dem Folgenden Stekels (110a) Ausführungen.

viduellen Lebens aufzuzeigen vermochte. Jedenfalls ist die konstitutive Homosexualität, falls es solche gibt, nur in einer verschwindenden Minderzahl von Fällen anzunehmen, wie das auch Frank (41) jüngst hervorgehoben hat. Viele Autoren, so z. B. Kraepelin, lehnen diese Auffassung vollkommen ab. Ohne in dieser, psychologisch übrigens mehr nebensächlichen Frage eine Entscheidung fällen zu wollen, glaube ich, daß sich endlich auch die letzten als kongenital aufgefaßten Fälle von Homosexualität als entstandene werden erweisen lassen, wie das auch H. Ellis (31) meint. Trotzdem wird man die Annahme eines konstitutiven Faktors nicht gut missen können. Denn immer muß gefragt werden, warum denn ein und dasselbe Erlebnis, ein und derselbe Einfluß das eine Individuum in seiner normalen Sexualentwicklung nicht behindert, während es bei einem anderen die Richtung zur Homosexualität determiniert. Und in dem oben erwähnten emotiven Verhalten so vieler Homosexueller scheint mir ein Hinweis auf die Wirksamkeit konstitutiver Faktoren gelegen zu sein, indem sich offenbar darin die Tatsache ausdrückt, daß nicht allein die Abläufe innerhalb der Sexualsphäre, sondern auch innerhalb anderer Bereiche des Seelenlebens von denen durchschnittlicher Menschen abweichen. Man wird vielleicht nicht ohne weiteres zwischen den beiden Vorgängen: dauernde Determinierbarkeit der sexualen Entwicklungsrichtung durch ein Erlebnis und besondere Überschwenglichkeit des Gefühlsausdruckes — die zwar einem besonders lebhaften Gefühlsleben entsprechen kann, aber nicht muß, und ebensogut einen unechten, eher spielerischen Charakter tragen kann — einen Nexus herstellen dürfen. Denn im allgemeinen besteht zwischen Lebhaftigkeit des Ausdruckes und dauernder Nachwirkung emotiver Einflüsse gewiß keine allzu enge Korrelation; man pflegt vielmehr gemeinhin — gewiß zum Teil mindestens mit gutem Rechte — den allzu Überschwenglichen wenig Nachhaltigkeit von Eindrücken, Gemütsbewegungen, Entschlüssen zuzutrauen; Strohfeuer sagt man wohl. Aber als Indikator einer irgendwie im Grunde und konstitutiv veränderten Mentalität mag jene Erscheinung doch gewissen Wert beanspruchen dürfen.

Wie schon vorhin einmal angemerkt wurde, zählt es mit zu den größten Verdiensten Freuds, mit Nachdruck, wenn schon vielleicht nicht als erster, auf die Bedeutung von erotischen Erlebnissen früher Kindheitsjahre hingewiesen zu haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Erlebnisse des zweiten bis fünften Lebensjahres für die künftig eingeschlagene Richtung der Sexualentwicklung maßgebend werden können, und so auch, daß jene Faktoren, welche die Entwicklung nach der Seite der Homosexualität hin bewirken, ebenfalls in solchen Eindrücken zu suchen sind. Damit ist nun keineswegs behauptet, daß nur solche Kindheitseindrücke in der Genese der Inversion eine Rolle spielen. Dagegen spricht u. a. die Erfahrung, die man in Internaten, Pensionaten, in Gefangenenanstalten, auf Schiffen usw. oft genug hat machen können.

Die von Freud gegebene Erklärung des Zustandekommens der Homosexualität beruft sich zunächst auf die morphologische Tatsache der bisexuellen Anlage des Menschen, auf einen der Norm angehörenden gewissen Grad des anatomischen Hermaphroditismus, dessen stärkere

Ausprägung gelegentlich einen echten oder scheinbaren wirklichen Hermaphroditismus hervorrufen kann; in Analogie zu dieser anatomischen Tatsache wird auch ein psychischer Hermaphroditismus postuliert. Das anatomische Argument hat schon vor Freud eine Rolle gespielt; schienen doch die erwähnten Abweichungen des äußeren Habitus in diesem Sinne zu sprechen. Es findet sich aber, wie Freud hervorhebt, zwischen psychischem und somatischem Hermaphroditismus keine Parallelität, sowenig wie der Homosexuelle immer oder auch nur überwiegend ausgesprochene Charakterzüge des anderen Geschlechts erkennen läßt. Grundsätzlich ist es für diese Hypothese gleichgültig, ob man das somatische Zwittertum in die Genitalorgane selbst verlegt oder mit Krafft-Ebing (67) von männlichen und weiblichen Hirnzentren sprechen will.

Es scheint mir übrigens dieses ganze Argument gar nicht so beweiskräftig zu sein. Vielleicht ist es nicht so sehr ein Umschlagen in den Typus des anderen Geschlechts, wodurch der somatische Habitus der Homosexuellen charakterisiert wird, als eine Konvergenz des männlichen und weiblichen Typus gegen eine neutrale, asexuale Zwischenform sozusagen, die im Sinne von Tandler und Groß den reinen Speziescharakter repräsentieren würde, auf welchen erst durch die spezifische Wirkung der Keimdrüsen (ihres innersekretorischen Anteiles nämlich) die Geschlechtscharaktere superponiert wären.

Für Freud steht die Sache nun so, daß ihm die sexuellen Abartungen überhaupt als Entwicklungshemmungen erscheinen, als Infantilismen, da er ja in der kindlichen Sexualität (s. o.) sämtliche „Partialtriebe" noch gesondert und gleichberechtigt annimmt; anderseits erscheint die Perversion als ein Zerfall, eine Dissoziation des komplex aus diesen Partialtrieben aufgebauten Geschlechtstriebes. Unter den entwicklungshemmenden Momenten stehen an erster Stelle die Verschiedenheiten der sexuellen Konstitution, die durch das Überwiegen bald der einen, bald der anderen Quelle der Sexualerregung bedingt werden. Dafür würde die Vergesellschaftung sexueller Abartung und sonstiger psychischer Abnormität, psychoneurotischer Symptome bei ein und demselben Individuum nicht minder sprechen als das Vorkommen beider Störungen bei verschiedenen Gliedern einer Familie. Das Entscheidende aber ist nicht das primäre, konstitutiv bedingte Verhältnis dieser einzelnen Komponenten, sondern deren weitere Verarbeitung: „Wenn sich alle die Anlagen in ihrem als abnorm angenommenen relativen Verhältnis erhalten und mit der Reifung verstärken, so kann nur ein perverses Sexualleben die Folge sein."

Es gründet diese Anschauung natürlich in Freuds Lehre vom Aufbau der kindlichen Sexualität, von welcher bereits die Rede war. Zweifellos spricht in gewissem Sinne die Tatsache der fakultativen Homosexualität, deren soeben gedacht wurde, und die auch in einem früheren Abschnitte flüchtig Erwähnung fand, für solche These. Diese fakultative Homosexualität ermöglicht es dem sonst vielleicht oder erwiesenermaßen dem normalen Verkehr mit dem anderen Geschlecht zuneigenden Individuum, in homosexuellen erotischen Beziehungen einen Ersatz zu finden, wenn der Weg zur normalen Befriedigung verschlossen ist. Also in den auf-

geführten Fällen von Zusammenleben gleichgeschlechtlicher Menschen. Oder aber es bietet eine homosexuelle, dann wohl meist nur flüchtige Beziehung Gelegenheit, eine eigentlich auf das andere Geschlecht gerichtete aufgespeicherte Sexualerregung zur Entladung zu bringen. Es sei an P. Verlaines Verse: *Parallèlement* erinnert. Auch wo die normale erotische Beziehung und Befriedigung einstweilen versagt ist, noch nicht für möglich erachtet wird, vermögen homosexuelle Betätigungen als Ersatzleistungen einzutreten; daher die oft ausgesprochene erotische Note in manchen Knaben-, noch mehr vielleicht manchen Mädchenfreundschaften. Es hat also durchaus den Anschein, als ob ein gewisses Quantum homosexueller Möglichkeiten in der Seele beinahe jedes Menschen mehr weniger verborgen wirksam wäre und, sobald nur die Bedingungen gegeben seien, auch zu manifester Betätigung gelangen könnte. Vielleicht rührt auch der außerordentliche Abscheu, den manche Menschen — die sonst gerade nicht in „moralischen" Vorurteilen befangen zu sein brauchen — gegen alles hegen, was Homosexualität heißt oder auch nur streift, daher, daß sie in sich eine derartige Möglichkeit überwunden, unterdrückt, „verdrängt" haben. Auf der anderen Seite muß aber noch einmal hervorgehoben werden, daß die zwanglose Gleichsetzung der kindlichen Erotik mit der des geschlechtsreifen Individuums doch nicht so ohne weiteres möglich erscheint, und daß daher der Aufbau einer Theorie der Homosexualität aus dieser annoch recht hypothetischen Sexualpsychologie des Kindes gewissen Bedenken ausgesetzt bleiben muß.

Für A. Adler (1, 3) stellt sich auch die Homosexualität als eine Äußerung der von ihm angenommenen individualpsychologischen Mechanismen dar. Es ist sicherlich berechtigt, wenn er der Theorie der determinierenden Wirkung äußerer Momente, der Verführung, dem zufälligen Eindruck in positivem oder negativem Sinne (etwa: ein Mädchen wird durch den Anblick einer Geburt von Abscheu gegen die Rolle der Frau überhaupt erfüllt) gegenüber anmerkt, daß doch auch andere Menschen solchen Einflüssen ausgesetzt seien, daß auch anderen zum Teil die Möglichkeit der Nachahmung gegeben sei, ohne daß sie davon überhaupt oder dauernd Gebrauch machen. Nachgeahmt werde, meint Adler, offenbar doch nur das, was man nachahmen will, was nachzuahmen für den Betreffenden sinnvoll, zweckmäßig ist. „Durch seine Entwicklung leugnet der Homosexuelle das tragende Prinzip von der Erhaltung der Gesellschaft, und es ist kaum denkbar, daß er — gleichgültig, auf welche Weise immer er zu seiner Anschauungs- und Gefühlsweise gekommen ist — nicht die ungeheueren Widerstände empfunden, gemerkt, verarbeitet hätte, die sich bei seiner homosexuellen Entwicklung ihm in den Weg gestellt haben. Man kann sagen, es ist unendlich viel schwerer, homosexuell zu sein als normal." Die Homosexuellen wenden ungeheure Kräfte auf, um so, wie sie sind, durch das Leben gehen zu können.

Nun findet Adler in dem gesamten Wesen der Homosexuellen Züge, die von der Norm abweichen; sie zeigen nicht jene seelische Struktur, die sonst für das Leben vollauf geeignet machen und etwa nur den

geschlechtlichen Anforderungen nicht genügen würde. Die Homosexuellen sind ausgezeichnet durch „überstiegenen Ehrgeiz und außerordentlich ausgesprochene Vorsicht oder Lebensfeigheit"; Ehrgeiz, der nie Befriedigung findet, Feigheit, die schon den ersten Schritt auf diese Befriedigung zu unmöglich macht. Das sind Züge, welche bei jeder Neurose wiederkehren. Der Homosexuelle „bietet ein einwandfreies Bild eines nervösen Menschen, dessen Nervosität nur deshalb nicht so deutlich zum Ausdruck gelangt, weil er seinen Wirkungskreis durch die Homosexualität so weit eingeengt hat als der Nervöse erst durch seine Neurose" . . . Es ist ihm „in der Regel gelungen, durch Ausschaltung von erschwerenden Bedingungen sich ein Leben zu schaffen, dem er entweder noch vollkommen genügt, oder aber, dem er doch leichter nachgehen kann als einer, den die Heterosexualität immer wieder ins Leben hinausstößt, ihn in Verbindung bringt mit allen Fragen, Forderungen und Schwierigkeiten des gesellschaftlichen Lebens". Man findet aber bei vielen Homosexuellen auch schwerwiegende psychoneurotische Symptome, in erster Linie Zwangserscheinungen.

Stellt sich so charakterologisch auch die Homosexualität nach der Auffassung Adlers dar als eingestellt in den Dienst des fiktiven Zweckes, der Leitlinie des ganzen Lebens solch eines Individuums, als bedingt durch ein Gefühl oder Erlebnis der Minderwertigkeit und aus der Reaktion gegen dasselbe, so erscheint ihm der Anstoß zu dieser Entwicklung in Schwierigkeiten der Geschlechtsfindung gelegen zu sein. Solche Menschen sind vielfach in den ersten Kindheitsjahren wie Mädchen aufgewachsen und waren bereits „irrtümlich in mädchenhafter Seelenentwicklung begriffen, wenn sie zu ihrer Überraschung auf den Umstand gelenkt werden, daß sie eigentlich dem anderen Geschlecht angehören". Womit natürlich ebenfalls die Annahme eines, zumindest potentiellen, psychischen Hermaphroditismus gemacht wird, einer bisexualen Entwicklungsmöglichkeit, deren Gang durch äußere Momente oder auch durch innere (Bewußtsein einer Minderwertigkeit) bestimmt werden wird.

Die Theorie Adlers hat gewiß, wie überhaupt seine individualpsychologische Betrachtungsweise, dies eine für sich, daß sie es unternimmt, den Menschen, hier den homosexuell Abgearteten, aus einem zentralen Punkte heraus zu verstehen, daß sie für die Gesamtstruktur der Seele mit Hilfe dieses Punktes und der fiktiven Leitlinie sozusagen ein Bezugssystem schafft. Sie versucht in einem weiteren Sinne die Genese der Homosexualität zu „verstehen", als das bei der eigentlichen Psychoanalyse, von der bekanntlich Adler seinen Ausgang genommen hat, der Fall ist. Diese rekurriert nämlich doch nur auf gewisse, für die menschliche Seele überhaupt charakteristische Mechanismen, deren Wirksamkeit und Erfolg im Einzelfall jedoch noch wenig durchsichtig sind und sehr von äußeren Zufälligkeiten abhängig gedacht werden. Die Individualpsychologie Adlers stellt dagegen wenigstens den Versuch dar, Entwicklung und Schicksal eines Menschen aus ihm selbst, aus den immanenten Triebkräften und Zielen dem Verständnis zugänglich zu machen.

Insoferne beide Lehren, Psychoanalyse und Individualpsychologie, in ihrem Anspruche weit über den Rahmen des Sexualen hinausgreifen, kann es nicht unsere Aufgabe sein, dieselben eingehender kritischer Würdigung zu unterziehen oder ihre Gedankengänge in extenso darzulegen. Wir wollen hier nur den Unterschied der beiden Auffassungen hinsichtlich der Entstehung der Homosexualität noch einmal herausstellen: Während für die Psychoanalyse eine bestimmte Konstitution Voraussetzung ist und auf Grund dieser durch äußere, mehr weniger zufällige Momente die Inversion, durch Erhaltung infantil wirksamer Partialtriebe, erwächst, erscheint in der Lehre der Individualpsychologie zwar auch eine gewisse Beschaffenheit (generell mögliche Bisexualität, spezielle Minderwertigkeit) erforderlich, die Perversion aber wird als zweckmäßiges Verhalten des Individuums nicht in Reaktion gegen äußere Faktoren, sondern im Konflikt zwischen dem Bewußtsein seiner — irgendwie minderwertigen — Anlage und dem Willen nach dadurch nicht oder schwer erreichbaren Zielen verstanden. Das Nebeneinander von Inversion und psychoneurotischen Symptomen ist für die Psychoanalyse die mehr weniger zufällige Folge der Konstitution, welcher Neurose oder Inversion entsprießen können, für die Individualpsychologie notwendiger Ausdruck eines einheitlich zu verstehenden Verhaltens des Individuums dem Leben und seinen Anforderungen gegenüber.

Es kann uns nicht obliegen, zwischen diesen beiden Theorien zu wählen. Die Entscheidung wird auch nicht auf dem umgrenzten Gebiete der sexualen Abartungen allein, sondern auf Grund des Wertes beider Lehren für unser Verständnis des Seelenlebens und des Verhaltens im Leben überhaupt gefällt werden müssen. Der Psychologe mag geneigt sein, der Adlerschen Formulierung, zumindest hier, den Vorzug zu geben, weil sie mit psychologisch verständlichen Faktoren operiert, mit Lebensmomenten, während die Psychoanalyse doch immer wieder in eine der Naturwissenschaft nachgebildete mechanisierende Betrachtungsweise des Seelischen verfällt.

Eine zweite Abartung hinsichtlich des Sexualobjektes ist die *erotische Beziehung zu Tieren*, Sodomie genannt. Das Material, das für eine Psychologie dieser Erscheinung zu Gebote steht, ist außerordentlich dürftig.

Zunächst scheint wohl auch diese Beziehung als Ersatzleistung auftreten zu können. Man weiß z. B. von Hirten, die, von menschlichem Verkehr abgeschlossen, mit weiblichen Tieren ihrer Herde, Ziegen etwa, geschlechtlichen Umgang gepflogen. Es ist vielleicht fraglich, ob hierbei das Tier in der Tat unmittelbar Sexualobjekt ist. Es wäre nämlich denkbar, daß es sich um einen, gewissermaßen spielerischen Versuch der Verwirklichung erotischer Phantasien handeln möchte, wovon in dem Abschnitt über diesen Gegenstand noch mehr zu sagen sein wird, daß das Tier das gewünschte Sexualobjekt nur darstellen und nicht selbst sein würde, ähnlich wie etwa ein Stück Holz einem Kind eine Puppe, eine Puppe ein Geschwisterchen darstellen kann. Es ist dies indes eine bloße Vermutung, die sich nicht auf eine Kasuistik stützen kann, sondern nur auf gewisse Beobachtungen über erotische Phantasien.

Soviel ich sehe, kommt diese Abartung, an und für sich selten, noch eher bei Männern als bei Frauen vor. In den Phantasien dieser begegnet man allerdings auch sodomitischen Zügen. Und ich entsinne mich irgendeiner Geschichte aus Tausendundeiner Nacht, die von dem Geschlechtsverkehr einer Frau mit einem Affen erzählt. Auch berichtet Virey (bei Gourmont [48]) vom Verkehr von Affen mit Frauen von Eingeborenen.

Eine gewisse, wenn auch nicht allzu enge Beziehung besteht zwischen dieser Abartung und der als Liebessurrogat gepflegten Zuneigung zu Tieren, die man vornehmlich alten Jungfern zuzuschreiben pflegt, aber keineswegs deren alleiniges Prärogativ bildet. Der wesentlichste Unterschied liegt natürlich darin, daß es zum Geschlechtsverkehr mit diesen Tierlieblingen nie kommt; man kann aber füglich die Frage aufwerfen, ob dieser Unterschied nicht nur ein mehr äußerlicher sei, der Charakter der Zuneigung aber doch als ein ausgesprochen erotischer erscheinen müsse. Diese Vermutung wird auch dadurch nahegelegt, daß man oft genug beobachten kann, wie an Tiere wahllos Liebesbezeigungen verschwendet werden, die entweder einem bestimmten Menschen gelten oder auch nur Ausfluß jener erotischen oder erotisierten Einstellung sein können, die ich oben als nicht gerichtete Sexualität bezeichnet habe. Liebende sind zu Tieren zärtlich — übrigens nicht nur zu Tieren, sondern auch für sie erotisch uninteressanten Menschen —, küssen sie mit einer gewissen Leidenschaft, weil das Objekt ihres Liebens ihnen unerreichbar ist. Insbesondere scheint sich der erste Ausbruch von Verliebtheit bei jungen Menschen, vielleicht mehr bei Mädchen als bei Knaben, nicht selten in solchen Äußerungen entladen zu wollen. Es ist aber sehr schwer, sich klar zu werden, was denn eigentlich sich in der Seele dieser Individuen abspielt. Es kann das Tier wiederum nur als Repräsentant des eigentlichen Sexualobjektes gedacht werden, bewußt, mit dem Gedanken: wenn du Tier der oder die wärest, ich würde ihn oder sie so streicheln, küssen, lieb haben; es kann dieser Gedanke nicht klar bewußt sein, aber doch gegenwärtig und ohne besondere Schwierigkeiten bewußt werden oder bewußt gemacht werden; es kann vielleicht auch dieser Gedanke vollkommen fehlen — ob er dann als nicht vorhanden oder als in das „Unbewußte verdrängt“ angesehen wird, ist für die Ermittlung des phänomenalen Tatbestandes irrelevant — und das Tier unmittelbar als Sexualobjekt erlebt werden. Man wird schwer bestreiten können, daß hier alle erdenklichen Übergänge möglich sind. Anderseits fehlt es, soviel ich sehe, an Tatsachenmaterial, um in diese Frage Klarheit zu bringen.

Vieles spricht jedenfalls dafür, daß es wie eine fakultative Homosexualität auch eine fakultative Sodomie geben dürfte, woraus man rücksichtlich der Genese beider Abartungen wohl auch auf eine gewisse Gleichartigkeit wird schließen dürfen.

Es sei übrigens angemerkt, daß hier Übergänge auch noch zu einer anderen Perversion führen, nämlich zu dem Fetischismus, welcher sich überhaupt als ein Mittelding zwischen den Abartungen hinsichtlich des

Sexualobjektes und jenen hinsichtlich des Sexualzieles darstellen läßt. Davon später.

Es kann weiterhin die eigene Person als Sexualobjekt gesetzt werden. Diese Einstellung fällt unter den von H. Ellis (27—30) geschaffenen Begriff des Autoerotismus, erschöpft ihn aber keineswegs. Autoerotisch können auch Sexualbetätigungen sein, bei welchen das eigentlich intendierte Sexualobjekt eine andere Person ist, wovon in dem Abschnitt über erotische Phantasien mehr zu sagen sein wird. Hier handelt es sich um jene, bei welchen tatsächlich eine erotische Verliebtheit in die eigene Person besteht in dem Maße, daß sie selbst letztes Ziel der Sexualität wird. Näcke hat hierfür, eine bekannte griechische Sage benützend, den Namen des Narzißmus geprägt, den die Psychoanalyse übernommen hat, und dessen wir uns, trotz der etymologischen Ungeheuerlichkeit, ebenfalls bedienen wollen.

In seiner Abhandlung „Zur Einführung des Narzißmus" kennzeichnet Freud die fragliche Abartung als „jenes Verhalten, bei welchem ein Individuum seinen eigenen Leib in ähnlicher Weise behandelt wie sonst den eines Sexualobjektes, ihn also mit sexuellem Wohlgefallen beschaut, streichelt, liebkost, bis es durch diese Vornahmen zur vollen Befriedigung gelangt". Weitere deskriptive Angaben scheinen sich in der psychoanalytischen Literatur kaum zu finden, wiewohl sie mit dem Begriffe des Narzißmus sehr viel operiert. Auch anderwärts, so bei Kraepelin (66 a), findet man zu dieser Frage nur wenige Worte. Für Kraepelin fließt übrigens der Narzißmus mit der Onanie zusammen, sagt er doch ausdrücklich, man bezeichne diese „autoerotische Abart der Onanie als Narzißmus", was mir keineswegs richtig zu sein scheint, da die Onanie wesentlich durch die Schaffung eines von dem unmittelbaren verschiedenen (s. S. 434) Sexualzieles gekennzeichnet ist, nicht durch die Setzung eines anderen Sexualobjektes. Daß die Befriedigung narzißtischer Neigungen schließlich nur auf dem Wege des Autoerotismus möglich ist, tut der prinzipiellen Scheidung keinen Eintrag.

Während extreme Fälle dieser Abartung wohl sehr selten sind — denn die psychoanalytischen Ausdeutungen paranoischer oder schizophrener Syndrome als narzißtischer Genese haben uns hier nicht zu beschäftigen, da in ihnen, wenn überhaupt, diese Triebform nur gründlich verändert wirksam ist —, findet man Andeutungen des Narzißmus relativ häufig, wenn man will, sogar regelmäßig, soferne man nämlich die erotisch tingierte Freude an dem eigenen Körper, an der eigenen Schönheit, Kraft, Jugend hierher zählen will. Und man darf wohl zugeben, daß zwischen dieser, insbesondere bei Frauen häufigen, Einstellung und dem ausgeprägten Narzißmus in oben umschriebenem Sinn eine kontinuierliche Reihe von Stufen gedacht werden kann. Auch Freud bemerkt das Überwiegen der narzißtischen Einstellung bei Frauen.

Auch der Narzißmus muß der psychoanalytischen Theorie konsequenterweise als ein Festhalten einer infantilen Stufe der Sexualität erscheinen. Die Gründe, die für solche Hypothese beizubringen sind, führen sogar anscheinend größeres Gewicht bei sich, als es in Anwendung auf die anderen Abartungen der Fall sein dürfte. Wenn man nämlich das Be-

dürfnis des Kindes nach erotischer Befriedigung einmal zugibt, so folgt, daß diese Befriedigung mangels eines anderen Sexualobjektes — sei es, weil ein solches nicht erkannt, sei es, weil es nicht erreicht werden kann — nur auf dem Weg autoerotischer Betätigung erfolgen kann. Man darf sich wohl vorstellen, wie ausgeführt wird, daß es sich zunächst um einen indifferenzierten Drang nach Lustgewinnung somatischer Art handelt, daß im Laufe der Erfahrung der eigene Körper als Quelle dieser Lust bemerkt und infolgedessen zum Sexualobjekt gemacht wird. Man hätte also dann in der Tat eine narzißtische Periode als normales Durchgangsstadium der Sexualentwicklung anzunehmen, deren Fixation als psychischer Infantilismus, bewirkt durch allerlei nicht ohne weiteres durchsichtige äußere und anlagemäßige Momente, jene Abartung des Sexuallebens auch beim Erwachsenen herbeiführen würde.

Die umgekehrte Richtung anzunehmen, scheint mir viel weniger plausibel; d. h. anzunehmen, es entstehe der Narzißmus sozusagen aus einer ursprünglich auf fremde Sexualobjekte gerichteten Sexualität, die infolge der autoerotischen Befriedigungsweise schließlich auch ihr Objekt in dem eigenen Körper finde. Dies scheint, wenn ich die Stelle richtig verstehe, eigentlich Kraepelins Meinung zu sein[1].

Während wir bei der Homosexualität und zum Teil auch bei der Sodomie auf keine sonderlichen Schwierigkeiten psychologischen Verstehens stoßen, es uns relativ leicht gelingt, das Seelenleben dieser Menschen zur anschaulichen Vergegenwärtigung zu bringen, um einen Ausdruck von Jaspers zu gebrauchen, scheint mir das bei der narzißtischen Verhaltungsweise einigermaßen schwierig. Wenn zwar ein gewisses Maß von Freude an der eigenen Körperlichkeit wohl jedem Gesunden eigen sein dürfte, so ist von dort zu einer ausgesprochen erotischen Einstellung gegenüber dem eigenen Körper doch ein weiter Schritt; und die obenerwähnten gleitenden Übergänge sind wohl dem theoretischen Denken, nicht aber einem unmittelbaren Nacherleben so ohne weiteres zugänglich. Es ist dies vielleicht mit ein Grund, warum zur deskriptiven Psychologie des Narzißmus so wenig bekannt geworden ist.

Eine Frage nicht ohne Interesse wäre es, wie denn der narzißtisch Orientierte sich eigentlich zu seinem eigenen Körper stelle, ob er demselben irgendwie als einem Objekt gegenüberstehe, oder ob Genießender und Genossenes zu einer Identität verschmolzen seien. Letztere Haltung scheint mir die wahrscheinlichere zu sein; verständlich ist sie eigentlich nicht. Selten ist der Mangel an deskriptivem Interesse, dem man bei den Psychoanalytikern stets begegnet, so bedauerlich wie hier, wo sie aus ihrem reichlichen Material auch zur Frage nach dem Ich-Erleben überhaupt Wertvolles beisteuern könnten.

Ähnlich wie beim Narzißmus liegen nun die Dinge bei einer weiteren Abartung, welche, wie bemerkt, gewissermaßen eine Zwischenstellung

[1] Im letzten Grunde müßte freilich auch die narzißtische Einstellung sich auf einer Richtung auf fremde Sexualobjekte aufbauen, soferne eine solche sich in der Tat als konstitutiv für das Wesen der Sexualität erweisen läßt. (S. das eben zum Problem der Homosexualität Angemerkte.) Die oben skizzierte Genese der narzißtischen Einstellung würde indes sozusagen in mehr peripheren Schichten zu suchen sein.

einnimmt zwischen den Abartungen rücksichtlich des Sexualobjektes und jenen rücksichtlich des Sexualzieles, das ist der Fetischismus. Dieser ist dadurch gekennzeichnet, daß an Stelle eines der üblichen Sexualobjekte irgendein Gegenstand tritt, dessen Besitz, Betrachtung, Befühlung den Sexualaffekt auslöst. Es kann dabei etwa das Betasten eines solchen Fetisches gleichzeitig Sexualziel werden, es kann aber auch das Sexualziel ein anderes sein, etwa irgendeine autoerotische Betätigung, oder es kann beides miteinander verschmelzen. In der Regel dienen als Fetische allerhand leblose Gegenstände, Kleidungsstücke, Schuhe, Haarbänder oder Haare, Nägel; grundsätzlich könnte auch ein Tier die Rolle eines Fetisches übernehmen, weswegen wir oben auf die mögliche Beziehung von Fetischismus und Sodomie aufmerksam machten.

Was nun den Fetischismus im eigentlichen Verstande ausmacht, ist dies, daß der Fetisch selbst, als der Gegenstand, der er eben ist, als Sexualobjekt gesetzt wird. Er ist — zumindest für das bewußte Seelenleben — nicht etwa Repräsentant für ein normaleres Sexualobjekt, sondern er selbst ist das den Affekt auslösende und zuweilen, gar nicht selten, auch befriedigende Objekt. Das scheint wenigstens aus den Angaben solcher Abgearteter hervorzugehen.

Es bedarf dies deshalb besonderer Betonung, weil man geneigt sein könnte, in dem Fetischismus abermals nur eine Steigerung und Verzerrung normal-sexualpsychologischer Erscheinungen zu sehen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Liebende nach dem Besitz von Gegenständen begehrt, die der Liebenden angehörten, insbesondere von solchen, die mit ihrem Körper nahe Beziehungen aufweisen und auch sonst erotischen Wert besitzen. Er will „ein Strumpfband seiner Liebeslust" verschaffen, er stiehlt einen Handschuh, ein Bukett, ein Taschentuch, dem „ihr" Parfüm anhaftet, vielleicht einen Schuh oder was sonst. Aber alle diese begehrten Gegenstände, die sorgfältig aufbewahrt und immer wieder hervorgeholt, oder die ständig mit herumgetragen werden, sie sind nicht selbst Sexualobjekte. Sie sind Hilfen sozusagen, um das Bild der Geliebten wachzurufen, Hilfen vor allem zur Produktion erotischer, die geliebte Person umspinnender Phantasien, in denen das erwünschte Ziel, der Sexualbesitz, vorgegaukelt werden soll. Sie spielen kaum eine andere Rolle, als die ein Bild auch spielen könnte. Sie sind Repräsentanten des wahren Sexualobjektes; es geht durch sie hindurch die Intention auf dieses. Anders beim Fetischisten; bei ihm bleibt die Intention bei dem betreffenden Fetisch stecken, geht nicht weiter, der Fetisch selbst ist endgültiges Objekt.

Solches läßt sich, glaube ich, aus den bekannten Fällen extremer Ausbildung abnehmen. Auch hier wiederum sind zwischen dem beschriebenen normalen Verhalten und der Abartung Übergänge bemerkbar; sie können auch beobachtet werden. Trotzdem ist ein Verständnis fetischistischer Abstellung der Sexualität auf irgendeinen Gegenstand als endgültiges Objekt kaum erreichbar.

Dieses Verhalten des Fetischisten bringt es mit sich, daß seine Sexualität im allgemeinen gar nicht auf Gegenstände, die Eigentum einer bestimmten Person wären, gerichtet ist. Nicht die Haare eines bestimmten

Mädchens will der Fetischist besitzen, sondern Mädchenhaare überhaupt, nicht „ihr" Strumpfband, sondern irgendeines, vielleicht viele Strumpfbänder, alle, deren er habhaft werden kann usw.

Die fetischistische Einstellung kann sich mit einer auf andere Sexualobjekte kombinieren. Es kann einer zwar Frauen als Sexualobjekt anstreben, aber sie müssen, um ihn erregen und befriedigen zu können, irgendwelche besondere Züge an sich tragen; in einem schon angeführten Falle vermochte ein Mann nur Frauen mit einem Bein zu lieben. Diese fetischistischen Züge gehen indes weit mehr auf das Sexualziel als auf das Sexualobjekt. Es ist dann zwar die Frau Sexualobjekt, nicht aber der normale Geschlechtsverkehr oder überhaupt ein Geschlechtsverkehr usw. Sexualziel, sondern etwa das Betasten des Fußes u. dgl. m. Es muß aber, was festzuhalten ist, eine derartige Einstellung gar kein Fetischismus in obigem Sinne sein. Man kann sich hier leicht durch Äußerlichkeiten täuschen lassen. Es bedarf jeder einzelne Fall einer genauen Analyse, um seine psychosexuale Artung zu ermitteln. Auch der eben erwähnte absonderliche Liebhaber muß kein Fetischist gewesen sein.

Insoferne beim Fetischismus die Sexualität keine Richtung auf ein einzelnes, bestimmtes Sexualobjekt erfährt, könnte man auch hier von einem Infantilismus oder, besser gesagt, Juvenilismus sprechen. Aber die Theorie psychosexualer Entwicklungshemmung würde doch nur diese eine Seite der Abartung, nicht aber die Verlegung des endgültigen Sexualobjektes in den Fetisch erklären. Es geht m. E. nicht an, in dem Fetischismus eine Steigerung einer auch normalerweise aufzeigbaren Seite der Psychosexualität zu sehen, weil — wie ich mich zu zeigen bemühte — hier ein tiefgreifender und m. E. grundsätzlicher Unterschied obwaltet, der so bedeutungsvoll ist, daß man auch nicht von einem fakultativen Fetischismus zu sprechen das Recht haben dürfte.

Man könnte noch zu einem Verständnis dieser Erscheinung gelangen, wenn der Fetisch in der Regel oder auch nur in einer Mehrzahl von Fällen zugleich Mittel der Sexualbefriedigung wäre, d. h. etwa zu masturbatorischen Praktiken benützt würde. Dann könnte man sich allerdings vorstellen, daß hier eine allmähliche Verschiebung der Wertung von dem ursprünglich dabei phantasierten Sexualobjekt auf dessen Repräsentanten, den Fetisch, stattgefunden hätte. Es scheint aber dies durchaus nicht zuzutreffen.

Ich glaube, daß auch in diesem Fall unserem nachfühlenden Verständnis Schranken gesetzt sind, die wir nicht zu durchbrechen vermögen. Daß eine kausale Erklärung aus irgendwelchen Erlebnissen heraus, wie sie die Psychoanalyse unternimmt, ein solches Nacherleben, wirkliches Verstehen nicht zu gewährleisten vermag, bedarf hier keiner weiteren Ausführung. Handelt es sich doch nicht darum, zu erfahren, auf welchem Wege der Betreffende gerade zu dieser Art psychosexualen Verhaltens gelangt sei, sondern darum, dieses Verhalten selbst miterleben, nacherleben zu können. Dazu verhilft uns keine noch so lange Kette kausal verbundener Glieder und kein Nachweis noch so frühzeitig stattgefundener Einflüsse. Wiederum muß gesagt werden, daß wir auf solchem Wege

zwar alle Bedingungen vielleicht erfahren können, durch welche die Abartung zustande gekommen sei, aber gar nichts darüber, worin sie eigentlich ihrem inneren Wesen nach bestehe.

Hier wäre auch einer Erscheinung zu gedenken, welche als ein negativer Fetischismus angesehen werden kann, die Hirschfeld (56, 58) mit dem Namen eines Horror sexualis partialis belegt hat. Gewisse Umstände, Eigenarten, Züge des an sich normalen Sexualobjektes erregen bei derart beschaffenen Menschen eine unwiderstehliche Abneigung, verhindern das Zustandekommen der Sexualerregung oder bringen eine schon entstandene zum Verschwinden. Z. B. ist mir ein Mann bekannt, für den jede, zuvor noch so begehrenswert erschienene Frau jegliches erotische Interesse verliert, ja abstoßend wird, sobald er entdeckt, daß sie einen Strumpfbandgürtel trägt. Und das nicht etwa, weil runde Strumpfbänder für den Betreffenden einen besonderen, fetischistischen Sexualwert bedeuten würden; Strumpfbänder vermögen die erotische Anziehungskraft einer Frau in keiner Weise positiv zu beeinflussen. Dieser Fall ist übrigens leicht aufzuklären, auch sich selbst des Grundes dieser Idiosynkrasie vollkommen bewußt. Als er nämlich das allererstemal eine Prostituierte aufsuchte, widerte ihn die ganze Szene an, insbesondere wurde er durch den Anblick des schmutzigen Strumpfbandgürtels von einem solchen Ekel erfaßt, daß er eilends die Flucht ergriff.

Von diesem Horror sexualis partialis führen verständliche Übergänge zu allen jenen Verhaltungsweisen und Einflüssen, welche den Sexualaffekt zu beeinträchtigen vermögen oder der Entfaltung von Liebesregungen im Wege stehen. Häufig ist es das Lächerliche, das in diesem Sinne wirkt. C. Godwin hat in den „Begegnungen mit mir" anschaulich geschildert, wie ein zuvor äußerst begehrenswerter Mann widerwärtig erscheint, als Sexualobjekt geradezu unmöglich, in dem Augenblicke, da er in gestreiftem Flanellunterzeuge vor der Frau steht. Von solchen „Liebeshindernissen" wird auch noch die Rede sein müssen. Nicht selten gründet in ihnen die Erscheinung der psychischen Impotenz.

Anhangsweise seien hier noch weitere Abartungen der Objektwahl angeführt, mit denen sich eingehender zu befassen keinerlei besonderes Interesse haben dürfte, wie die Sexualneigung zu alten Menschen (Gerontophilie), die Nekrophilie, welche übrigens Beziehungen zu dem sofort zu besprechenden Sadismus haben mag. Ein paar Worte nur müssen gesagt werden über die ausschließlich auf Jugendliche, ja auf Kinder beschränkte Objektwahl.

Es wurde schon angemerkt, daß in der Beziehung zwischen Liebenden Züge sich geltend machen, welche an die Beziehung zwischen Eltern und Kindern gemahnen. Es mag das ein Motiv sein, welches bei der Wahl gerade von Kindern als Sexualobjekten eine Rolle spielt. Die Knabenliebe des Homosexuellen dürfte z. T. auch darin begründet sein, daß, wie bemerkt, ja dem aktiv Homosexuellen zu tiefst eine Tendenz auf das andere Geschlecht innewohnt und der Knabe anscheinend neben seinen männlichen auch weibliche Züge trägt. Wieder anders ist die Struktur bei der oft beschriebenen, vielfach in Romanen behandelten Vorliebe älterer, erfahrener Frauen gerade für jugendliche, noch uner-

fahrene Liebhaber, bei dem Gefallen, den sie an der bewußt oder unbewußt erotischen Zuneigung von Kindern finden. Abgesehen von der Befriedigung des Machtbedürfnisses, welche das Bewußtsein verleiht, als erste geliebt zu werden und vielleicht einen Menschen zu allererst mit dem erotischen Erleben bekannt zu machen [1] — gleichgültig, ob es dabei wirklich zum Geschlechtsverkehr kommt oder kommen kann —, mögen als Motive mitwirken vielleicht ein spielendes Sichzurückversetzen in die eigene Jugend, intellektuelle Momente — der unerfahrene Knabe hat noch keine der Eigenschaften des Mannes, welche die Frau auf der Hut sein heißen, sie mißtrauisch machen usw. —, eine von vornherein nicht unbedingt erotisch tingierte Liebe zu Kindern, ein mehr ästhetisches Wohlgefallen an der „Reinheit", der „Idealität" solcher Zuneigung dieser Knaben und anderes noch — jedenfalls eine Reihe heterogener Faktoren, deren Konstatierung darauf hinweisen muß, daß man es hier sicherlich mit einem sehr komplexen Phänomen zu tun hat, das nicht ohne weiteres als ein einheitlich zu verstehender Typus der Objektwahl hingestellt werden darf.

Ich bin mir ganz klar darüber, daß diese Ausführungen in vieler Beziehung lückenhaft sind. Insbesondere ist der Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung des abgearteten Geschlechtstriebes in keiner Weise Rechnung getragen worden. Ich glaube nicht, daß dies notwendig gewesen wäre. Es ist hier kein klinischer Traktat über Sexualpathologie zu geben; vom Standpunkte des Psychologen bedeuten alle diese Varianten aber nur Äußerlichkeiten. Soweit wir dies zu beurteilen vermögen, ist das Erleben allemal dasselbe und wohl auch die Psychogenese nach den gleichen Grundlinien erfolgt. Eine andere Sache freilich ist es um die Mangelhaftigkeit gerade der psychologischen Deskription und der genetischen Analyse. Sie ist begründet in der Unvollkommenheit unserer Einsichten, vor allem darin, daß die meisten Autoren, die sich mit diesen Fragen zu befassen Gelegenheit hatten, es vorzogen, die äußerlichen Formen oder die kausalen Zusammenhänge zu untersuchen, nicht aber die phänomenalen seelischen Abläufe. Diese Bemerkung gilt in gleichem Maße auch von den Abartungen hinsichtlich des Sexualzieles, denen wir uns nunmehr zuwenden wollen.

Wie der Fetischismus, so nimmt in anderem Sinne auch der Autoerotismus eine Zwischenstellung ein. Er stellt eine Abweichung dar hinsichtlich des Sexualobjektes, insoferne dazu der eigene Körper wird, hinsichtlich des Sexualzieles, insoferne der Erreichung sexualer Befriedigung nicht der Verkehr mit einer anderen Person dienstbar gemacht wird. Was aber die Setzung des eigenen Körpers als Sexualobjekt anlangt, so ist diese durchaus nur eine vorläufige, d. h. es erscheint der eigene Körper nur als Repräsentant des Sexualobjektes, das in Wahrheit intendiert wird. Diese Intention muß allerdings keine bewußte sein, ist es in der Regel nicht in den Entwicklungsphasen der Sexualität, in welchen die Realisierung des Verkehres mit einem fremden Sexualobjekt gar nicht

[1] Hier besteht eine enge Beziehung zu der obenerwähnten erregenden Wirkung des Wissens um die fremde Sexualerregung.

im Bereiche physischer und denkbarer Möglichkeit liegt. Dennoch aber ist die Richtung auf das fremde Sexualobjekt durchgehends vorhanden, wodurch der Autoerotismus (s. S. 428) sich vom oben besprochenen Narzißmus unterscheidet. Es ist also, wie wir uns schon oben ausdrückten, der eigene Körper uns unmittelbares, aber nicht endgültiges Sexualobjekt[1].

Ähnliches gilt nun auch vom Sexualziel autoerotischer Betätigungen, mögen dieselben in wirklichen masturbatorischen Manipulationen oder in bloßen Phantasieerlebnissen, sogenannter psychischer Onanie, bestehen. Auch hier erscheint die Sexualbefriedigung am eigenen Körper als ein nur vorläufiger Behelf, indem die Hauptrolle doch unbedingt den wohl die meisten autoerotischen Akte begleitenden Phantasien, die irgendein anderes Sexualziel vorspiegeln, zufällt. Dafür spricht, neben den direkten Aussagen verschiedenster Personen, auch der Umstand, daß die autoerotische Befriedigung, zumal wenn sich ein mehr oder weniger deutliches Wissen um andere Sexualziele eingestellt hat, nur relativ selten selbst Gegenstand erotischer Phantasien oder erotischer Träume wird.

Die autoerotische Befriedigung ist ein vorläufiges Sexualziel in doppeltem Verstande. Einmal, weil sie an Stelle des real unerreichbaren, nur hinzuphantasierten wirklich intendierten Sexualzieles tritt, zweitens, weil sie dasselbe vertritt, solange physiologisch und psychologisch die Setzung eines anderen Sexualzieles noch gar nicht möglich geworden ist.

Deskriptiv psychologisch ist wenig zu sagen. Das meiste wird unten in dem Kapitel über erotische Phantasien zur Sprache kommen; was über den Autoerotismus als Durchgangsstadium zu sagen ist, wird in dem Abschnitt über kindliche Sexualität und Sexualentwicklung ausgeführt. Da weder die Häufigkeit des Autoerotismus noch seine verschiedenen Praktiken psychologisch interessieren, dürften diese wenigen Bemerkungen an dieser Stelle genügen.

Die mutuelle Masturbation in ihren verschiedenen Formen ist entweder eine durch äußere Umstände aufgenötigte Ersatzbefriedigung, die dem homosexuellen Verkehr angehören kann oder auch dem heterosexuellen als Durchgangsstufe, als Ausflucht infolge der Angst vor den Folgen eines regelrechten Koitus usw., oder aber sie wird selbst Sexualziel, über das hinaus keine Wünsche mehr gehen. Im homosexuellen Verkehr fallen bisweilen beide Motive zusammen. Im Falle diese Form erotischer Befriedigung nur als Ersatz auftritt, liegt die Sache genau so wie bei dem Autoerotismus; das eigentliche Sexualziel erscheint in den begleitenden, mehr oder weniger deutlichen Phantasien.

Masturbatorische Handlungen von einer Person an den Geschlechtsteilen einer anderen ausgeübt, können entweder der Erzeugung sexueller Erregung und eventuell auch Befriedigung bei dieser dienen, oder sie entspringen dem sexualen Begehren jener, welcher man sodann einen abgearteten Sexualtrieb, zumindest fakultativ, wird zusprechen können. Übrigens läßt sich diese Form sexualer Betätigung von der mutuellen Onanie

[1] Über die Möglichkeit solchen Strebens ohne vorgestellte Ziele vgl. Scheler, Der Formalismus in der Ethik, Jahrb. f. Philos. u. phänom. Forsch., I.

nicht scharf trennen; schließlich ist es nur ein Unterschied des Grades, der Technik und von individuellen Neigungen abhängig, ob bei solchem Verkehr nur der eine Partner oder beide die Genitalien des anderen berühren, oder der eine sich nur mit dem Berührtwerden, seinerseits mit Küssen u. dgl., begnügt. Zuweilen ist nur Unwissenheit schuld daran, wenn es bei der einseitigen passiv erduldeten Masturbation bleibt (vgl. Remy de Gourmonts „Un coeur virginal"). Unter Umständen dient dieses Verfahren der Befriedigung des einen Partners ohne sexuale Erregung des anderen, wie dies etwa eine Szene im Trionfo della morte des d'Annunzio schildert. Hierher zählen auch alle jene Varianten sexualen Verkehres, welche die Mundzone mit den Geschlechtsteilen des Partners einseitig oder wechselseitig in Berührung bringen. Dabei braucht es sich durchaus nicht immer um ein „besonderes Raffinement sexual blasierter Individuen" zu handeln, wie vielfach angenommen wird. Mir wurde von glaubwürdigster Seite der Fall berichtet, daß zwei junge, erotisch recht unwissende Menschen, von der ansteigenden Erregung getrieben, sich nach dem Erwachen aus dem Sexualrausch plötzlich — zu ihrem Erstaunen und Entsetzen — in der Lage befanden, daß jedes den Mund an das Genitale des andern gebracht hatte (*„soixante-neuf*), ohne daß ihnen je zuvor über solche Art der geschlechtlichen Befriedigung etwas bekannt gewesen wäre. Wo, wie in diesem Falle mutmaßlich, diese Art des Verkehres nur eine Station auf dem Wege zu normalen Beziehungen darstellt, wird man nicht einmal von einer Abartung des Sexualtriebes sprechen können, sondern höchstens von einer Abirrung auf der Suche nach der größtmöglichen Befriedigung und dem höchsten Genuß.

Übrigens muß man sich vor Augen halten, daß alle Formen abgearteter Sexualbefriedigung neben der normalen bei ein und demselben Individuum vorkommen können, ohne daß die eine oder die andere Verkehrsform darum einen höheren Befriedigungswert besitzen muß.

Zuweilen scheint diese Wahl des Sexualzieles jener oben einmal gekennzeichneten Einstellung zu entspringen, welche den höchsten erotischen Genuß weniger aus der eigenen, wirklichen Sexualbefriedigung als aus dem Wissen um die Sexualerregung des anderen schöpft. Dabei liegt das Gewicht auf der Erregung, nicht auf der Befriedigung des anderen. Es mischt sich hier ein Zug einer anderen, ebenfalls das Sexualziel betreffenden Perversion ein, nämlich des Sadismus.

Fragen wir noch nach der Genese der reinen Fälle dieser Abartung, in welchen also, sei es die autoerotische Betätigung, sei es eine der erwähnten Verkehrsformen — die natürlich noch zu vermehren wären, ohne daß psychologisch dadurch etwas gewonnen würde — selbst letztes Sexualziel und nicht ein Surrogat bedeuten, so scheint es mehrere Erklärungsmöglichkeiten zu geben. Der Autoerotismus bedeutet unter Umständen die Emanzipation vom anderen Geschlecht, in ähnlichem Sinne, wie das die Theorie A. Adlers für die Homosexualität annimmt, damit eine gewisse Selbstherrlichkeit auch in der Sexualsphäre, eine Verantwortungslosigkeit überdies, deren Gewinn wohl auch für manche der mutuellen Verkehrspraktiken das treibende Motiv — bewußt oder unbewußt — ab-

28*

geben dürfte. Wie die „demi-vierge“ durch derartige Praktiken sich den Gewinn sexualer Lust — nebenher gesagt, vielleicht noch wichtiger ist ihnen: der Gewinn eines Liebhabers, aus mancherlei Gründen — sichert, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen, so auch der, vornehmlich auf Grund psychoneurotischer Konstitution, solchen Verkehrsformen zuneigende Mensch. Hier handelt es sich aber nicht einmal so sehr, gewiß nicht ausschließlich um die gemeinhin so bezeichneten Folgen — das Kind —, sondern um alles, was drum und dran hängt an einer ehrlichen Geschlechtsbeziehung. Damit hängt es zusammen, daß man wohl selten derartige sexuale Abartung isoliert antrifft; sie ist meist mit allerlei anderen psychoneurotischen Zügen und Symptomen vergesellschaftet.

Da unter Umständen die somatische, autoerotische Betätigung und Befriedigung völlig wegfallen kann, allein den Phantasieerlebnissen es überlassen bleibt, den erforderlichen Grad sexualer Spannung herbeizuführen und zur Krisis zu steigern, ist es verständlich, daß es Abartungen gibt, in welchen diese „psychische Onanie“ zur Erreichung des Zieles äußere Hilfsmittel, gewissermaßen als Stütze der Phantasie, heranzieht. Solcher Kunstgriffe gibt es verschiedene; einige werden später besprochen, weil sie nicht eigentlich als Abartungen der Psychosexualität in Betracht kommen, zwei sind indes seit langem in der Psychopathia sexualis behandelt worden: der Exhibitionismus und die Schaulust. Beide gehören offenbar zueinander. Der Exhibitionist findet seine Befriedigung in der Entblößung der eigenen Geschlechtsteile vor Personen anderen Geschlechtes, der Schaulustige, *voyeur*, in dem Anblick der Entblößung anderer, als Zuschauer fremder Sexualbetätigung und exkrementieller Funktionen. Auch hier wäre das gleiche anzumerken wie schon zu mehreren Malen oben; man trifft zwar im normalen Geschlechtsleben auf Züge, welche an die gedachten Abartungen gemahnen, ja zur Annahme eines nur graduellen Unterschiedes verleiten können, die aber dennoch sich als davon wesensverschieden erweisen dürften. Gewiß bedeutet auch für den Normalen z. B. der Anblick des entblößten Partners bzw. irgendeines Angehörigen des anderen Geschlechtes einen Sexualreiz, der auch angestrebt, aufgesucht wird, aber doch keineswegs ein definitives Ziel, wie für den echten Schaulustigen. Auch bedarf es nicht erst der Erwähnung, daß vorübergehend die Betrachtung des Nackten, lebendig oder im Bilde, im Verlaufe der Sexualentwicklung eine bedeutende Rolle spielt und auch Sexualziel sein kann; aber doch ebenfalls nur als Surrogat, wobei die Intention, wie schon wiederholt ausgesprochen wurde, denn doch auf das physiologische Sexualziel geht. Wir verstehen aus diesen Analogien und Erfahrungen heraus das Sexualinteresse des Schaulustigen, schwerlich aber den Verzicht auf sonstige Sexualziele.

Noch schwieriger wird es mir, den Exhibitionisten vollkommen zu verstehen. Es ist auffallend, daß die Exhibitionisten fast durchwegs dem männlichen Geschlecht angehören, während die den Exhibitionismus gewissermaßen vorbildenden Phantasien überwiegend bei Mädchen vorkommen. Entkleidungsphantasien sind bei Knaben außerordentlich selten (s. w. u.). Es fehlt für diese Abartung nahezu selbst jener Anhub für ein Verständnis, den bei den anderen die genannten normalpsychologischen Erschei-

nungen zu bieten vermögen. So legt dieser Umstand die Vermutung nahe, daß man im Exhibitionismus doch eine mit größerem Recht als krankhaft zu bezeichnende Erscheinung vor sich habe, als dies etwa bei auch im erwachsenen Leben festgehaltenen autoerotischen Gepflogenheiten, bei Homosexualität u. a., der Fall ist. Diese Annahme findet eine Stütze in dem allgemein als unwiderstehlich, zwanghaft geschilderten Trieb zur Entblößung. Natürlich kann jede Art des Sexualtriebes gelegentlich oder bei manchen Personen mit unwiderstehlicher Gewalt sich durchsetzen wollen; aber daneben wird es immer Einzelfälle und Personen genug geben, wo der Trieb der Kontrolle der Überlegung und des Willens gehorcht. Hört man aber den Exhibitionisten zu, so gewinnt man den Eindruck, als sei fast immer, wenn der Impuls zum Sexualakt auftaucht, derselbe auch unwiderstehlich, bei jeder Gelegenheit und bei jeder Person. Man muß natürlich die Äußerungen solcher Individuen mit einer gewissen Vorsicht aufnehmen; erstens, weil vielleicht die psychoneurotischen Züge, welche ihnen anhaften, dazu mahnen, zweitens, weil sie ein Interesse daran haben, den Drang als unwiderstehlich zu schildern, aus forensischen Gründen und auch, um einer moralischen Verurteilung zu entgehen.

Freud (43) vereinigt die Exhibitionisten mit den Schaulustigen, weil eine Analyse ihn gelehrt hat, daß diese Menschen ihre „Genitalien zeigen, um als Gegenleistung die Genitalien des anderen Teiles zu Gesicht zu bekommen". Ob diese Auffassung haltbar ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Es bietet sich übrigens, wie ich glaube, noch eine weitere Möglichkeit, zu einer genetischen Erklärung des Exhibitionismus zu gelangen. Erinnert man sich an die bei Frauen so häufigen, bei Männern so seltenen Entkleidungsphantasien, deren teilweise Verwirklichung durch die Exhibition stattfindet, zugleich mit der Anschauung von dem psychischen Hermaphroditismus, so könnte man sich die Meinung bilden, es handle sich hier um ein Stück weiblicher Sexualität, das sich im Manne kundgebe, ein Überwiegen eines W-Elementes, um mit Weininger zu sprechen. Es wäre dann der Exhibitionismus eine Art Kompromiß innerhalb der bisexualen Tendenzen.

Mit dem Exhibitionismus sollte die als Aufforderung zum Geschlechtsverkehr gedachte Entblößung ebensowenig verwechselt werden wie die gelegentlich als „Scherz", um Frauen zu erschrecken, geübte. In die erste Gruppe gehören auch die Entblößungen weiblicher Geisteskranker, die im allgemeinen nicht Selbstzweck sind — soweit sie überhaupt mit einem Zweckbewußtsein einhergehen —, sondern eine Aufforderung bedeuten. Sie mögen aber auch eine Art „Regression" auf Phantasien vor dem Geschlechtsverkehr darstellen, in welchen die Entkleidungsszene eine große Rolle spielt (s. u.).

Unserem Verständnis näher stehen, wie ich glaube, jene Abartungen, die nach bekannten Persönlichkeiten den Namen des Sadismus und des Masochismus tragen: beide werden auch zusammengefaßt unter den Begriff der Algolagnie (Schrenck-Notzing, Eulenburg [34]). Diese Vereinigung ist nicht nur dadurch gerechtfertigt, daß es sich in beiden Fällen um eine Verquickung sexualen Genusses mit Schmerzen

handelt, sondern auch deshalb, weil in der Tat beide Züge auch nebeneinander vorkommen können. Zumindest zeigen die Schriften des Marquis de Sade selbst, daß solche Kontaminationen oder auch ein Rollentausch stattfinden kann. Viele seiner Frauengestalten empfinden Schmerzen oder den Gedanken daran als wollusterregend; anderseits läßt sich gelegentlich ein Mann von seiner Geliebten erhängen. Auch in der mit erotischen Regungen einhergehenden Selbstpeinigung liegt die gleiche Verquickung vor; es scheint, daß in dem Schmerz, den solche Menschen sich zufügen, ebensosehr eine Quelle sexualer Erregung und Befriedigung gefunden wird wie in dem Zufügen des Schmerzes.

Es wurde schon früher einmal der Anschauung Freuds gedacht, der hierin mit H. Ellis übereinstimmt, „daß die aktive und passive Form regelmäßig bei derselben Person mitsammen angetroffen werden", welche Meinung zweifelsohne viel für sich hat.

Es ist aber die Algolagnie nicht einfach den bisherigen Abartungen als koordiniert an die Seite zu stellen, denn die algolagnische Einstellung kann in Verbindung mit jeder Art sexualer Neigung und Betätigung auftreten, bei heterosexuellen Beziehungen sowohl als auch bei homosexuellen; die Schaulust kann auf Grausamkeitsakte gerichtet sein usw. Es kann zwar auch das Zufügen oder Erleiden von Schmerzen — aktive oder passive Algolagnie — endgültiges Sexualziel sein. Es scheint aber, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle dem nicht so ist, vielmehr das algolagnische Verhalten nur der Steigerung der Sexualerregung dient, die dann in irgendeinem Sexualakt ihre Lösung findet. Es bilden sohin die beiden Gegenüberstellung, Richtung auf das normale Sexualziel und auf ein abnormes Sexualziel einerseits, normale und algolagnische Verhaltungsweisen anderseits gewissermaßen sich kreuzende Einteilungen. Damit mag es zusammenhängen, daß diese Abartung verständlicher erscheint als die anderen.

Es hat dies aber auch einen wahrscheinlich gewichtigeren Grund darin, daß hier in der Tat Ansätze zu dieser Abartung schon zu den Merkmalen der normalen Sexualität gehören. Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, was schon oben in dem betreffenden Abschnitt angeführt wurde. Es sei nur daran erinnert, daß die Aggressionstendenz an und für sich leicht zu sadistischen Akten führen kann, daß gegenseitiges Zufügen und Erleiden von Schmerzen allerdings meist relativ geringfügigen Grades im Ablaufe der sexuellen Betätigung nahezu in der Regel angetroffen wird. Ich erinnere abermals an die seltsam eingehenden Vorschriften und Ratschläge des Kamasutram.

Man hat zur Erklärung der algolagnischen Vorgänge auf verschiedene Analogien im Geschlechtsverkehr der Tiere hingewiesen, auch Anschauungen über das Leben des Urmenschen herangezogen — Argumente, die vielleicht einen gewissen Erklärungswert beanspruchen können, zur Erweiterung und Vertiefung unserer psychologischen Einsicht aber nichts beitragen.

Zweifellos erschöpft sich das sadistische Erleben nicht einfach in dem Lustgewinn aus der Zufügung von Schmerzen, sondern es fließt diese Lust aus verschiedenen Quellen, und das ganze Erlebnis zeigt eine sehr

komplizierte Struktur. Es ist zunächst einmal die Frage, ob die Verbindung von Schmerz, Grausamkeit und geschlechtlicher Erregung oder Wollust eine primäre ist, oder ob nicht eine gewisse Lustmöglichkeit, die von vornherein nicht sexualer Natur zu sein brauchte, in dem aktiven und passiven Schmerzerleben gegeben sei. E. v. Hartmann hat z. B. die Anschauung vertreten, daß nicht nur jede Lust einen Schmerz enthalte, sondern auch, daß es keinen Schmerz gäbe, der nicht mit Lust verknüpft wäre. Wenn man auch vielleicht diesen Satz nicht ohne weiteres wird unterschreiben wollen, so muß doch zugestanden werden, daß es viele Fälle gibt, in denen er zutrifft. Es ist z. B. bekannt, daß manchmal bei anhaltenden Schmerzen irgendwelcher Art die Steigerung des Schmerzes als lustbringend empfunden wird, ja daß solche Steigerungen aufgesucht werden. Gewisse Schmerzen werden von manchen Menschen unmittelbar nicht nur als Schmerz, sondern zugleich auch als angenehm empfunden: „es tut angenehm weh". Würden derlei Erfahrungen dafür sprechen, daß den Schmerzen primär eine Lustqualität zukommen kann, so ist damit noch nicht gesagt, daß diese Lust nicht doch mit der Sexualsphäre zusammenhänge. Es ist mir dies sogar recht wahrscheinlich. Ich habe junge Mädchen beobachtet, welche sich absichtlich Verbrennungen — mit Zigaretten z. B. — zufügten, nebenbei bemerkt, keineswegs hysterische Persönlichkeiten im Sinne der Klinik, und deren Gesichtsausdruck während dieser Handlung durchaus die Annahme einer erotischen Erregung nahelegte, was übrigens eine derselben ohne weiteres zugestand.

Daneben dürften aber auch nichtsexuale Wurzeln in Betracht kommen. So nimmt Eulenburg den Drang nach Herrschaft einerseits, nach Unterwerfung, Dienstbarkeit, Hörigkeit andrerseits in Anspruch, der eine mehr beim Manne, der andere mehr bei der Frau überwiegend. Sicherlich hätte die relative Stellung der Geschlechter sich nie in der Richtung entwickeln können, wie es die Kulturgeschichte zeigt, wenn nicht gewisse psychologische Vorbedingungen gegeben gewesen wären. Nur könnte man abermals auf den Gedanken verfallen, daß auch diese Einstellungen letzten Endes im Sexualen gründen, dieses das Urphänomen wäre, von dem alles andere sich erst ableitet. Derselbe Autor beruft sich weiterhin auf den „frevelnden Hochmut, die Hybris, den prometheischen Drang zur Auflehnung gegen alles Widerstrebende und nach Unterwerfung", wobei er auf das Nebeneinandervorkommen dieses Zuges mit sadistischen Einstellungen verweist, wie es bei de Sade, bei jenem Gilles de Rais, der das Urbild des Blaubartes abgab, bei Cenci u. a. angetroffen wird. Wenn Eulenburg (34) weiter meint, daß „manche der grauenhaftesten sadistischen Phänomene . . . ihre letzten Wurzeln hätten, neben dem wollüstig mystischen Spiel mit dem Grauenhaften, wohl gerade in diesem hochmütigen Hinwegsetzen über alle Grenzen sittlicher und auch ästhetischer Scheu, in der triumphatorischen Erniedrigung und Verhöhnung alles dessen, was dem pietätvollen Glauben als vorzugsweise geweiht, verehrungswürdig, als unnahbar und unantastbar gilt", so ist dies nur in gewissem Ausmaße richtig. Sicherlich gelangen manche Individuen aus einer solchen Mentalität heraus auch zum Sadismus. Dieser ist aber

dann keine ursprüngliche Abartung der Sexualität mehr. Es wird dann das sexuale Verhalten des Menschen sozusagen zum Symbol für seine Grundeinstellung gegenüber der Welt. Diese Genese reiht dann den Sadismus unter jene Erscheinungen abgearteter Sexualität ein, welche weiter unten kurz als unechte besprochen werden sollen.

Anerkennt man solche, den Sadismus mitbegründende Tendenzen als selbständige Triebkräfte neben den sexualen, so kommt natürlich in die Auffassung des ganzen Phänomens etwas Uneinheitliches. Jene Theoretiker der Sexualität, welche den Umfang der „Libido" so weit spannen, daß sie schließlich, wie G. C. Jung (62), alle Aktivität überhaupt darunter begreifen, die also auch Herrschsucht usw. nur als Erscheinungsweisen der „Libido" auffassen, vermögen allerdings eine geschlossene Anschauung zu bringen — ich glaube aber, nicht ohne den Tatsachen dabei einigermaßen Gewalt anzutun.

Unter Umständen kann auch die Vergewaltigung, die Notzucht, als sadistischer Akt erscheinen, keineswegs immer. Dagegen dürfte mit Recht der Lustmord hier seinen Platz finden, vielleicht auch die Nekrophilie, wofür bei Eulenburg und anderweits Material gefunden werden kann.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß in die sexuelle Zuneigung, vor allem in den sexuellen Verkehr von Erwachsenen mit Kindern eine sadistische Komponente eingeht, wofür ja auch die nicht seltenen Lustmorde gerade an kleinen Mädchen sprechen dürften.

Die passive Algolagnie, der Masochismus, läßt mutatis mutandis die gleichen Erwägungen zu wie die aktive. Soviel ich sehe, ist indes ausgesprochener Masochismus bei Frauen keineswegs so viel häufiger als bei Männern, wie man erwarten könnte, wenn Eulenburgs Zurückführung auf die psychologisch oder kulturell bedingte Hörigkeit der Frau allgemeinere Bedeutung hätte. Wir haben es zweifellos auch hier mit einer Steigerung normaler Züge zu tun, welche schon abgehandelt wurden.

Häufig kombiniert sich die passive Algolagnie mit anderen Abartungen. So bestand bekanntlich bei Sacher-Masoch selbst neben derselben ein Pelzfetischismus.

Hierher gehört der Flagellantismus, sei es die Selbstgeißelung, wie sie sozusagen epidemisch aufgetreten ist, sei es die Geißelung durch andere. Eulenburg (34) berichtet, daß die Geißelung, insbesondere des Gesäßes und der Lendengegend, schon lange als ein sexuelles Stimulans bekannt sei, das von Meibom 1689 in dessen „Epistola de flagrorum usu in re venerea et lumborum renumque officio" zuerst von medizinischer Seite gewürdigt worden. Als solches Stimulans fand und findet die Geißelung in Freudenhäusern Verwendung.

Zweifellos gehören viele Fälle, in gewisser Hinsicht vielleicht alle dieser Art zur passiven Algolagnie. Es ist nur fraglich, ob die sexuelle Erregung allein auf den Schmerz zurückgeführt werden soll. Denkbar wäre es, daß die mechanische, auch nicht schmerzhafte Reizung der betreffenden Hautpartien als erogener Zonen an und für sich schon erregend wirken könnte. Ich entsinne mich einer satirischen Abbildung, welche einen Mönch darstellt, der ein über seine Knie gelegtes,

entblößtes Frauenzimmer auf das Gesäß peitscht — aber mit einem buschigen Fuchsschwanz. Der Gesichtsausdruck der Frau soll offensichtlich die erotische Freude an dieser Züchtigung darstellen.

Für den nahen Zusammenhang zwischen Rutenstreichen u. dgl. auf das Gesäß und Sexualerregung gibt es zahlreiche Belege. Am bekanntesten sind die Bemerkungen J. J. Rousseaus (100) in seinen Confessions.

Sowenig die passive Algolagnie auf die Frau beschränkt ist, sowenig ist die aktive Prärogativ des Mannes. Ich weiß nicht, ob man tatsächlich berechtigt ist, wie Eulenburg es will, der Frau eine primäre sadistische Komponente ihrer Sexualität abzusprechen und den weiblichen Sadismus nur als eine reaktive Erscheinung, als provoziert und gezüchtet durch den masochistischen Mann anzusehen. Denn auch hier scheint es richtig zu sein, daß beide Seiten der Algolagnie gar nicht selten bei ein und demselben Individuum auftreten, daß im Erleiden sowohl wie im Zufügen der Schmerzen Lust gesucht und gefunden wird. Das schon mehrfach zitierte Kamasutram leitet ja auch nicht nur den Mann zum Beißen und Kratzen an, sondern, wenn auch in geringerem Maße, ebenso die Frau [1].

Eine phänomenologische Analyse der aus dem Schmerz quellenden sexuellen Erregung, oder vielmehr des ganzen komplexen Erlebens, in das Wollust und Schmerz beide eingehen und verschmelzen, ist wohl kaum möglich. Es scheint nämlich nicht so, als ob Schmerz und Sexualerregung irgendwie nebeneinander erlebt würden, als ob der eine nur als Untergrund für die andere diente, sondern beide fließen in ein Ganzes zusammen, das Schmerz und Erregung, Lust und Qual gleichzeitig ist, in dem die Lust qualvoll und die Qual lustbringend in höchstem Grade wird.

Für den Sadisten scheint mir zu gelten, daß er die Schmerzen, welche er seinem Partner zufügt, zugleich irgendwie selbst miterlebt und in diesem Miterleben ebenfalls Genuß findet. Wenn schon die „Sympathie" im Sinne von Adam Smith (Theory of moral sentiment) nicht allgemein gefunden werden mag, wenn sie gewiß nicht geeignet ist, darauf eine Theorie der Wertung von Leiden anderer, Mitleid, Ethik zu gründen, soweit hat diese Lehre doch wohl recht, daß ein Miterleben fremden Leidens eine sehr häufige Erscheinung ist. Dieses Vermögen scheinen die Sadisten zu großer Vollkommenheit ausgebildet zu haben. Was sie den anderen tun, erleiden sie teilweise selbst in der Phantasie (vgl. dazu ein Beispiel in dem Abschnitt über die Phantasien) derart, daß auch das sadistische Erleben nicht nur aus der Quelle der Grausamkeit, sondern ebenso aus der des erduldeten Leidens schöpft.

Ob das umgekehrt auch für den Masochismus gilt, ob hier die Phantasie der Grausamkeit eine Rolle spielt, vermag ich nicht zu sagen.

Die Literatur über Sadismus und Masochismus ist ungeheuer groß, sowohl die wissenschaftliche wie die pseudowissenschaftliche, vor allem die belletristische. Gerade dieser Umstand muß wiederum darauf hinweisen,

[1] Z. B.: „Ein Mann, der an den Stellen mit den Nägelzeichen gezeichnet ist, bringt in der Regel selbst ein festes Frauenherz zum Gleiten." Gezeichnet = zerkratzt, bemerkt zu dieser Stelle der so überaus gewissenhafte Kommentar.

daß wir es hier mit einem verständlichen Phänomen zu tun haben, daß es aus dem Boden der normalen Sexualität irgendwie erwächst. Ich verfüge zwar über keine Zählungen, doch scheint mir, daß z. B. die belletristischen Werke — um ihren Kunstwert handelt es sich dabei nicht —, welche algolagnische Abartungen schildern oder zumindest solche Züge verwerten, an Zahl diejenigen ganz erheblich übertreffen, welche homosexuelle Beziehungen zum Gegenstand haben, obwohl es auch an solchen nicht mangelt.

Was sonst noch etwa vorkommende sexuale Abartungen anlangt, so scheint mir deren Behandlung nicht die Mühe zu lohnen. Man müßte so ziemlich immer wieder das gleiche wiederholen.

Wirft man einen Blick auf alle diese Erscheinungen, so drängt sich einem immer wieder die schon berührte Frage auf: warum denn der eine Mensch auf irgendwelche Einflüsse mit der Entwicklung einer Perversion reagiere, der andere nicht. Wir hörten, daß eine besondere sexuale Konstitution angenommen wird. Worin sie besteht, ob sie somatischer Natur ist, ob sie als rein seelisch gedacht werden soll, wissen wir nicht. Ich glaube nicht, daß uns das wundernehmen kann. Wir stehen hier vor demselben Rätsel wie bei allen anderen Lebensäußerungen auch. Alle setzen sie eine gewisse Anlage voraus, ohne die äußere Einflüsse niemals wirksam werden könnten. W. Stern sagt irgendwo ganz richtig, wir könnten niemals eine Eigenschaft erwerben, wenn wir nicht die Disposition zu dieser Erwerbung mitbrächten. So auch hier; was aber Dispositionen seien, wissen wir nicht. Darüber Hypothesen auszuspinnen, ist kaum Aufgabe des Psychologen, sicherlich hier nicht der Ort.

Es hat sich, darüber sind einige Worte vonnöten, Löwenfeld (76) bemüht, das Wesen der Sexualkonstitution schärfer herauszuarbeiten. Er operiert allerdings mit einem etwas verwaschenen Konstitutionsbegriff, insoferne ihm Konstitution nicht nur das Angeborene, durch die Erbmasse Bestimmte ist, sondern auch erworbene Beschaffenheiten. So sagt er: „Die ungünstigen Sexualkonstitutionen beruhen m. E. nur zum kleineren Teil auf angeborener Veranlagung; sie sind weit vorwaltend die Folge von Schädlichkeiten, welche auf das Individuum in den ersten Lebensdezennien einwirken. Unter diesen spielt die Masturbation zweifellos die Hauptrolle." Wir haben uns heute, wesentlich auf Grund der Arbeiten von Martius, Tandler u. a., daran gewöhnt, als Konstitution nur die ererbte Beschaffenheit, wie Tandler sagt, „das somatische Fatum des Individuums", anzusehen, und bezeichnen alle im Laufe des individuellen Lebens auf den Organismus modifizierend einwirkenden Faktoren als konditionale.

Löwenfeld kennt folgende Konstitutionspaare:

a) eine robuste und eine schwächliche Sexualkonstitution, bestimmt durch die sexuelle Leistungs- und Widerstandsfähigkeit;
b) eine erethische und eine torpide, bestimmt durch die sexuelle Erregbarkeit;
c) eine libidinöse und eine frigide, bestimmt durch die sexuelle Bedürftigkeit;

d) eine plethorische und eine anämische (dürftige), bestimmt durch den nutritiven Zustand des Sexualapparates;
e) eine sadistische und masochistische, bzw. sadistisch-masochistische, algolagnische Sexualkonstitution.

Worin aber letzten Endes die Besonderheiten solcher Konstitutionen bestehen sollen, geht auch aus dieses Autors Ausführungen nicht hervor. Es muß überdies angemerkt werden, daß die Aufstellung des letzten Paares dieser Konstitutionen, wenn sie nicht als angeboren angesehen werden sollen, eigentlich keinen Erklärungswert beanspruchen kann. Denn, wie immer wieder von den verschiedenen Autoren hervorgehoben wird, Einflüsse, welche die Sexualentwicklung in eine abgeartete Richtung drängen könnten, dürften wohl in keines Menschen Leben vermißt werden. Warum also der eine zum Sadisten wird, der andere nicht, bleibt so unerklärt wie zuvor. Wie gesagt, schon die Beeinflußbarkeit in einer bestimmten Richtung setzt ein dispositionelles, konstitutionelles Moment voraus. Vorderhand bewegen wir uns hier noch völlig im Dunkel. Ob und wie hier eine Mehrung unserer Einsicht möglich ist, bleibe dahingestellt.

Zum Schlusse dieses Abschnittes noch einige Bemerkungen über die Sexualität der Geisteskranken. Man muß dabei unterscheiden zwischen den tatsächlichen, deskriptiv faßbaren oder aus dem Verhalten der Kranken heraus zu verstehenden psychosexualen Abläufen und den genetischen Überlegungen, welche im Sinne psychoanalytischer Gedankengänge in den psychotischen Symptomen Auswirkungen einer veränderten Sexualität sehen wollen.

So behauptet z. B. neuerdings O. Groß (49), daß die sadistische Sexualität der Paranoia, die masochistische der Schizophrenie zugrunde liege, während Freud u. a. die Anschauung vertreten haben, die Paranoia erwachse auf dem Boden homosexueller Tendenzen usw. Das sind genetische Spekulationen, welche die Psychopathologie interessieren mögen, zur Vertiefung eines psychologischen Verständnisses m. E. aber nichts beitragen.

Es ist ungemein schwierig, sich ein Bild vom Sexualleben der Psychotischen zu machen, insbesondere dann, wenn wir den Eindruck einer Abweichung vom Normalen gewinnen. Ist es schon nicht einfach, vielleicht in vielen Fällen überhaupt unmöglich, sich das psychotische Erleben auf anderen Gebieten anschaulich zu vergegenwärtigen, so entzieht sich dasjenige innerhalb der psychosexualen Sphäre begreiflicherweise — ist es ja schon im Normalen, ja in uns selbst so ungemein schwer zu fassen — um so mehr unserem Blicke. Sicherlich gibt es zahlreiche Fälle, in welchen von einer Abänderung psychosexualen Erlebens nicht gesprochen werden kann. Es partizipieren die es begleitenden, sich daran knüpfenden Phänomene, Gefühle, Urteile usw. natürlich an der Störung, welche die Psychose für die Gesamtpersönlichkeit mit sich bringt, das Grundphänomen aber ist dasselbe wie beim Normalen geblieben. Anderseits sehen wir Abänderungen rein quantitativer Art, wenn man so sagen darf, Herabsetzungen und Steigerungen des Begehrens, eine Verflachung der Objektwahl,

indem die individualisierenden Ansprüche immer geringer werden u. dgl. m. Schließlich aber auch begegnen wir Äußerungen, die auf eine grundsätzliche Wandlung des Erlebens hinweisen. Die bei Schizophrenen, aber auch bei anderen Geisteskranken häufig vorkommenden, vielleicht auf Abänderungen der Geschlechtsempfindung zurückzuführenden Aussprüche wurden schon einleitend erwähnt. Auch der Sexualaffekt scheint von Grund auf verändert sein zu können. Freilich, in welcher Weise, ist nicht zu sagen. Soviel ich sehe, hat man auch dieser Frage deskriptiver Psychopathologie bislang recht wenig Aufmerksamkeit zugewendet.

Eine, wenn man will, ebenfalls hierher zu zählende Abartung soll später in dem Kapitel über Liebe zur Sprache kommen, nämlich die Dissoziation zwischen „Sinnlichkeit" und „Erotik", wie Löwenfeld (76) sagt. Es trifft aber diese Variationsmöglichkeit gleichermaßen die normale wie die inverse oder perverse Sexualität und kann erst in einer Ebene des Erlebens zustande kommen, in der mit dem unmittelbar Sexualen noch andere Erlebensmomente eine innige Verbindung eingegangen haben.

Kurz ist schließlich die Frage zu streifen, welche Stellung denn die sexual Abgearteten zu ihrer Sexualität einnehmen.

Man hört gelegentlich von solchen Persönlichkeiten den Ausspruch, sie würden sich als vollkommen normal vorkommen, ihre Art sexualer Tendenzen für völlig selbstverständlich ansehen, wenn sie nicht wüßten, daß andere Menschen anders empfänden, daß das Strafgesetz ihr Verhalten bedrohe usw. Ich bin nicht ganz von der durchwegigen Aufrichtigkeit dieser Äußerungen überzeugt. Es zeigen ja, wie angeführt wurde, die Invertierten trotz allem vielfach eine deutliche Tendenz auf das andere Geschlecht, ebenso die meisten, die sich ausschließlich in autoerotischem Gehaben gefallen. Und ähnliches gilt für die anderen Abartungen. Hält man daneben, daß viele dieser Menschen unter ihrer sexualen Beschaffenheit leiden, die sie oft genug zum Arzt führt, und zwar nicht nur aus sozialen und moralischen Gründen leiden, sondern deshalb, weil sie irgendwo in sich doch den Trieb auf das normale Sexualobjekt und das normale Sexualziel finden und diesem sozusagen nur der Weg versperrt ist, so scheint mir, daß die überwiegende Mehrzahl bei völliger Ehrlichkeit — vor allem gegen sich selbst — ein Wissen um die Abartung hätte, oder besser gesagt, ihre Sexualität unmittelbar als abgeartet erleben würde.

Das weitere Verhalten hängt natürlich von einer Reihe, in erster Linie charakterologischen, aber auch äußeren Momenten ab. Viele ringen mit ihren Trieben, sind im Grunde Sadisten, Homosexuelle usw., ohne je diesen Tendenzen einen Einfluß auf ihre Handlungsweise einzuräumen. Viele leben sozusagen nach beiden Seiten, abgeartet und normal, nebeneinander, nacheinander. Eine nicht kleine Zahl verfällt durchaus der Abartung, aus Widerstandsschwäche, die selbstverständlich eine relative ist, zu messen an der Stärke des Triebes. Freilich, wie kann man je entscheiden, wie stark ein Trieb sei, wie stark der Wille sein könnte.

Die Kämpfer und Sieger erleben oftmals, daß ihre in der Wirklichkeit überwundenen Tendenzen in Träumen und Phantasien zum Durchbruch kommen.

Ich erwähnte schon, daß auch die Abartung *in unechter Weise*, als Spiel, als Pose auftreten kann. Zuweilen ist sie nur das; es kann einmal — ich kenne solche Fälle — in irgendeinem Kreise gewissermaßen Mode werden, sich homosexuell zu gerieren oder als Sadist. Solche Individuen werden wohl meist den Weg zur normalen Betätigung zurückfinden. Es ist dann, wie in dem Falle des Sadismus als Ausdruck der prometheischen Auflehnung, die betreffende Abartung nur Symbol für eine bestimmte Einstellung der Gesamtmentalität, hier zumeist eine Neigung zum Anderssein, Besonderssein, einer Art Ästhetentum. Solche Individuen vermehren dann die Zahl der echt Abgearteten; ich bin überzeugt, daß sich unter den Lesern der „Sonne" — Organ des Reichsfreundschaftsbundes der Homosexuellen, das einer Notiz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" zufolge eben gegründet wurde — zahlreiche solche Mitläufer befinden werden.

Aus diesem Grunde, und weil Sensationslust mehr als einen in eine Bahn locken kann, die ihn zu Schwierigkeiten und vielleicht Lebensunfähigkeit führt, hat Isserlin (59) vollkommen recht, wenn er sich energisch gegen Blühers (13, 14) Aufstellungen wendet, deren innere Haltlosigkeit jedem kritischen Leser sich aufdrängen muß, die aber durch die Art der Darstellung auf Jugendliche und Unerfahrene mehr als erwünscht einwirken mögen. Sie beruhen übrigens auf der, wie noch gezeigt werden wird, irrigen Annahme, daß alle Arten von Liebesbeziehungen, ja von Beziehungen zwischen Menschen überhaupt, letztlich in der Sexualsphäre gründen. Sie seien daher hier nur genannt, ohne weiter behandelt zu werden.

Ob die Abartungen Degenerationserscheinungen seien oder nicht, ist wesentlich eine Frage der Wertung, auf die ich nicht eingehen will. Mißt man den Wert des Menschen an seinem Anteil an der Fortpflanzung und Vermehrung der Rasse, des Volkes, so sind sie es natürlich. Mißt man ihn an sonstigen Leistungen, so müssen sie es nicht sein, sowenig der asexuelle oder sexual unbedürftige Mensch darum minderwertig sein muß.

EROTISCHE PHANTASIEN, TRÄUME. HALLUZINATIONEN

Wie andere Wünsche, Gedanken, Erlebnisse auch, spielen erotische Elemente im Phantasieleben ihre Rolle. Insoweit würde eine besondere Behandlung der erotischen Phantasien eigentlich keine Berechtigung haben. Dringt man indes in den Inhalt und wohl auch den Mechanismus und die Form dieser Phantasien etwas tiefer ein, so scheint sich herauszustellen, daß ihnen in mancherlei Hinsicht besondere Merkmale eignen, die sie, wenn schon nicht gegen alle, so doch die Mehrzahl der sonstigen Phantasien kennzeichnen und die einer näheren Betrachtung wohl wert sind.

Schon der Umstand, daß die erotische Phantasie einen besonderen, in gewissem Sinn als exzeptionell zu bezeichnenden somatischen Zustand mit einschließt, hebt sie aus der Gesamtmasse der übrigen Phantasieerlebnisse heraus. Mit Vorbedacht wähle ich den unbestimmten Ausdruck, es „schließe die Phantasie den körperlichen Zustand mit ein", um über die wechselseitigen Abhängigkeiten nichts zu präjudizieren. Es wird von diesen alsbald einiges zu sagen sein.

Phantasieerlebnisse, mögen sie nun dauernd als solche bewußt bleiben oder den mehr oder weniger ausgeprägten Wirklichkeitscharakter des Tagtraumes annehmen, sind doch m. E. in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle dadurch ausgezeichnet, daß die in ihnen erlebten Gefühle ebenfalls der Sphäre des Phantasierten angehören, Phantasiegefühle sind. Nur in relativ seltenen Momenten erlangt ein solches Phantasiegefühl durch einen hier nicht zu untersuchenden Umwandlungsprozeß den Rang eines echten Erlebnisses, so daß auch deutliche Nachwirkungen im nicht mehr phantasiemäßigen Erleben zustande kommen; etwa die gehobene Stimmung, die ein Tagtraum, in dem die Erlangung einer erstrebten sozialen Stellung vorgespiegelt wurde, dauert an, oder die gereizte Stimmung, in der sich der Träumende gegen irgendeine Person befunden hat, bewirkt, daß er dieselbe nunmehr auch in der Wirklichkeit brüskiert u. dgl. m. Im allgemeinen aber scheinen mir die Affekte und insbesondere ihre körperlichen Begleiterscheinungen auch in recht lebhaften Tagträumen wenig ausgeprägt zu sein, doch immer noch den Charakter des Vorstellungsmäßigen beizubehalten [1].

Anders aber steht es mit den Phantasien sexuellen Inhaltes. Sie gehen wohl immer mit einem real erlebten Sexualaffekt einher; sie stammen entweder aus einem solchen, oder sie führen in einen solchen hinein.

---

[1] Damit soll über die Beziehungen von Vorstellung und Wahrnehmung nichts ausgemacht sein. Die Ausdrucksweise obigen Passus ist wohl die übliche; inwieweit ich auch die übliche Auffassung des Problems teile, gehört nicht hierher.

Diese Beziehungen sind aber keine ganz einfachen, auch in vielen Fällen nicht ohne weiteres und zuweilen auch nie vollkommen durchsichtig.

Soweit meine Erfahrung reicht, scheint es hier zwei extreme Typen zu geben, zwischen denen natürlich allerhand Übergänge vorkommen. Auch sind diese Typen keineswegs so zu denken, daß etwa ein und derselben Person nur ein Typus eigentümlich wäre; vielmehr können die Phantasien eines Individuums beiden Typen angehören.

Der eine, wie es scheint, beträchtlich häufigere Typus ist der, daß die Phantasie durch eine spontan oder anscheinend spontan oder im Anschluß an ein aktuelles Erlebnis bzw. an eine Erinnerung auftretende sexuelle Erregung herbeigeführt wird. Die nach irgendeiner Lösung drängende Sexualerregung gibt den Boden ab, auf dem die erotische Phantasie erwächst. Im Ablauf dieser Phantasie gibt es unzählige Varianten, nicht nur was den — später noch zu besprechenden — Inhalt anlangt, sondern auch hinsichtlich der Rolle, welcher den Phantasieerlebnissen in der Erledigung, „Abfuhr", der Sexualerregung zukommt. Wie es denn überhaupt unmöglich ist, den Formenreichtum des Phantasieerlebens — vielleicht überhaupt, gewiß innerhalb der erotischen Sphäre — zu erschöpfen, so entzieht sich auch hier die Mannigfaltigkeit des Materials einer umfassenden Darstellung und Klassifizierung; ganz abgesehen davon, daß unsere Kenntnisse gewiß noch außerordentlich lückenhafte sind.

Wiederum scheint es mir hier innerhalb dieses Typus zwei Extreme der Verlaufsformen zu geben. In dem einen Fall erzwingt der Ablauf der somatischen Prozesse eine entsprechende Gestaltung der Phantasieerlebnisse, in dem anderen Fall scheinen sie mehr selbständig eine die Erregung steigernde und zur Lösung führende Funktion auszuüben.

Solche Personen sind oft überhaupt nicht imstande, willkürlich erotische Phantasien zu produzieren; sie sind sozusagen den Launen ihrer körperlichen Sexualität ausgeliefert.

Der zweite Typus ist durch die — anscheinend recht seltenen — Fälle repräsentiert, in welchen den Sexualphantasien durchaus eine primäre Stellung zukommt und sie erst die somatische sexuelle Erregung nach sich ziehen. Ja, es kommt sogar vor, daß der Betreffende auf alle Weise eine solche körperliche Erregung herbeizuführen trachtet, weil die erotischen Phantasien ihn quälen und er sie erst durch den Ablauf des somatischen Vorganges loswerden kann. So berichtete mir ein 24jähriges Mädchen, sie werde zuweilen von Gedanken, Wünschen, Phantasien sexuellen Inhaltes überfallen, die sie aufregten und beunruhigten, ihr Denken vollständig in Anspruch nähmen; dabei fehle jegliche körperliche sexuelle Erregung. Sie greife vielmehr zu allerlei Hilfsmitteln und Manipulationen, um diesen körperlichen Zustand herbeizuführen. Wenn einmal eine Erregung gewissen Grades eingetreten sei, so träte sozusagen eine Verschmelzung der somatischen und psychischen Abläufe ein, die dann gemeinsam im Orgasmus ihre Beendigung fänden. Fast niemals aber kam es, nach den Angaben der Referentin, zu einem spontanen Auftreten der Sexualerregung durch die Phantasien allein, ohne Mithilfe von körperlich erregenden Eingriffen. Nun mag das

ein seltener und wirklich extremer Fall sein; es handelt sich dabei überdies um eine zweifellos von der Norm immerhin einigermaßen abweichende Persönlichkeit.

Häufiger aber scheinen Fälle zu sein, die diesem eben erwähnten doch recht nahe stehen. Das sind Individuen, bei welchen die zunächst auftretenden erotischen Phantasien auch nicht zur Erledigung im Sexualaffekt führen, sondern die gezwungen sind, gewisse, meist typisch wiederkehrende und geläufige Vorstellungen zu Hilfe zu rufen, um die somatischen Phänomene auftreten zu lassen. Ein 22jähriger Student berichtete, daß er öfters von einer unbestimmten, seiner Angabe nach rein psychischen sexuellen Stimmung ergriffen werde — die Ausdrucksweise ist die des Betreffenden —, welche ihn aufrege, die aber nie zu einer Lösung komme, wenn er nicht eine bestimmte, sadistisch gefärbte Phantasie usw., immer die gleiche, willkürlich damit verknüpfe.

Eine Mittelstellung nehmen vielleicht jene Fälle ein, bei welchen eine körperliche sexuelle Erregung zunächst ohne begleitende Phantasien sich einstellt und bei welchen — wiederum meist für das Individuum typische — Phantasien willkürlich wachgerufen werden, um die Erregung zu steigern und der Lösung entgegenzuführen.

Umgekehrt kommt es häufig vor, daß manche Phantasien immer wieder und wieder vor die Augen geführt werden und auf diesem Wege ein allmähliches Ansteigen der körperlichen Erregung bewirkt wird. Für die Psychologie dieser Vorgänge ist es, nebenbei bemerkt, ohne Belang, ob die Erledigung der Sexualspannung allein auf dem Wege des Phantasieerlebnisses oder unter Zuhilfenahme körperlicher Manipulationen, in erster Linie masturbatorischer, oder gelegentlich auch durch den Geschlechtsverkehr erfolgt.

Es würde, glaube ich, zu weit führen, hier noch weitere Beispiele von Varianten dieser Zusammenhänge beizubringen. Es mag das Angemerkte genügen, um auf die Polymorphie dieser Abhängigkeiten hinzuweisen, die weiter aufzuklären eine vielleicht nicht undankbare Aufgabe wäre.

Natürlich gibt es Mischformen, bei welchen es gar nicht möglich ist zu entscheiden, ob der Phantasie oder der körperlichen Erregung die Rolle des primären Momentes zukommt, bei denen beide anscheinend vollkommen simultan auftreten. Es dürfte dies für die überwiegende Mehrzahl der Fälle gelten.

Die Anlässe im weiteren Sinne zur erotischen Phantasie sind ebenfalls mannigfacher Art. Genau genommen kann man hier von einem Anlaß nur in jenen Fällen sprechen, in welchen die somatische Erregung sich erst im Verlaufe der Phantasie einstellt. Vielfach kommt dabei der Phantasie die Aufgabe — bewußt oder unbewußt; ich glaube, meist ersteres — zu, die ihres Lustcharakters wegen gesuchte Erregung herbeizuführen.

Im übrigen fallen natürlich die Anlässe zur erotischen Phantasietätigkeit vielfach mit den schon früher besprochenen Anlässen für das Auftreten des Sexualaffektes überhaupt zusammen.

Eine Zwischenbemerkung. Die erotische Phantasie ist ein Erlebnis der objektiven oder subjektiven Einsamkeit; wobei ich unter subjektiver

Einsamkeit das Sichalleinfühlen auch unter Menschen, den Abschluß von der Umgebung verstanden haben will, der zuweilen als „Geistesabwesenheit" bemerkt, sehr häufig auch übersehen wird, sich auch gar nicht in einem besonderen Gehaben auszudrücken braucht. Auch hier sind die Beziehungen offenbar verschiedener Art. Zuweilen scheint diese subjektive Einsamkeit Folge des erotischen Tagtraumes zu sein, zuweilen scheint sie ihm voranzugehen und nur sein Auftreten zu begünstigen. Freilich wird man dabei immer der Möglichkeit gedenken müssen, daß unbemerkte sexuelle Einstellungen schon die Herstellung der Einsamkeit veranlassen. Ferner: die erotische Phantasie ist die Folge der physischen oder psychischen Unmöglichkeit, den Phantasieinhalt selbst oder ein ihm adäquates Sexualerleben zu realisieren. Über den Sinn der Bestimmung „adäquat" wird später noch zu reden sein. Einsamkeit und Unmöglichkeit der Realisierung sind sozusagen negative Anlässe der Phantasie.

Es ist daher begreiflich und ja auch allgemein bekannt, daß die erotische Phantasie dem jugendlichen Alter, vor Ermöglichung des Geschlechtsverkehres, eigentümlich ist sowie allen jenen, die sich in analoger Lage befinden, was weiterer Ausführung nicht bedarf.

Bemerkenswert erscheint folgender Mechanismus. Während es bei anderen Affekten kaum vorkommen dürfte, daß ein zu ihrer Auslösung geeignetes Erlebnis in dem Augenblicke seines Auftretens sozusagen an der Affekterzeugung verhindert, zu ihr gewissermaßen nicht zugelassen wird, um erst später hervorgeholt, reproduziert und zur Herbeiführung des affektiven Zustandes verwendet zu werden, ist dies in der Produktion erotischer Phantasien ein ungemein häufiger, man kann fast sagen, alltäglicher Vorgang. Es ist dies wohl zu unterscheiden von jenen Fällen, in denen ein affektauslösendes Erlebnis in der Erinnerung neuerdings den Affekt, unter Umständen sogar in verstärktem Maße, auftreten läßt. Etwa: man ärgert sich über irgendein Vorkommnis, und wenn man später sich desselben wieder erinnert, ärgert man sich noch einmal. In solchen Fällen war aber allemal, auch im Augenblick des ersten Erlebens, der betreffende Affekt, also z. B. der Ärger, da, auch wenn man ihm nicht freien Lauf lassen konnte. Ferner ist auch nicht jenes Verhalten gemeint, in welchem ein Affekt bei der Erinnerung erst auftritt, weil nunmehr erst, im Laufe des Überdenkens, eine Seite des Erlebens hervortritt, bemerkt wird, welche affektauslösend zu wirken vermag. Es kommt nicht so selten vor, daß einem erst später klar wird, daß man sich über ein bestimmtes Ereignis, eine Äußerung eines Dritten z. B., eigentlich hätte ärgern sollen, weil sie so oder so gemeint war, und sich dann auch wirklich ärgert. Alles dieses gibt es natürlich auch auf sexualpsychologischem Gebiete. Davon aber ist hier nicht die Rede.

Es verläuft das hier gemeinte Erlebnis ungefähr so: Jemand liest einen Roman und trifft darin auf eine Stelle, die an und für sich geeignet scheint, als Anknüpfungspunkt für erotische Phantasien oder auch unverändert als deren Inhalt zu fungieren. Dies wird sozusagen nur im Vorüberlesen gemerkt, ohne daß es zur Produktion einer Phantasie kommt, und sehr oft anscheinend auch, ohne daß ein Sexualaffekt selbst andeutungs-

weise anklingt. Irgendwann einmal wird dann diese Romanszene hervorgeholt und zum Anlaß genommen, eine erotische Phantasie zu entwickeln und den Sexualaffekt zu erzeugen. Insbesondere jene Individuen, welche die sexuelle Erregung bewußt aufsuchen und — sei es aus mangelnder Erfahrung oder aus sonst irgendwelchen Gründen — unmittelbar körperlich erregende Mechanismen meiden, bedienen sich dieses Verfahrens. Begreiflicherweise spielt es daher auch in der Sexualpsychologie der Jugendlichen eine nicht unerhebliche Rolle, die aber keineswegs auf diese Altersstufe beschränkt ist.

Selbstverständlich bleibt immer die Möglichkeit offen, eine im Augenblicke des aktuellen Erlebens unbewußt ablaufende sexuale Erregung anzunehmen, die dann eben in der Erinnerung manifest werde. Beweisen läßt sich solche Behauptung nicht, es sei denn, daß man der psychoanalytischen Methode eine Beweiskraft zuerkennt, die ich nicht anzuerkennen in der Lage bin. Aber auch im Falle, daß die Dinge tatsächlich so lägen, schiene mir der skizzierte Mechanismus immer noch sich aus den sonstigen, ähnlichen herauszuheben.

Ganz besonders vielgestaltig ist nun der Inhalt der erotischen Phantasien. Bei jenen Individuen, die den Geschlechtsverkehr schon kennengelernt haben, ist der Inhalt sehr oft — aber keineswegs immer — durch die Erinnerung an einen konkreten Sexualakt gebildet. Beispiel: Sexualphantasien in der Trennung. Dabei ist die Phantasieleistung eine relativ geringe.

Anders schon steht es mit jenen Individuen, welche zwar den Sexualakt erfahren haben, ihn aber in der Phantasie mit einer anderen Person vollziehen, als es jene war oder waren, welche im realen Erleben den Partner abgaben. Dieser Substitutionsvorgang erfordert schon einen beträchtlicheren Aufwand produktiver Phantasie. Es verdient angemerkt zu werden, daß — was ebenfalls sattsam bekannt ist — diese Phantasie auch während des effektiven Geschlechtsverkehres mit einem ungeliebten oder unbegehrten Partner vorkommt, wobei dann freilich die Bewußtheit des Aktes eine größere ist als sonst.

Diese Unterschiede erstrecken sich auf das „Sexualobjekt". Es gibt deren mehr. Die ganze Vielgestaltigkeit sexuellen Erlebens spiegelt sich begreiflicherweise in den Inhalten der erotischen Phantasien wider.

Es gibt Menschen, für welche das phantasierte Sexualobjekt lange Zeit hindurch immer dasselbe bleibt. Dabei kann es eine wirklich existierende Gestalt oder ein reines Phantasieprodukt sein. Eine Zwischenstellung nehmen jene Fälle ein, bei welchen als Sexualobjekt eine zwar gesehene, vielleicht auch gekannte Persönlichkeit fungiert, die aber dem Phantasierenden im wirklichen Leben ganz ferne steht. Es gibt z. B. Schauspielerschwärmereien von jungen Mädchen, wo der „Angebetete" auch den Partner der erotischen Phantasie abgibt; vielfach allerdings führt solche Schwärmerei, auch wo sie zweifellos erotischen Charakter hat, nicht so weit. Bemerkenswert ist vielleicht, daß dem phantasierten oder in der Phantasie vergegenwärtigten Sexualobjekt eine auffallende „Treue", wenn man so sagen darf, gewahrt wird. Auch Menschen, welche in ihrem sexuellen Begehren und auch in der Befriedigung desselben mit den Objekten viel-

fach wechseln, halten oft in ihren Phantasien an den altgewohnten Objekten und — wie wir gleich hören werden — an den Zielen fest, so daß es zu einer Fixierung ganz bestimmter, für das Individuum charakteristischer Phantasieszenen oder Szenenfolgen kommen kann.

Der extreme Grenzfall des phantasierten Sexualobjektes ist wohl der Incubus bzw. Succubus. In den „Nouvelles magiques" des Remy de Gourmont wird solch eine Incubusphantasie anschaulich geschildert.

Woher dieses Beharrungsvermögen des phantasierten Sexualobjektes rührt, ist eine Frage für sich, die zweckmäßig zusammen mit der nach der Konstanz der ganzen Szenen überhaupt zu behandeln sein wird.

Hinsichtlich des Sexualobjektes der erotischen Phantasien finden sich alle Abartungen, die das normale oder pathologische Sexualleben bietet: hetero- und homosexuelle Phantasien, Phantasien sodomistischen Inhaltes; autoerotische Phantasien ohne Beziehung auf einen Partner scheinen ebenfalls vorzukommen. Sie würden offenbar unter den von der Psychoanalyse formulierten Begriff des Narzißmus fallen. Für den Psychologen bieten indes diese Varianten deshalb kein besonderes Interesse, weil ja die Einstellung des Phantasierenden zu seinem Objekt im Grunde dieselbe bleibt, welcher Art immer dasselbe sein mag. Es wiederholt sich das, was oben schon über die „Perversionen" des Sexuallebens angemerkt werden konnte.

Dasselbe gilt für das „Sexualziel". Jegliche Form sexueller Befriedigung zunächst kann auch in der Phantasie erlebt werden. So findet man normal-heterosexuelle und homosexuelle Phantasien, solche exhibitionistischen Charakters, solche mit sadistischem oder masochistischem Einschlag in mehr oder weniger deutlicher Ausprägung usw. Sehr häufig besteht dabei eine auffällige Diskrepanz zwischen dem realen und dem phantasierten Sexualleben, eine Tatsache, auf welche die Psychoanalyse wiederholt hingewiesen hat, die sich aber auch dem Nichtpsychoanalytiker durchaus aufdrängt und ohne jede psychoanalytische Technik aus den spontanen Angaben entnommen werden kann. Ein völliges Auseinanderfallen des Phantasielebens und des realen Lebens ist vielleicht nicht allzu häufig. Vielfach findet eine Art Kompromiß derart statt, daß die Sexualziele der Phantasie auch bei der realen Sexualbefriedigung mitklingen, daß z. B. den normalen Geschlechtsverkehr irgendeine Phantasie anderer Art begleitet.

Auch die phantasierten Sexualziele jener Individuen, welche einen konkreten Geschlechtsverkehr noch nicht kennengelernt haben, weisen einen großen Formenreichtum auf. Es scheint dabei die „sexuelle Aufklärung" eine recht untergeordnete Rolle zu spielen. Offenbar genügt auch ein ausgebreitetes theoretisches Wissen um den Vorgang des Geschlechtsverkehres nicht, um ihm die für die Herbeiführung der gesuchten Spannung und Lösung nötige Durchschlagskraft zu verleihen.

Entkleidungsszenen spielen unter den Phantasien dieser Menschen eine große Rolle. Bei jungen Mädchen scheint die Vorstellung des Sichentkleidens oder auch des Entkleidetwerdens durchaus zu überwiegen; fast nie scheint die Entkleidung des Mannes vorzukommen. Auch diese Entkleidungsphantasien sind sehr vielgestaltig. Es kann tatsächlich eine

ganze Entkleidungsszene erlebt werden, oder die Phantasie setzt sofort mit dem Bilde des Entkleidetseins ein. Die phantasierte Situation ist zumeist die, daß das Mädchen sich vor einem bestimmten, sie erotisch interessierenden Mann entkleidet. Ich kenne aber auch Fälle, bei welchen der Mann zwar als gegenwärtig, man möchte beinahe sagen: nur gedacht wird, seine Persönlichkeit aber keine weitere Bedeutung hat, sozusagen nur den Mann überhaupt vertritt; begreiflicherweise kann bei solchen Individuen, wenn schon das Bild des Mannes konkreter, anschaulicher erlebt wird, sich sehr leicht ein Wechsel der Personen vollziehen. Vielleicht kommt es auch vor, daß die Entkleidungsphantasie allein, ganz ohne Beziehung auf einen Zuschauer — der, nebenbei bemerkt, natürlich bei Homosexuellen dem gleichen Geschlecht angehört —, als vollwertiges Sexualerlebnis auftritt. Welche Beziehungen dabei zu jener Einstellung obwalten, welche von der Psychoanalyse als „Narzißmus" beschrieben wird, bleibe dahingestellt. Ebensowenig soll uns die Frage beschäftigen, inwieweit hier in der Breite des Normalen etwa exhibitionistische Faktoren am Werke sind.

Beim Manne bzw. Jüngling nimmt die Entkleidungsphantasie zumeist die Form an, daß ein weiblicher Partner entkleidet wird oder sich vor dem Betreffenden entkleidet. Nur der passiv-homosexuell Empfindende dürfte sich der Phantasie einer Selbstentkleidung vor einem anderen hingeben. Es scheint mir aber die Entkleidungsphantasie beim weiblichen Geschlecht häufiger vorzukommen, indem zwar die Nacktheit der Frau, nicht aber die Entkleidung die Hauptrolle in den männlichen Sexualphantasien spielt.

Die Gefühlsbetonung dieser Phantasien ist oft eine recht komplizierte. Bei der Frau wird auch das Phantasieerlebnis zuweilen ebensosehr als lustbringend als auch als peinlich empfunden, indem die Scheu vor der Entblößung mitspricht. Vielfach allerdings fehlt den Phantasien dieser Nebenton; sie werden geradezu deshalb aufgesucht, weil in ihnen dem Individuum Verhaltungsweisen möglich sind, die ihm in der Wirklichkeit nicht nur aus äußeren, sondern vornehmlich aus inneren Hemmungen heraus versagt bleiben. Ferner verdient angemerkt zu werden, daß auch das peinliche Gefühlsmoment seinerseits eine Lustkomponente mit sich führen kann, wenn man will, ein masochistischer Zug, in welchem sich eine gewisse Freude daran ausspricht, sei es als Opfer für den Geliebten die Unannehmlichkeit auf sich zu nehmen, sei es, weil von vornherein das Erlebnis „ambivalent" ist. Umgekehrt enthält die männliche Phantasie der Entkleidung der Frau durch den Mann eine, entsprechend als sadistisch zu bezeichnende Nuance.

In vielen Fällen genügt diese Phantasie zur Herbeiführung nicht nur der sexuellen Erregung, sondern auch der Lösung derselben. Weder erfährt die phantasierte Szene eine weitere Ausgestaltung, noch muß es zu körperlichen Eingriffen kommen. (Selbstverständlich dient oft genug die Phantasie nur dazu, um jenen Grad sexueller Erregung zu erzeugen, der die Erreichung der Befriedigung durch autoerotische Handlungen ermöglicht.)

So berichtete mir ein 22jähriges Mädchen, das an psychogenen Angstzuständen zweifellos sexuellen Ursprunges litt, daß sie zwar oft ihre Phantasien durch masturbatorische Manipulationen abschließe, aber nicht selten auch ohne solche zur Befriedigung gelange. Den Inhalt bildete stets die Szene des Sich-Entkleidens vor einem Manne — infolge der außerordentlich ansprechbaren Sinnlichkeit des Mädchens gewöhnlich desjenigen, den sie gerade zuletzt gesehen, gesprochen hatte. Sie hatte nie mit einem Manne verkehrt, war aber über das Wesen des Geschlechtsaktes theoretisch unterrichtet. Einmal übrigens fand sie sozusagen den Mut, ihre Phantasie zu verwirklichen. Sie provozierte oder simulierte — schwer zu entscheiden —, während sie sich im Bade befand, einen hysterischen Anfall, so daß die Umgebung sie für schwer erkrankt hielt, und fand so, wie sie selbst nachträglich mir zugestand, die Gelegenheit, tatsächlich sich unbekleidet den Blicken eines Mannes, des zugezogenen Arztes, auszusetzen. Diese wirklich erlebte Szene verwob sie späterhin mit ihren Entkleidungsphantasien.

Oft aber schließen sich an diese Phantasien oder verbinden sich von vornherein mit ihnen noch weitere Elemente. Etwa: die Phantasie der Berührung, des Kusses u. dgl.; selten, vielleicht gar nicht, wie gesagt, eine Phantasie des tatsächlich vollzogenen Aktes. Manchmal begegnet man zwar Angaben, die zur Auffassung verleiten könnten, daß dennoch, aus dem bloßen Wissen heraus, ohne den Geschlechtsverkehr tatsächlich erlebt zu haben, derselbe phantasiert werde oder zumindest eine Phantasie auftrete, die den Verkehr darstellen soll. Man könnte, in Anlehnung an psychoanalytische Gedankengänge, daran denken, daß unbewußt gewordene, verdrängte infantile Sexualerlebnisse, so der Anblick des Geschlechtsverkehres, dafür das Material abgeben. Das mag sein; meine Erfahrung erlaubt mir nicht, die Entscheidung zu fällen. Indes scheint mir zuweilen doch ein etwas anderer Sachverhalt vorzuliegen. Es ist nämlich keine eigentliche Phantasie des Geschlechtsaktes, die den Abschluß bildet und die Spannungslösung herbeiführt oder begleitet, sondern nur ein mehr weniger unanschaulicher Wunsch: würde ich doch den — mir im übrigen unbekannten — Geschlechtsakt erleben, welcher mir volle Befriedigung gewähren würde.

So gab ein 26jähriges — eines organisch-peripheren Nervenleidens wegen behandeltes — Mädchen an, sie habe in Augenblicken der stärksten, unmittelbar zur Lösung drängenden geschlechtlichen Erregung den Gedanken, es sollte doch wenigstens ein Hund kommen und sie befriedigen. Sie bestritt durchaus, irgendeine Phantasie anschaulichen Charakters mit diesem Gedanken zu verknüpfen, und konnte sich auch gar keine konkrete Vorstellung davon machen, wie diese Befriedigung eigentlich vonstatten gehen sollte.

Es darf, diese Einschaltung ist vielleicht nicht unzweckmäßig, nicht wundernehmen, daß die hier angezogenen Fälle überwiegend Frauen betreffen. Es rührt dies daher, daß man von jungen Menschen, in den ersten Jahren nach der Pubertät, außerordentlich schwer eingehendere Auskünfte erhält, nicht nur, weil sie eine besondere Scheu an den Tag legen, davon zu sprechen, sondern auch deshalb, weil sie zu sehr noch unter dem Eindrucke der Neuartigkeit des Sexualerlebens stehen, zu wenig imstande sind, dazu einigermaßen objektiv Stellung zu nehmen. („*Vigilantis est, somnium narrare.*“ Seneca.) Der junge Mann aber gelangt meist recht früh zur realen Sexualerfahrung, deren Erleben und vor allem deren leicht erreichbare beliebige Wiederholung die erotischen Phantasien in einer großen Mehrzahl von Fällen zurückdrängt, fast immer aber die lebendige Erinnerung an die Phantasieerlebnisse der vorange-

gangenen Jahre beeinträchtigt. Dagegen sind sehr viele Mädchen gezwungen, ihre Erotik auch in reiferen Jahren ausschließlich in Phantasien sich auswirken zu lassen.

Während die Phantasien, etwa der Entkleidung oder eines irgendwie gestalteten Geschlechtsverkehres, eine ziemlich einfache Struktur aufweisen, gibt es anderseits solche, die ungemein kompliziert aufgebaut sind; nicht nur insofern, als die phantasierte Szene eine reichhaltige ist, sondern insbesondere hinsichtlich der Rolle, welche der Phantasierende selbst dabei spielt. Es ist natürlich unmöglich, dieses hiermit aufgeworfene Problem erschöpfend zu behandeln, vor allem deshalb, weil dadurch ein Eingehen auf die verworrene und auch noch wenig durchforschte Frage nach den Weisen des Icherlebens in den Phantasien notwendig würde. Von der Vielgestaltigkeit und Verflochtenheit der dabei auftretenden Elemente mag zunächst eine Beobachtung ein Bild geben.

Es handelt sich um einen nunmehr 27jährigen, akademisch gebildeten, nicht belasteten, und, soweit sich dies ermitteln ließ, auch keineswegs psychoneurotisch konstituierten Mann, verheiratet, Vater eines gesunden, einjährigen Mädchens. Trotz normalen, oft ausgeübten Geschlechtsverkehrs hat er eine eigenartige, aus frühen Kindheitsjahren datierende Phantasie nicht aufgegeben. Diese wird folgendermaßen beschrieben: Das für mich sexuell erregende Moment ist die Vorstellung der unbefriedigten Erregung einer Frau, einer Erregung, die ich mir geradezu als qualvoll vorstelle, zuweilen von dem ausgesprochenen Charakter körperlichen Schmerzes. Ich empfinde dabei die eigene sexuelle Erregung als die der phantasierten Frau, meinen eigenen Körper als den ihren. Es ist keine bestimmte Frau, wenigstens in den meisten Fällen, obwohl es auch vorkommt, daß irgendeine Frauengestalt, die ich gegenwärtig kenne oder einmal kannte, das Substrat abgibt. Ich befinde mich während dieser Phantasien sozusagen in einem Doppelzustand: einmal als die sexualerregte, darunter leidende Frau und zugleich als ein dies genießender Zuschauer. Oft findet auch dieser szenische Kern, den ich soeben beschrieben habe, einen Ausbau dahin, daß die betreffende Frau ihre Unbefriedigung und Qual einem Manne — mir, aber nicht mir als dem Dr. X., sondern mir, als einem nicht näher definierten Zuschauer, der doch irgendwie ich bin, gesteht, eine Art Erleichterung in diesem Geständnis und zugleich in der Entblößung vor dem Manne, ja in der Vornahme masturbatorischer Handlungen vor ihm sucht. Im Ablauf dieser Phantasie vollzieht sich dann eine plötzliche Wandlung, ich möchte sagen Umschaltung. Denn während ich zunächst als Zuschauer, und zwar auch als erotisch erregter, aber in der Phantasie doch mehr weniger unbeteiligter, indifferenter, durch die Indifferenz die Qual der Frau geradezu steigernder Zuschauer fungiere, und die an mir selbst vorhandene sexuelle Erregung wesentlich als die der phantasierten Frauengestalt gedacht wird, springt in dem Augenblicke, in welchem meine eigene Erregung sich dem Höhepunkt nähert, diese sozusagen auf mich um. Zwar wird noch durch einige Momente die Fiktion der erregten Frau festgehalten; zum Schlusse aber wird die Erregung und Befriedigung durchaus als die eigene empfunden.

Zu dieser etwas eigenartigen, wie ich glaube, aber durchaus nicht als sexualpathologisch zu wertenden Beobachtung ist anzumerken, daß sich hier in der Phantasie die, wie oben beschrieben, auch in der Realität wirksame Bedeutung der Erregung des Partners kundgibt. Daran ist nichts Merkwürdiges. Das Sonderbare liegt in der Eigenartigkeit des Ichverhaltens. Es scheint mir kein Anlaß vorzuliegen, von einer wirklichen Ichspaltung zu reden. Es wird nur die eigene Erregung in eine Phantasiegestalt gewissermaßen hinausverlegt. Eine Spaltung liegt schon deshalb nicht vor, weil der hinausverlegte Sexualaffekt doch auch irgendwie zugleich als der eigene erlebt wird. Es ist dies offenbar ein Ausdruck der früher beschriebenen Bipolarität.

Eine weitere Frage ist die nach der Herkunft des in den erotischen Phantasien verwerteten Materiales. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß konkrete Sexualerlebnisse oft wieder hervorgeholt und phantasiemäßig neuerdings durchlaufen werden. Dabei können unter Umständen Erlebnisse, die im Augenblick ihres wirklichen Vorkommens gar nicht als erotisch tingiert erlebt wurden, einen hohen erotischen Wert akquirieren. Andererseits spielen auch niemals wirklich erlebte, sondern nur angestrebte Situationen (Entkleidungsphantasie) eine Rolle. Vielfach findet man den Vorgang der Identifikation mit einer Romanfigur, welche derartige Erlebnisse hat. Darin liegt nicht zum geringsten der Anreiz zur Lektüre erotischer Romanliteratur, insbesondere für jugendliche Menschen. Sie suchen nicht so sehr die Erregung, welche ihnen durch das Lesen unmittelbar geboten wird, als vielmehr nach Material zum Aufbau ihrer Phantasien, die sich teils unmittelbar an die Lektüre anschließen — abendliches Lesen im Bett, wo dann das Buch offen liegen bleibt und nicht weitergelesen wird —, teils nach dem oben beschriebenen Mechanismus zu einem späteren Zeitpunkt ausgesponnen werden. Dabei wird entweder die betreffende Szene glatt nachgespielt oder aber ausgebaut.

Sehr oft, ich glaube, in der Mehrzahl der Fälle, haben die Phantasien etwas ungemein Eintöniges, es ist immer dieselbe Szene oder Szenenfolge, welche auftritt. Manchmal aber wird auch ein fortlaufender Roman, nach Art der auch sonst bekannten zusammenhängenden Tagträume, gedichtet und gespielt, in den an geeigneten Stellen entweder die typische Phantasie eingeschaltet wird, oder dessen erotische Momente, je nach der Entwicklung der Geschichte, in verschiedener Gestalt erscheinen.

Die Herkunft der konstanten Szenen ist schwer auszumachen. Öfters handelt es sich im Grunde doch um konkrete Erlebnisse, die den Kern der Phantasie abgeben, sehr oft um solche, die recht weit zurückliegen, aus der präpuberalen Epoche stammen.

Soviel mir scheint, spielen „Symbolisierungen" im Sinne der Psychoanalyse in den erotischen Phantasien keine Rolle.

Anhangsweise möchte ich einer Erscheinung gedenken, die man als rudimentäre oder versuchsweise Verwirklichung der Phantasie bezeichnen könnte. Der oben erwähnte Mann erfand in jüngeren Jahren einen besonderen Kunstgriff, um die Übertragung der eigenen geschlechtlichen Erregung auf die phantasierte Frauengestalt zu bewerkstelligen. Er entkleidete sich nämlich und zog ein Kleid seiner Schwester an. Später hatte er genügend Übung oder Technik erlangt, um diesen Kunstgriff entbehren zu können. Ein anderer, der in den Jahren der Pubertät ausgesprochenen sadistisch gefärbten Phantasien nachhing, zeichnete nackte Frauengestalten, schnitt sie aus und ließ sie dann langsam an der Kerzenflamme verkohlen, indem er bei den Füßen begann. War die Verkohlung bis zu den Geschlechtsteilen der Frau vorgedrungen, so empfand er die höchste Steigerung und Lösung der Wollust. Auch die Entkleidungsphantasie der Mädchen wird durch tatsächliche Entkleidung, häufig vor dem Spiegel, unterstützt, wobei dann die Betreffende eine ähnliche Pseudoverdoppelung erleben kann, wie sie oben beschrieben wurde: sie

ist zugleich das entkleidete Opfer und der, vor dem die Entkleidung stattfindet. Damit mag übrigens die gelegentlich oder vielleicht auch häufig vorkommende Scham vor dem eigenen Spiegelbilde zusammenhängen. Noch einen Schritt weiter versuchte ein 18jähriges Mädchen zu gehen, die sich vor einem Hund entkleidete; es ist nicht ganz klar, ob der Hund selbst den Partner vertreten sollte oder nur als Begleiter desselben gedacht war. Es blieb überdies bei diesem einen Versuch. Immerhin legt solch ein Fall die Vermutung nahe, es möchte eine in orientalischen Märchen, so in denen von Tausendundeiner Nacht, oft wiederkehrende Szene in solchem Verhalten ihre psychologische Wurzel haben. Ich meine das Verschleiern von Frauen, die der Zauberei kundig sind und daher in einem Hund oder sonst einem Tier einen verzauberten Mann zu erkennen vermögen.

Den erotischen Phantasien nahe steht, von ihnen in der Tat in keiner Weise scharf abzutrennen, die Lustgewinnung aus der Lektüre erotischer Schriften, dem Betrachten erotischer Bildwerke, aus dem Genuß der mit größerem oder geringerem Recht als pornographisch verschrieenen Kunst überhaupt, gewissen Schaustellungen in Varietés und Kabaretts, vielleicht auch der Zote, von der schon die Rede war. Auch das solchen Erlebnissen entstammende Material dient entweder nur als Anhub, Ausgangspunkt selbständig entwickelter Phantasien oder bildet, unverändert übernommen, deren Inhalt oder wirkt schließlich unmittelbar, ohne erst in eine Phantasie eingestellt oder in einer solchen reproduziert zu werden, als erotischer Anreiz, von welch letzterem Falle schon vorhin die Rede war. Zwischen den Endpunkten dieser Reihe — dem Aufsparen zum Zwecke des Phantasieausbaues und der unmittelbar die Erregung auslösenden Wirkung — stehen Erlebnisse des Mitgenießens, die zweifellos Züge der Phantasie an sich tragen. Teils findet ein Sichhineinversetzen in die betreffende Situation statt, eine Identifikation des Lesers oder Zuschauers mit einer — vielleicht auch mit mehreren — der Personen der gebotenen Darstellung, oder der Betreffende verbleibt in der Position des Lesers, Zuschauers, indem — wenn man will — der „Partialtrieb“ der Schaulust mehr in den Vordergrund des Erlebens tritt.

Eine besondere Stellung nehmen vielleicht die erotischen Phantasien ein, welche durch Musik hervorgerufen werden; diese Besonderheit liegt aber mehr in dem Zusammenhang von Musik und Erotik als in der Art und Weise des Ablaufes und Inhaltes der Phantasien. Es kommt daher diese Frage an anderer Stelle zur Besprechung.

Ebenso ist aber auch die Produktion erotischer Werke zu berücksichtigen und in gewisser Beziehung auch gewisse Spiele oder Spielereien. Man hat bekanntlich vielfach und mit Recht die künstlerische Produktion mit den Tagträumen und Phantasien analogisiert. Es ist verständlich, daß jenes Individuum, dem die Fähigkeit und der Drang zur künstlerischen Gestaltung innewohnt, auch imstande und geneigt sein wird, seine erotischen Phantasien im Werk zu konkretisieren. Dennoch würde ich anstehen, alle erotischen Szenen ohne weiteres als derartige Verkörperungen solcher Phantasien aufzufassen. Gewiß sind die Werke, etwa eines Sacher-Masoch, eines Marquis de Sade und viele andere dieser Interpretation zugänglich.

Einzelne weitere Beispiele anzuführen, ist wohl nicht erforderlich. Hier handelt es sich offenbar durchaus um jene Phantasien, von denen bislang die Rede war, welche im Dienste von und im Zusammenhang mit erotischen Bedürfnissen und deren Befriedigung stehen. Hier erscheint die sexuale Note, der sexuale Inhalt sozusagen als eigentlicher Zweck und Sinn des Werkes. Es kann aber auch das sexuale Moment nur ein Mittel innerhalb der anderen sein, um einen bestimmten künstlerischen Zweck zu erreichen. Man denke etwa an Zola. In solchen Fällen dürfte man wohl nicht in gleichem Sinne von einer erotischen Phantasie sprechen, indem hier das Sexuelle sozusagen nur eine zufällige Inhaltsbestimmung darstellt, nicht aber das Wesen des betreffenden Erlebnisses. Im konkreten Einzelfalle, angesichts des vollendeten Kunstwerkes, wird es sich natürlich sehr oft schwer oder gar nicht entscheiden lassen, welcher Mechanismus zugrunde liegt, um so mehr, als selbstverständlich Mischungen und Übergänge aller Art vorkommen werden. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Frage weiter zu verfolgen; sie führt in kunstpsychologische Probleme hinein, in Erörterungen über Echtheit und Unechtheit, künstlerischen Ernst u. dgl. m., die hier nicht einmal aufzuwerfen sind. Nur um ein Beispiel jener Fälle zu geben, bei welchen die Entscheidung vielleicht unmöglich ist, nenne ich d' Annunzio. Wie will man feststellen, ob die erotischen Szenen des Trionfo della morte oder des Forse che si forse che no Selbstzweck oder Glieder eines an sich nicht einer erotischen Phantasie gleichzusetzenden künstlerischen Gesamtplanes sind? Wieder etwas anderes ist es, wenn das Sexuelle Gegenstand etwa einer moralisierenden oder sonst tendenziösen Darstellung wird. Hier ist es ganz aus der Ebene des emotiven Erlebens in die der intendierten Gegenstände verlagert — sollte es wenigstens sein; denn man wird in vielen Fällen jenen beistimmen dürfen, die in solchen Werken und den ihnen zugrunde liegenden Verhaltungsweisen eine Reaktion, eine Abwehr gegen mächtige erotische Triebe und Phantasien sehen wollen oder auch ein verkapptes Sichihnenhingeben.

Bisher war nur von solchen Phantasien die Rede, die sich in der Einsamkeit abspielen. Es kommt aber gelegentlich auch zu einem Phantasieren zu zweien — ob auch mehr Personen sich daran beteiligen können, ist mir zweifelhaft. Ein solches Phantasieren zu zweien hat große Ähnlichkeit mit Spielen; insbesondere nimmt es gerne die Gestalt der endlosen Geschichte an. Bei jüngeren Kindern tritt das erotische Moment dabei natürlicherweise mehr in den Hintergrund, obwohl ich nicht zweifle, daß auch schon in diesem Alter solches vorkommt[1]. Man erfährt ja überhaupt wenig von dem Inhalt kindlicher Phantasien. Die Kinder legen in dieser Hinsicht eine besondere Scheu, sich mitzuteilen, an den Tag. Noch mehr ist das der Fall bei Phantasieerlebnissen, die der Freund mit dem Freunde, die Freundin mit der Freundin gemein hat — auch zwischen Geschwistern kommt dies vor —, deren Verschweigen und Beschützen gegen indiskrete (und vor allem im Sinne der Kinder unernste) Fragen durch Erwachsene noch durch das Bedürfnis verstärkt wird, ein Geheimnis zu haben, das

[1] Vgl. die interessante Geschichte einer kindlichen Beziehung bei Kläsi (65 a).

die anderen, insbesondere die Erwachsenen, nichts angeht. Es sind mir aber auch Fälle aus späteren Lebensjahren, nach der Pubertät, bekannt, wo die Betreffenden sich gegenseitig nicht nur ihre, dem einzelnen eigenen Phantasien mitteilen, sondern einander behilflich sind, sie auszubauen, und sie gemeinsam durchleben. So diente zwei jungen Mädchen von 15 und 14 Jahren die Szene in Herders Cid, wo die beiden Töchter des Helden entkleidet im Wald an Bäume gefesselt werden, zum immer wieder benützten Ausgangspunkt für allerlei deutlich erotisch gefärbte Phantasien.

Schließlich ist es im Wesen dasselbe, wenn zwei Verliebte oder Verlobte sich die Zukunft gemeinsam ausmalen, wenn auch dabei zumeist unter dem Drucke gesellschaftlicher Konvention das sexuelle Moment nur mitschwingen darf, ohne deutlichen Ausdruck zu finden. Dennoch wissen die beiden sehr wohl, worum es sich handelt, und was die Worte nicht geradeheraus bezeichnen dürfen, deutet an manchem Punkte des gemeinsamen Tagtraumes ein Druck der Hand an, betont ein Kuß.

Anschließend wäre der erotischen Träume zu gedenken. Hier ist es natürlich fast unmöglich, festzustellen, welches das primäre Moment war, ob die psychosexuale Erregung oder der somatische Vorgang. Mutmaßlich dürfte in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle letzteres zutreffen. Dafür spricht die allgemein geltende Anschauung von der geringen Dauer der Träume, während die Entwicklung der somatischen Geschlechtserregung doch eine längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Wenn man also beim Erwachen aus solch einem Traum den körperlichen Erregungszustand nachweisen kann oder sich bewußt ist, im Traum einen solchen erlebt zu haben, so scheint die Annahme seines zeitlichen Vorangehens und seiner primären Bedeutung gerechtfertigt. Inhaltlich unterscheiden sich die Träume, soweit es sich um manifest erotische Inhalte handelt, nicht von den Phantasien.

Auch hier sind es nicht selten konkrete erotische Erfahrungen, welche wieder reproduziert werden — mannigfach hinsichtlich der Situation und der beteiligten Person verändert, im Wesen aber doch gleichbleibend. Je nach der speziellen Beschaffenheit des Trieblebens überwiegt das eine oder das andere Moment; es gibt ebenso homosexuelle Träume wie sadistische, masochistische, solche, in denen die Schaulust sich auslebt usw. Wie bei den Phantasien sind auch hier Entkleidungsszenen häufig. Z. B.: ein 18jähriges Mädchen träumt, sie gehe nackt durch einen Garten auf einen Teich zu, vorbei an einem Hause. Sie weiß, an einem der Fenster steht ein junger Mann, der ihr zusieht. Aus dem Teich soll sie sich einen Frosch holen — wie sie selbst nachher sagt, offenbar einen verzauberten Prinzen. Schon im Traum ist sowohl die Entblößung vor dem — übrigens nicht gesehenen — Mann am Fenster wie die Aufgabe, den Frosch zu fangen, ausgesprochen mit sexueller Erregung verknüpft.

Näcke (89, 90) hat einmal gemeint, man könne die Art der Sexualität eines Menschen am untrüglichsten aus seinen Träumen erkennen. In gewisser Beziehung ist dies sicherlich richtig. Mutmaßlich wird etwa ein Homosexueller, der seinen Trieben nicht freien Lauf läßt, sogar

in ehelicher Gemeinschaft mit einer Frau lebt, Kinder gezeugt hat, in seinen Träumen sich einen Mann als Sexualziel vorgaukeln lassen. Es gilt dies aber ebensosehr von den erotischen Phantasien des Wachlebens wie für den Traum.

Das oben angeführte Beispiel eines erotischen Traumes führt aber nun unmittelbar in ein sehr komplexes und schwieriges Problem hinein, das in seiner Bedeutung über den Rahmen des hier zu behandelnden Gegenstandes weit hinausgreift. Es war dort von einem Frosch die Rede, welcher schon im Traum sexuelle Erregung auszulösen vermochte, und der nach dem Erwachen ohne weiteres als verzauberter Prinz interpretiert wurde. D. h. an die Stelle des begehrten Sexualobjektes ist ein anderes getreten, jenes wird durch dieses vertreten; diese Substitution bleibt indes bewußt. Nun behauptet aber bekanntlich die psychoanalytische Schule, daß solche Vertretungen — sie nennt sie nicht ganz zweckmäßig Symbolbildungen — erstens überhaupt den Traum auszeichnen, zweitens, daß die Beziehung von Symbol und Symbolisiertem unbewußt bleibe, drittens, daß das Symbolisierte die Tendenz habe, sich gegen hemmende Kräfte des Bewußtseins — Zensur — durchzusetzen, dabei einem Widerstand begegne, welcher die verschiedenen Transformationen durch die „Traumarbeit“ erzwinge, schließlich, daß es sich bei diesen nach Bewußtwerdung ringenden Gebilden ausschließlich oder überwiegend um sexuelle Regungen handle. Der latente, aus dem manifesten eben durch die Psychoanalyse zu entwickelnde Trauminhalt erweist sich als ein Wunsch oder ein Netz von Wünschen, und diese Wünsche sind fast immer sexuellen Ursprungs, stammen aus Sexuellem und gehen auf solches.

Wir haben hier nicht die Aufgabe, eine Kritik dieser Lehre zu liefern, soweit es sich darin um Träume überhaupt handelt. Wohl aber müssen wir nach der Berechtigung fragen, die Allgemeinheit der erotischen Inhalte zu behaupten. Die Psychoanalytiker antworten: dies ergäbe sich aus der Psychoanalyse. Und in der Tat, geht man den Weg des zwanglosen Assoziierens unter Befolgung der „psychoanalytischen Grundregel“, so wird man wohl immer, früher oder später, auf sexuelle Dinge stoßen. Es ist nur die Frage, ob erstens dadurch bewiesen wird, daß die im Laufe der Assoziationsreihen auftauchenden sexuellen Momente die Ursache der Traumphänomene sind, d. h. durch ihre Tendenz der Durchbrechung jener Zensur das Auftreten dieses oder jenes Traumbestandteiles kausieren, und zweitens, ob sie zu den manifesten Traumbestandteilen tatsächlich in einem Verhältnis von Vertretung, von Symbolisiertem und Symbol stehen. Beide Fragen halte ich für zumindest unbeantwortbar, wenn man nicht überhaupt sie schlechthin verneinen zu können glaubt. Die Gründe für diese Stellungsnahme kann ich nur kurz andeuten; sie werden an anderer Stelle ausführlicher auseinandergesetzt[1].

Die kausierende Wirkung kann nur angenommen werden, wenn erstens überhaupt ein kausaler Zusammenhang zwischen Inhalten statuiert wird (was die Psychoanalyse implicite tut), zweitens dargetan werden kann,

[1] Allers (4 a).

daß sich sinnhafte, in Assoziationsreihen entwickelbare Zusammenhänge ganz oder zumindest auf weite Strecken mit kausalen Zusammenhängen decken. Der letztere Beweis ist von der Psychoanalyse nicht erbracht worden und m. E. auch nicht zu erbringen. Ob man aber diese Position der Psychoanalyse akzeptiert oder bestreitet, ist ganz unabhängig davon, ob man ein Beschlossensein des angeblich Symbolisierten im Symbol, d. h. des durch Assoziationsreihen aufzufindenden, bedeutsamen Gliedes in dem zum Ausgangspunkt genommenen Erlebnis, annehmen will. Ich halte auch diese Annahme für unstatthaft, weil einmal letzten Endes in der Seele alles mit allem zusammenhängt, also schließlich jedes Bild, jeder Traumbestandteil alles übrige „symbolisieren" und somit in dieser Funktion sinnlos werden müßte, sodann weil im Ablaufe der Assoziationsreihen wir uns sehr oft mehr und mehr von dem Ausgangspunkt entfernen, so daß schließlich auch kein verständlicher, sinnhafter Zusammenhang mehr hergestellt werden kann.

Lehnen wir also auch die psychoanalytische Lehre, als auf einer in sich irrigen Methode gegründet, ab, so ist doch nicht zu bestreiten, daß es derartige Symbolisierungen wirklich gibt, daß hier verständliche und sinnhafte Zusammenhänge sehr oft aufgefunden werden können, auf die hingewiesen zu haben, ja die entdeckt zu haben mit zu den großen und dauernden Leistungen Freuds gehören wird. Nur die Ubiquität des Sexuellen im Traume läßt sich m. E. nicht erweisen, weder als Triebkraft der Traumentstehung und Traumgestaltung noch als Inhalt des Traumes. Es wird sich vorderhand wohl nur jeweils für den Einzelfall entscheiden lassen, ob eine „Symbolisierung" sexueller Tendenzen, sexuellen Materiales vorliegt oder nicht, einen allgemein gültigen Kanon der Deutungskunst dürfen wir, glaube ich, trotz Freud (45)[1], Stekel u. a., uns nicht rühmen zu besitzen.

Über diese Symbole wird übrigens weiter unten noch zu reden sein. Da, der Psychoanalyse zufolge, ihr Symbolcharakter außerdem weder dem Träumenden noch dem Erwachten bewußt ist, fällt ihre weitere Besprechung ohnehin nicht einer beschreibenden Psychologie zu, die zu treiben wir uns in erster Linie vorgenommen hatten.

Ähnliches wie über die Träume wäre zu sagen über Halluzinationen und sonstige Trugwahrnehmungen sexuellen Inhaltes, deren Variationen schier unerschöpflich sind. Schon in der Einleitung wurde angemerkt, daß es wohl zweifelhaft erscheinen darf, ob eine halluzinierte Geschlechtsempfindung überhaupt vorkomme oder vorkommen könne. Die absonderlichen Äußerungen vieler Kranker, insonderheit Schizophrener, sind wohl eher auf eigenartige, für den Gesunden nicht nacherlebbare und infolgedessen und infolge der diesen Kranken eigentümlichen Ausdrucksweise auch unverständliche Mißempfindungen, Parästhesien, sensorische Dysfunktionen zurückzuführen. Es ist zwar richtig, daß wir gewöhnlich von den verschiedenen Organen unseres Körpers keine Empfindung haben, aber ebenso, daß durch Richtung der Aufmerksamkeit auf dieselben allerhand Sensationen wachgerufen werden können, eine oft gemachte und

[1] Vgl. die Ausführungen von de Sanctis in diesem Handbuche.

kommentierte Erfahrung. Es wäre immerhin denkbar, daß ein derartiger Mechanismus bei den fraglichen Geisteskranken im Spiele wäre, indem eine primäre Hinwendung auf erotische Inhalte bei gleichzeitig bestehenden tiefgreifenden Umwandlungen der Persönlichkeit und ihrer verschiedenen Äußerungen die Entstehung jener Dysästhesien nach sich ziehen würde.

Offenbar haben wir in den ausgesprochenen Trugwahrnehmungen sexuellen Charakters den Ausdruck solch einer Hinwendung auf erotische Inhalte zu erblicken. Auch hier finden wir die ganze Vielgestaltigkeit sexuellen Erlebens widergespiegelt. Auch eine eingehendere Aufzählung alles dessen, was in dieser Hinsicht vorkommt, würde uns nichts Neues lehren.

Dasselbe gilt von den hier systematisch zwar nicht hingehörenden, indes anhangsweise vielleicht zu erwähnenden sonstigen psychopathologischen Erscheinungen sexuellen Inhaltes, wie von erotischen Wahnideen, Zwangsvorstellungen, Zwangsimpulsen. Ihre genauere Beschreibung würde auch kaum etwas zutage fördern, was über die aus der Betrachtung der normalen Psychosexualität zu gewinnenden Erkenntnisse hinausginge. Es kehren die gleichen Phänomene, Zusammenhänge wieder, verzerrt wohl, vergröbert zum Teil und gefärbt nach der Art der pathologischen Persönlichkeit oder des Prozesses. Diffuse oder auf einzelne Individuen gerichtete sexuelle Begierden, Verliebtheit, subjektive Überzeugung, geliebt zu werden von diesem oder jenem, von hohen Persönlichkeiten oder irgendwelchen Individuen der Umgebung, Eifersucht, Gefühl des Verschmähtseins — man kann die Liste verlängern, es ist immer nur das, was wir schon kennen.

DIE LIEBE

Es ist eine mißliche Aufgabe für den Psychologen, von der Liebe zu handeln. Ihre Vielgestaltigkeit und doch letztliche Einheit, ihr Verwobensein mit dem Ganzen der Seele, ihre Bedeutung und ihr Wert im Leben des einzelnen machen eine Deskription ebenso unmöglich wie unbefriedigend. Es gibt Erlebnisse, an die die Wissenschaft zu rühren Scheu empfinden muß. Die Beziehung der Menschen zu Gott wie ihre Liebe zueinander sind solche. Nicht zu Unrecht sprechen wir von Gottesliebe, sagen wir: lieber Gott. Und doch kann eine Sexualpsychologie sich der Aufgabe, von der Liebe zu reden, nicht entziehen. Es scheint mir aber, je nüchterner sie dies tut, desto weniger wird sie Anstoß erregen, desto weniger den Eindruck erwecken, als wollte sie letztes und tiefstes Erleben in dürre Begriffe fassen, an das Licht zerren all das, was von Menschen nicht gewußt oder nicht gedacht, mit profanatorischer Gebärde auf ihr Gebäude weisen: seht nur, dies ist die Liebe — mehr nicht.

Die Schwierigkeiten beginnen schon, wenn man überhaupt sagen soll, wovon gehandelt wird. Etwa mit Spinoza, es sei die Liebe *laetitia concomitante idea causae externae* [1]? oder mit Augustin, *vita quaedam duo aliqua copulans vel copulare appetens* [2]? Soll man mit St. Thomas vier Gattungen unterscheiden, den *amor sensitivus, intellectivus, concupiscentiae* und *benevolentiae* [3]? Oder Leibniz: Der Trieb, an dem Glück einer Person teilzunehmen, die Freude an diesem Glücke [4]? — Ich will die Zitate nicht häufen. Ihre ganz verschiedenen Gesichtspunkte zeigen nur das eine, daß sich hier eine Definition nicht bringen läßt. Wie das Leben, so ist die Liebe ein Letztes; sie kann erlebt, sie kann aber nicht definiert werden [5].

Was immer außerhalb philosophischer Begriffsbestimmung zu diesem Kapitel geschrieben wurde, hilft uns ebensowenig weiter. Vielleicht am schärfsten hat ein Mann gesehen, in dem aufklärerischer Rationalismus und romantische Feinheit des Empfindens und Nacherlebens eine eigenartige Mischung bilden: Stendhal (110).

Vor allem bietet sich eine grundsätzliche und ungemein schwierige Frage dar, die nämlich nach der Beziehung von Sexualität und Liebe. Daß die Sexualsphäre und Liebesphänomene miteinander zu tun haben, ist von trivialer Selbstverständlichkeit. Aber, ob erstens jegliche Liebe letzt-

[1] Eth., III, prop. XIII, Schol.

[2] De Prin., VIII, 10.

[3] Summa Theol., I, 25, 2.

[4] Nouv. Ess., II, 20, § 4.

[5] Am annehmbarsten erscheint Hegels Bestimmung der Liebe als das Bewußtsein der Einheit mit einem anderen.

lich im Sexualen gründet, ob zweitens das Wesen der im engeren Sinne Geschlechtsliebe zu nennenden durch die Beziehung auf das Sexuale erschöpft wird, bleibt strittig.

Es kann nun auch die erste Frage hier nicht aus der Erörterung ausgeschieden werden, obwohl sie anscheinend den Rahmen einer Sexualpsychologie überschreitet, die man vielleicht auf die bloße Beschreibung der eigentlichen Geschlechtsliebe beschränken wird wollen. Dennoch ist auch für unsere Zwecke eine Beantwortung unerläßlich. Ergäbe sich nämlich, daß sich Liebesregungen finden, in wahrem Sinne so zu nennende, denen eine Beziehung auf die Sexualsphäre nicht zugesprochen werden darf, so würde die Beantwortung der zweiten Frage von vornherein in ein anderes Licht rücken.

Man hat vielfach die Meinung gehört, daß alle Liebe Geschlechtsliebe sei, daß sich die Menschen dies entweder nur nicht eingestünden oder es nicht wüßten, daß Eltern- und Kinderliebe, Freundschaft, Liebe zur Natur und zu Gott alle auf dem gleichen Urgrund erwachsen seien. Entsprechend unserem engeren Ziele, sei hier vornehmlich von der Liebe von Mensch zu Mensch die Rede.

Zur Phänomenologie ist zunächst anzumerken, daß es Franz Brentano (15) gewesen ist, welcher Liebe — und Haß — als Akte erkannte und zugleich ihre elementare Natur herausstellte. Allerdings glaube ich, im Gegensatz zu Brentano, und hierin M. Scheler (101) vollkommen beipflichtend, daß man zu Unrecht diese Akte als solche des „Vorziehens" und „Nachsetzens" ansehen würde. Diese gehören „zur Sphäre des Werterkennens" (und zwar des Erkennens der Höhenstufe des Wertes), wogegen Liebe und Haß nicht zu den erkennenden Akten zählen. Sie stellen ein eigentümliches Verhalten zu Wertgegenständen dar, das sicher keine Erkenntnisfunktion ist. (Scheler S. 47.) Eine Funktion des Aufnehmens der Werte — Fühlen, Vorziehen — fehlt dabei ebenso wie eine Wertbeurteilung oder ein Vorhergegebensein des Wertes in einer besonderen Intention. Daher es auch unmöglich ist, Liebe rational zu begründen; nach Gründen gefragt, sucht der Liebende solche mühsam auf, konstruiert sie, ohne je sich und den anderen damit eine befriedigende Antwort geben zu können. Jede Rationalisierung, auch der Versuch, die Werte der geliebten Gegenstände unter begriffliche Kategorien zu bringen, erscheint als Verletzung der Liebe, als eine Entwürdigung, als eine Zerstörung eines ursprünglich Ganzen. Daher man von „blinder" Liebe spricht. Liebe und Haß haben ihre eigene Evidenz, die mit jener der erkennenden Vernunft gar nichts zu tun hat. So weit Scheler.

Wenn er weiter sagt, Liebe und Haß seien nicht wesenhaft altruistisch, man könne sich selbst lieben, ohne daß eine Phantasie des Ich als eines anderen dabei mitspiele, so vermag ich ihm allerdings nicht zu folgen [1]. Doch tut dies der weiteren Argumentation vorderhand keinen Eintrag.

[1] Vgl. hierzu Nietzsche (91): „Sogar die Selbstliebe enthält die unvermischte Zweiheit (oder Vielheit) in einer Person als Voraussetzung." Und bei Aristoteles schon heißt es, es sei die Liebe darin gelegen, daß wir für jemand das wollten, was er für gut halte, seinetwegen, nicht unsertwegen.

Liebe erscheint erst dort gegeben, wo nicht nur ein positiver Wert erkannt oder gefühlt wird, was auch ohne Liebe möglich ist, sondern wenn eine Bewegung auf diesen Wert erst hinzukommt, was bereits Plato ausgesprochen hat („eine Bewegung vom Nichtseienden zum Seienden"), und zwar auf einen Wert, der höher ist als die qualitativ gegebenen Werte. „Insofern zeichnet die Liebe der empirisch gegebenen Person immer ein ‚ideales Wertbild' voraus. Liebe ist ursprünglich auf Werte gerichtet und auch auf den Menschen nur, soweit und insofern er Träger von Werten ist und sofern er einer Werterhöhung fähig ist." Das ideale Wertbild wird nicht aus den empirischen Werten einer Person entnommen, wohl aber auf sie aufgebaut.

Diese Bewegung auf den höheren Wert hin hat — das ist wichtig — nichts gemein mit Bessermachenwollen, welches eine pädagogische Einstellung voraussetzt und eine Scheidung vornimmt zwischen dem, was der Mensch ist und was er nicht ist, noch nicht ist, erst werden soll. Beide Einstellungen liegen der Liebe fern. Echte Liebe liebt ihren Gegenstand trotz der und mit den daran gesehenen Fehlern oder Mängeln. Das Grundphänomen ist, daß die Liebe selbst den höheren Wert kontinuierlich im Lauf ihrer Bewegung zum Auftauchen bringt. Liebe geht auf die Gegenstände, wie sie sind. Und nur in der Liebe, durch sie hindurch wird das unbeschreibliche, in Begriffen nicht faßbare Wesen einer fremden Individualität ganz und rein hervortreten.

Ich möchte sogar glauben, in Weiterführung dieser Schelerschen Gedankengänge, daß Liebe schlechthin nur auf Ganzheiten, wie sie die Person eine ist, gehen kann, daß sie vielleicht eine, möglicherweise die Art und Weise ist, in der wir solche Ganzheiten überhaupt erleben können.

Zunächst ergibt sich aus diesen Überlegungen noch kein Anhaltspunkt für die Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage. Es könnte dies alles richtig sein und dennoch solche Liebe oder Liebesbewegung letztlich in der Sexualsphäre gründen. Scheler kennt nun, entsprechend seiner Gruppierung der Akte, drei Daseinsformen der Liebe: vitale oder Leidenschaftsliebe, welche auf den Wert des Edlen geht (der Haß auf den des Schlechten oder Gemeinen), seelische Liebe des Ichindividuums, welche wesenhaft an die Werte der Erkenntnis und des Schönen, Kulturwerte, geistige Liebe der Person, welche wesenhaft an die Werte des Heiligen gebunden ist. Angenehmes kann man nicht lieben, es ist einer Werterhöhung unzugänglich. „Darum gibt es auch keine ‚sinnliche Liebe', sofern das ‚sinnlich' als eine Artbestimmung der Liebe . . . gefaßt wird und nicht etwa als ein Ausdruck, der nur sagen will, er sei in diesem Falle von sinnlichem Fühlen und Empfinden begleitet. Ein rein ‚sinnliches' Verhalten, z. B. zu einem Menschen ist gleichzeitig ein absolut liebloses und kaltes Verhalten" (a. a. O. S. 70).

Ganz mit Recht motiviert Scheler diese These damit, daß in solchem Verhalten der andere in den Dienst des eigenen sinnlichen Empfindens und Genießens gestellt werde; er wird ein Mittel, wird behandelt wie ein toter Gegenstand. In Erweiterung einer oben gemachten Bemerkung könnte man vielleicht sagen, es sei die Liebe überhaupt jene Verhaltungs-

weise, in der uns ein Selbstwert gegeben sein kann. Eigenwert der Person ist uns nur in der Liebe erfaßbar.

Es würde, glaube ich, schwer fallen, hierfür die Sexualsphäre als unerläßliche Fundierung nachzuweisen. Vielmehr scheint schon jetzt klar zu sein, daß Liebe eine letzte Verhaltungsweise des Menschen ist, welche jede andere durchdringen kann, sich ihrer sozusagen bedienen kann, um zur Wirklichkeit des Erlebens zu gelangen. Das meint offenbar auch Simmel (107), wenn er sagt, es sei die Erotik nur eine peripherste Darlebung des zentralen Liebesaktes.

Ohne weiter die Schelerschen Ausführungen wiederzugeben, möchte ich nur auf seine, m. E. durchaus treffende, Kritik naturalistischer Liebestheorien verweisen. Abgesehen davon, daß solche Theorie glaubt, den ursprünglichen und unzerlegbaren Akt der Liebe als Komplex, als Resultante, also summativ aufbauen zu können, was ein Grundirrtum ist (vgl. Einleitung), so übersieht sie die Ursprünglichkeit jeglichen, nicht bloß vitalen Liebesaktes. Sie übersieht, daß im Seelenleben nicht immer alles aus den Vorangegangenen ableitbar, zusammensetzbar ist, daß jederzeit, in der individuellen wie der Stammesentwicklung, Neues auftreten kann — *l'imprévisible* — wie Bergson sagt.

Ich kann hier nicht die Ursprünglichkeit und Eigenart der Liebe, welche mit Sexualem nichts, aber auch gar nichts zu tun hat, ausführlicher herausstellen. Die heilige Liebe hat keine Beziehung zur Sexualsphäre; über die sozusagen zufällige erotische Terminologie wurde schon in der Einleitung das Erforderliche angemerkt. Wir entnehmen für unsere Zwecke nur die Einsicht, daß Liebe als solche mit Sexualität gar keinen Zusammenhang besitzt, in ihr weder gründet noch ihrer zur Realisierung bedarf. Daher auch die ganze Rede von Sublimierung (s. letzter Abschnitt), weil sie folgerichtig sich aus dem naturalistischen Grundirrtum ergibt, eben auch grundfalsch ist.

Latent scheint diese Einsicht sogar in der die Krönung alles Naturalismus bedeutenden psychoanalytischen Liebeslehre wirksam zu sein. Sie drückt sich aus in der Überspannung des „Libido"-Begriffes, zu dessen Kritik uns schon die Bemerkungen über Entwicklung der Sexualität Anlaß boten.

Gibt es also solche Liebe, so folgt, daß auch die Geschlechtsliebe i. e. S. durch die Beziehung auf die Sexualsphäre nicht erschöpfend gekennzeichnet sein kann. Allerdings darf man wiederum nicht sich dieses Phänomen entstanden denken durch eine Summation von allgemeinem Lieben und einem ebenso allgemeinen Geschlechtstrieb, der gewissermaßen durch diese Kombination erst gerichtet würde, wie das etwa Lipps sich vorgestellt hat.

Scheler nennt die Geschlechtsliebe eine besondere Liebesart, deren Unterschiede begründet sind in besonderen für uns fühlbaren Qualitäten der Gemütsbewegung selbst, unabhängig von einem Hinsehen auf die wechselnden Objekte und ihre gemeinsamen Merkmale. Mutterliebe, kindliche Liebe, Heimatsliebe, Geschlechtsliebe sind solche Arten, als Gemütsbewegungen selbst untereinander verschieden, nicht erst dadurch, daß sie sich auf verschiedene Kreise von Objekten richten. Dem ist zuzustimmen.

Es meint aber dieser Autor weiterhin, es sei die Geschlechtsliebe die „zentralste Funktion der vitalen Liebe überhaupt". „Mag auch eine absolute Individualisierung der Geschlechtsliebe so, daß sie auf ein Wesen allein gerichtet und allein in ihm befriedigt wird, nicht stattfinden, ohne das Hinzutreten einer Erfassung des fremden Ichindividuums in einem von der Geschlechtssphäre unabhängigen geistigen Liebesakt, so ist ohne das Hinzutreten eines solchen die Geschlechtsliebe bereits ‚Liebe', nicht etwa ein bloß genereller Trieb und vermag auch aus sich heraus eine Wahl an den entgegentretenden Erscheinungen zu vollziehen, die über einen blinden und generellen Geschlechtstrieb weit hinausgeht" (S. 110). Als weiteres Argument macht Scheler auch geltend, daß die Sprache gewiß nicht zufälligerweise innerhalb der vitalen Sphäre gerade die Geschlechtsliebe als „die" Liebe schlechthin bezeichne. Es erscheint ihm in der Sphäre des vitalen Trieblebens und der ihr entsprechenden von Liebesregungen der Geschlechtstrieb und die Geschlechtsliebe der primäre Faktor und der fundierende in dem Sinne, „daß alle anderen Arten der vitalen Liebe und des vitalen Trieblebens in dem Maße ihre volle Lebendigkeit verlieren, als es jener zentralste Trieb des Lebens tut", hierin Freud in dessen Wertung der Sexualität beipflichtend. Allerdings wird man Scheler m. E. nicht die Meinung zuschreiben dürfen, als sei hier unter Sexualität nur der Trieb zum eigentlichen Geschlechtsakt zu verstehen; ob sich der Trieb in diesem Sinn oder in anderem, als Sinnlichkeit oder Erotik, normal oder pervers äußert, ist belanglos, solange er vorhanden ist.

Ich will mich nicht unterfangen zu entscheiden, ob diese Auffassung Schelers zu Recht besteht oder nicht. Es ist dies auch für die spezielle uns beschäftigende Frage irrelevant. Denn es genügt uns die Feststellung, daß die Individualisierung ohne das Hinzutreten eines geistigen Liebesaktes nicht vollzogen werden kann, d. h. daß es zumindest ein aus der Sexualsphäre erwachsendes Liebesverhalten geben kann und gibt, dessen Wesen aus dem Sexualen allein nicht erschöpfend erfaßbar ist. Damit beantwortet sich auch die zweite der oben aufgeworfenen Fragen: es kann vorkommen — wie oft, ob in der Regel, ob selten, bleibt dahingestellt —, daß Geschlechtsliebe durch die Kennzeichnung allein des Sexualen nicht wesenhaft erfaßt wird.

Daraus folgt, daß eine Psychologie der Liebe mehr sein muß als ein Kapitel einer Sexualpsychologie. Es besteht dabei die Gefahr, in metaphysische Erörterungen abzugleiten. Man könnte etwa erwägen, was es mit der Liebe als einem Akt des Erfassens von Ganzheiten, Individualitäten für eine Bewandtnis habe. Wenn, mit Feuerbach zu reden, der isolierte Mensch „unterschiedslos im Chaos der Natur untergehen" müßte, wenn er zu seiner Erfüllung nur im Erfassen eines Du gelangen kann, dieses Erfassen aber als ein adäquates nur im Akt der Liebe möglich wird: soll man sich da nicht fragen, ob nicht das Ich selbst in diesem Akte der Liebe allererst vollendet, ja mehr noch: gegründet, gesetzt werde? Wir wollen diesen Gedankengängen nicht weiter folgen; sie seien nur gestreift, um mögliche Zusammenhänge phänomenologischer Betrachtung mit letzten Fragen herauszustellen. Sie sind um so verlockender, als auch Daten einer deskriptiven Psychologie eine besondere Bedeutung des Liebes-

aktes für die Ichwerdung oder Ichfindung nahelegen. Wie oft hat man nicht Liebende es aussprechen hören, daß sie in der Liebe nicht nur den anderen, sondern sich selbst erst wahrhaft gefunden hätten. Wir kommen auf das Verhalten des Ich und die Stellungnahme zum Ich noch zurück.

Wenn letztlich die Liebe nur eine sein kann, jene Bewegung auf den höheren Wert hin, so sind doch ihre Manifestationsweisen mannigfaltige. Freilich nicht alles, was gemeinhin Liebe heißt, verdient diesen Namen. Stendhal kennt vier verschiedene Liebesformen: *l'amour-passion*, wie er aus den Briefen der Mariana Alcoforado, des Abélard und der Héloïse spricht, *l'amour-goût*, von dem er sagt, er habe um 1760 in Paris geherrscht und man finde ihn in der Memoiren- und schönen Literatur dieser Epoche — Lauzun, Crébillon, Mme. d'Epinay u. a. —, *l'amour physique, l'amour de vanité*. Von diesen vier Liebesformen scheiden hier die dritte und vierte und wohl auch die zweite aus. Die reine Sinnlichkeit, die nur ihre Befriedigung sucht, kann, wie bemerkt, auf den Namen Liebe nicht Anspruch erheben. *L'amour de vanité* ist eine Pose, ein unechtes Verhalten — Gebärden, die man spielen könnte —, oft sogar ohne wahren sinnlichen Genuß. Wenn man Stendhals (110) Bestimmung der zweiten folgt, wird man auch sie wohl verwerfen. Es heißt dort u. a.: „*Un homme bien né sait d'avance tous les procédés qu'il doit avoir et rencontrer dans les diverses phases de cet amour; rien n'y étant passion et imprévu, il a souvent plus de délicatesse que d'amour véritable, car il a toujours beaucoup d'esprit; c'est une froide et jolie miniature comparée à un tableau de Carraches; et tandis que l'amour-passion nous emporte à travers de tout nos intérêts, l'amour-goût sait toujours s'y conformer. Il est vrai que, si l'on ôte la vanité à ce pauvre amour, il en reste bien peu de chose; une fois privé de vanité c'est un convalescent affaibli qui peut à peine se trainer.*“

Der Versuch einer Phänomenologie des *amour-passion*, der uns also allein zu interessieren hat, wird vielleicht am zweckmäßigsten von der Entwicklung dieses Seelenzustandes seinen Ausgang nehmen. Zwei extreme Fälle bieten sich dar. Einmal die „Liebe auf den ersten Blick“, der *coup de foudre*[1], das andere Mal die schleichende Entwicklung. Gelegentlich wird gemeint, nur die erste Form entspreche der echten Liebe. *He never loved who loved not at first sight*, heißt es bei Shakespeare. Für richtig halte ich das nicht. Schon darum nicht, weil anscheinend der *amour-passion* gar nicht von dem konkreten Anblick einer Person abhängen muß, sondern auf Grund von Nachrichten, von Briefen usw. langsam entstehen kann, wie das etwa die Beziehung zwischen Robert und Elisabeth Browning zeigt.

Die Liebe auf den ersten Blick ist ein psychologisch sehr interessantes Phänomen. Es ist von dem Standpunkte des Psychologen aus gesehen dabei vollkommen gleichgültig, ob man hier einen Gattungsinstinkt walten lassen will, der, den Betreffenden unbewußt, sie zueinanderzwingt. Das sind spekulative Ausdeutungen, die wir auf Sinn und Berechtigung nicht prüfen wollen. Wichtig ist, daß hier eine Individualität eine andere,

[1] Der Ausdruck entstammt der Romanliteratur des 17. Jahrhunderts.

ein Ich ein Du, offenbar in einem instantanen Akt in seiner Totalität erfaßt zugleich mit den darin gründenden idealen Wertmöglichkeiten. Es soll hier übrigens nicht von dem bloßen sinnlichen Begehren die Rede sein, das Liebe eben nie ist und nie sein kann, weil es sich Selbstzweck ist. Da es sich dabei nur um eine streng individuell gerichtete Geschlechtsliebe handeln kann, tritt die oben nach Scheler gegebene Bestimmung in ihr Recht, daß hierzu ein Akt geistiger Liebe mitwirkend erlebt werden muß.

Es scheint, daß, wenn man eine Analogie zu diesem Erlebnis suchen wollte, am ehesten das des Findens in Frage käme, das Finden vornehmlich einer gesuchten Erinnerung. Dieses „ja, das ist es", welches jenen Moment auszeichnet, scheint auch ein Merkmal des *coup de foudre* zu sein. „Dieser, diese ist es; hier ist das Ziel, nach dem ich bewußt oder unbewußt gesucht habe"; nur daß das Wissen, überhaupt gesucht zu haben, offenbar vielfach erst mit dem Erleben des Gefundenhabens auftaucht.

Daran ändert die Tatsache nichts, daß sich auch Liebe auf den ersten Blick, wie man sagt, irren könne, an ein unwürdiges Objekt hängen, sowenig der wirkliche Irrtum die grundsätzliche Möglichkeit, ein fremdes Ich in einem Akte der Liebe in seiner Totalität zu erfassen, aufhebt. Irrtum schließlich gibt es nur dort, wo Erkenntnis möglich ist. Wir können von elektromagnetischen Schwingungen keine irrtümliche Wahrnehmung haben, weil eine Wahrnehmung dieser uns überhaupt unmöglich ist.

Wie alle „intuitiven" Erlebnisse verträgt auch dieses keine weitere Analyse. Alle Gründe, welche nachträgliche Überlegung für das Erlebnis beizubringen suchen, sind Ausflüchte der erklärungssüchtigen Vernunft, die ohne rational formulierbare Zusammenhänge nicht glaubt auskommen zu können.

Die allmähliche Entwicklung der Liebe verläuft nach Stendhal in sieben Phasen: 1. Bewunderung; 2. der Gedanke: welche Freude, die Person zu küssen, von ihr geküßt zu werden; 3. Hoffnung; 4. Geburt der Liebe; 5. erste Kristallisation; 6. Zweifel; 7. zweite Kristallisation. Das was Stendhal Kristallisation heißt, was er am Beispiel des *„rameau de Salzbourg"*, eines in die Salzlaken von Hallein eingelegten, mit Kristallen bedeckt ihnen wieder entnommenen Zweiges illustriert, deckt eigentlich zwei Phänomene: einmal die Wertübertragung[1], alles was mit der Geliebten irgend zusammenhängt, gewinnt an Wert, mit ihr, im Gedanken an sie ist das Meer großartiger, die Musik schöner, das Leben tiefer, voller, zweitens die mit Schelers Worten oben herausgestellte Bewegung auf die Werterhöhung hin. Denn auch darin hat Scheler recht: die Liebe macht nicht blind, sondern sehend; wer n i c h t liebt, ist mit Blindheit geschlagen. Daher das immer wiederkehrende Staunen: ich verstehe nicht, was die zwei Leute aneinander finden. Ob nun diese sieben Stadien typisch seien, weiß ich nicht. Sicherlich hat Stendhal richtig gesehen, wenn er auf die Kristallisation immer wieder das größte Ge-

[1] Ich entlehne diesen Ausdruck dem Buche von E. Zilsel, Die Geniereligion, Wien-Leipzig, 1919.

wicht legt. Sie bewirkt es auch, daß man eben in gar nicht anwesende Personen, in Verstorbene, in Bilder sich verlieben kann. Hutchinson erzählt in seinen Memoiren von einem jungen Manne, der sich aus Liebe zu einer Verstorbenen das Leben nahm; er hatte sie nie gesehen, nur nach ihrem Tode von ihr gehört. Das Motiv der Liebe zu einem Bilde kehrt in vielerlei Geschichten und Märchen wieder, so in der Erzählung von Saif-al-Muluk und Badia-al-Djamal oder von Geoffroy Rudel und der Dame von Tripolis. Wesentlich für eine Phänomenologie der Liebe ist das Gerichtetsein auf ein Du. Zunächst ist es dabei irrelevant, ob die Liebe erwidert wird oder nicht, man „glücklich" oder „unglücklich" liebt[1]. Denn der Intention nach sind beide Fälle einander gleich, nämlich in der Intention auf die Bildung eines „Wir". Ich muß hier doch von Schelers Ansichten (s. o.) abweichen, und diese Wirbildung als einen fundamentalen Zug der Liebe ansehen. Wie sich dieselbe vollzieht und was dabei eigentlich herauskommt, ist schwer zu sagen. Volkmann (113) bemerkt (2. S. 420), daß Liebe auf dem Bewußtsein des Wir beruhe, aber je mehr sie von dem ganzen eigenen Ich auf das ganze andere Ich gerichtet sei, danach strebe, dieses Wir in ein Ich aufzulösen. Es scheint mir der letzte Teil dieser Darstellung nicht ganz richtig zu sein. Es besteht zwar zweifelsohne eine Tendenz, das Wir in einem gewissen Sinn aufzulösen, aber doch nur, insofern es noch Zweiheit ist; dagegen muß man sich ein Wir in einem höheren Sinn als Einheitsbildung zweier Seelen erst in der Liebe entstanden denken. Diese Bildung die eines Ich zu nennen, scheint mir unrichtig deshalb, weil ein Ich doch stets irgendwie über sich hinausweist und hinausstrebt, die höhere Einheit des Wir aber in sich ruhend und sich selbst genügend bestehen kann[2]. (Vielleicht trifft diese Zeichnung auch die wesentlichsten Züge der Vereinigung der Seele mit Gott, wie sie Meister Eckhardt meint. Die mancherlei einander anscheinend widersprechenden Stellen in seinen Schriften und manche Dunkelheit darin würden dann verständlicher.)

Ich glaube sogar, daß die Richtung auf solche Wirbildung das tiefste Wesen der Liebe ausmacht, und daß sie gewissermaßen sich der Sexualität, des Abzielens auf die geschlechtliche Vereinigung nur als des zufällig höchstmöglichen Modus der Konkretisierung des Ineinanderlebens, eines Wir in vollendetem Verstande bedient. Die Sexualität erschiene so als eine Möglichkeit, ein Schema, dessen Erfüllung und Sinngebung sich erst in der durch den Liebesakt erfolgenden Wirbildung vollzieht. Die Sexualität kann dieses Schema beistellen, weil sie wesenhaft immer auf ein Du gerichtet ist; sie ist sozusagen Ansatz zur Liebe. Sie ist das Strombett, in das sich die Hochflut der Liebe zu ergießen vermag.

Es scheint mir die Bildung einer Wireinheit aus der anfänglichen Wirzweiheit auch der Grund zu sein, warum Liebende einander verstehen,

[1] „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an." Es ist das eine Liebe, die vielleicht zwischen der Schwärmerei (s. o.) und der echten Liebe steht. Ihre Wurzeln können mannigfache sein: Resignation, eine gewisse Mutlosigkeit, Mangel an Selbstvertrauen, aber auch eine Beschränktheit im eigenen Ich.

[2] Daher Maeterlincks Wort in „Aglavaine und Selysette": „Gott hat sich geirrt, als er aus uns zwei Seelen machte", doch nicht den Kern der Sache trifft.

ohne je viel, ja ohne überhaupt über einen bestimmten oder irgendeinen Gegenstand sich gegeneinander ausgesprochen zu haben. Sie verstehen Andeutungen, halbe Worte, Gesten, Mienen, die auch solchen Menschen entgehen oder unverständlich bleiben, die aus jahrelangem Verkehr eine, wie man meinen sollte, gründlichere Kenntnis des Betreffenden erworben haben. Ein sehr hübsches Beispiel hierfür ist jene Szene in Tolstois Anna Karenina, in der Kitty Schtscherbazkij und Ljewin sich miteinander über ihre Liebe und ihre Heiratsabsichten verständigen und nur die Anfangsbuchstaben der Worte mit Kreide auf das Tuch eines Spieltisches schreiben (Buch IV).

Wenn ich oben sagte, es sei zunächst irrelevant, ob die Liebe erwidert werde oder nicht, so meine ich, daß die Richtung auf solche Wirbildung auch bei der unerwiderten Liebe besteht und ihr Wesen ausmacht. In der Phantasie des Liebenden wird die Wirbildung allemal vollzogen. Sie kann sogar zu halluzinatorischer Deutlichkeit herangebildet werden. (Die „Parusie" in der Imago von Spitteler [1].)

Erfaßt kann das Ganze eines Du nur durch das Ganze des Ich werden. Im Akt der Liebe bricht der tiefe Unterstrom seelischen Lebens durch die Oberflächenschichten durch, durchdringt sie und reißt ihre Stücke mit sich weg. Daher kommt es, daß das Erlebnis des *amour-passion* dem Alltags-Ich, das auf Äußeres eingestellt, nur mit der „Hälfte seines Geistes" sozusagen lebt, als unvermutet, als neu, ja als fremde Gewalt erscheint, ganz so wie der Künstler die Inspiration aus sich hervorquellen fühlt, ohne sein Zutun. Daher kommt es, daß Wille und Vernunft gegen die Liebesleidenschaft nichts vermögen; denn in ihr lebt die Vollkraft, die Totalität der Person, gegen welche Teilmanifestationen, die doch nur Ableger ihrer selbst sind, nichts ausrichten können. Diese relative Spaltung in ein ratlos, erstaunt diesem neuen Erleben anwohnenden und dem von ihm erfüllten Ich ist bei echter Liebe nur eine kurze, vorübergehende Phase, die nur so lange anhalten kann, bis auch das letzte Stückchen jener Kruste, welche den Strom der Tiefe sorgfältig, aber darum nicht zuverlässig deckte, mitgerissen, weggerissen ist, bis die aus dem Ganzen der Person quellende Liebe auch alle Manifestationen der Person durchdringt.

Dann kommt es zu einem Zustand, in welchem jede, auch die fernliegendste, auch die gleichgültigste Handlung der Liebenden nur mehr in der und durch die Liebe geschehen kann, jenem Zustande vergleichbar, den die Mystiker *Amare Deum in Deo* nannten.

Sowenig aber der Mystiker dauernd im Zustande der Entrückung zu verharren imstande ist, sowenig er das Erlebnis der Gemeinschaft mit Gott ununterbrochen zu bewahren vermag, sowenig kann man von dem

---

[1] Es darf nicht wundernehmen, daß ich fast immer Beispiele aus Dichtwerken bringe. Die Liebenden selbst sind so wenig imstande, über ihr Erleben Auskunft zu geben, wie im allgemeinen die Künstler über den Vorgang der Inspiration und des Werdens eines Kunstwerkes. Aus den wenigen Dokumenten, die wir besitzen — etwa der Browning-Briefwechsel, die portugiesischen Briefe, die der Mlle. de Lespinasse —, läßt sich wenig entnehmen. Man ist fast ganz auf die künstlerische Nachschaffung angewiesen.

Liebenden erwarten, daß der angedeutete Zustand ihn immerwährend beherrsche. Nicht nur, daß es Schwankungen gibt, es scheinen auch Phasen sich einzuschieben, die ganz dem gleichen, was die mystische Theologie als geistliche Dürre, als *acedia* bezeichnet, ein Versagen der Liebesfähigkeit, welches an der eigenen Liebe wie an dem Werte des Geliebten zweifeln läßt. Schließlich kann auch echte Liebe schwinden. Am wenigsten wohl dadurch, daß der Liebende zur Einsicht in gewisse Eigenschaften des Geliebten kommt, die ihm bislang unbekannt, verborgen geblieben. Zu solcher Einsicht kann er erst gelangen, wenn die Liebe schwindet. Der Vorgang des Verschwindens reicht in seinen Wurzeln ebenso tief in die verstandesmäßiger Durchdringung unzugänglichen Schichten der Persönlichkeit hinunter wie jener der Liebesentstehung. Es ist, möchte man sagen, so, als ob manche Naturen dauernd der Aufgabe, sich und einen anderen voll und ganz zu erleben, nicht gewachsen wären, als ob sie wieder in die Verdeckung des Tiefsten durch — um ein früher gebrauchtes Gleichnis aufzugreifen — Krustenbildung flüchten müßten.

In diesem Zusammenhange sei auf die „Mittel gegen die Liebe" mit ein paar Worten eingegangen. Eine kleine, anonym erschienene, seltsame Schrift des 18. Jahrhunderts: Des causes et des remèdes à l'amour (par J. F., Médecin anglais) bemerkt, daß alle gemeinhin angepriesenen Mittel, Zerstreuung, räumliche Entfernung, Aufgeben des Verkehrs usw. recht wenig Nutzen brächten, gar keinen dort, wo es sich um wirkliche Leidenschaft handle. Der Autor empfiehlt ein psychologisches Verfahren, welches gewissermaßen ein Negativ der Kristallisation darstellt. Man gewöhne sich daran, an den geliebten Gegenstand immer nur in Zusammenhang mit einem anderen zu denken, der peinliche, quälende Gefühle auszulösen imstande ist. Dann wird sich allmählich die Unlustbetonung auch auf den Geliebten übertragen und so die Liebe zum Verlöschen bringen. Man muß sagen, das Mittel ist nicht ohne eine gewisse Ingeniosität; ich fürchte aber, daß wenig wahrhaft Liebende sich zu seiner Anwendung bereit finden werden — sie wollen ja ihre Liebe gar nicht überwinden [1]. Was Stendhal zu diesem Punkte sagt, ist wenig; es gipfelt eigentlich darin, daß ein Widerstand nur im Beginne möglich, daß eine Art Prophylaxe — etwa bei jungen Mädchen — denkbar sei.

Folgerichtig sind hier die Hemmungen der Liebe, Hindernisse, die sich ihrem Entstehen überhaupt oder ihrer weiteren Entfaltung entgegenstellen, aufzuführen. Man kann eigentlich nicht sagen, daß irgend angebbare Züge bestünden, welche einen Menschen als Gegenstand der Liebe ausgeschlossen erscheinen lassen würden. Verbrecher und Krüppel, Dummköpfe aller Art haben schon Liebe gefunden. Man hört wohl, daß besonders abstoßende, ekelerregende Züge Liebe verhinderten oder zum Verschwinden brachten. Aber auch das muß nicht sein. Soviel ich sehe, widerstreiten der Liebe eigentlich nur zwei Einstellungen des Subjektes, nicht Eigenschaften des Objektes: besondere Achtung und Verachtung.

[1] Natürlich gibt es Ausnahmen. Man vgl. die bei W. James zitierte Stelle aus der Selbstbiographie Alfieris.

„Die Sterne begehrt man nicht" — dieser Satz drückt wohl aus, daß Verehrung, Achtung eigentlich dem Aufkommen von Liebe hinderlich sind. *„Qui s'avise de devenir amoureux d'une reine, à moins qu'elle ne fasse des avances?"* fragt Stendhal. Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß Achtung jene Bemächtigung des fremden Ich, den „Einbruch" in die Sphäre des Du (Meisel-Heß [80 a]) verhindert, indem sie von vornherein eine zu große Distanz schafft, das Objekt außer den Bereich solcher Annäherung zu rücken scheint. Eine Wirbildung setzt doch irgendwo eine gemeinsame Ebene voraus. Daß damit nicht gesagt ist, daß Achtung und Liebe schlechthin inkompatibel seien, bedarf wohl nicht erst der Unterstreichung. Aber wo einmal Liebe Platz gegriffen hat, ist sie auch Quelle der Achtung, wenn auch diese vorher schon bestand. In dem Augenblick, da wirklich Liebe entsteht, wird sie überhaupt Urquell, weil sie das Ich in seiner Totalität enthält.

Dieselbe Distanz in negativem Sinn erzeugt Verachtung. Auch sie kann, wie die allzu große Achtung, von Liebe überwunden werden: es kann die Herrin den Sklaven wirklich lieben [1].

Im Subjekt stehen der freien Entfaltung der Liebe mannigfache Hemmungen entgegen, deren eine durch den „Isolationsinstinkt" von James (60), durch die Tendenz, das Ich vor dem Einbruch eines anderen zu bewahren, gegeben ist. Daneben ungezählte rein konventionelle Momente. Vor allem gibt die Ambivalenz einen der Liebe selbst immanenten Hemmungsmechanismus ab.

Noch eine zweite Zwischenbemerkung zur Frage nach den Beziehungen von „Liebe und Psychose"; unter diesem Titel hat G. Lomer (76 a) eine Studie veröffentlicht, in der er den Nachweis erbringen will, daß der Liebe wesentlich die Struktur der Paranoia, zumindest der überwertigen Idee zukommt. Es scheint mir diese Behauptung nur sehr bedingt zulässig. Soviel ist richtig, daß manche Geisteskranken wie der Liebende mit dem Einsatz ihrer ganzen Person eine neue Welt in sich aufbauen. Was aber die Psychose grundsätzlich von der Liebe scheidet, ist ihre Bezogenheit auf das eigene Ich, sie bleibt in sich verschränkt, während Liebe wesenhaft über sich und das Ich hinausweist. Es ist indes nicht unsere Aufgabe, hier psychopathologischen Problemen nachzugehen.

Das bisher Ausgeführte gilt wohl für die Liebe im allgemeinen. Trotzdem darf nicht verkannt werden, daß in diesem Erleben Variationen vorkommen, ebenso wie wir sie für die Sexualität im engeren Sinne kennengelernt haben, Abweichungen von Individuum zu Individuum, beim Mann und bei der Frau, bei verschiedenen Nationen und auf verschiedenen Kulturstufen.

Was zunächst die individuellen Varianten anlangt, so ist unsere Kenntnis noch äußerst gering. Wir nehmen zwar an, daß zumindest hoch dif-

[1] La Rochefoucauld (69): „Il est difficile d'aimer ceux que nous n'estimons point; mais il ne l'est pas moins d'aimer ceux que nous estimons beaucoup plus que nous."

ferenzierte Menschen, jeder auf seine Art, lieben werden[1], wenn auch das Grundphänomen dasselbe bleibt. Worin aber diese individuellen Unterschiede bestehen mögen, ist uns verborgen. Sie gründen letztlich in der Eigenart und Einzigartigkeit jeder Person, die wir ja vorderhand auch nicht zu erfassen vermögen. *L'amour-passion* in seinem höchsten Sinn ist selten; die Richtung auf ihn zu allgemein und der Fortschritt in dieser Richtung, wenn man so sagen darf, verschieden groß. Vielfach trifft man auch bei Menschen, welche anscheinend nur dem reinen sinnlichen Sexualgenuß nachtrachten, Andeutungen davon. Auch die Prostituierte wird nicht gar so selten nicht ausschließlich aus somatischen oder triebhaften Motiven heraus aufgesucht; auch hier wird eine Art Wirbildung, wenn auch flüchtiger Natur, angestrebt.

Über die verschiedene Art zu lieben und Liebe zu erleben des Mannes und der Frau ist vielerlei geschrieben worden. In den Grundzügen kann auf das oben über die Differenzen der Geschlechtlichkeit überhaupt Angemerkte verwiesen werden. Liepmann (73) hat sich jüngst zu dieser Frage geäußert. Er nennt etwa das, was hier als Richtung auf den geistigen Liebesakt bezeichnet wurde, den „Seelentrieb", ein m. E. nicht glücklicher Ausdruck. Der Frau soll nach ihm eine weit stärkere Ausprägung dieses Seelentriebes eignen, während der Mann durch ein Überwiegen des „Naturtriebes" ausgezeichnet sei. Dem Seelentrieb läßt er die Mütterlichkeit entstammen. Ja, wenn ich ihn recht verstehe, ist der Seelentrieb eigentlich Alleinbesitz des Weibes und kommt dem Manne nur insofern und insoweit zu, als in der männlichen Natur „W-Elemente" im Sinne der Anschauungen Weiningers (114) enthalten sind. Ich glaube, daß dem eine gewisse Unschärfe phänomenologischer Analyse der verschiedenen Arten von Liebe zugrunde liegt, daß zu Unrecht die geistigen Liebesakte, welche sich auf den Geschlechtspartner richten, mit den auf die Kinder abzielenden zusammengeworfen werden. Es besteht kein Grund, wenn Mutterliebe und Geschlechtsliebe beide Entäußerungen des „Seelentriebes" sein sollen, Vaterlandsliebe, Kunstliebe usw. davon unabhängig zu machen. Niemand wird aber behaupten wollen, Vaterlandsliebe sei ein Prärogativ der Frau oder dem Manne nur nach Maßgabe seines Besitzes an W-Elementen zuzuerkennen. Liepmann irrt, wie ich glaube, auch darin, daß er die „Wirbildung" aus dem Mitleid herzuleiten bestrebt ist (S. 240: „Die Fähigkeit, sein Ich in das Objekt, das Objekt in sein Ich zu versetzen, durch das Mitleiden können . . ."), während es mir scheint, daß Mitleid ebensowenig eine Ethik (vgl. Scheler) wie das Phänomen der Wirbildung zu begründen vermag. Dennoch aber wird man nicht fehlgehen, wenn man im allgemeinen der Frau — es ist so oft gesagt worden, daß es ein Gemeinplatz ist — ein größeres Maß an Liebesfähigkeit beilegt. Nicht nur scheint es, daß mehr Frauen als Männer echter, leidenschaftlicher Liebe fähig sind, sondern die Liebe gelangt auch in jedem Stadium auf dem Wege zu ihrer vollendeten

[1] Sicherlich: jeder auf seine Art lieben will. Wenn wir bitten: „Oh, Herr, gib jedem seinen eigenen Tod" (R. M. Rilke), um wie viel mehr wird jeder um seine eigene Liebe bitten.

Gestalt bei der Frau zu viel durchgreifenderer Entfaltung. Vielleicht läßt sich sagen, daß es in der weiblichen Seele eines weniger revolutionierenden Umsturzes bedarf, um die Tiefe des Ich im Akte der Liebe zur Herrschaft und zum Durchbruch gelangen zu lassen. Es kann das daran liegen, daß in der Regel die rationale und praktische Krustenbildung bei der Frau weniger weit fortgeschritten ist als beim Manne, was zum Teil nichts anderes besagen will als die oft wiederholte Behauptung von der größeren Emotivität der Frau. Übrigens ist dieses Faktum, zusammengehalten mit den oben beschriebenen psychosexualen Geschlechtsdifferenzen, geeignet, die relative Unabhängigkeit von Geschlechtlichkeit und Liebe in dem hier eingangs präzisierten Sinne neuerlich zu betonen.

Ob beim Mann oder bei der Frau die Liebe auf den ersten Blick häufiger sei, ist mangels eines Erfahrungsmaterials nicht zu entscheiden. Vielleicht ist zwar diese Erscheinung auf beide Geschlechter gleichmäßig verteilt, kommt aber die langsame Entwicklung echter Liebe bei der Frau häufiger vor, als ob die einer intuitiven Erfassung des Objektes wahrhaft Fähigen hier und dort in gleicher Zahl vorkämen, die überhaupt zu echter Liebe Befähigten aber beim weiblichen Geschlechte überwögen.

Es scheint weiter, daß die einmal bewußt gewordene Liebe bei der Frau dies in erhöhtem Maße bliebe als beim Manne. Das mag paradox klingen, entbehrt aber nicht der Wahrscheinlichkeit. Auch der liebende Mann wird, was immer er tue, seine Tat sozusagen in seiner Liebe tun; aber er wird das nicht immer wissen; die Liebe wird bei Verrichtung seiner beruflichen Leistungen z. B. nur einen Unterstrom bilden. Die liebende Frau aber tut, was immer sie tue, für den geliebten Mann, gleichgültig, ob ein unmittelbarer Zusammenhang besteht oder nicht, ob sie für ihn kocht oder sein Heim ordnet, ob sie an der Schreibmaschine sitzt oder die Zilien eines Infusors abzählt. Damit mag zusammenhängen, daß die Frau durch ihre Liebe im Alltagsleben mehr gehindert wird als der Mann.

Es ist hier an eine Bemerkung anzuknüpfen, welche in teilweisem Anschluß an Georg Simmel in dem Abschnitt über die Sexualität gemacht wurde. Wie die sexuelle Frage, ist für den Mann auch die Liebe „eine Relationsfrage . . ., sein Absolutes ist mit seinem Geschlechtlichsein nicht verbunden. Für die Frau ist dieses eine Wesensfrage, die ihre Absolutheit sekundär auch in die aus ihr hervorgegangene Relation hineinträgt." Wie in den Entäußerungen der Sexualität i. e. S., so gibt auch schließlich in der Liebe die Frau sich nicht völlig her oder aus, sie bleibt bei allem Aufgehen in der Beziehung zum Geliebten und in seiner Person doch irgendwie in sich selbst beschlossen.

Wiederum wäre die Frage aufzuwerfen, ob diese Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern als eine Weiterbildung oder ein „Überbau" über die Sexualität anzusehen seien, oder ob es sich hier um koordinierte Wesensäußerungen handelt. Wie ich schon einmal sagte, ich glaube nicht, daß Sexualität als ein in metaphysischem Sinne Letztes angesehen werden kann. Und ich halte es deshalb für eine gewisse Beschränkung, um nicht zu sagen Beschränktheit, den ganzen Menschen aus diesem einen

Punkte heraus verstehen — nebenbei auch kurieren zu wollen. Weil sich die gleiche Gesetzlichkeit in verschiedenen Sphären wiederfinden läßt, folgt noch lange nicht deren wesenhafter, sicher nicht deren genetischer Zusammenhang. Vielmehr scheint mir die Sachlage die, daß sich das absolute Wesen des Menschen in allen seinen Lebensäußerungen gleichermaßen ausspricht, nur daß die einen sozusagen eine größere Kernnähe besitzen als die anderen. Was im tiefsten Verstande Mann oder Frau sei, ist nicht zu sagen. Was immer es sei, es durchdringt alle Regionen seelischen Lebens und seine äußerlichen Manifestationen: die Geschlechtlichkeit, die Liebe, das Handeln und alles andere. Ich würde nicht einmal sagen, daß das Wesen: Frau durch die intimere Verflechtung des Geschlechtlichen charakterisiert werden könne, eher, daß die Sexualsphäre dem absoluten Sein der Frau irgendwie näher stehe und daher mehr von dessen Struktur abbilde, als das beim Manne der Fall sei.

Jene eben gekennzeichnete Differenz der Geschlechter in der Wirkung der Liebe auf ihr Verhalten erfordert noch eine Ausführung. Es darf nämlich dies „In-der-Liebe-Handeln" nicht verwechselt werden damit, daß die Liebende allesamt der eine „für den anderen etwas tun wollen". Es scheint mir dieser Zug ein weiteres Charakteristikum — allerdings schwerlich der Geschlechtsliebe allein — zu sein; mit der Liebe ist eine Tendenz auf das Opfer zu innig verschwistert. Diese Tendenz scheint mir ein weiterer Stützpunkt für die Ablehnung der Schelerschen Negation eines ursprünglichen Altruismus der Liebe. Und das, trotzdem dabei neben der Richtung auf den anderen zweifelsohne auch eine Richtung auf das Opfer schlechthin besteht. Liebe wünscht nicht sowohl für den anderen etwas zu tun, als überhaupt eine Leistung auf sich zu nehmen; sie findet im Opfer unmittelbar eine teilweise Sinnerfüllung. (Vielleicht knüpft sich an diese Neigung und zugleich an die Einsicht, daß ethisches Verhalten doch vornehmlich aus Liebe nur — in weitestem Sinne selbstverständlich — erwachsen kann, die vielfach vertretene Anschauung, daß nur jene Handlungen moralischen Wert hätten, die ein Opfer bedeuten.) Es bedarf indes einer Bestimmung mehr; die Stellung zu diesem Opfer ist nämlich eine zwiespältige. Es wird die betreffende Leistung zugleich als Opfer angesehen und wiederum nicht. Es ist dies nicht oder nicht immer so zu denken, daß das Opfer zwar als solches gewertet werde, um den Geliebten oder der Liebe willen aber freiwillig und freudig unternommen werde. Natürlich kommt auch das vor; wie es scheint, ist diese Einstellung die beim Mann überwiegende. Aber die hier gemeinte Zwiespältigkeit liegt schon in der Sphäre der Wertung selbst: das Opfer ist eines und ist zugleich auch keines, eine Einstellung, die eindringenderer Erörterung kaum zugänglich erscheint. Soll eine solche dennoch versucht werden, so sind es vornehmlich negative Abgrenzungen, die man auffinden kann. Was nicht zutrifft, ist etwa die Auffassung, es werde die betreffende Tat als Opfer angesehen vom Standpunkte des oder der anderen. In dem Augenblick, in welchem solcher Bezug auf die Meinung anderer statthat, handelt es sich schon nicht mehr um das hier eigentlich gemeinte Verhalten. Dieser Bezug bringt, vielleicht nicht mit Notwendigkeit, aber mit großer Wahrscheinlichkeit, die Gefahr einer

ganz anderen, sogar wesentlich lieblosen Haltung mit sich, die sich etwa so darstellt: wie liebe ich, daß ich dieses, jedem anderen so bedeutend erscheinende Opfer auf mich nehme; eine Hinwendung also durchaus auf das eigene Ich, statt über dasselbe hinaus. Sie ist deshalb im wahren Sinn als lieblos zu bezeichnen, weil in ihr die Liebe und damit der Geliebte Mittel werden zur Erhöhung des Selbstgefühls, einer Besonderung, Umschränkung geradezu des Ichs, statt einer Ausweitung desselben zum Wir in der Liebe. Wer rechnet: dies habe ich für dich getan und das, liebt nicht oder nicht mehr.

Semper crescit et decrescit amor, sagt der schon einmal zitierte Kapellan Andreas. In der Bestimmung echter Liebe ist nichts gelegen, was ihre Dauer in der Zeit implizieren würde. Ich halte es für falsch, wenn man aus dem Verklingen einer Liebe schließen wollte, sie sei nicht die wahre gewesen. Daß den im Zustande der Liebe Befindlichen ewige Dauer Gewißheit ist, tut nichts zur Sache.

Man kennt mannigfache Selbsttäuschungen auch in anderen Seelenlagen. Vielleicht ist hier der einzige Punkt, in dem Liebe „blind" ist. Der Liebende kann aber unmöglich um die etwaige Vergänglichkeit seines Zustandes wissen, sowenig wie der in Ekstase schwebende Gottsucher in diesen Augenblicken darum weiß, daß seine Seele wiederum von Gott lassen wird müssen.

Dauer der Liebe hängt nicht von Liebe, ihrem Grad, ihrer Echtheit, oder wie man sagen will, ab, sondern von dem Ich, das in ihr die Außenschichten durchbricht. Man könnte ein Gleichnis machen aus dem Verhalten von Vulkanen, d. h. der ihnen entströmenden Lava, die das eine Mal dauernd fließt, immer wieder neue Glutmassen über die erkaltenden Schlacken strömen läßt, das andere Mal in ihrem Ausfluß stockt und nur die ausgebrannten, kalten Massen übrig läßt. Darum war es doch beide Male echte, glühende, strömende Lava gewesen [1].

Ob es überhaupt wesentliche Variationen des *amour-passion* zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkerschaften gibt, wage ich nicht zu entscheiden. Ich neige, offen gestanden, der Meinung zu, daß die Liebe ihrem Wesen nach stets eine sei, zu allen Zeiten, in allen Regionen. Wieso verstünden wir denn etwa die Liebeslieder eines Li-Tai-Po, wenn nicht im letzten seine Liebe und die unsere doch dieselbe wäre, wiewohl er schlitzäugige Chinesinnen oder Hafis steatopyge Odalisken angesungen?

Dennoch gibt es Unterschiede; sie betreffen aber nicht den Kern, sondern einmal gewisse Manifestationen der und sodann gewisse Urteile, Bewertungen über die Liebe. Eine Kulturgeschichte der Liebe ist trotz des reichen ethnologischen Materiales bei Stoll, trotz bemerkenswerter Ansätze bei Stendhal oder auch bei Lucka (4) und etwa bei Müller-Lyer eigentlich erst zu schreiben. Hier ist indes weder der Ort, Bruchstücke zu

[1] Der Mensch sei, meint offenbar in diesem Sinne La Rochefoucauld (69), für die Dauer seiner Leidenschaften so wenig verantwortlich wie für die Dauer seines Lebens. Ähnlich Lou Andreas-Salomé: „Das natürliche Liebesleben in allen seinen Entwicklungen, und in den individualisiertesten vielleicht am allermeisten, ist aufgebaut auf dem Prinzip der Untreue."

einer Geschichte der Liebessitten und Liebesäußerungen noch zu einer der Meinungen von der Liebe zusammenzutragen. Nur der Verdeutlichung halber ein Beispiel. Bellique (8) macht darauf aufmerksam, daß die Liebeslieder der alten italienischen Musik — Monteverdi, Scarlatti, Pergolese, Carissimi und wie sie alle heißen — durchwegs traurigen Inhaltes sind. Hier erscheint die Liebe überwiegend als die Bringerin von Schmerzen: unerhörte Liebe, Tod der Geliebten, Flucht in den Tod u. dgl. sind ihre hervorstechenden Motive. In allen Zeiten natürlich gibt es solche Lieder auch. Aber dieser Epoche fehlt die jubelnde, triumphierende Liebe, die im deutschen Liede so oft zu Worte kommt, durchaus. Es wäre erst zu untersuchen, wieweit dies Ausdruck einer bestimmten Mentalität, inwieweit es nur Mode oberflächlicherer Art gewesen. Jedenfalls, die Tatsache ist da und weist auf irgendwelche kulturelle Abwandlungen der Liebe hin.

Da ich aber an das überzeitliche und überindividuelle Gleichsein echter Liebe glaube, kann ich mich nicht entschließen, die „drei Stufen der Erotik" Luckas mit drei Stufen der Liebe gleichzusetzen [1]. Zugegeben sei, daß Liebe in unserem Sinne zu ihrer Entfaltung einer gewissen Ausbildung des Geistes bedurft hat, daß der Troglodyt ihrer und vielleicht auch noch der Pelasger unfähig gewesen sein mag [2]. Aber „historische" Völkerschaften, in dem Sinne, wie man dies Wort gemeinhin gebraucht, dürften wohl immer Liebe gekannt haben. Ich vermute, daß mehr die Wertschätzung, welcher die Liebe im allgemeinen begegnet ist, Schwankungen unterworfen war, daß in einer Epoche eine große, in anderen eine geringe Achtung davor bestand, daher die uns erhaltenen Berichte, Dokumente aller Art bald mehr, bald weniger oder gar nicht davon zu reden wissen. Es ist doch m. E. unwahrscheinlich, daß plötzlich, etwa zur Zeit der Romantik, eine Generation liebesfähiger Menschen sollte aufgestanden sein. Je nach der Hauptrichtung des Zeitgeistes getraute man sich sozusagen zu lieben oder nicht, gestand es sich und den anderen ein, ja rühmte sich dessen oder verbarg derartige Regungen sicherlich vor der Welt, wahrscheinlich auch vor sich selbst. Eine Erscheinung, die man ja auch im Leben des Einzelindividuums antrifft; gar mancher, durch Neigung, vor allem durch Erziehung und Einfluß der Umwelt dazu bestimmt, glaubt in seiner eigenen und der Achtung seiner Mitmenschen, Standesgenossen zu sinken, wenn er sich einem Gefühl hingibt, anstatt nur sachlich interessiert zu sein. Diese Einstellung auf das Objektive, Unpersönliche ist eine spezifisch männliche und zur allgemeinen Wertgrundlage nur geworden, weil die Menschen gewohnt sind, den männlichen Standpunkt als den schlechthin maßgebenden anzusehen (Simmel), während für die Frau dieser Konflikt in weit geringerem Ausmaße besteht. Daher rührt es auch, daß man Epochen und Menschen, in denen

[1] Ellen Key (64) meint, die Askese des Katholizismus habe den Geschlechtstrieb unterdrückt und dadurch „mittelbar das nach innen gekehrte, seelenvolle, sich über die Sinnlichkeit erhebende Liebesgefühl entwickelt". Ich glaube aber: nur diesen Ausweg für den Ausdruck übriggelassen.

[2] So soll nach Finsch (zit. bei Meisel-Heß [80 a]) „auf der Insel Ponapé zwar die Paarung und die Ehe, nicht aber die Liebe ein bekannter Zustand sein".

der Liebe Hochschätzung entgegengebracht und freie Entfaltung zugestanden wird, gern als Gebilde einer verweichlichten weibischen Kultur hinstellen will; als ob von vornherein ausgemacht wäre, daß das Ideal des Mannes, wie es sich gemeinhin gibt, auch ohne weiteres das der Menschheit sein müsse.

Damit dürfte es zusammenhängen, daß Liebe sich zu verbergen trachtet. In ihrem Wesen liegt nichts, was Öffentlichkeit ausschließen würde; eher im Gegenteil: es findet sich darin vielleicht eine gewisse, mag sein törichte Tendenz, andere an dem empfundenen Glück irgendwie teilnehmen zu lassen. Anderseits empfinden die Liebenden eben nicht mit Unrecht, daß man ihr Gehaben und Leben „nicht verstehen" würde. Und so behält jenes Lied recht, das J. S. Bach seiner Magdalene in das Notenbüchlein schrieb: Willst du dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an . . .

Gewiß wird man aber zugeben müssen, daß die geringere Achtung, die man der Liebe — und der Frau — da und dort entgegengebracht hat, auch ihre Entfaltung gehemmt haben wird. Hemmnisse solcher Wirkung gibt es noch andere. Die gewissen Kulturen, so auch in weitem Maße unserer Zeit, eigene Tendenz zur Maskierung des wahren Ich, der wirklich empfundenen Gefühle, die Konvention „gesellschaftlichen" Verhaltens erschweren das (grundsätzlich zwar immer mögliche) Totalerfassen einer Persönlichkeit. Ellen Key (64) mag recht haben, wenn sie darin die Wurzel des „Flirts" erblickt; sie nennt ihn „den Versuch der erwachenden Liebe zur Demaskierung, zur Ablistung der schützenden Verkleidung, eine Fechtkunst, die auf die Ritzen des dichtanschließenden Panzers zielt". Es gilt dies wohl, wie auch Ellen Key bemerkt, nur für manche Formen des Flirts. Denn daß er nebenbei auch eine spielerische Betätigung der Sexualität schlechthin sein kann, zur Materialbeschaffung für erotische Phantasien dienen usw., ist bekannt.

Es wäre sicherlich von Interesse, könnte man die verschiedenen Verwirklichungsstufen der echten Liebe, ihre größere oder geringere Annäherung an das ideale Ziel genauer beschreiben. Doch fehlt es uns, glaube ich, hier noch sehr an Wissen. Was man bringen könnte, wären doch nur Gleichnisse recht unbefriedigender Art. Eher läßt sich über einige peripherere Probleme etwas aussagen.

So über die Beziehung zwischen Liebe und Ehe. Natürlich nicht darüber soll gesprochen werden, welche ethischen Forderungen zu erheben seien, noch über Ehereform, freie Liebe u. dgl. Es frägt sich vielmehr, ob und welche Einwirkung die Ehe auf die Liebe haben könne, zweitens ob Liebe essentiell auf Ehe oder ein der Ehe gleichzusetzendes Bündnis tendiere. Im Mai 1174 hat ein „Liebeshof" sich mit der Frage befaßt: *utrum inter conjugatos amor possit habere locum?* und die Gräfin von Champagne hat diese Frage strikte verneint. Die Urteilsbegründung sagt: „Liebende gewähren einander alles, gegenseitig und freiwillig, ohne irgendeinen Zwang durch einen notwendigen Grund *(nullius necessitatis ratione cogente)*, während die Gatten durch die Pflicht verhalten sind, sich gegenseitig ihrem Willen zu unterwerfen und einander nichts abzuschlagen." Die Gräfin von Champagne hat den Kernpunkt

der Frage ganz richtig gesehen. Darum handelt es sich in der Tat: ob Verpflichtungen, die sich auf das erstrecken, was Liebe freiwillig gewährt, nicht die Liebe zu vernichten imstande wären. Zweitens aber auch darum, wie Gewohnheit des Empfangens und Gewährens wirke.

Empirisch ist es wohl so, daß oft genug die Liebe in der Ehe zugrunde geht, auch dort, wo keine Selbsttäuschung vorgelegen. Man hat die erfolgte Sexualbefriedigung — in erster Linie des Mannes — als Grund angeführt. Ausschlaggebend scheint mir dies nicht. Denn offenbar kann Liebe auch zwischen zwei Individuen schwinden, welche gar nicht zum Geschlechtsverkehr gelangt sind. Aus dem Wesen der Liebe folgt gewiß nicht die Notwendigkeit ihres Verfalles in der Ehe. Ist sie eine Bewegung auf das „ideale Wertbild" hin, so ist sie auch endlos. Der Liebe, welche Zeit und Gewohnheit, Pflicht und Alltag überwindet, erscheint der geliebte Gegenstand eben immer als neu, daher auch Gewohnheit ihr nicht Abbruch tun kann. Es scheint mir, daß der Verfall der Liebe in der Ehe seinen tiefsten Grund in etwas anderem habe. Es wird der „Besitz" des oder der Geliebten zugleich als tatsächliche Erreichung jenes Zieles genommen, für das er höchstens Vorbild, Sinnbild sein kann. Und das darum, weil die meisten Naturen, wie schon gesagt, dem dauernden Vollerleben des eigenen Ich und des geliebten Du nicht gewachsen sind — warum, ist eine andere Frage.

Man ist hier vielfach auf Spekulation verwiesen — denn bekanntlich sind die aus wahrer Liebe geschlossenen Ehen noch weit seltener als die wahre Liebe selbst.

Nebenbei bemerkt: da die Intention der Liebe zweifellos auf dauernde Verbindung der Liebenden geht, ist es sicherlich unrichtig, mit Engels den Ursprung der Ehe im Ökonomischen (Privateigentum) sehen zu wollen. Es liegt viel tiefer im Wesen der Liebe, sohin im eigentlichen Wesen des Menschen selbst. Man wird daher auch bei allen praktischen Bedenken dagegen die wesenhafte Berechtigung der Forderung nach der Unauflösbarkeit der Ehe zugeben müssen. Daß sie nicht verwirklicht werden kann und nicht sollte, weil Gesetze nicht an phänomenologischen Einsichten, sondern an sozialen Tatsachen zu orientieren sind, ist natürlich ebenso klar.

Ein anderes Problem ist noch zu berühren: die Stellungnahme des Individuums zur Liebe. Es ward schon erwähnt, daß die Liebe als etwas Fremdes, als eine dunkle Gewalt, eine Besessenheit erlebt werden kann; daß der Liebende dem Zuschauer besessen erscheint, gehört zunächst nicht hierher. Doch dürfte dies nur ein Durchgangsstadium sein, das Dauer nur dort gewinnen kann, wo die Bewältigung der Krustengebilde nicht restlos gelingt. In solchen Fällen wird allerdings die „dämonische Macht" der Liebe in den Vordergrund treten und wenig von der beglückenden Befreiung entbundener Tiefenkräfte verspürt werden. Oftmals kann es auch nur beim Ansatz zur Liebe bleiben, die dämonische Phase, wie man kurz sagen könnte, wird allein und vorübergehend erlebt. Aus diesen wohl von sehr vielen Menschen zumindest in den Jugendjahren gemachten Erfahrungen heraus beurteilen sie dann den Liebenden. Das sind jene Menschen, bei denen die Kruste sich stärker als die

Stoßkraft des Ich erwiesen hat, die Zuwendung an das Äußere, das Handeln, die Sache stärker als die zur eigenen Seele.

Diese Art abortiver Liebe hat nichts gemein mit einer anderen, vielleicht als abgeschwächte Form zu bezeichnenden Verlaufsart, die man gemeinhin die platonische Liebe nennt. Im strengen Sinne scheint darunter eine Liebe verstanden werden zu sollen, der jegliches psychosexuale Moment abgeht; man versteht aber auch eine Liebe darunter, die nur gerade der Tendenz zur Verwirklichung irgendeines deutlicheren Sexualzieles, nicht aber eines oft ganz erheblichen erotischen Einschlages ermangelt; ferner sogar — aber zu Unrecht — eine ausgesprochen sexual orientierte Beziehung, bei der es nur nicht zu Akten der Sexualität — sei es aus inneren Hemmungen heraus, sei es infolge äußerer Momente — gekommen ist. Psychologisch interessant wäre eigentlich nur der erste Fall. Ich kann mir vorstellen, daß er nicht nur grundsätzlich möglich, sondern auch wirklich realisierbar wäre. Freilich, ganz ohne jeden Bezug auf die Sexualsphäre nicht. Denn selbst, wenn im Bewußtsein — und auch im Unterbewußtsein — der Liebenden selbst nichts von Sexualität zu finden wäre, so müßte doch immer, sofern deren Beziehung noch dem Bereiche vitaler Akte angehören soll, eine immanente Richtung auf die Sexualität vorhanden gedacht werden. Daher denn auch die platonische Liebe gar leicht sich in nicht-platonische wandelt, so daß es ganz begreiflich ist, daß der Eifersüchtige und Mißtrauische auch die platonischen Anknüpfungen seines Partners mit scheelen Augen sieht.

Es kommen dabei oft schwankende, unbestimmte Situationen und Beziehungen zustande; zum Teil auch deshalb, weil die Beteiligten nicht selten einfach die Wahrheit nicht sehen wollen, aus Scheu oder aus Bequemlichkeit — letzteres, um Konflikten mit sich selbst, ihrem Gewissen auszuweichen, dem erfreulichen Genuß nicht entsagen zu müssen, sich in den „Herzensschlampereien", wie A. Schnitzler [1] einmal sagte, ausleben zu können. Anderseits können solche Situationen einfach von den Betreffenden nicht durchschaut worden sein. Auch dort, wo Freundschaft auf der einen, Liebe auf der anderen Seite besteht, bilden sich solche Zwischenformen — *amitié amoureuse* [2].

Hier ist auch jener Beziehungen zu gedenken, welche sich zwischen mehr als zwei Personen spinnen. Natürlich ist nicht das triviale „Dreiecksverhältnis" des einfachen Ehebruches gemeint. Sondern etwa der Fall, daß zwei Frauen einen Mann, zwei Männer eine Frau lieben. Solange der alleinstehende Teil indifferent bleibt oder sich eindeutig für einen der Konkurrierenden entscheidet, bietet die Situation kein besonderes psychologisches Interesse. Es ist höchstens zu bemerken, daß die Wertung derselben verschieden ist. Simmel (106) meint, man empfände es „von vornherein für den Mann als irgendwie ungehörig, ein bloßes

---

[1] Das weite Land.

[2] Zur Frage nationaler Differenzierung des Liebeslebens bietet A. Schurigs „Seltsame Liebesleute, eine deutsche amitié amoureuse", den interessanten Versuch, einen französischen Roman sozusagen auf deutsche Art neuzuschaffen mit Beibehaltung aller wesentlicher Züge. Inwieweit dies gelungen ist, und nicht nur Äußerlichkeiten getroffen wurden, kann ich nicht beurteilen.

Objekt der Konkurrenz zweier Frauen zu sein, selbst wenn er äußerlich ja der Wählende sei . . . der Mann spiele hier durchgehends eine ziemlich jämmerliche Rolle, er erscheine als ein haltlos hin und her geworfener Schwächling: Weislingen, Ferdinand (in der „Stella"), beinahe sogar Eduard", welche instinktive Reaktion des Gefühles er in der dem Mann allein angemessenen Aktivität begründet findet.

Auch Grete Meisel-Heß (80 a) sagt, der Mann könne sich zur Liebe nicht wählen lassen, indes Stendhal (110) offenbar für gewisse Beziehungen dieses Verhalten nicht nur als möglich, sondern sogar als notwendig ansieht (vgl. das Zitat im ersten Abschnitt).

Etwas anderes ist es, wenn zwischen dem einen und den beiden anderen Teilen nicht nur rein sexuale, sondern auch geistige Liebesbande sich knüpfen. Ist das überhaupt möglich? Kann ein Individuum zwei andere gleichzeitig lieben? Im Sinne höchster Liebe mutmaßlich nicht; es ist schwer vorstellbar, daß die m. E. eben das Wesen der Liebe ausmachende Wirbildung sich nach zwei verschiedenen Richtungen vollziehen lasse. Immerhin will ich selbst diese Möglichkeit nicht ganz von der Hand weisen. Daß aber in Annäherungsformen derartige Situationen bei aller Aufrichtigkeit möglich sind, halte ich für sicher. Und nicht nur für den leicht verständlichen Fall, daß je ein Partner eine gewisse Seite der Ichtendenzen zu erfüllen vermöge, in welcher der andere versagt, ohne doch in seinem Gesamtwerte so viel einzubüßen, daß er überhaupt nicht als Liebesziel in Betracht käme: etwa der Fall des „Seelenfreundes" neben einer anderen, mehr sexualbetonten Liaison. Hier wird die Ausbildung der Liebe zu dem einen oder anderen verschiedenen Niveaus angehören. Es scheint aber auch denkbar, daß sozusagen Liebe gleicher Art auf zwei Menschen gerichtet sei[1]. Vollkommen kann sie nicht sein, weil die Vollerfüllung der Liebesintention doch nur durch den einen gegeben werden kann. Wie solche Situationen sich gestalten oder lösen, ist schon mehr eine soziologische oder sozialpsychologische als eine rein sexualpsychologische Frage.

Damit hängt das Problem der Treue zusammen. In gewissem Sinne hat ein frivoles Wort von O. Wilde recht: „Treue ist Mittelmäßigkeit; sie ist die Unfähigkeit, einen einmal eingenommenen Standpunkt je wieder zu verlassen[2]." Dies gilt natürlich nur für jene Pseudotreue, die aus Gewohnheit, Bequemlichkeit trotz tiefer innerer Widersprüche, trotzdem vielleicht ethische Forderungen in gegenteiligem Sinne sprechen, bewahrt wird; ganz abgesehen davon, daß diese Treue oft nur eine scheinbare, äußerliche ist. Man könnte vielleicht auch bei der Treue eine analoge Scheidung von Sexualität und Liebe oder Sympathie vornehmen, wie ich

---

[1] Dabei muß es sich m. E. durchaus nicht immer, wie das Forel (39) anzunehmen scheint, um hysterische Persönlichkeiten mit einer besonderen Disposition zu Abspaltungen des Ich handeln.

[2] Ähnlich schon La Rochefoucauld (69). Für ihn scheint Treue überhaupt nur dort Möglichkeit der Verwirklichung zu haben, wo die betreffende Person immer unter verschiedenen Aspekten gesehen wird: *Cette constance n'est qu'une inconstance arrêtee et renfermee dans un même sujet.*

sie für den ganzen Bereich der Liebesphänomene versucht habe. Sexuale Untreue könnte mit Treue in einem höheren Sinne kompatibel sein. Das Wesen dieser Treue scheint mir doch in der dauernd erhaltenen Richtung auf den Wert einer Person gelegen zu sein. Damit verträgt sich eine „rein sinnliche", als solche, wie oben bemerkt, exquisit lieblose Beziehung insonderheit vorübergehender Natur recht wohl. Sie verträgt sich damit beim Manne besser als bei der Frau, infolge jenes Verhältnisses, das ich die größere Kernnähe der Sexualität bei der Frau genannt habe. Die Strukturverschiedenheit der Geschlechter bringt es aber natürlich mit sich, daß die Frau diese Seite männlicher Psyche wenig zu begreifen imstande ist; daher nehmen Frauen die Untreue des Mannes schwer, die er selbst als eine nebensächliche, das Wesen der Beziehung gar nicht treffende Entgleisung empfindet. Selbstverständlich gibt es hier ungezählte Varianten, individuelle wie nationale.

Ein besonderes Phänomen ist der Selbstmord aus Liebe, insbesondere aber der Doppelselbstmord. Ich glaube indes, daß es an dem bloßen Hinweis genug sein dürfte, da seine Psychologie gleichfalls nur in entfernter Beziehung zu unserem eigentlichen Thema steht. Indes wird durch diese Erscheinung eine andere Frage nahegelegt, die vielleicht nicht nur psychologisches Interesse hat, vielmehr über die Psychologie hinaus zu metaphysischen Problemen führt: nach den Berührungen von Liebe und Tod. Mag dem Bilde des Genius mit der erhobenen und mit der gesenkten Fackel ursprünglich nicht mehr zugrunde liegen als die Einsicht des Werdens und Vergehens der Menschen und die Bedeutung des ersten durch die Entstehung des Kindes aus dem Liebesbunde, so hat man doch immer gefühlt, daß hier mehr noch angedeutet wird, daß zwischen Liebe und Tod irgendwo innigere Verbindungen bestehen müssen. Denselben nachzuspüren, ist nun nicht eigentlich im Rahmen unserer Aufgabe gelegen. Indes seien ein paar Worte gestattet. Vielleicht hängt diese Verknüpfung mit der relativen Aufhebung der Individualität in der Wirbildung zusammen. Aber wahrscheinlicher dünkt es mich, daß es das Faktum der Wiedergeburt im Akte der Liebe ist, welches die Grundlage abgibt. Es stirbt ein Ich, ein neues wird geboren. Nirgends ja ist dieses „Stirb und werde" mehr verwirklicht als gerade in der Liebe. Zugleich ist es ein, wenn schon nicht tatsächlich verwirklichtes Hinausgehen, so doch ein Hinausweisen über das eigene Ich, das in der Liebe erlebt wird und so auf mögliche weitere Daseinsformen den Blick lenkt.

Vielleicht spielt auch die vorübergehende scheinbare Aufhebung des Ich oder Selbst in der erotischen Ekstase dabei eine Rolle. Der Behauptung Swobodas, es sei die Todessehnsucht der Liebenden eins mit der Sehnsucht nach geschlechtlicher Vereinigung, würde ich indes nicht ohne weiteres zustimmen. Es ist überhaupt gewagt, von einem Einssein phänomenal differenter Strebungen zu sprechen.

Schließlich, um diese letzten, mehr aphoristischen Bemerkungen zu beenden, sei noch ein Punkt gestreift. Es ist eine oft bemerkte, in Romanen vielfach geschilderte Tatsache, daß Liebe in Haß „umschlagen" kann. Ob wirklich dies bei Liebe im letzten, höchsten Sinne zutreffen

kann, ob hier nicht doch vollends das Wort des Apostels: sie eifert nicht, sie suchet nicht das ihre, Geltung hat, mag fraglich bleiben. Das empirische Faktum besteht. Hierzu ist zu sagen, daß Liebe und Haß phänomenologisch gleichartig sind, sowohl ihrer Richtung auf Werte nach als auch in ihrem Wesen. Sowenig wie Liebe, ist Haß ein Akt des Nachsetzens usw. (vgl. die eingangs im Anschluß an Scheler angestellten Betrachtungen). Es wäre m. E. irrig, zu glauben, Haß entstünde aus Liebe, weil der Gegenstand der Liebe sich als unvollkommen erwiesen hat, weil an ihm Eigenschaften entdeckt wurden, welche mißliebig sind u. dgl. Es gilt hier das gleiche, was oben vom Aufhören der Liebe gesagt wurde. Haß macht erst die Entdeckung der hassenswerten Eigenschaften möglich. Er zeichnet auch ein ideales Wertbild, aber im Sinne der negativen Werte. Geht Liebe auf das Edle, so Haß auf das Gemeine und Schlechte, jene auf das Heilige, so dieser auf das Teuflische. Er entsteht nicht, weil der Gegenstand als so oder so beschaffen erkannt wurde, sondern, weil jene Bewegung der Liebe einen Widerstand findet. Daher der häufigste Fall die Umkehr unerhörter Liebe in Haß ist. Wie wenig dieser Haß mit einer Erkenntnis irgendwie minderer Beschaffenheit seines Objektes zu tun hat, erhellt aus der bekannten Tatsache, daß das Wiederumschlagen in Liebe sehr möglich ist, ja daß Liebe und Haß alternieren können. Nur Indifferenz ist das Ende der Liebe, weil damit jegliche Richtung auf den ehedem geliebten Gegenstand verlorengegangen ist; im Haß ist diese Richtung aber noch erhalten und die Liebe noch immer möglich.

In dem hiermit abzuschließenden Abschnitt ist, vielleicht mehr noch als in allen anderen, vieles, allzu vieles problematisch geblieben. Es liegt das wohl großenteils in der Materie, zum Teil allerdings auch in unserem Mangel an Kenntnissen. Vieles ist auch hier Grenzgebiet, konnte nur gestreift, angedeutet werden, durfte aber, wie ich glaube, doch nicht völlig übergangen werden. So mangelhaft die Darstellung auch ist, so hoffe ich doch, nicht der eingangs erwähnten Gefahr verfallen zu sein, die Stendhal mit den Worten kennzeichnet: „*Je tremble toujours de n'avoir écrit un soupir, quand je crois avoir noté une vérité.*“

Als Anhang seien noch ein paar Worte über die Pathologie der Liebe beigefügt. Darunter ist selbstverständlich nicht die große Gruppe jener Fälle zu verstehen, welche Abweichungen hinsichtlich des Sexualzieles oder des Sexualobjektes erkennen lassen und die schon zuvor behandelt wurden. Sondern es handelt sich um Abweichungen im Liebesfühlen selbst.

Zunächst begegnen dem Psychiater nicht so selten Kranke, welche über einen vollkommenen Mangel an Liebesfähigkeit klagen. Sie äußern entweder, sie seien überhaupt nicht mehr imstande, Liebe zu empfinden — sei es zum Gatten oder den Kindern usw. —, oder die Liebe, die sie etwa noch empfänden, sei „nicht die richtige“. Solche Klagen hört man von depressiven Kranken, insbesondere von solchen, welche Depersonalisationserscheinungen bzw. das Symptom der „Entfremdung der Wahrnehmungswelt“ aufweisen. Sehr oft bilden diese Klagen nur einen Teil der über völlige Gefühlslosigkeit überhaupt; zuweilen bleibt aber auch diese Gefühlslosigkeit auf die Liebesgefühle

insbesondere eingeschränkt. Krankengeschichten, die solches illustrieren, finden sich bei K. Österreich[1] u. a., neuerdings bei Schneider[2].

Unter Umständen kann die Liebesunfähigkeit sich auf einen einzelnen oder gewisse Personen allein beschränken. Meist handelt es sich um eine — zumindest subjektive — generelle Unfähigkeit.

Einmal kann eine solche Unfähigkeit anlagemäßig vorhanden sein und nur bei besonderen Anlässen dem Betreffenden klar werden, wodurch dann verschiedenartige, nach Anlaß und Persönlichkeit mannigfach variierende Reaktionen gesetzt werden. Sodann kann eine solche Unfähigkeit sich „physiologisch" entwickeln. Wird sie doch als ein häufiger Charakterzug des Alters vielfach erwähnt. Zu dem gleichen Ende können auch psychopathologische Prozesse führen.

In allen diesen Fällen liegt eine tatsächliche Minderung der Liebesfähigkeit vor. Neben diese Gruppen, die Schneider eingehender charakterisiert hat, möchte ich als vierte die jener Menschen stellen, welche bewußt und willentlich ihre Liebeserlebnisse in den Hintergrund schieben, ignorieren, ja gelegentlich geradezu mißachten, sich, wie die Rede geht, „absichtlich verhärten". Die Motive dazu können natürlich wiederum die allerverschiedensten sein: etwa Enttäuschung in einem wirklich oder eingebildeterweise tiefgreifenden Liebeserlebnis, Motive rationaler Art, wie die Besorgnis, von den „eigentlich wichtigen Aufgaben" durch Liebe abgelenkt zu werden, Mißachtung der Menschen bzw. des anderen Geschlechts u. dgl. m. In solchen Fällen wird man meist eine allgemeine Gefühlsarmut, zumindest der oberflächlicheren Schichten der Persönlichkeit, antreffen. Gelegentlich kann, wie das in Legenden und Romanen mehrfach geschildert wird, unter der Einwirkung eines aufwühlenden Erlebnisses die ganze Konstruktion zusammenbrechen, eine „Wiedergeburt" erfolgen.

Handelt es sich hier um eine Abwendung von den als der eigenen Person angehörend erlebten oder erlebbaren Gefühlsphänomenen, so gibt es eine andere Gruppe, bei welcher eine „Entfremdung" der eigenen Gefühlserlebnisse eingetreten ist. Eine schwierige Frage ist die Deutung dieser Vorgänge, die hier nicht zu versuchen ist. Es sei auf die Arbeiten von Schilder[3], Österreich, Schneider u. a. verwiesen. Möglicherweise bestehen hier, wie Schilder meinte, Beziehungen zu der Echtheit und Unechtheit der Gefühlserlebnisse, deren Phänomenologie wir Haas sowie Pfänder[4] verdanken.

Eine weitere Klasse mögen jene Persönlichkeiten bilden, bei denen eine intensive Hinwendung auf das eigene Erleben ein Hinausgehen auf ein Du unmöglich macht. Scheler hat gemeint, es komme infolge einer

---

[1] Die Entfremdung der Wahrnehmungswelt usw. Journ. f. Psychol. u. Neurol. 7—9, 1905—1907.

[2] Pathopsycholog. Beiträge zur Phänomenologie von Liebe und Mitfühlen. Z. f. d. ges. Neurol. und Psychiatr. 65, 109, 1921.

[3] Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein. Berlin 1914.

[4] Zur Psychologie der Gesinnungen. Jahrb. f. Philos. u. phänomenol. Forschung I und III.

derartigen Versunkenheit in die eigenen Gefühle nicht zu einem Verstehen von, nicht zu einer fühlenden Anteilnahme an fremden Erlebnissen, damit auch nicht zur Entfaltung von Liebeserlebnissen. Ob ein solches Verstehen eine Bedingung der Liebe sei, mag fraglich sein. Ich glaube es nicht. Wohl aber ist einzusehen, daß eine solche ausschließliche Inanspruchnahme des Ich durch die es unmittelbar angehenden Abläufe ein Aussichhinaustreten, wie es die Liebe erfordert, verhindern kann. In gewisser Hinsicht sind solche Menschen ein Widerspiel der oben erwähnten Typen, welche von den Liebeserlebnissen, diese unterdrückend, beiseite schiebend, sich willkürlich abwenden. Ein Widerspiel insofern, als bei diesen die Richtung doch auf die Liebeserlebnisse, bei jenen aber auf alle diesen von vornherein abseitigen Sphären der Persönlichkeit geht. Andererseits — scharfe Trennungen sind ja hier nirgends zu vollziehen — ähneln sich die beiden Typen darin, daß die Abwendung von der Liebe bewirkt wird durch die ausschließliche Hinwendung auf anderes — sei es auf das Ich, sei es auf die „Arbeit" oder auf sonstige Ziele. Auch gleichen sie sich darin, daß — in ausgeprägten Stadien — die Liebesphänomene bzw. deren Mangel gar nicht erlebt wird, sondern nur retrospektiv (nach der Wiedergeburt, nach dem Abklingen etwa einer psychotischen Episode) vergleichsweise konstatiert werden kann.

Eine besonders schwierige und wohl gar nicht zu beantwortende Frage ist die nach etwaigen qualitativen Veränderungen des Liebeserlebens. Ich glaube zwar, daß auch die bisher skizzierten Abwandlungen durch die Bezeichnung der Verminderung in keiner Weise gekennzeichnet sind, daß es sich auch hier um Wesensveränderungen, nicht um solche sogenannter „Gefühlsintensitäten" handelt. Es scheint aber, daß es daneben noch andere Variationen geben mag, welche sozusagen auf einer anderen Dimension der Qualitätsreihe gelegen sind. Man wird vielleicht daran erinnern dürfen, daß die Liebe in der Ehe unter Umständen im Laufe der Jahre Modifikationen erfahren kann, ohne daß man von einer Verminderung sprechen könnte. Es ist auch nur teilweise richtig, wenn man behauptet, die Liebe weiche der Freundschaft, oder es geselle sich etwa zur Liebe der Gattin ein Zug von Mütterlichkeit auch dem Gatten gegenüber usw. Alles dieses erschöpft das Problem m. E. nicht. Es sind hier Andeutungen von qualitativen Abstufungen vorhanden, denen auch die Pathologie einige Erfahrungen an die Seite stellen könnte. Indes ist all dieses noch so ungeklärt und wenig beachtet, daß ein weiteres Eingehen wohl zu viel Hypothetisches und Konstruktives bringen würde. Man kann nur hoffen, daß die neuere, phänomenologisch orientierte Psychopathologie auch in diesem Punkt uns einige Einsicht ermöglichen wird.

AUSWIRKUNGEN UND UMGESTALTUNGEN

Vielfach glaubt man, in der populären wie in manchen Richtungen wissenschaftlicher Psychologie, daß die Sexualität oder die in ihr wirksamen Kräfte eine Ablenkung von ihren eigentlichen Zielen erfahren, sich umgestalten, anderen Leistungen der Seele dienstbar gemacht werden könnten.

Am schärfsten hat diesen Gedanken Freud (43) gefaßt; er nennt den Vorgang dieser Transformation die „S u b l i m i e r u n g". Mit diesem Begriff muß man sich auseinandersetzen. Freuds Worte lauten[1]: „Während dieser Periode totaler oder bloß partieller Latenz werden die seelischen Mächte aufgebaut, die später dem Sexualtrieb als Hemmnisse in den Weg treten und gleichwie Dämme seine Richtung beengen werden (der Ekel, das Schamgefühl, die ästhetischen und moralischen Vorstellungsmassen). Man gewinnt beim Kulturkind den Eindruck, daß der Aufbau dieser Dämme ein Werk der Erziehung ist, und sicherlich tut die Erziehung viel dazu. In Wirklichkeit ist diese Entwicklung eine organisch bedingte und kann sich gelegentlich ganz ohne Mithilfe der Erziehung herstellen. Die Erziehung verbleibt durchaus in dem ihr angewiesenen Machtbereich, wenn sie sich darauf einschränkt, das organisch Vorgezeichnete nachzuzeichnen und es etwa sauberer und tiefer auszuprägen.

Mit welchen Mitteln werden diese für die spätere persönliche Kultur und Normalität so bedeutsamen Konstruktionen aufgeführt? Wahrscheinlich auf Kosten der infantilen Sexualregungen selbst, deren Zufluß also auch in dieser Latenzperiode nicht aufgehört hat, deren Energie aber — ganz oder zum größten Teile — von der sexuellen Verwendung abgeleitet und anderen Zwecken zugeführt wird. Die Kulturhistoriker scheinen einig in der Annahme, daß durch solche Ablenkung sexueller Triebkräfte von sexuellen Zielen und Hinlenkung auf neue Ziele, ein Prozeß, der den Namen S u b l i m i e r u n g[2] verdient, mächtige Komponenten

---

[1] a. a. O. (43) S. 34 der I. Auflage.

[2] Sache wie Ausdruck kommen übrigens schon bei einem anderen Autor vor. Es ist mir nicht bekannt, ob Freud von diesem Vorgänger Kenntnis genommen hat. Bei Nietzsche (92), Bd. II, Teil 1, 95. ist die Rede von „jenen Menschen, die Liebe vermissen . . . namentlich aber den Menschen der sublimierten Geschlechtlichkeit". Auch aus anderen Stellen geht hervor, daß Nietzsche an einen ähnlichen Mechanismus glaubte, wie ihn Freud lehrt. (Z. B. ebenda, Teil 2, 83.) Ich entnehme weiterhin aus Keyserling (Reisetagebuch eines Philosophen, I. S. 278), daß eine analoge Lehre der indischen Mentalität geläufig ist. Die auch dort als wertvoll gepriesene sexuale Enthaltsamkeit wird damit begründet, daß den zur Herrlichkeit Reifen Enthaltsamkeit fördert, weil in seinem Fall die prokreative Energie einer Umsetzung in spirituelle fähig ist. Aber diese Umsetzung gelingt nur den seltenen Organisationen, die wir eben die Heiligen heißen.

für alle kulturellen Leistungen gewonnen werden. Wir würden also hinzufügen, daß der nämliche Prozeß in der Entwicklung des einzelnen Individuums spielt, und seinen Beginn in die sexuelle Latenzperiode der Kindheit verlegen.

Auch über den Mechanismus einer solchen Sublimierung kann man eine Vermutung wagen. Die sexuellen Regungen dieser Kinderjahre wären einerseits unverwendbar, da die Fortpflanzungsfunktionen aufgeschoben sind, was den Hauptcharakter der Latenzperiode ausmacht, anderseits wären sie pervers, d. h. von erogenen Zonen ausgehend und von Trieben getragen, welche bei der Entwicklungsrichtung des Individuums nur Unlustempfindungen hervorrufen könnten. Sie rufen daher seelische Gegenkräfte (Reaktionsregungen) wach, die zur wirksamen Unterdrückung solcher Unlust die erwähnten psychischen Dämme, Ekel, Scham und Moral, aufbauen."

Ferner[1]: „Der dritte Ausgang" (neben Perversion und Neurose nämlich) „bei abnormer konstitutioneller Anlage wird durch den Prozeß der ‚Sublimierung' ermöglicht, bei welchem den überstarken Erregungen aus einzelnen Sexualitätsquellen Abfluß und Verwendung auf andere Gebiete eröffnet wird, so daß eine nicht unerhebliche Steigerung der psychischen Leistungsfähigkeit aus der an sich gefährlichen Verdrängung resultiert. Eine der Quellen der Kunstbetätigung ist hier zu finden, und je nachdem eine solche Sublimierung eine vollständige oder unvollständige ist, wird die Charakteranalyse hochbegabter, insbesondere künstlerisch veranlagter Personen jedes Mengungsverhältnis zwischen Leistungsfähigkeit, Perversion und Neurose ergeben . . . Was wir den ‚Charakter' eines Menschen heißen, ist zum guten Teil mit dem Material sexueller Erregungen aufgebaut und setzt sich aus seit der Kindheit fixierten Trieben, aus durch Sublimierung gewonnenen und solchen Konstruktionen zusammen, die zur wirksamen Niederhaltung perverser, als unverwendbar erkannter Regungen bestimmt sind. Somit kann die allgemein perverse Sexualanlage der Kindheit als die Quelle einer Reihe unserer Tugenden geschätzt werden, insofern sie durch Reaktionsbildung zur Schaffung derselben Anstoß gibt."

Gegen die in dem zitierten Text vorgetragene Auffassung läßt sich vor allem ein grundsätzlicher Einwand erheben, der indes hier nicht weiter diskutiert werden kann: es operiert diese Lehre, wie die ganze psychoanalytische Theorie, mit einem vollkommen nach dem Schema physikalischer Begriffe konstruierten Energiebegriff. Man wird sich fragen dürfen, ob eine solche Übernahme physikalischer Begriffe in psychologische Gebiete überhaupt zulässig sei, bzw. unter welchen Kautelen sie zulässig sein könnte. Ich bestreite die Anwendbarkeit des Energiebegriffes auf das Seelische durchaus. Man mag den Eindruck gewinnen, es sei diese psychoenergetische Theorie nur als eine „Als-ob-Betrachtung" gedacht, habe nur die Bedeutung eines Bildes, Gleichnisses. Vielleicht war dies ursprünglich der Fall, obwohl schon die „Studien" von Breuer und Freud sich einer energetischen Terminologie bedienen, ausdrücklich

[1] a. a. O. S. 76.

im Anschluß an hirnphysiologische oder hirnmechanische Vorstellungen, und in keiner Weise zweifeln lassen, daß die psychischen Vorgänge als reale Energieumwandlungen gedacht werden. Wenn aber je die Psychoanalyse sich des fiktiven Charakters solcher Betrachtungsweise bewußt war, so hat sie diesen Standpunkt im Lauf ihres Aufbaues sicherlich verlassen. Für sie haben die seelischen Prozesse und Elemente Energie, die sich in Mengen ausdrücken, gegenseitig vertauschen, umwandeln läßt[1]. Was gegen diese — gewiß nicht der Psychoanalyse allein eigentümliche und auch von ihr nicht zuerst gebrauchte — Auffassung sagen läßt, gehört indes nicht hierher. Im folgenden wollen wir so verfahren, als ob diese Psychoenergetik gestattet wäre — posito sed non concesso —, und zusehen, was weiterhin etwa kritisch über die Lehre zu sagen wäre.

In den zitierten Stellen drückt Freud sich vielfach recht vorsichtig aus. Zwar scheint er dafür zu halten, daß Ekel, Scham und Moral allein durch Sublimierung der infantilen Sexualität entstünden, doch heißt es weiter, es sei diese nur „eine Quelle" der Kunstbetätigung, der Charakter sei „zum guten Teil" aus solchem Material aufgebaut, „eine Reihe" von Tugenden würde so geschaffen. In anderen psychoanalytischen Arbeiten klingt aber die Lehre anders, bedeutend schärfer formuliert. Alsbald wird fast alles, was an individuellen und kulturellen Leistungen nur gedacht werden kann, aus Sublimierung der sexualen Triebkräfte erklärt.

So heißt es bei Blüher z. B.: „Wo immer sich im Charakter des Menschen typische Strebungen zeigen, die zwangsartig auftreten, und die nach der Tat eine gewisse Befriedigung auslösen, da haben wir es mit transformierter Sexualität zu tun, die Handlung mag im übrigen in einen Zusammenhang gehören, wie sie wolle." An einer anderen Stelle ist davon die Rede, daß man Sexualität in „Wissenschaft, Kunst und Lebenshaltung sublimieren könne". Von anderen Autoren hören wir, daß der wissenschaftliche Einfall, Kekulés Konstruktion des Benzolkernes, das Kunstwerk schlechthin, Religion, Philosophie usw. — alles durch Sublimierung zustande käme.

Es kann daher auch nicht wundernehmen, wenn alle Gefühlsbeziehungen zwischen Menschen, Kindes- und Elternliebe, Freundschaft und Verehrung eine ebensolche Genese aufweisen sollen; dasselbe gilt für die Liebe zu Gott, für dynastische Treue usw.

Eine solche weiteste, wenn nicht alle Sphären seelischen Geschehens umfassende Lehre fordert zu ernstlicher Prüfung heraus.

Zwei Beweise stehen ihr zu Gebote. Erstens — der wichtigste — die Resultate der psychoanalytischen Methode. Wer diese Methode nicht anerkennt, wird natürlich die Beweiskraft gering schätzen. Deshalb könnten die Behauptungen noch immer richtig sein. Die Methode halte ich für unzulässig, weil sie kausale und sinnhafte Verknüpfungen verwechselt und identifiziert. Viele Resultate kann ich anerkennen, weil sie gar nicht durch die Methode gewonnen wurden. Denn die Auswahl

[1] Ganz deutlich sieht man dies auch in der jüngsten Schrift Freuds „Massenpsychologie und Ichanalyse".

der miteinander zu verbindenden Glieder in dem Ablaufe der Einfälle, zwanglosen Assoziationen, ist durch die Methode an sich gar nicht bestimmt; sie ist Sache des individuellen Verständnisses des Psychoanalytikers, trägt einen intuitiven Charakter[1]. Daher mit dergleichen, sich als exakt-naturwissenschaftlich gerierenden Methoden, die einen ihrer Anhänger auch dem Gegner einleuchtende, überzeugende Resultate zutage fördern, die anderen die unmöglichsten Konstruktionen produzieren. Dem einen eignet eben eine — bei Freud ins Geniale gesteigerte — intuitive Begabung, den anderen fehlt sie gänzlich.

Das zweite Argument deutet Freud in der zitierten Stelle an, wenn er sagt, es seien die Kulturhistoriker sich einig usw. Die damit angezogene Meinung ist bekanntlich nicht nur die der Kulturhistoriker, sondern auch die der Populärpsychologie, was vielleicht ihr eher Gewicht zu verleihen als zu nehmen vermag.

Diese Überzeugung der Kulturhistoriker bzw. der Populärpsychologie gründet sich im wesentlichen auf die Beobachtung, daß ein Zurücktreten oder Zurückdrängen der Sexualität mit einem Auftreten anderer Betätigungsweisen einhergeht oder einhergehen kann, sowie auf die Feststellung des umgekehrten Sachverhaltes — welche sich leichter machen läßt und wohl zumeist den Ausgangspunkt bildet —, daß nämlich das Auftreten anderer Betätigungen mit einem Zurücktreten der Sexualität einhergehe.

So glaubt man z. B. in der Mutterliebe transformierte, sublimierte sexuale Energien am Werke zu sehen, weil in der Tat diese Einstellung sich vielfach dort entwickelt, wo sexuale Triebe nicht zur Entfaltung kommen. Sie scheint „überall da, wo eine volle Erotik sich — wegen sexueller Empfindungslosigkeit — nicht entwickeln konnte, an die Stelle derselben zu treten". (Kemnitz [63 a]). Wir sehen, daß bedeutende Menschen zuweilen einen besonderen Mangel an erotischem Empfinden aufweisen, etwa bei Kant. Es frägt sich nun, inwieweit solche Tatsachen zu der oben skizzierten Theorie oder zu einer ähnlichen zwingen.

„Daß", bemerkt Löwenfeld (76), „die Libido oder überhaupt die Sexualität einen sehr bedeutenden Einfluß als Triebkraft auf das seelische Leben ausübt, hierüber sind alle jene, welche sich mit diesem Problem beschäftigten, einig; nur über die Ausdehnung dieses Einflusses im psychischen Gebiet und die Art seiner Wirkungen auf einzelne psychische Prozesse sind die Ansichten geteilt."

Es ist nun zweierlei, ob man davon spricht, daß die Sexualität und ihre Betätigung Anstoß zu irgendwelchen Leistungen — etwa zur Schaffung eines Kunstwerkes — geben, oder ob man in den darin wirksamen Potenzen eine transformierte Sexualität erblicken will. Daß das erstere vielfach der Fall ist, bedarf keiner Erörterung. Jedermann weiß, eine wie überragende Stellung die Sexualität und die an sie sich knüpfenden Erscheinungen als Gegenstand der Kunst einnehmen. Sie ziehen das Interesse auf sich, sie drängen sich dem Menschen auf, sie sind daher

[1] Auch diese, in ihrer Kürze dogmatischen, Behauptungen sollen an anderer Stelle eine ausführliche Begründung erfahren.

auch Inhalt des Kunstwerkes. Dazu kommt, daß die — man möchte sagen — Auflockerung des emotiven Lebens, welche mit dem Sexualaffekt, insonderheit der Liebe, einhergehen kann, zweifellos der künstlerischen Produktivität günstig sein muß. Wissenschaft, deren Betrieb emotive Kräfte nicht oder doch nur in ganz anderem Sinne beansprucht, wird im allgemeinen nicht gefördert, wenn auch Schopenhauer behauptet, gerade in den Zeiten heftigster sexualer Erregung seien die höchsten Kräfte des Geistes zur größten Tätigkeit bereit.

Keinesfalls steht die Sache so, daß erotisches Erleben und Produktivität einander in einem individuellen Leben vertreten und abwechseln müßten, wofür Goethe das beste Beispiel sein dürfte.

Als Prototyp der Sublimierung gilt die Gottesliebe, alles religiöse Erleben überhaupt. Wie wenig die Äußerlichkeiten der Terminologie zu einer Zurückführung dieser Phänomene auf Sexualität berechtigen, wurde schon in der Einleitung dargetan. Blüher (13) formuliert die These kurz und präzise: die Kirche verlange die Verwandlung von Brunst in Inbrunst. Eine Kritik dieses Standpunktes ist zugleich eine Kritik des Sublimierungsbegriffes überhaupt.

Die psychoanalytische Lehre wird indes nur verständlich, wenn man den ihr eigentümlichen Begriff der „Libido“ berücksichtigt. Ursprünglich die Libido sexualis s. str. bedeutend, erfuhr dieser alsbald eine beträchtliche Ausweitung, insbesondere durch G. C. Jung (62), dem er gleichbedeutend mit dem „Willen zum Leben“, jeder vitalen Triebkraft schlechthin, wurde. Daß damit jeder Sublimierungstheorie der Boden entzogen wird, ist klar. Wenn es nur e i n e „seelische Energieform“ gibt und diese in einer bestimmten Menge vorhanden ist — eine, wie bemerkt, höchst angreifbare Position —, dann kann sie begreiflicherweise bald als Sexualität, bald als künstlerische Produktion, religiöse Haltung, wissenschaftliche oder kulturelle Leistung usw. erscheinen. Aber es besteht nicht der leiseste Grund, diese Libido als sexuale anzusehen und von ihrer „Sublimierung zu etwas“ zu reden. Wenn wiederum alles sexuale Libido ist, müssen wir uns zunächst über das eine im höchsten Maße wundern, wieso es überhaupt unter den Freudschen Voraussetzungen zu irgendwelcher Eindämmung und Zurückdrängung der Libido kommt. Freud sagt, diese „verdrängenden Mächte“ würden in der Entwicklung des Einzellebens zum Teil selbst aufgebaut, wie z. B. Ekel und Scham, teils bestünden sie in „moralischen Vorstellungsmassen“, die dem Individuum von außen zugeführt werden, darunter an erster Stelle in den Regeln der in der Gesellschaft herrschenden Geschlechtsmoral, z. B. Verbot des Inzests usw. Nun ist es aber schon schwer begreiflich, wie es — nimmt „Libido“ schließlich (wie bei Freud) den Charakter der seelischen Gesamtenergie überhaupt in Anspruch — aus ihr heraus zu einem Aufbau von Mächten kommen soll, die doch gerade, wie Freud meint, zur Verdrängung der Libido berufen sind . . . Noch weniger kann man verstehen, woher denn diese „moralischen Vorstellungsmassen“ ihrerseits gekommen sind, die die Libido des Individuums von außen her, seitens Gesellschaft und Staat usw., beschränken und zurückdrängen sollen. Hier gerät Freud in eine offenbare Zirkelerklärung. Alle höheren moralischen Gefühle

und Aufgaben, und damit wohl auch die moralischen Motive selbst, sollen ein Ergebnis sublimierter Libido sein. Um diese „Sublimierung" aber ihrerseits verständlich zu machen, setzt Freud voraus, „es gäbe eine Moral, kraft deren Geboten eine Verdrängung der Libido und damit ihre mögliche Zuleitung an ‚höhere Aufgaben' könne geleistet werden."

Durch diese Darlegungen Schelers [1], denen nichts hinzuzufügen ist, dürfte die innere Unhaltbarkeit der Theorie wohl klargestellt sein. Indes ist noch anderes zu sagen, wobei z. T. die Gedankengänge Schelers (101) Verwertung finden.

Man muß die Frage aufwerfen, was denn durch die Sublimierung aus der Libido entstehen soll. Libido ist per definitionem eine Energie. Es kann also nur wieder Energie durch Umwandlung aus ihr in neuer Erscheinungsweise entstehen. Wenn durch Sublimierung aus Libido Kunstbetätigung wird, so kann höchstens die in dieser wirksame Kraft aus der Libido stammen, aber weder die Besonderheit der Betätigung — malend, dichtend usw., aber auch: naturalistisch, gotisch usw. — noch die Gegenstände, darauf sie gerichtet ist oder die sie zu erfassen und darzustellen sucht. Es ist nun ganz klar, daß aus Libido nicht irgendwelche Akte werden können. Wie sich Libido etwa in „Denken" umwandeln sollte, ist einfach unverständlich und unmöglich. Sollte dies ein Anhänger der Psychoanalyse behaupten — es ist gar nicht ausgeschlossen, daß das geschieht! —, so wäre ihm entgegenzuhalten, daß er nicht einmal den Schatten eines Beweises dafür erbringen könnte; sowenig sich „Rot" etwa in „Eisen" verwandeln läßt, sowenig ist diese Umwandlung auch nur in Gedanken vollziehbar.

„Es ist also selbstverständlich, daß nicht nur das ganze Reich dieser Akte überhaupt auf alle Fälle vorauszusetzen ist, sondern auch, daß in jedem Falle, da die Theorie zur Erklärung eines individuellen Lebensvorganges Verwendung finden soll, die spezifischen Begabungen sowie die spezifischen Interessenrichtungen auf Anwendungsgebiete dieser Begabungen vorausgesetzt werden müssen" (Scheler a. gl. O.).

Es kann sich also bei dem Prozeß der Sublimierung nur darum handeln, daß vorhandenen Tendenzen, Fähigkeiten „eine Energie zugeleitet worden wäre, die ihnen bei schrankenloser Hingabe an die Libido versagt geblieben wäre", wenn anders der Begriff der Libido überhaupt einen vernünftigen Sinn haben soll. Auf diese Weise haben ja wohl auch die von Freud berufenen Kulturhistoriker sich die Relation: Sexualität—Kulturleistung vorgestellt.

Aber, wie Scheler hervorhebt, diesen noch faßbaren Standpunkt nimmt Freud gar nicht ein. Bei ihm scheint es, als käme den nicht sexualen Akten an sich überhaupt keine Energie zu, und als wäre alles, was an Energie sich in welchem seelischen Bereich immer betätigte, auf Kosten der Sexualität mit Energie ausgestattet worden. Geistige Leistungen kämen nur zustande, indem die Libido an Energiegehalt verlöre. Diese

[1] (101), S. 112. Merkwürdigerweise ist diese einzige, wirklich tief greifende Kritik der psychoanalytischen Lehren von deren Anhängern und Gegnern anscheinend überhaupt kaum beachtet worden.

Annahme ist vollkommen willkürlich. Sie läßt sich auch in keiner Weise induktiv, selbst wenn man sich auf den Boden psychoanalytischer Technik stellt, als notwendig erweisen. Wenn man schon von seelischer Energie redet — und hierin weiche ich allerdings von Scheler, der von einer Begrenztheit der seelischen Gesamtenergie spricht, ab —, so muß man offenbar allen Schichten der Seele ein selbständiges Energiequantum zuerkennen. Schon das bloße Bestehen energieleerer Akte, die erst durch die Sublimierung zur Wirksamkeit gelangen würden, vorher nur der Möglichkeit nach da wären, ist unvorstellbar und läuft jeglicher phänomenologischen Einsicht zuwider. Auch widerstreiten die Tatsachen der Freudschen Lehre. Es ist gar nicht wahr, daß dort, wo Libido in höchstem Ausmaß unterdrückt wird und wo doch nicht eine Neurose resultiert, geistige Höchstleistungen gefunden würden, was nach der Theorie zu erwarten wäre.

Es ist auch weiterhin gar nicht einzusehen, unter welchen Bedingungen es zur Sublimierung und unter welchen zur krankmachenden Verdrängung kommen soll. Die Berufung auf die „psychosexuale Konstitution" ist eine Flucht in ein Asylum ignorantiae und die Heranziehung eines der psychologischen Betrachtung durchaus transzendenten Momentes, dessen Einführung dem gerade von der Psychoanalyse angeblich angestrebten Verständnis menschlichen Seelenlebens in keiner Weise förderlich sein kann[1].

Was ergibt sich also? Schließlich ist die ganze „Sublimierung" nichts als ein Wort, welches eine freilich vorhandene, aber auch längst bekannte Tatsache durch Verwertung unbewiesener Annahmen verdunkelt. Aus dem verständlichen Zusammenhang, daß das zentrale Ich nicht in allen seinen Aspekten gleichmäßig sich manifestieren könne, es sei denn bei manchen Ausnahmsmenschen, daß also bei einem Individuum die Erotik, bei einem anderen Anderes überwiegen wird, oder auch, daß während eines individuellen Lebens Phasen verschiedener Art sich folgen können, wird eine unverständliche und mit allem Geistesaufwand ihrer inneren Haltlosigkeit nicht zu entkleidende Libidomythologie.

Dadurch soll das Verdienst Freuds und seiner Schule um die Aufdeckung mancher Zusammenhänge zwischen den psychosexualen Sphären und anderen Bereichen keineswegs geschmälert werden. Nur die Theorie ist widersinnig. Was an verständlichen Zusammenhängen gefunden wurde, ist eine bleibende Bereicherung unserer Einsicht. Auch ohne die Theorie anzuerkennen, wird man z. B. in G. C. Jungs (62) „Wandlungen und Symbole der Libido" vieles Wertvolle finden, dieser Arbeit eine gewisse Größe nicht absprechen können.

Es ist unmöglich zu sagen: Religion *ist* transformierte Sexualität,

---

[1] Natürlich kann man gelegentlich sich gezwungen sehen, in der Herstellung von Verknüpfungen zwischen psychischen Momenten haltzumachen und schließlich auf Organisches zu rekurrieren. Das ist der Fall, wo die Psychopathologie etwa mit Kronfeld (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. und Psychiatr., 74, 1922) von „psychotischen Primärsymptomen" sprechen kann. Hier aber handelt es sich um zweifellos als „verständlich" und aufeinander reduzierbar erlebte Momente.

Kunst ist, Wissenschaft usw. ist letzten Endes nichts wie Sexualität. Solche „Alchimie", wie sie Scheler nennt, ist — Unsinn.

Wie kam aber, muß man fragen, ein Forscher von der zweifellosen Genialität Freuds[1] zu solch einer Theorie? Ich glaube, daß er dazu verleitet wurde, werden mußte durch die Konsequenzen eines anderen Begriffes, den wir auch hier einer Erörterung zu unterziehen haben, des Begriffes vom „Symbol".

Es ist nicht möglich, hier des langen und breiten die Genese dieses Symbolbegriffes in der psychoanalytischen Lehre auseinanderzusetzen. Den Ausgangspunkt bilden offenbar die schon in den „Studien" niedergelegten Beobachtungen über die „Konversion", die „Umwandlung" eines psychischen in ein somatisches Symptom, in welchem sich jenes irgendwie darstellt. Etwa nach dem Schema: Schluckbeschwerden treten auf, weil der Kranke hat etwas hinunterschlucken müssen.

So wie hier das pathogene Erlebnis sich in dem somatischen Symptom darstellt, so sollen überhaupt sich Erlebnisse in anderen Erscheinungen — Träumen, Fehlhandlungen, Halluzinationen, Anfällen, Zwangsphänomenen, ganzen Abläufen und Verhaltungsweisen u. dgl. — darstellen können. Gefunden wird das sich darstellende Element auf dem Wege der zwanglosen Assoziation. An welchen Kriterien erkannt wird, ob sich in einem manifesten Phänomen ein oder mehrere solche Elemente darstellen, braucht hier nicht erörtert zu werden. Für die Sexualpsychologie ist nur die Frage von Bedeutung, ob irgendwelche seelische Phänomene, welche an und für sich nicht der Sexualsphäre angehören, Elemente dieser darstellen, durch Vorgänge in dieser bedingt werden können.

Man muß hier wohl unterscheiden zwischen dem Inhalt eines solchen Phänomens und dessen eventueller sexualer Bedeutung einerseits und dem durch Vorgänge in der Sexualsphäre bedingten Auftreten andererseits. Es ist nicht dasselbe, ob man sagt, dieses oder jenes Phänomen tritt überhaupt nur deshalb auf, weil gewisse Sexualtendenzen nach Konkretisierung streben, oder ob man sagt: daß sein Inhalt von der Sexualsphäre aus gestaltet werde. Eine Diskussion der ersten Frage deckt sich weitgehend mit der über die Sublimierung abgeführten; auch hier gilt, daß sämtliche Aktbereiche als solche vorausgesetzt werden müssen. Es kann sich nur um Inhaltsbestimmtheiten handeln.

Es behauptet nun die Psychoanalyse, daß es zahlreiche solche „Symbole" gebe. Der Ausdruck Symbol ist sehr unglücklich. Er bedeutet hier etwas anderes als sonstwo. Im allgemeinen meint man unter Symbol ein Gebilde irgendwelcher Art, durch welches ein anderes auf Grund verständlicher und einsehbarer Beziehungen ausgedrückt wird. Hier aber sind die Beziehungen gar nicht verständlich und einsehbar und oft recht weit hergeholt. Sie werden aufgefunden durch das erwähnte zwanglose Assoziieren. Richtiger: sie wurden aufgefunden, da heute eine große

[1] Seine genialsten Leistungen sind übrigens gewiß nicht seine theoretischen Konstruktionen, sondern die intuitive Erfassung von Zusammenhängen und offenbar von Persönlichkeiten. Gerade die Theorie ist vielfach reich an innerlichen Widersprüchen und logischen Mängeln.

Anzahl solcher Symbole in der Psychoanalyse als allgemein gültig und feststehend anerkannt wird und nur mehr „gedeutet", nicht aber analytisch aufgelöst zu werden braucht. Voraussetzung der Theorie ist, daß die von einem Element ausgehenden Assoziationsreihen zu anderen hinführen, welche mit jenem Element in engerem Zusammenhange stehen als mit sonstigen der seelischen Abläufe. Auf diesem Wege wurden Sexualsymbole aller Art gefunden, solche für den männlichen oder den weiblichen Geschlechtsteil, für den Sexualakt und seine Variationen usw.

Die Psychoanalyse verweist weiterhin darauf, daß die etwa im Traum, der Psychose auffindbaren Sexualsymbole vielfach die gleichen seien, wie die in der Mythologie, im Märchen, in der Volksprache, dem Volkslied verwendeten. So bedeute z. B. die Schlange da und dort das männliche Genitale.

Diesem Argument, welches zweifelsohne so weit Richtiges behauptet, als in der Tat in Mythos, Märchen usw. derartige Symbole vorkommen, kann indes nur so lange Beweiskraft für die These der Sexualgenese individualpsychischer Phänomene zugemessen werden, als die grundsätzlichen Annahmen der Psychoanalyse konzediert werden. Wem es nicht glaublich erscheint, daß durch zwangloses Assoziieren kausal determinierende Elemente aufgefunden werden können, der kann auch mit diesem Argument nichts anfangen.

Sobald nun die psychoanalytische Theorie zur Überzeugung gelangt war, daß in den „Symbolen" das vermeintliche Symbolisierte irgendwie enthalten, beschlossen sei, war nur ein Schritt zur Annahme, daß das Sexuale auch in allen erdenklichen sonstigen seelischen und kulturellen Phänomenen sozusagen darin stecke, daß diese aus transformierter Sexualität bestünden, durch „Sublimierung" entstünden.

Ich glaube, wie die Lehre von der „Sublimierung" auch die von der „Symbolbildung" in Freudschem Sinn ablehnen zu müssen. Wiederum: die Ablehnung der theoretischen Konstruktion hindert nicht, daß die faktischen Konstatierungen Freuds auch auf diesem Gebiet eine außerordentliche Bereicherung unseres Wissens und Verstehens bedeuten. Nur folgt aus der Tatsache, daß Sonne, Schlange usw. phallische Symbole sein können, keineswegs, daß sie es jedesmal, wenn sie uns in Ethnologie, Mythologie usw. wie auch in der individuellen Psychologie begegnen, auch wirklich sind. Sowenig aus der Tatsache, daß man im psychoanalytischen Verfahren im Laufe der Assoziationsreihen zu sexualen Momenten gelangt, folgt, daß diese für das Ausgangselement konstitutive und kausale Bedeutung haben, oder — wenn sie solche schon einmal hätten — immer haben müssen. Schließlich kann man von jedem Element aus das Ganze des Seelenlebens aufdröseln. Die Allgemeingültigkeit der symbolischen Auslegung von Mythos, Märchen usw. glaubt Jung zu stützen, indem er meint, man habe durch Lüftung des Schleiers, der über dem Unbewußten der individuellen Seele lag, auch den über die Völkerseele gebreiteten gehoben. Diese Analogisierung einer „Völkerseele" und einer Einzelseele ist zunächst nur ein Bild; soll sie irgendwo Beweiskraft erlangen, so muß ihre Berechtigung eigens aufgewiesen werden. Sonst verfällt man einem Psychologismus und Biologismus in der Soziologie.

wie er — gedankenlos und ohne Prüfung der Grundlagen angewendet — schon genug Verwirrung gestiftet hat[1].

Als sicherstehend dürfen wir ansehen, daß tatsächlich in der Sprache, dem Lied oder Gedicht, in Sage und Mythos, Kult und Religion zahlreiche sexuale Momente mitsprechen oder ausgedrückt werden — sub rosa sozusagen. Diese Ausdrücke sind z. T. Symbole im echten Sinne, d. h. man weiß oder wußte, was sie bedeuten, man sah gewissermaßen durch die symbolhafte Einkleidung auf das letztlich Gemeinte hindurch. Warum es zu solchen Symbolisierungen überhaupt kommt, kann hier nicht untersucht werden. Ein Moment, das speziell für die sexuale Symbolik von Belang sein dürfte, ist gewiß dieses, daß das Verhüllte, aber zu Erratende einen besonderen Reiz abgibt — eine Vorlust schafft, würde Freud sagen. Nicht weil die Menschen, unter denen ein erotisch-symbolisierendes Volkslied entstand, sich gescheut hätten, die geschlechtlichen Dinge beim rechten Namen zu nennen, sondern weil die Umschreibung einen erhöhten erotischen Wert abgab, gerade aus einer der „Verdrängung" entgegengesetzten Haltung heraus haben sie sich der „Symbole" bedient. Auch gewährleistet die Umschreibung durch ihre Zweideutigkeit eine größere Sicherheit in der Anknüpfung erotischer Beziehungen; wenn der Partner nicht will, braucht er das „Symbol" nicht zu verstehen[2].

Mit diesen kritischen Bemerkungen scheint mir nun der Weg frei gemacht, um die Auswirkungen der Sexualität in anderen seelischen bzw. kulturellen Gebieten kurz zu kennzeichnen. Ich begnüge mich mit der grundsätzlichen, freilich auch nur in großen Zügen hier möglichen Kritik; denn wollte man alles, was die psychoanalytische Schule in den Kreis ihrer Deutungsarbeit gezogen hat, kritisch richten, so würde ein ungeheuerlicher Raum damit angefüllt werden, daß man wieder und wieder die gleichen prinzipiellen Fehlschlüsse und implizierten unbegründeten Annahmen aufzuweisen hätte. Ist doch dem Eifer der Psychoanalytiker nichts entgangen: vom Sonnenhymnus des Amenophis IV. Ichenaton bis zu den Romanen Gottfried Kellers, vom Kinderspiel bis zur Konzeption des Benzolringes durch Kekulé, vom Mithraskult bis zum herrenhutischen Pietismus ist ihnen alles aus den Sublimierungen und Transformationen der Sexualität erklärlich.

Daß das Erotische außerordentlich oft Gegenstand künstlerischer Darstellung ist, bedarf nicht erst der Betonung. Fällt es uns doch geradezu auf, wenn in einem Roman oder Drama nicht von Liebe gehandelt wird. Hierum aber kann es sich nicht handeln; die Frage geht nach etwaigen wesensmäßigen Zusammenhängen von Sexualität und Kunst. Krafft-Ebing hat bezweifelt, ob überhaupt echte Kunst ohne sexuale Grundlage denkbar wäre. Dabei kann, wie oben ausgeführt, das Verhältnis der beiden Sphären — Sexualität und ästhetische Produktion bzw. Genußfähigkeit — nicht das der Sublimierung sein. Die wenigsten Künstler sind asexual und haben ihre Libido „sublimiert".

[1] Vgl. dazu neuestens: H. Kelsen, Jurisprudenz und Soziologie, Tübingen, 1922.

[2] Hierfür ein Beispiel in Kiplings „Kim", dem das *woman of Shamlegh* eine gespaltene Nuß reicht. Kim — *Nuts indeed; in the plain it is almonds* — versteht genau, tut aber so, als ob er das Symbol nicht, nur den realen Gegenstand erkennte.

Bekannt ist das Erwachen und oft nur vorübergehende Bestehen produktiver künstlerischer Tendenzen in Zeiten lebhafterer sexualer Anregung, Pubertät, Verliebtheit. „Der Lenz, der sang für sie."

Wie soll man sich, nachdem die Sublimierungshypothese sachlich und logisch unhaltbar ist, diesen Zusammenhang denken? Es scheint mir, daß man sich wohl eine Meinung bilden könne. Wenn es erlaubt ist, einen Vorgang der Nervenphysiologie zum Vergleiche heranzuziehen — im allgemeinen halte ich zwar nicht viel von solchen somatisch-psychologischen Analogien, aber zur Illustration mag es einmal hingehen —, so liegen die Dinge ähnlich, wie bei der zentralen Irradiation [1]. Irgendwelche Erregungsvorgänge in der grauen Substanz erzeugen auch in zunächst nicht beteiligten Partien Erregungen. Hierauf beruhen z. B. die Mitempfindungen, die Joh. Müller zuerst genauer beschrieb, sowie andere Erscheinungen. Auch darf an das Phänomen der „Bahnung" (Exner) erinnert werden: an sich unwirksame Reize, die eine Rindenregion treffen, erhöhen die Erregbarkeit in anderen, mit jener in Verbindung stehenden Rindenfeldern. Es entsteht also durch die Irradiation eine erhöhte Erregung oder Erregungsbereitschaft; man kann das auch so ausdrücken: die Widerstände in den betreffenden Regionen werden vermindert, Hemmungsmechanismen werden ausgeschaltet. Beide Formulierungen besagen grundsätzlich dasselbe, da wir uns die Erregbarkeit abgestuft denken durch die Widerstände an den Verbindungen zwischen den Neuronen (den Synapsen Sherringtons).

Die Analogie ist nun leicht herzustellen. Die Erregungsvorgänge in der Sexualsphäre setzen eine Erregungserleichterung in den korrelierten emotiven Sphären voraus. Ein gewisses Maß künstlerischer Produktivität eignet fast jedem Menschen. Der Entfaltung dieser Begabung stehen verschiedenartige Hemmungen im Wege, nicht nur in dem Sinne, daß Anregungen zur Produktion nicht Folge gegeben wird, sondern auch derart, daß solche Anregungen überhaupt nicht wirksam werden. Infolge der in der Sexualsphäre herrschenden erhöhten Tension sprechen auch die anderen Sphären leichter an.

Dies ist selbstverständlich nur ein Bild. Es liegt mir durchaus ferne, etwa Tension, Irradiation u. dgl. als reale psychische Vorkommnisse auffassen zu wollen. Ich glaube aber, daß dieses Bild vor anderen, insbesondere von den der Freudschen Theorie zugrunde liegenden Vorstellungen, wie der des „libidinösen Zuschusses", der „Libidobesetzung" usw. den Vorzug verdient.

Gerade zur Kunst bestehen enge Beziehungen auch deshalb, weil ein gewisses ästhetisches Moment in den psychosexualen Abläufen ohnehin anklingt, wie oben schon bemerkt wurde.

Eine besonders enge Beziehung scheint zwischen Erotik und Musik

---

[1] Dagegen ist die mit dem gleichen Ausdruck bezeichnete Miterregung von Netzhautpartien, welche größer sind als das genaue Bild des Gegenstandes, nicht auf den obigen Mechanismus, auf eine Erregungsausstrahlung zu beziehen, wie das Plateau wollte, sondern optisch-physikalisch aus der Aberration der Lichtstrahlen zu erklären, was zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich angemerkt sei. Vgl. A. v. Tschermak: Ergebn. d. Physiol., 2. (2), 788. 1903.

obzuwalten. „Liebe spricht in süßen Tönen." Auch an Tolstois „Kreutzersonate" ist zu erinnern. Die Art dieser Beziehungen ist ungemein schwer zu erfassen. Man hört von „erotischer Musik" sprechen; etwa Wagner, Chopin, Puccini u. a. werden als Erotiker genannt. Es ist nun die Frage, ob es überhaupt eine spezifisch erotische Musik gibt, ob gewissen Tonverbindungen an und für sich erotische Qualitäten zukommen, Würde die Tristanmusik, wenn sie eben nicht die Musik zu Tristan wäre, so eindeutig als erotisch empfunden werden, wie es heute geschieht? Ich will diese Frage nicht entscheiden. Wichtiger für den Moment scheint mir die Tatsache, daß unter gewissen Umständen jede Musik erotisch wirken kann; so weit, glaube ich, hat Tolstoi recht gesehen. Vielleicht macht — für uns! — die ältere klassische Musik, macht J. S. Bach eine Ausnahme; obwohl ich gar nicht überzeugt bin, daß manchem und manchmal nicht auch das „Schlage doch, gewünschte Stunde" und ähnliche Stellen die Erotik anklingen zu lassen imstande sein können. Dieses Vermögen der Musik kommt auch sonst der Kunst zu, nur jener in ganz hervorragendem Maße. Der Grund dafür scheint mir gerade in jenem Mechanismus gelegen zu sein, den ich oben unter dem Bilde der „Irradiation" zu zeichnen versucht habe. Es ist dies die Umkehrung der Beziehung: Sexualität und Kunst. Wie die Erregung der Sexualsphäre der Kunst — Produktion und Genuß darunter gleichermaßen verstanden [1] — Vorschub leistet, so die ästhetischen Abläufe den erotischen. Und daß gerade die Musik hierzu besonders befähigt ist, mag daher rühren, daß sie am wenigsten unter allen Künsten einen definitiven Gegenstand meint, daß sie nur einen Rahmen, ein Schema gibt für emotive Phänomene und die Ausfüllung dem Hörer überläßt. Ein einziges Musikstück kann je nachdem alle Gefühlslagen für einen Menschen bedeuten oder zum Ausdruck bringen [2]. Darum — um auf die frühere Frage zurückzukommen — gibt es keine in eigentlichem Sinn erotische Musik. Die es ist oder scheint, verdankt diese Eigenschaft vielleicht nur einer Konvention; gewisse Tonverbindungen haben durch Verbindung mit erotischen Gegenständen die Bedeutung von Zeichen für Erotisches erlangt. Was an Tristanmusik erinnert, ist erotisch — geworden, nicht essentiell. Anderen Zeiten, anderen Ländern erscheinen andere Tonfolgen in diesem Lichte. Diesen Gedankengängen weiter nachzuhängen, zu erörtern, ob und was die Musik denn doch „Gegenständliches" zum Ausdruck bringen könne, ist hier wohl nicht statthaft.

Was hier im allgemeinen von Sexualität und Erotik gesagt wurde, gilt auch für die Liebe. Nur muß dabei berücksichtigt werden, daß in ihr nicht allein das psychosexuale Moment, sondern auch das Reich der geistigen Liebesakte wirksam wird.

Versuchen wir schließlich, was sich über das Thema: Kunst und Erotik sagen läßt, schlagwortartig zusammenzufassen, so kämen wir etwa zu dieser

---

[1] Gewöhnlich denkt man nur an die Produktion; auch die Sublimierungstheorie hat nur diese Seite im Auge. Aber das Verhältnis der ästhetischen Genußfähigkeit zur Sexualsphäre ist ganz dasselbe. Auch eine Schwierigkeit für die Sublimierung: was machen die libidinösen Energien im ästhetischen Genießen?

[2] Die Frau des bösen Sintram in „Gösta Berling" von der Selma Lagerlöf spielt eine einzige armselige Polka — ihr ist sie Ausdruck des Leides wie der Hoffnung.

Formulierung: In beiden Lebensrichtungen versucht der Mensch seine Einsamkeit — besser wäre, wenn das Wort erlaubt ist: Einzelsamkeit — zu überwinden, des quälenden Subjekt-Objekt-Problems Herr zu werden, einmal, indem er die Welt im Kunstwerk aus sich heraus aufbaut und so in ihrem inneren Wesen erfaßt, das zweite Mal, indem er sie in Gestalt des Anderen in sich hineinnimmt und zugleich sich an sie verschwendet, so mit ihr eins werdend und die Kluft nicht überbrückend, sondern aufhebend. So erscheinen Kunst und Erotik Produkte „geschwisterlichen Wachstums aus der gleichen Wurzel" (Lou Andreas-Salomé [5]), nicht aber die eine abgeleitet aus der anderen.

Eine kurze Bemerkung über die Auffassung von G. C. Jung sei noch angefügt. Jung (62) stellt dem rezent Sexualen das genetisch bedeutsame Sexuale gegenüber und meint, wenn auch soundsoviele Erscheinungen im Seelenleben des Kulturmenschen nicht mehr als sexualer Natur angesehen werden könnten, so seien sie doch genetisch an die Sexualität und deren Transformationen gebunden. Dieser Standpunkt ist ein anderer als der schon vordem vielfach vertretene, welcher die Entwicklung gewisser Erscheinungen aus den Bedürfnissen im Dienste der Sexualsphäre erklären wollte. (Etwa Cabral [16], für den Sprache und Gesang sich nur wegen der sexualen Beziehungen entwickelt hätten.) Bei Jung handelt es sich um eine Entstehung aus dem Sexualen, nicht für dieses. Diese These treffen natürlich alle Einwendungen, die oben gegen die Freudsche Fassung der Sublimierungslehre zu erheben waren in gleichem Maße. Es ist schlechthin undenkbar, daß aus „Libido", wenn sie mehr sein soll als Vitalität überhaupt, etwas Neues entstünde. Allerdings nimmt Jung, wie mir scheinen will, eine etwas schwankende Haltung ein. Es entstehen bei ihm nämlich nicht nur neue Phänomene aus Libido, sondern gewisse erhalten sich, weil sie — zufällig, möchte man sagen — sich zu Sexualsymbolen eignen, oder werden gefunden, weil wiederum zufällig ein sexualsymbolischer Vorgang auch noch eine andere Seite hat (Entstehung des Feuers durch das Ineinanderbohren zweier Hölzer). Auch ist bei Jung der Libidobegriff ungemein weit und verwaschen. Eine eingehendere Kritik erübrigt sich wohl, da die Grundposition schon ihre Beurteilung fand.

Ist es also mehr als gewagt, generell die Kulturerrungenschaften nach diesem Schema auslegen zu wollen [1], so bleibt noch zu erörtern, welche Erscheinungen im individuellen Seelenleben etwa als Transformationen des Sexualen aufgefaßt werden könnten, oder zumindest in ihrer Existenz mit in demselben gründen möchten.

Erstens muß hier aller Liebesphänomene, welche nicht der Geschlechtsliebe zuzuzählen sind, gedacht werden. Es wurde schon angemerkt, daß man Mutterliebe z. B. als transformierte Sexualliebe aufgefaßt hat. Ebenso aber auch, daß phänomenologische Einsicht (Scheler) uns von einem Zusammenhang und einer Wesensverwandtschaft der beiden

---

[1] Jung sagt z. B. es „wäre . . . konsequent weiter zu schließen, daß die Erfindung der Feuerbereitung eben dem Drange, ein Symbol für den Sexualakt einzusetzen, zu verdanken ist"; wenn er auch zugibt, daß das nicht der einzige Weg dazu gewesen ist, scheint auch die eingeschränkte Behauptung in Ansehung der schwankenden Grundlagen noch kühn genug.

Liebesarten nichts erkennen läßt. Gleichermaßen gilt dies für die Liebe zu Gott, zum Volke, zum Vaterland, zum Beruf usw. Als Arten der Liebe müssen diese für sich bestehen und können nicht aus Sexualität oder Libido entstehen. Dem tut der Umstand, daß sich etwa mit Eltern- oder Kindes- oder Geschwisterliebe erotische Momente vermengen können, tut auch das Faktum des offenen Inzestes wie der heimlichen, bewußten, unbewußten Inzestneigungen keinen Abbruch. Auch nicht der Umstand, daß derartige inzestuöse Triebe alleinherrschend werden können, die nichtsexuale Geschwisterliebe z. B. vollständig zu unterdrücken vermögen (St. Przbyszewskis De Profundis; einen ganz analogen Fall, der aber mit dem Selbstmord des Bruders endete, habe ich beobachten können). Auch wenn es richtig wäre, daß im Leben aller Menschen inzestuöse Einstellungen gegenüber den Eltern („Ödipuskomplex") in der Kindheit eine Rolle gespielt haben, würde an der wesensmäßigen Divergenz der Liebesarten nichts geändert werden können. Insbesondere ist die Liebe der Mutter zu dem Kinde eine Liebesart für sich. Nicht entsteht sie aus der sexualen Liebe, sondern sie gesellt sich sogar zu dieser in der Einstellung auf den Geschlechtspartner hinzu. Es „redet auch schon dem Manne gegenüber bereits etwas anderes aus ihrem (sc. der Frau) Überschwang, als nur das Gehirnfeuerwerk unbeschäftigten Sexualüberschusses. Wie sie an ihrem Kinde mit allen sorglosen Verherrlichungen eigentlich nur die eine, die wundervolle Tatsache seines kleinen Lebens feiert, so steht hinter dem Strahlenmantel von Illusionen, die ihr den geliebten Mann zum Einzigen machen, auch immer zugleich das Menschenkind selber, das, wäre es so ungeschmückt und voller Fehl, nackt und bloß, wie es wolle, ihrem tiefsten Leben eingeboren ist. Mit allen Idealbildern, die sie, scheinbar so anspruchsvoll und demutsvoll, ihm entgegenschickt, erschließt sie ihm doch nur die ungeheure Wärme, darin einmal gerastet zu haben, die Ureinsamkeit des einzelnen aufhebt, als ob er wieder vom Allmütterlichen umfangen würde, das ihn umfing, ehe er war"[1] (Lou Andreas-Salomé).

Alle Konstruktionen und Deutungen sonstiger Liebeseinstellungen, die Interpretation Gottes als „Vater-Imago" u. dgl. werden angesichts der schlichten Tatsache grundlegender Wesensunterschiede hinfällig.

Über den Zusammenhang von Erotik und Religiosität, von dem schon mehrfach die Rede war, darf vielleicht noch eine Bemerkung beigefügt werden. Die Attitüde der echten Liebe wie der ihr so nahe stehenden Schwärmerei führen nicht selten zu religiösen Einstellungen. (Es kommt allerdings auch das Gegenteil vor, indem die dem Menschen geweihte Anbetung den Weg zur Religion verlegt, der Angebetete sozusagen als Götze den Anblick Gottes verdeckt; es knüpft dies an eine mündliche Bemerkung Schelers an.) Dies mag daher rühren, daß eben echte Liebe über den einzelnen sowohl als über das entstandene Wir hinaustendiert (nichts ist falscher als die Bestimmung des *„égoisme à deux)"*, daß zugleich in der Liebe eine Totalität erfaßt und damit die Möglichkeit ge-

[1] Daß das nichts mit der „Mutterleibphantasie" der Psychoanalyse zu tun hat, braucht kaum angemerkt zu werden.

schaffen wird, die höchste auch zu erfassen. Selbstverständlich spinnen sich hier noch weitere, wohl überhaupt nicht völlig zu entwirrende Fäden.

Es ist hier der Ort, einer weiteren von der Psychoanalyse gelehrten Umwandlung der Sexualität zu gedenken: der Umwandlung in Angst. Es ist ein abermaliges Verdienst, welches nicht gering veranschlagt werden soll, aufgedeckt zu haben, daß hier Beziehungen zweier heterogener Phänomene vorliegen, daß Sexualeindrücke, Sexualerlebnisse Angst und diese jene auslösen kann. Mehrfach berichten Selbstschilderungen davon, daß die ersten sexualen — bewußt-sexualen — Regungen der Pubertät oder der präpuberalen Periode im Anschluß an oder während eines Angstaffektes — Prüfungsangst z. B. — aufgetreten seien. Anderseits lehrt die Pathologie, daß Sexualkonflikte zur Entstehung von Angstsymptomen Anlaß geben können. Auch ohne Psychoanalyse läßt sich das gelegentlich feststellen, wenn auch Freud zuerst diese Zusammenhänge durchschaute. Manche Kranke wissen ganz gut, woher ihre Angstanfälle stammen. Es ist nur zu fragen: ist alle Angst sexualer Genese? und weiterhin: entsteht Angst, wie die Psychoanalyse will, aus Sexualität? Beide Fragen müssen m. E. verneint werden. Es gibt erstens zweifellos eine ganz vitale, mit der Sexualität in keiner Weise verhaftete Angst, die der Theorie zuliebe als sexueller Genese auszulegen nur größten Künsteleien gelingen kann. Zweitens entsteht Angst ebensowenig aus Sexualität, wie aus ihr Denken oder Phantasie entsteht. Warum zwischen beiden Affekten eine so eigenartig nahe Beziehung obwaltet, ist nicht zu sagen. Auch die sonst so erklärungsfreudige Psychoanalyse kann hier nur die Tatsache konstatieren. Ein Erklären ist nicht möglich. Ich glaube mich indes nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß dieser Zusammenhang von den meisten Menschen irgendwie eingesehen wird, also verständlich, nacherlebbar ist, auch wenn jede rationale Bewältigung des Problems mißlingt. Biologisierende Auffassungen, welche die Angst mit dem Trieb zur Erhaltung der Art u. dgl. in Zusammenhang bringen wollen, sagen doch gar nichts. Auch als Ausdruck der Ambivalenz läßt sich die Angst nicht interpretieren; sie ist in keiner Weise ein Negatives zu einem im Sexualaffekt beschlossenen Positiven. Am ehesten möchte man an die bipolare, aktiv-passive Orientierung der Sexualität denken, ohne doch, wie ich glaube, auf eine fruchtbare Deutung zu stoßen. Trotz allem steht der Angstaffekt sicherlich mit der Sexualsphäre in innigem Zusammenhange, so sehr, daß wir ihn berechtigterweise auch hätten unter den sekundären Phänomenen abhandeln können.

Es sollen diese wesentlich negativen Feststellungen nicht über Gebühr ausgedehnt werden. Daher sei nur noch einer Erscheinung gedacht, nämlich des Spieltriebes. Auch zu seinen „Elementen gehört . . . der Sexualtrieb im infantilen Stadium. Es steckt in ihm ein heimliches Sexualobjekt, von dem gerade, ohne daß dies zum Bewußtsein zu kommen braucht, der eigentliche Reiz des ‚Spielens' ausgeht" (Blüher [13]). Wir wollen uns mit diesem Zitat begnügen, ohne noch einmal alle jene Argumente beizubringen, welche auch solche Behauptung als ebenso haltlos erweisen würden und als nur einer konstruktiv-rationalisierenden Psychologie, die an phänomenologischen Sachverhalten achtlos vorübergeht, erreichbar.

SCHLUSS

Einige wenige Worte sollen unsere Betrachtungen abschließen. Daß vieles problematisch bleiben mußte, vieles sich überhaupt unserer Einsicht entzieht, ist bei einem Gebiete, dessen Schwierigkeiten sowohl in der Materie wie in dem Material gelegen sind, begreiflich. Die Worte, mit denen Lou Andreas-Salomé (5) ihr Buch beginnt, mögen hier stehen: „Man mag das Problem des Erotischen auffassen, wie man will, stets behält man die Empfindung, es höchst einseitig getan zu haben. Am allermeisten aber wohl dann, wenn es mit den Mitteln der Logik versucht wurde: also von seiner Außenseite her". Ich hoffe allerdings, durch Nutzbarmachung phänomenologischer Einsicht manches auch von innen her zur Darstellung gebracht zu haben. Aber freilich versagen unsere Ausdrucksmittel bei solchem Versuche, die ja, im Dienste einer Orientierung nach außen stehend, so wenig dem Fließenden des Seelischen, so wenig dem Ganzen, der Totalität des Seins adäquat sind.

An vielen Stellen mußte ich mich mit der einzigen, heute konsequent ausgebauten sexuologischen Theorie, mit der Psychoanalyse auseinandersetzen. Ich fürchte, daß trotz aller Einschränkungen, mit denen ich meine Kritik zu umgeben bemüht war, der Eindruck erweckt wird, als lehnte ich alles, was mit der Psychoanalyse zusammenhängt, ab. Davon bin ich so weit entfernt, daß ich dies ausdrücklich hier nochmals herausgestellt haben möchte: zwar scheint mir die psychoanalytische Methode das, was sie will, nämlich kausale Zusammenhänge aufzudecken, in keiner Weise imstande zu sein, zwar halte ich die meisten theoretischen Konstruktionen und Substruktionen für vollkommen verfehlt, aber was über diese Methode hinaus, trotz ihrer, gegen sie der intuitive Scharfblick Freuds — und einiger, recht weniger seiner Anhänger — uns an Erkenntnissen vermittelt hat, was wir ihm in der Förderung des Verstehens mancher seelischer Zusammenhänge verdanken, wiegt vielleicht alle diese Mängel auf und bedeutet jedenfalls mehr, als viele hundert andere psychologische, soziologische, ethnologische Arbeiten.

An Stelle des geschlossenen, wenn auch noch ständig im Aus- und Umbau begriffenen Systems der Psychoanalyse habe ich nichts, keine eigene und keine fremde Theorie zu setzen. Man kann dies einen Mangel heißen, man kann darin auch einen Vorzug erblicken. Vorzeitige Systematisierung und Schematisierung kann zur Erstarrung, zum Dogma führen; die Psychoanalyse läuft sicherlich heute schon diese Gefahr.

Wenn ich nun doch die Stellung des Sexualen in der Gesamtheit des Seelenlebens zu kennzeichnen versuchen soll, so möchte ich dieses sagen: Das zentrale Ich, das immer, auch in der Psychose, auch in der Demenz

erhalten bleibt[1], das „erlebnisimmanent, aber bewußtseinstranszendent“ ist, bildet sich in den verschiedenen Manifestationsweisen der Seele ab, drückt sich darin aus. Grundsätzlich ist es in jeder derselben ganz, in seiner Totalität enthalten. Die strukturale Durchsichtigkeit der einzelnen Manifestationen ist eine variable; es gibt solche, in welchen das zentrale Ich sich reicher, solche, in denen es sich weniger reich abbildet; gewissermaßen entsteht das eine Mal ein scharfes Bild, das andere Mal eines in Zerstreuungskreisen, die auch alle Einzelheiten des Gegenstandes, aber unerkennbar verschwommen in sich beschließen. Man mag die ersteren Manifestationen, wie ich es oben tat, die Ich- oder Kernnahen nennen.

Alle verschiedenen Aspekte und Manifestationen der Seele oder des zentralen Ich sind aufeinander durch ihr abbildliches Verhältnis zu diesem Ich bezogen. Sofern strukturale Eigenheiten sich in ihnen ausprägen, müssen die gleichen hier und dort wiederkehren; natürlich nicht in dem Sinne der Identität, sondern so, wie sich etwa ein und dasselbe stereometrische Gebilde in verschiedenen Projektionsebenen verschieden abbildet und doch die Abbildungen alle die gleichen Gesetzmäßigkeiten der gegenständlichen Konfiguration ausdrücken. Sind, um bei diesem Gleichnis zu bleiben, die Abbildungsbedingungen zweier Projektionsebenen nur wenig unterschieden, so wird es leicht sein, die in der einen erkennbaren räumlichen Beziehungen in der anderen wieder zu finden. Niemals aber sind die Besonderheiten einer solchen Projektion Ursache, Bedingung, Bestimmung für die einer anderen.

Angewendet auf die Seele heißt dies, wie ich schon einmal sagte: die Abläufe einer Manifestation, eines Bereiches, einer Sphäre, wie man eben sagen will, sind niemals „vorbildlich“ für die einer anderen oder gar des Ganzen der Seele, sondern „abbildlich“.

Der psychosexualen Sphäre eignet offenbar eine besondere Ichnähe (bei der Frau noch deutlicher als beim Mann); sie läßt daher einen besonderen strukturalen Reichtum erkennen. Dies verführt, wenn man den eben dargelegten Standpunkt nicht einnimmt, dazu, den psychosexualen Abläufen kausale und determinierende Bedeutung für die Seele überhaupt zuzuschreiben.

Wenn man alle seelischen Abläufe betrachtet, so gewinnt man m. E. — was hier nicht weiter auszuführen gestattet ist — den Eindruck einer durchgehenden polaren Struktur. In der Relation: Innen-Außen findet sie sich wohl allerorten ausgedrückt. Das Sexuale zeigt diese Polarität in besonders sinnfälliger Weise. Ich erinnere an die aktiv-passive, die bisexuale, die ambivalente „Dimension“. Vielleicht darf man diesen drei Polaritäten eine vierte beifügen. Die Sexualität weist nämlich einerseits über die Persönlichkeit hinaus auf den Anderen und zeigt zugleich eine intime Bezogenheit auf das eigene Ich. Es wird die Welt mit dem Anderen, durch ihn in das Ich hineingenommen, und zugleich strömt das Ich in die Welt, in den Anderen hinaus. Dies ist, wie schon oben angedeutet

[1] Diese Gedanken berühren sich enge mit den von Schilder (Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein, Berlin 1914) geäußerten.

wurde, die tiefere Wurzel, aus der die Gemeinsamkeiten von Kunst und Erotik sprießen.

Es erscheint mir also, um dies noch einmal zu sagen, die psychosexuale Sphäre als eine durch ihre Ichnähe und den daraus fließenden strukturalen Reichtum besonders ausgezeichnete Manifestation des zentralen Ich, in der u. a. die der ganzen Seele eigene polare Struktur prägnanter vielleicht als sonstwo ihren Ausdruck findet, nicht aber als eine Sonderkraft, eine Art Seele in der Seele, die man dem Ich etwa gegenüberstellen könnte.

Gerne gestehe ich ein, daß dies recht unbestimmt klingen mag. Es zu größerer Präzision zu gestalten, ist hier aber nicht der Ort. Dennoch glaubte ich diese Andeutungen nicht unterdrücken zu sollen. Denn es scheint mir, daß die psychoanalytische Betrachtungsweise letztlich nur dadurch aufgehoben werden kann, wenn man die in ihr implizierten Grundanschauungen vom Wesen des Seelenlebens überhaupt klarstellt und als irrig nachweist, so an die Wurzel die Axt legend. Solche Entwurzelung jener Lehre aber halte ich für geboten, weil sie mir trotz aller ihrer Verdienste in philosophischer, psychologischer und wohl auch ärztlicher Hinsicht eine Gefahr zu bedeuten scheint.

LITERATURVERZEICHNIS

1. Adler, A., Das Problem der Homosexualität, München, 1917.
2. —, Der nervöse Charakter, 2. Aufl., München, 1920.
3. —, Praxis und Theorie der Individualpsychologie, München, 1921.
4. Adler, O., Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes, Leipzig, 1911.
4a. Allers, R., Über Psychoanalyse, Berlin, 1922.
5. Andreas-Salomé, L., Die Erotik, Frankfurt a. M., o. J., „Die Gesellschaft", Bd. 33.
6. Bahnsen, Charakterologie, Leipzig, 1867.
7. Balzac, Physiologie du mariage, Paris, 1830.
8. Bellaigue, Psychologie Musicale, Paris, 1893.
9. Binet, Etude de Psychologie experimentale, Paris, 1891.
10. Birnbaum, Psychopathologische Dokumente, Berlin, 1920.
11. Bloch, J., Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis, Dresden, 1902.
12. —, Das Sexualleben unserer Zeit, Berlin, 1907.
13. Blüher, H., Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft, 1917.
14. —, Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen, Jena, 1919.
15. Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkt, München, 1874.
16. Cabral, Venus genitrix, Paris, 1882.
17. Carpenter, Wenn die Menschen reif zur Liebe werden.
18. —, Homogenic Love, Manchester, 1894.
19. Chevalier, L'inversion sexuelle, Lyon, Paris, 1893.
20. Danville, Psychologie de l'amour, Paris, 1894.
21. Dessoir, M., Zur Psychologie der Vita sexualis, Allg. Z. f. Psych., 50.
22. Duboc, J., Die Psychologie der Liebe, Hannover, 1874.
23. Dühren, Neue Forschungen über den Marquis de Sade, Berlin, 1904.
24. —, Rétif de la Bretonne, Berlin, 1906.
25. Ehrenfels, Chr. v., Sexuales Ober- und Unterbewußtsein, Polit. anthrop. Rev. 2.
26. Ellis, H., Zur Psychologie des normalen Geschlechtstriebes, in „Handb. d. Sexualwiss.", herausg. v. Moll, Berlin, 1912.
27. —, Sexual Selection in man, Philadelphia, 1905.
28. —, Sex in Relation to society, Philadelphia, 1910.
29. —, The Evolution of modesty, Philadelphia, 1900.
30. —, Sexual Impulse in Women, Philadelphia, 1903.
31. — und A. Moll, Die Funktionsstörungen des Sexuallebens, in „Handb. d. Sexualwiss.", herausg. v. Moll, Berlin, 1912.
34. Eulenburg, Sadismus und Masochismus, Wiesbaden, 1902.
35. J. F., médecin anglais, Des causes et des remèdes de l'amour (London), Paris, 1773.
36. Féré, Ch., L'instinct sexuel, Paris, 1899.
37. —, Travail et plaisir, Paris, 1904.
38. Fließ, Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen, Leipzig und Wien, 1897.
39. Forel, A., Die sexuelle Frage, München, 1905.
40. Forster, Über die Affekte, Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 19, 1906.
41. Frank, L., Sexuelle Anomalien, Berlin, 1914.
42. Friedländer, Renaissance des Eros Uranios, Berlin, 1904.
43. Freud, S., Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Leipzig und Wien, 1910.
44. —, Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten, Leipzig und Wien, 1906.
45. —, Die Traumdeutung, Leipzig und Wien, 1906.
46. —, Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, I—IV.
47. Gall, F. J., Influence du cerveau sur la forme du crâne, Paris, 1823.

48. Gourmont, R. de, Physique de l'instinct sexuel, Paris, 1902.
49. Groß, O., Drei Aufsätze über den inneren Konflikt, Bonn, 1920.
50. Hagen, Sexuelle Osphresiologie, Charlottenburg, 1901.
51. Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewußten, Berlin, 1878.
52. Hegar, Der Geschlechtstrieb, Stuttgart, 1894.
53. Hirschfeld, Vom Wesen der Liebe, Jahrb. f. sex. Zwischenstufen, 8, 1906.
54. —, Die Transvestiten, Berlin, 1910.
58. —, Sexualpathologie, Bonn, 1917.
59. Isserlin, M., Die planmäßige Pervertierung unserer Jugend, Donauland, 4. 1920.
60. James, W., Principles of Psychology, New York, 1901.
61. Janet, P., L'Etat mental des hystériques, Paris, 1898.
62. Jung, G. C., Wandlungen und Symbole der Libido, Jahrb. f. psychoanalytische Forschung, 3 und 4, 1911, 1912.
63. Kant, J., Vom Gefühl des Erhabenen und des Schönen.
63a. Kemnitz, M. v., Erotische Wiedergeburt, München, 1919.
64. Key, E., Über Liebe und Ehe, Berlin, 1904.
65. Kisch, Das Geschlechtsleben des Weibes, Berlin, 1907.
65a. Kläsi, J., Beitrag zur Frage der kindlichen Sexualität, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., 74, 1922.
66. Kötscher, Das Erwachen des Geschlechtsbewußtseins und seine Anomalien. Wiesbaden, 1907.
66a. Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie, 8. Aufl., Leipzig, 1914—1917.
66b. Kretschmer, Der sensitive Beziehungswahn, Berlin, 1919.
67. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, 13. Aufl., Stuttgart, 1907.
68. La Mettrie, Traité de la volupté.
69. La Rochefoucauld, Maximes et pensées.
70. Laupts (St. Paul), L'homosexualité et les types homosexuels, Paris, 1910.
71. —, Perversions et perversités sexuelles, Paris, 1896.
72. Laurent, L'amour morbide, Paris, 1891.
73. Liepmann, W., Psychologie der Frau, Wien, Berlin, 1920.
74. Lipmann, O., Psychische Geschlechtsunterschiede, Z. f. angew. Psychol., 1917.
75. Loewenfeld, Über das eheliche Glück, Wiesbaden, 3. Aufl. 1912.
76. —, Über die sexuelle Konstitution und andere Sexualprobleme, Wiesbaden, 1911.
76a. Lomer, Liebe und Psychose, Wiesbaden, 1909.
77. Lucka, E., Die drei Stufen der Erotik, Berlin, 1910.
78. Maeder, Die Sexualität der Epileptiker, Jahrb. f. psych. analytische Forschung, 1. 1909
79. Marro, La pubertà studiata nell'uomo e nella donna, Torino, 1901.
80. —, Evolution psychologique à l'époque pubère. In Traité internation. de psychol. pathol., Paris, 1910, I.
80a. Meisel-Heß, Die sexuelle Krise, Jena, 1913.
81. Michels, R., Grenzen der Geschlechtsmoral, Leipzig, 1913.
82. Moebius, P. J., Die Wirkungen der Castration.
83. Moll, A., Untersuchungen über die Libido sexualis, Berlin, 1897.
84. —, Das Sexualleben des Kindes, Leipzig, 1908.
85. —, Handbuch der Sexualwissenschaften, Berlin, 1912.
86. —, Die konträre Sexualempfindung, Berlin, 1899.
87. Montaigne, Essais.
88. Müller, R., Sexualbiologie, Berlin, 1897.
89. Näcke, P., Beiträge zu den sexuellen Träumen, Arch. f. Kriminalanthropol. 1908.
90. —, Der Traum als feinstes Reagens für die Art des sexuellen Empfindens, Monatsschr. f. Kriminalpsychol., 1905.
91. Nietzsche, Fr., Genealogie der Moral.
92. — Menschliches, Allzumenschliches.
93. Paul, S., Le vice et l'amour, Paris, o. J.
94. Plato, Symposion.
95. Raffalovitch, Uranisme et unisexualité, Lyon, Paris, 1896.

96. Ranck, O., Ein Beitrag zum Narzißmus, Jahrb. f. psycho-analytische Forschung, 3, 1911.
97. Reschal, A., La névrose galante au XVIIIme Siècle, Paris, o. J.
98. Ribot, Th., Psychologie des sentiments.
99. Rohleder, Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben, Berlin, 1907.
100. Rousseau, Confessions.
101. Scheler, M., Über Sympathiegefühle, Halle, 1913.
102. Schleiermacher, Vertraute Briefe über die Lucinde.
103. Schmidt, R., Das Kamasutram, 6. Aufl., Berlin, 1920.
104. Schmitz, O. H., Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere, Stuttgart, 1906.
104a. Schneider, K., Bemerkungen zu einer phänomenologischen Psychologie der invertierten Sexualität und erotischen Liebe, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych., 71, 1921.
105. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung.
106. Simmel, G., Philosophische Kultur, Leipzig, 1919.
107. —, Rembrandt, Berlin, 1913.
108. —, Zur Psychologie der Frauen, Z. f. Völkerpsychol., 20, 1890.
109. Spencer, H., The Principles of Sociology, London, 1895.
110. Stendhal, De l'amour.
110a. Stekel, W., Onanie und Homosexualität, Wien, Berlin, 1920.
111. Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie, Leipzig, 1890.
112. Stransky, E., Zur Klinik und Pathogenese gewisser Angstpsychosen. Monatsschrift f. Psych. und Neurol., 14, 1903.
112a. Toepel, H., Zur Psychologie der lesbischen Liebe, Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych., 72, 1921.
112b. Vaerting, M., Die Frau im Männerstaat und der Mann im Männerstaat, Karlsruhe, 1921.
113. Volkmann von Volkmar, W., Lehrbuch der Psychologie, Cöthen, 1876.
114. Weininger, Geschlecht und Charakter.
115. Westermark, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe, Leipzig, 1907.
116. —, Geschichte der menschlichen Ehe, Jena, 1893.

SACHREGISTER ZUM III. BAND

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen)